

[Jürgen Paul](#)

**Neue Fischer Weltgeschichte**  
**Band 10**

*Zentralasien*





### ***Zur Neuen Fischer Weltgeschichte***

Was ist Weltgeschichte? Die Rede von ihr führt die Idee einer Totalität mit sich, einer Totalität des Raumes und der Zeit, des Geschehens und der Erfahrung, des Handelns und des Erleidens. Doch so notwendig die Vorstellung eines Ganzen im Ablauf der Zeit als regulative Idee der Weltgeschichte ist, so wenig kann der Mensch eine solche Gesamtheit empirisch erfassen.

Im Bewusstsein dieser Begrenzung bildet für die *Neue Fischer Weltgeschichte* die Aufgliederung des Globus in überschaubare, geographisch vorgegebene und historisch gewachsene Regionen den Ausgangspunkt. Innerhalb dieses Rahmens versteht sie sich nicht als Geschichte von Ländern oder Staaten, sondern als eine solche von Räumen und der Wechselwirkungen zwischen ihnen. Sie setzt Akzente durch Verbindungen und Trennungen, indem sie manche Kontinente, so Afrika und Europa, als Einheiten behandelt, während sie Amerika und insbesondere Asien stärker gliedert. Gewichtung und Strukturierung erfolgen auch in der zeitlichen Dimension, wenn eine Weltregion in zwei chronologisch aufeinanderfolgenden Bänden behandelt wird – im Falle Europas sind es sogar mehrere Bände. In solchen Schwerpunktsetzungen liegt einerseits das Eingeständnis eines Eurozentrismus, in dessen Tradition diese Weltgeschichte steht, ob sie will oder nicht, und andererseits der Ansporn für seine Überwindung in einer konsequenten systematischen Gleichbehandlung der verschiedenen Räume.

Die einzelnen Bände beschreiben einleitend die Rahmenbedingungen des jeweiligen Raumes für eine auf den Menschen bezogene und zumindest teilweise auch von ihm gemachte Geschichte, während sie am Schluss nach dem weltgeschichtlichen Ertrag (im positiven wie im negativen Sinne) fragen. Innerhalb einer Weltregion wird die Geschichte in Epochen behandelt, und jede Epoche ist ihrerseits nach Sachgebieten gegliedert, wobei Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur im Vordergrund stehen.

Das Vorgängerwerk, die weitverbreitete *Fischer Weltgeschichte* aus den 1960er Jahren, erhob den Anspruch, zu zeigen, »wie die Menschheit in ihrer Geschichte zum Selbstbewusstsein erwacht«. Die Geschichtswissenschaft ist seither zurückhaltender geworden. Die *Neue Fischer Weltgeschichte* betrachtet ihren Gegenstand nicht als einlinigen Fortschrittsprozess, sondern als polyphones Geschehen mit ständig wechselnden Haupt- und Nebenstimmen, die ihre Bedeutung behalten, selbst wenn sie längst verstummt sind.

*Die Herausgeber*

**Einleitung: Die Weltregion Zentralasien**

A

**Voraussetzungen**

1.

**Raum**

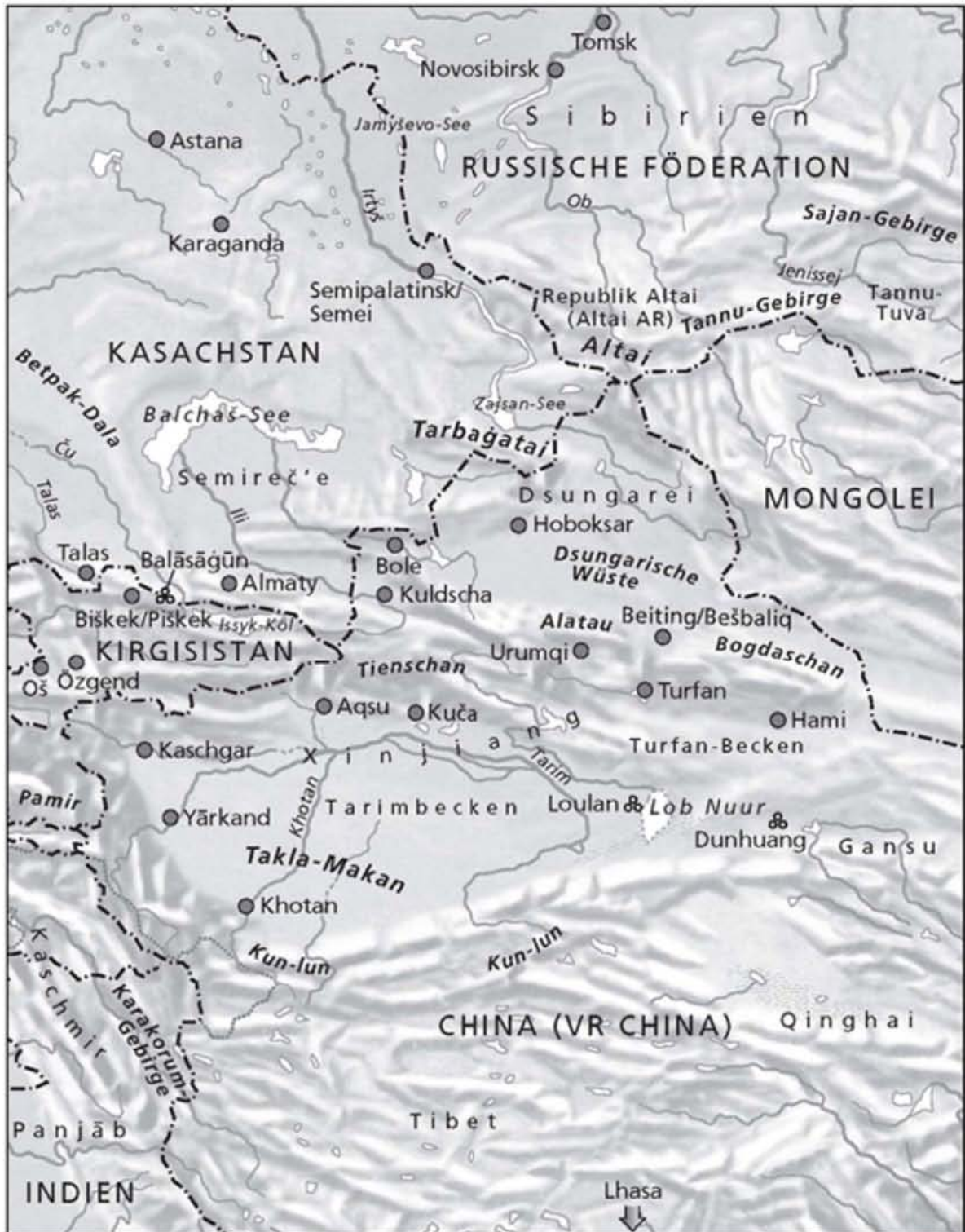
Zentralasien hat ebenso wie viele andere kulturelle Großregionen keine natürlichen Grenzen. Die vorgeschlagenen Grenzen differieren im Fall Zentralasiens sogar noch stärker als bei anderen Räumen. Die Bezeichnung Zentralasien wird für unterschiedliche Räume verwendet und steht dabei neben anderen Begriffen. Weder der Raum als solcher ist demnach klar abgegrenzt, noch ist der Begriff selbstverständlich.



Karte 1 :Zentralasien Südwest



Karte 2 :Zentralasien Nordwest



Karte 3 :Zentralasien Zentrum





Karte 4 :Zentralasien Osten

Im vorliegenden Band wird aus pragmatischen Gründen Zentralasien als derjenige Teil Asiens verstanden, in dem

heute die Staaten Turkmenistan, Kasachstan, Usbekistan, Tadschikistan und Kirgisistan (die fünf zentralasiatischen GUS-Republiken) liegen. Hinzu kommt Afghanistan im Süden und die Mongolei im Osten. Zu Zentralasien gerechnet werden in diesem Band ferner Gebiete im Süden Sibiriens, die politisch zur Russischen Föderation gehören, sowie die Autonome Region Xinjiang, die politisch ein Teil Chinas ist. Die Geschichte Tibets wird in diesem Band nicht behandelt, obwohl Tibet oft ebenfalls zu Zentralasien gerechnet wird.

Dieser Teil Asiens wird von vielen Autoren weiter untergliedert. Aus der sowjetischen Terminologie herkommend, ist eine Unterteilung in Mittelasien (*Srednjaja Azija*) und Zentralasien (*Central'naja Azija*) nicht ungewöhnlich. In diesem Fall wird unter Mittelasien die Region verstanden, welche die vier zentralasiatischen Sowjetrepubliken umfasst (Kasachstan wird nicht zu »Mittelasien« in diesem Sinn gerechnet); Zentralasien bezeichnet dann die nicht zur UdSSR gehörigen Regionen in China und der Mongolei. Afghanistan lag in der sowjetischen Terminologie außerhalb Zentralasiens.

Im heutigen Sprachgebrauch hat sich, wohl auch durch das Englische beeinflusst, Zentralasien (*Central Asia*) für die Gesamtregion weitgehend durchgesetzt, Mittelasien kommt gelegentlich als Synonym für Zentralasien vor, wird aber nur noch selten als Bezeichnung für eine eigene Region verwendet.

Anstelle von Zentralasien oder Mittelasien findet man auch Innerasien (*Inner Asia*, noch präziser *Inner Eurasia*), womit einerseits wohl die Vorstellung der Entfernung von den Meeren, eben im Inneren eines Kontinents, beibehalten, aber diejenige von Zentralität abgeschwächt wird; *Inner Eurasia* betont außerdem das Kontinuum zwischen Asien und Europa, das gilt natürlich auch für *Eurasia* oder *Eurasien*. Besonders für den Steppengürtel kann die Abgrenzung zwischen den beiden Kontinenten auf der Höhe des Urals nur konventionell getroffen werden. *Inner Asia* wird von *Central Asia* insofern unterschieden, als es die gesamte Region, *Central Asia* jedoch den südwestlichen Teil zusammen mit den in Iran und Afghanistan liegenden benachbarten Landschaften meint.

Historische Bezeichnungen für die Region oder Teile davon – meistens die westlichen – gibt es mehrere; einige davon drücken eine westliche Sicht aus. Am prominentesten war *Turkestan*, gelegentlich unterteilt in Russisch- (oder West-) Turkestan und Chinesisch- (oder Ost-) Turkestan; Afghanisch-Turkestan trifft man nur selten. *Turkestan* wurde auch für eines der russischen Generalgouvernements in Zentralasien gebraucht. Die Bezeichnung als solche ist alt; sie findet sich schon bei den arabischen Geographen des 9. und 10. Jh. n.Chr., gemeint war die bereits damals von türkischen Nomaden bevölkerte Steppenregion östlich und nördlich des Syr Darja. Der Begriff erfuhr durch die russische Kolonialmacht eine Neubelebung. Er wurde auch von der pan-türkischen Bewegung übernommen. Denn er kam den Vordenkern dieser Bewegung gelegen, weil er die Dominanz des turkophonen Elements in der Region unterstreicht (und so z.B. die persischen Anteile in Geschichte und Gegenwart herunterspielt). Eine türkische Variante (statt *Türkistan* mit der ursprünglich iranischen Endung *-stan*) ist *türk ili*, beides bedeutet »Land der Türken«.

In der Zuordnung der jeweiligen als Turkestan bezeichneten Regionen zu den politischen Einheiten Russland, China bzw. Afghanistan wird der geopolitische Aspekt des Begriffs deutlich. Er transportiert die geopolitische Aufteilung Asiens am Ende des 19. Jahrhunderts, als Turkestan als russisches bzw. chinesisches, Südasien dagegen als britisches Einfluss- und Herrschaftsgebiet gesehen wurde. Insofern hat der Begriff eine geopolitische Komponente.

Der Blickrichtung von Westen her verdankt sich der Begriff »Turan« für die nordöstlich an Iran angrenzenden Gegenden (von unbestimmter Ausdehnung); Turan ist der – nicht wertfreie – Antipode zu Iran, aus iranischer Perspektive das Land der anderen, der Gegenpol zu Iran, dem »Land der Reinen«, was die ursprüngliche Bedeutung von Iran ist. Eine ähnliche Sicht aus Westen verrät die Bezeichnung Transoxanien (aus dem arab. *Māwarānnahr*, wörtlich »Was hinter dem Fluss [liegt]«) für die Landschaft »jenseits des Oxus«, d.h. des Amu Darja. Heute ist sie eine in der Region gebräuchliche Bezeichnung für das Land zwischen Amu Darja und Syr Darja.

Ein weiterer, manchmal parallel zu Turkestan gebrauchter und heute nicht mehr üblicher Begriff ist *Tatarei* oder *Tartarei*. Damit war die Oasenzone des westlichen Zentralasiens gemeint, und man konnte so die *Große* und die *Kleine Tatarei* unterscheiden – Letztere bezeichnete Xinjiang, das daneben auch als *Kleinbucharrien* auftauchte. Hier handelt es sich um eine nicht ganz unschuldige Fehlbezeichnung. Die Tataren sind ein turkophones Volk, das in vielen Regionen der Russischen Föderation und Zentralasiens verbreitet ist, mit Zentren in der Wolgaregion und auf der Krim und in Diaspora-Situationen in Sibirien und Zentralasien, dabei ist *Tatar* durchaus auch eine Selbstbezeichnung (ursprünglich eines mongolischen Volkes). Gleichzeitig wurde der Begriff *Tataren* in Europa vor allem für die Mongolen (als Eroberer und Feinde der europäischen Zivilisation) benutzt; die lautliche Nähe zum – ursprünglich griechischen – Wort *tartaros* für die Unterwelt oder Hölle legte die »Verwechslung« nahe. Es handelt sich nicht um

eine sprachliche Ungenauigkeit, sondern um eine mehr oder weniger bewusste Zuordnung der Mongolen zu den Bewohnern der Unterwelt bzw. der Hölle; und diejenigen turkophonen Gruppen, die das Ethnonym der einstigen mongolischen Gruppe *tatar* übernahmen, sind auf diese Weise, auch als *pars pro toto*, Namensgeber einer Vielzahl weiterer turkophoner Gruppen geworden, mit denen die Russen und allgemein die Europäer in Berührung kamen.

2.

### **Bild**

Wie das Beispiel *Tatarei – Tartarei* zeigt, ist Zentralasien als Region, sind seine Bewohner Projektionsfläche für Ideen, Vorstellungen, Utopien und Schreckensvisionen der Europäer gewesen. Zwei Bilder sind es hauptsächlich, welche die Wahrnehmung Zentralasiens nicht selten prägten und prägen: Einmal die wilden Steppenkrieger, Inkarnation der Barbarei (eben die *Tartaren* aus dem *tartaros*), und zum anderen die mit der Seidenstraße verbundene Ideenwelt. Das erste Bild ist dabei sehr alt: Alexander, dem Makedonen, wird die Zähmung der wilden Völker von Gog und Magog zugeschrieben, die er dann hinter einer Mauer (oder einem eisernen Wall) eingesperrt hat (diese Vorstellung ist im Übrigen auch im islamisch-arabischen Schrifttum gut bekannt). Die von Alexander erreichten Gebiete in Zentralasien können überdies in gewisser Weise als die Grenze der (aus europäischer Sicht) bekannten Welt gelten; noch die englischen Entdecker und Eroberer benutzten in Asien, wohin sie auch kamen, die ihnen aus den griechischen Autoren, vor allem Herodot, bekannten Ortsnamen (darunter auch die Namen »Oxus« für den Amu Darja und »Iaxartes« für den Syr Darja, die sich bis heute gehalten haben, daneben viele Namen für Regionen und Provinzen, etwa »Baktrien« für die Landschaften zwischen Amu Darja und Hindukusch). Jenseits dieser Grenze liegt *Innermost Asia* – die Bezeichnung soll die außerordentliche Abgelegenheit und Fremdheit dieser Landschaften markieren.

Der zweite Komplex, unter dem Stichwort »Seidenstraße« versuchsweise fassbar, bezieht sich auf romantisierende und exotisierende Vorstellungen von Zentralasien und seinen Bewohnern; sie beruhen auf den gleichen Grundlagen wie die »orientalisierenden« Bilder vom Nahen Osten und teilweise Nordafrika, aber auch Indien. Der »Orient« wird als träg, passiv, feminin, aber auch poetisch, religiös kontemplativ, ja weise gesehen.

Die Literatur folgt dem allgemeinen Muster: Die erste Kontaktaufnahme sieht die Fremden noch als gleichberechtigt; erst in einem späteren Stadium, auch beeinflusst durch die westeuropäische Aufklärung, prägen sich die »typischen« Bilder aus. Dabei fallen die Urteile über die einzelnen Gruppen in Zentralasien durchaus differenziert aus. Während besonders die Turkmenen als räuberisch, verschlagen und unzuverlässig gelten, hat man für Kasachen und Kirgisen auch positive Worte: Ihre Gastfreundlichkeit wird gelobt, ihre Gutmütigkeit, auch Ehrlichkeit. Die Vorstellung vom »Wilden« als »Naturkind« spielt hier hinein. Die Städter sind dagegen überwiegend – hier mischen sich Vorstellungen über die islamische Kultur mit den Exotisierungen – als fanatische Muslime abgestempelt, Städte wie Bucharas sind daher ein Hort der finstersten Reaktion und der schwärzesten Formen der orientalischen Despotie. Die beiden Bilder des »Orientalen« (habgierig, der Wissenschaft unzugänglich, sinnlich bis lüstern) und des »Asiaten« (grausam und stolz, solange unbesiegt; unterwürfig nach der Niederlage) mischen sich mit dem des so gezeichneten Muslims. Diese Vorstellungen wurden zu einem guten Teil auch in der deutschsprachigen Literatur übernommen und wirken bis heute nach.

Auch die Berichte etwa chinesischer und arabischer Reisender in Zentralasien sind von den mitgebrachten Wertvorstellungen geprägt; an dieser Stelle kann auf diese Seiten des Kulturkontakts aber nicht eingegangen werden.

3.

### **Begriff**

Differenzen in der Definition der Region ergeben sich auch aus dem fachlichen Zusammenhang. Geographen, Historiker, Politikwissenschaftler benutzen jeweils unterschiedliche Maßstäbe. Außerdem ändern sich die Bestimmungen mit der Zeit.

*Geographen* haben die Abflusslosigkeit als entscheidendes Merkmal vorgeschlagen; Zentralasien wäre demnach derjenige Teil Asiens, dessen Gewässer nicht in einen Ozean münden. Die Region erstreckt sich dann vom Kaspischen Meer (in das sowohl »europäische« als auch »asiatische« Flüsse münden) bis an das System des Amur (die

Wasserscheide liegt in der nordöstlichen Mongolei), von dem Rand der Einzugsgebiete der großen sibirischen Ströme (Ob mit Irtyš und Jenissej) im Norden bis zum Indus im Süden. (Das zentrale abflusslose Gebiet der eurasischen Landmasse umfasst außer Zentralasien auch Teile Osteuropas, nämlich den Einzugsbereich der Wolga, und Teile Vorderasiens, etwa das iranische Hochland.) Andere Geographen geben einfach die Koordinaten an, demzufolge reicht Zentralasien von 55° bis 115° östlicher Länge und von 35° bis 50° nördlicher Breite, manchmal wird auch 55° nördlicher Breite angegeben. Dabei wird oft betont, dass die Übergänge zu den angrenzenden Regionen fließend sind. Manchmal werden besonders die westlichen Teile Zentralasiens (das Tiefland von Turan und Afghanistan), die zum Trockengürtel der Alten Welt gehören und mit dem Nahen und Mittleren Osten viele Gemeinsamkeiten aufweisen, zum Vorderen Orient gerechnet (oder im englischen Sprachgebrauch als Teil des *Middle East* gesehen).

*Historiker* tendieren eher dazu, Zentralasien als einen im Lauf der Jahrhunderte unterschiedlich weit ausgedehnten Raum zu begreifen, dessen Hauptmerkmal die enge Interaktion zwischen Nomaden und Sesshaften ist, oder, negativ formuliert: wenn die großen Ackerbauregionen des eurasischen Kontinents an dessen Rändern liegen (China und Südostasien, der indische Subkontinent, der Nahe Osten mit dem Zweistromland und Iran, und schließlich, im Übergang zu Westeuropa, die gemäßigten Zonen Osteuropas), dann bleibt in der Mitte des Kontinents ein großer Raum, in dem Ackerbau nicht in der gleichen Intensität möglich ist wie in den genannten Regionen, jedenfalls dann nicht, wenn keine künstliche Bewässerung stattfindet. Zentralasien wird also gewissermaßen negativ definiert: Es ist diejenige Region, in der es entweder zu trocken oder zu kalt (oder beides) ist, um mit guter Aussicht auf regelmäßige Erträge Ackerbau treiben zu können.

Die Zone der engen Interaktion zwischen Nomaden und Sesshaften ist im Lauf der Geschichte unterschiedlich weit zu fassen. Für die gegenwärtige Epoche – die Zeit nach dem Ende des vormodernen Nomadismus – kommt dieses Merkmal zur Definition der Region nicht mehr in Betracht. Dagegen wäre etwa für die Mitte des 13. Jahrhunderts, zur Zeit der größten Ausdehnung des mongolischen Weltreiches, eine westliche Grenze anzunehmen, die weit nach Westasien und nach Osteuropa vorgeschoben wäre; auch in der Zeit etwa vom 4. Jahrhundert an, aber natürlich auch schon für lange Abschnitte der Antike, ist für die Geschichte des östlichen, vor allem des südöstlichen Europas die enge Interaktion zwischen Nomaden und Sesshaften nicht ungewöhnlich.

Für den vorliegenden Band gilt, dass diese Interaktion zwar nicht die Definition des behandelten Raumes, wohl aber einen entscheidenden Gesichtspunkt, eine Leitfrage seiner Geschichte liefert. Denn Zentralasien ist weltweit vielleicht diejenige Region, die in ihrer Geschichte am intensivsten von der Interaktion zwischen nomadischen und sesshaften Gruppen, allen möglichen Übergängen zwischen sesshaftem Ackerbau (und städtischem Handwerk und Handel) und Weidewirtschaft geprägt ist. Die unterschiedlichen Formen dieser Interaktion geben vielen Perioden der zentralasiatischen Geschichte ihre jeweilige Gestalt. Auch Anfang und Ende des Nomadismus sind eigene Etappen der Geschichte der Region. Dabei ist sicher festzuhalten, dass der Nomadismus der großen eurasischen Steppe nicht nur Zentralasien anbetrifft, sondern auch Osteuropa und dass die auf nomadische Gruppen sich stützenden Staaten in vielen Nachbarregionen ihre Spuren hinterlassen haben: außer in Osteuropa, besonders Russland, und Byzanz auch in China und Iran. Ferner muss man hervorheben, dass Zentralasien nicht die einzige Großregion ist, in der Nomadismus eine wichtige Rolle spielt – das ist auch in Iran, in Anatolien, in manchen Regionen der arabischen Welt und Afrikas der Fall, und es gibt auch einen Nomadismus der Tundra. Insofern ist die räumliche Abgrenzung Zentralasiens pragmatisch.

In *kulturgeographischer* Perspektive könnte eine Unterteilung des Raums nach Formen der Bodennutzung und Dichte der Besiedelung vorgenommen werden. Wie die folgende Darstellung der klimatischen Verhältnisse zeigt, kann die Nordgrenze Zentralasiens durch die Grenze der Aridität bestimmt werden. In dem semi-ariden Klima der Steppenzone ist mit heutiger Technologie wohl Ackerbau möglich, historisch aber wurde dort oft kaum Ackerbau betrieben. Diese Region wurde also historisch in der Hauptsache für mobile Weidewirtschaft genutzt. Die Bevölkerungsdichte richtete sich dabei nach dem jeweils möglichen Viehbestand. Daher stieß die Bevölkerungsentwicklung in der Steppe an relativ harte Grenzen, die ohne technologische Innovationen nicht übersprungen werden konnten. Städtische Siedlungen waren gar nicht oder nur in großen Abständen vorhanden, oft fehlten ständige Siedlungen ganz. Für diese Region ist die Bezeichnung *turko-mongolische Welt* vorgeschlagen worden.

Je trockener und wärmer nach Süden hin das Klima wird, desto mehr ist der Ackerbau durch Wassermangel eingeschränkt. Ackerbau ist in dem südlichen, vor allem dem südwestlichen Teil Zentralasiens in der Regel (vor allem im Flachland) nur bei künstlicher Bewässerung erfolgversprechend. Die Bevölkerung konzentriert sich in diesen



Regionen in den Oasen, die sich dort bilden, wo Bewässerung gut möglich ist; sie kann dann und in dem Maß wachsen, wenn und insoweit sich durch Ausweitung der Bewässerung die angebaute Fläche ausdehnen lässt. Die größte Bevölkerungsdichte wird dort erreicht, wo durch Zusammenwirken klimatischer und orographischer Faktoren größere Oasen in relativ geringen Abständen voneinander möglich sind (zum Beispiel im Fergana-Tal). Die großen Oasen Zentralasiens haben sich einmal – bei entsprechender Oberflächengestalt – an Flussläufen herausgebildet; hierzu gehören solche Städte wie Samarkand, Herat, Taschkent, Kabul, Kuldscha und viele andere. Typischerweise handelt es sich um mittlere bis kleinere Flüsse. Zum anderen ist die Lage am Scheitelpunkt eines Binnendeltas kennzeichnend (dort, wo ein Fluss beginnt, sich zu einem Delta zu verzweigen); das gilt für Marw, Balch, Buchara, die Städte in Khwārazm, Kaschgar und andere. Aber auch kleinere Flüsse können größere Oasen hervorbringen; das sind zum Beispiel die Oasenstädte in Xinjiang, aber auch Siedlungen am Nordhang des Tienschan, Ashgabat in Turkmenistan, die Städte im Gansu-Korridor und viele andere. Für diese Kulturlandschaft ist der Begriff »Zentralasien der Oasen« vorgeschlagen worden. Sie ist weitgehend Teil der *turko-iranischen Welt*, die außerdem allerdings das Hochland von Iran und westlich angrenzende Gebiete umfasst.

Man findet gelegentlich auch eine Aufteilung in einen vom Islam bestimmten »westlichen« und einen vom Buddhismus geprägten »östlichen« Teil der Region. In der Tat ist in der Neuzeit eine solche Aufteilung möglich und in kulturhistorischer Hinsicht auch sinnvoll. Zum islamisch geprägten Teil Zentralasiens gehören somit die westlichen Gebiete: Afghanistan, Turkmenistan, Kasachstan, Usbekistan, Tadschikistan, Kirgisistan, Xinjiang. Alle diese Gebiete haben eine entweder turkophone oder iranophone »autochthone« Bevölkerung, die seit kürzerer oder längerer Zeit dem Islam zugehört. Daneben gibt es weiter östlich muslimische Minderheiten, die ihrerseits auch turkophon oder iranophon sein können, aber auch Chinesisch und andere Sprachen sprechen. Zum buddhistischen Einflussgebiet gehören dagegen die Mongolei und Tibet sowie einige mongolophone Gruppen in der Russischen Föderation (Burjaten und, außerhalb Zentralasiens im Sinn dieses Bandes, Kalmücken) und nicht-islamische turkophone Gruppen. Eine natürliche Grenze zwischen den Einflusszonen der beiden großen Religionen gibt es nicht. Diese Aufteilung ist außerdem nur für das spätere Mittelalter und die Neuzeit schlüssig.

In *politischer* Hinsicht bedeutet Zentralasien in der Regel, vor allem in der Selbstsicht der fünf zentralasiatischen GUS-Republiken, genau diesen Raum; dies wird von internationalen Akteuren auch übernommen. Daneben finden sich unterschiedliche Erweiterungen dieses Raums, meist aus sicherheitspolitischen und pragmatischen Gründen; oft wird Xinjiang hinzugerechnet, gelegentlich auch die Mongolei, seit den Ereignissen von 2001 (11. September und im November/Dezember Sturz des Taliban-Regimes) wird auch Afghanistan häufig zu Zentralasien gerechnet.

## B

**Geographische Kennzeichen**

## 1.

**Topographie**

Zentralasien ist ein riesiger Raum. Größe ist ein Kennzeichen Zentralasiens, und es ist naheliegend, dass Unterschiede und Gegensätze auch in naturräumlicher Hinsicht ausgeprägt sind. Dennoch gibt es auch in geographischer Hinsicht Gemeinsamkeiten. Als Erstes ist die Kontinentalität zu nennen: Ozeane und Wasserstraßen spielen eine untergeordnete Rolle. Transport ist daher landgestützt, und auf der Ost-West-Achse gibt es nur wenige natürliche Hindernisse. Zur Kontinentalität gehört ferner die bereits erwähnte Abflusslosigkeit. Die großen Ströme der Region fließen nicht in eines der Weltmeere, sondern enden in Binnenseen oder bilden Binnendeltas. In den Aralsee münden bzw. mündeten der Amu Darja und der Syr Darja; der Zerafšan endet in einem Binnendelta (Region Karaköl bei Buchara), ebenso der Murğāb (mit der Oase von Marw) und der Tejen/Harī-Rūd (Oase von Sarakhs). Der Ili und der Ču sowie weitere Flüsse (die Region trägt nach diesen Flüssen den Namen »Siebenstromland«, kirgisisch Žetisu, russisch Semireč'e) speisen den Balchaš-See. In Kirgisistan ist ferner der Issyk-Köl zu nennen, ein Hochgebirgssee, dessen Tiefe dazu beiträgt, dass er im Winter nicht gefriert (der Name bedeutet »Heißer See«). Der Tarim in Xinjiang erreicht seinen Endsee, den Lob Nuur, nur noch selten. Seen im Nordwesten der Mongolei nehmen kleinere Flüsse auf. Am Nordrand der Region gibt es allerdings auch Flüsse, die zu Systemen mit Abfluss ins Weltmeer gehören, zu nennen sind vor allem die Systeme des Irtyš und des Jenissej mit Abfluss in das Polarmeer, und im Osten der Region entwässern die Selenga und der Orkhon in den Baikalsee; dieser verfügt (mit der Angara) über einen Abfluss zum Jenissej, daher sind seine Einzugsgebiete im engeren Sinn nicht abflusslos. In den Pazifischen Ozean entwässert im Nordosten der Mongolei der Onon. Im Süden spielt das System des Indus eine Rolle für diejenigen Teile Afghanistans, die südlich und östlich der Wasserscheide des Hindukusch liegen. Der Helmand im Westen Afghanistans hat (in der iranischen Provinz Sistān) einen Endsee.

Das Relief Zentralasiens weist sehr ausgedehnte Ebenen auf, daneben liegen in der Region einige der höchsten Gebirgszüge der Erde. Der Westen ist allgemein flacher, die Transkaspische Ebene und das Flachland zwischen Aralsee und Tienschan kennzeichnen diese Region (»Turanisches Becken« oder »Tiefeland von Turan«). Die östlichen Teile liegen auch in den Ebenen etwas höher, die in der Mongolei nördlich an die Gobi angrenzenden Steppengebiete etwa, nach Norden ansteigend, zwischen 800 bis fast 1000 m. Die Hochgebirge gehören einmal zu den sich aus dem Pamir-Knoten entwickelnden Zügen (Pamir mit Gipfeln bis 7719 m, der Kungur in Xinjiang), nach Westen und Südwesten der Hindukusch (Gipfel in Afghanistan über 7000 m), nach Südosten das Karakorum-Gebirge, nach Osten das Kun-lun Gebirge, welches das Tarim-Becken südlich begrenzt. Nördlich schließt dieses Becken der an den Pamir anstoßende und nach Nordosten verlaufende Tienschan ab (Pik Pobedy, 7439 m, kirgisische Bezeichnung Žengish Čokusu). Nicht zu diesem Komplex gehören die Gebirgszüge des Köpet Dağ an der Grenze zwischen Turkmenistan und Iran, in dem immerhin Gipfel über 3000 m vorkommen; dennoch fehlen hier natürlich die Gletscher, die für die Wasserversorgung der großen zentralasiatischen Ströme entscheidend sind. Der größte Gletscher der Region ist der Fedčenko-Gletscher am Pik Kommunizma (7495 m, in Tadschikistan, tadschikischer Name: Garmo). Der Nordosten der Region ist durch den vielfach verzweigten Altai-Komplex gekennzeichnet: in der Russischen Föderation mit Gipfeln um 4500 m, in der Mongolei als Mongolischer und Gobi-Altai, die beide nicht über 4000 m hoch sind. Nordöstlich des Mongolischen Altai liegt das Khangai-Gebirge, das einen großen Teil der westlichen Mongolei einnimmt (Gipfel bis 3905 m). Insgesamt ist die Mongolei hoch gelegen: Die mittlere Höhe beträgt 1580 m. Auf der russischen Seite geht der Altai im Osten in das Tannu-Gebirge und das Sajan-Gebirge über, das bis an das Südende des Baikalsees reicht (Gipfel bis etwa 3000 m). Bei dieser Kennzeichnung im Großen darf nicht vergessen werden, dass die Landschaften Zentralasiens oft kleinräumig und eng gekammert sind.

Dennoch sind diese Gebirge nicht nur Hindernisse für den Verkehr gewesen. Einige Zweige der zentralasiatischen Handelsrouten verliefen gerade durch das Pamir-Gebirge, auf dem Weg etwa zwischen Kaschgar und dem

Fergana-Becken. Auf dieser und ähnlichen Routen müssen Pässe in Hochgebirgslagen überwunden werden, so der Bedel-Pass in Kirgisistan (4288 m) oder der Akbaital-Pass in Tadschikistan (4655 m). Noch der berühmte Salang-Pass in Afghanistan ist über 3800 m hoch.

Einige Teile Zentralasiens sind Erdbebenregion: Die Eurasische Platte bewegt sich gegen die indische Landmasse. Besonders betroffen sind Ränder der Gebirge (Erdbeben von Ashgabat 1948 und von Taschkent 1966 mit jeweils Tausenden von Opfern). Andere Teile, besonders im Flachland, weisen nur ein geringes Erdbebenrisiko auf. Ferner muss in gewissen Lagen mit heftigen Erdbeben und Schlammlawinen gerechnet werden, wie die Stadt Almaty im 20. Jahrhundert mehrfach erfahren musste.

2.

### **Klima und Klimazonen. Vegetation**

Das Klima ist kontinental bzw. extrem kontinental. Die Temperaturen schwanken stark sowohl im Jahres- als auch im Tagesgang, und es gibt allgemein einen Mangel an Feuchtigkeit.

Für die klimatischen Bedingungen sind zwei Hochdruckzonen verantwortlich. Im Winter bildet sich ein kräftiges und sehr stabiles Hoch mit Zentrum über dem Nordwesten der Mongolei. Dieses asiatische Hochdruckgebiet führt kontinuierlich sehr kalte und trockene Luft mit einer Nordost-Strömung in die Region. Im Sommer lenkt ein Ableger des Azoren-Hochs gleichfalls trockene, aber wärmere Luft nach Mittelasien (Luftströmung aus Nord bzw. Nordwest). Diese Lage ist auch für den »Wind der 120 Tage« (ein sehr trockener und Staub aufwirbelnder Nordwind im westlichen Mittelasien und Afghanistan, der die Sommermonate kennzeichnet) verantwortlich. Niederschläge bringen dagegen nur die Tiefausläufer (atlantischen Ursprungs), die in der Hauptsache in den Übergangsjahreszeiten bis in die Region gelangen können. Südasiatische Monsun-Regenfälle spielen nur begrenzt eine Rolle. Dementsprechend sind viele Regionen im Winter nur dünn mit Schnee bedeckt, auch wenn es lange Frostperioden gibt, und Schneedecken halten sich im Flachland selten über längere Zeit.

Klima- und Vegetationszonen lassen sich nach zwei Merkmalen einteilen: einmal von Norden nach Süden und zum anderen in der Höhenstaffelung der Gebirge. Von Nord nach Süd folgt auf die Waldzone (Taiga) mit ausgedehnten Nadelwäldern noch eine Mischwaldzone im Westen (die aber kaum über 90° östlicher Länge hinausreicht), die weiter südlich in Waldsteppe übergeht. Kennzeichnend ist dann für Zentralasien insgesamt die südlich anschließende weitgehend baumlose Grasland-Steppe, im Großen entlang 50° nördlicher Breite. Nach Süden werden die Niederschläge immer geringer, die Vegetation entsprechend spärlicher, bis die Wüsten erreicht werden. Steppen und Wüsten mit den für sie typischen Vegetationsformen werden nach den Gebirgen detailliert vorgestellt.

Unterbrochen werden die geschilderten klimatischen Streifen und Vegetationszonen jeweils durch die Hochgebirge, die andere Merkmale aufweisen.

Beispiele für *Klimagürtel im Hochgebirge*: Im *Tianschan* findet man an der Luvseite (das ist Nord) Grasbewuchs bis etwa 1600 m, danach eine Nadelwaldzone bis ca. 2600 m, danach dünner werdende Vegetation mit alpinen Weiden, oberhalb von 3600 m dann Fels und in den höchsten Lagen Gletscher und Eis. Auf der Leeseite im Süden gibt es viel weniger Vegetation, lediglich in der Höhenlage, die in Luv dem Waldgürtel entspricht, werden subalpine Steppen angetroffen, die dann in Hochgebirgswüsten übergehen.

Im *Altai* ist die Unterscheidung zwischen Luvseite und Leeseite weniger eindeutig, weil das Gebirge keine so klare West-Ost-Orientierung aufweist. Der Altai gliedert sich in Landschaften von 600–1000 m in den Tallagen bis zu Gipfeln von 4500 m. In den Tallagen (600–800 m) überwiegt steppentypische Vegetation, auch noch, mit Strauchanteilen, bis in Höhen von 900–1100 m. Weiter oben, bis etwa 1300–1500 m, findet man Wald, Birken und Pappeln, der beim weiteren Aufstieg bis 1500 m, teilweise darüber, in Birken- und Lärchenwald übergeht. Höhere Lagen sind durch Gebirgstundra gekennzeichnet.

Im afghanischen *Hindukusch* reicht die Vegetation der Steppe und Wüstensteppe (Kameldorn, Wermut, Leguminosen, salzliebende Pflanzen) bis in eine Höhe von 1500–1800 m; höhere Lagen haben alpine Gräser mit Wermutsträuchern, in Gunstlagen sind Mandel- und Aprikosenbäume möglich.

Etwas feuchtere Berglagen (so im turkmenischen *Köpet Dag*) haben lichten Wald mit Pistazien und Nadelbäumen.

Manche Gebirge, so die Hochebene des *Pamir*, sind extrem trocken, haben noch weniger Niederschlag als die Sandwüsten der Ebene (Hochgebirgswüste), oder sie sind, wie das *Khangai*-Gebirge, klimatisch von der umgebenden

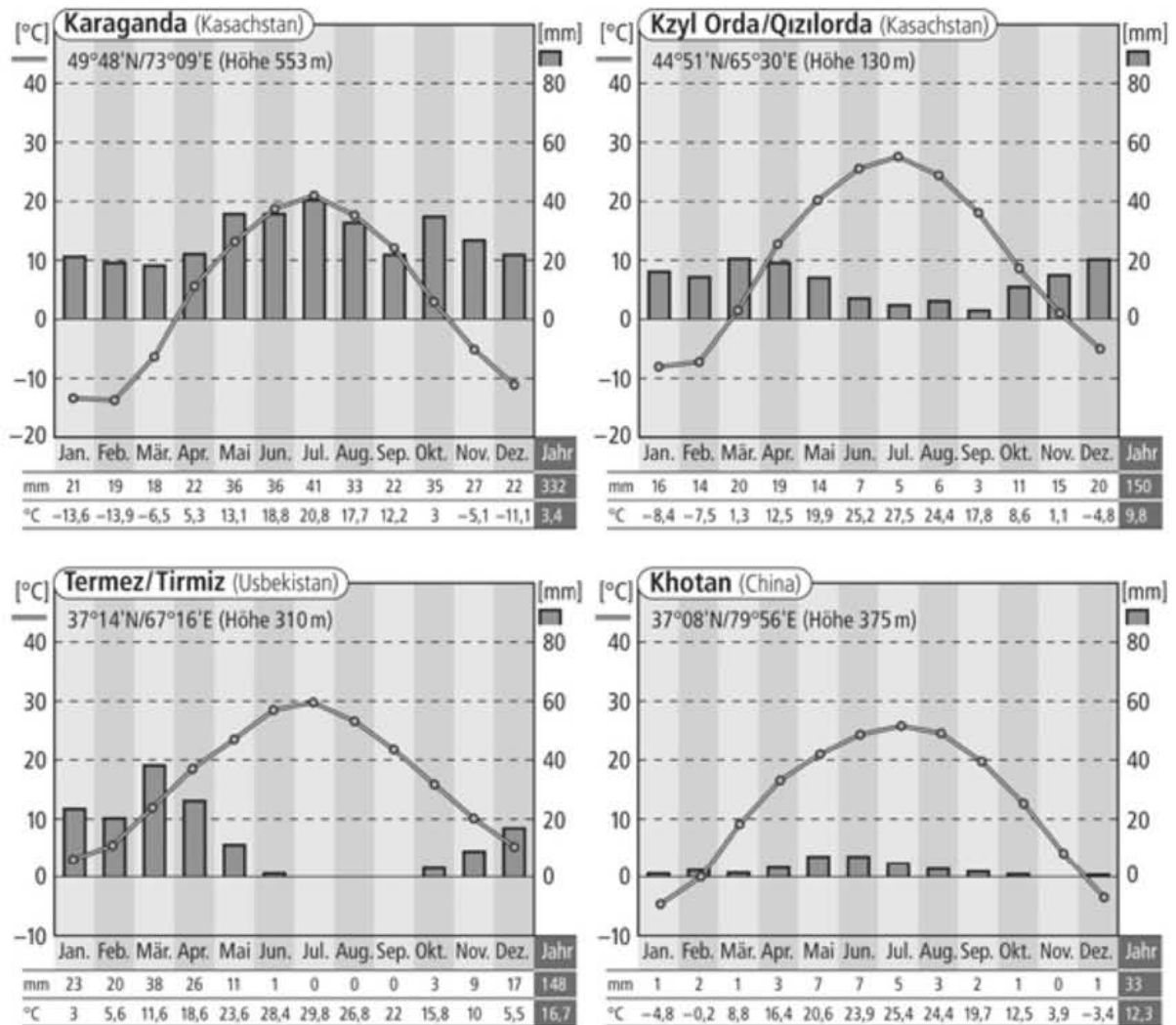
Wüste (in diesem Fall der Gobi) so sehr beeinflusst, dass sie ihrerseits sehr trocken sind; allerdings findet man dort auf mittleren Höhen (zwischen 900 und 1500 m) sehr gute Weidegründe.

Die alpine Vegetation bietet relativ geringe Futtermengen: 0,5 bis 0,8 t/ha für Bergsteppe und 0,2 bis 0,8 t/ha für alpine Weiden.

Die *Steppenzone* Zentralasiens ist Teil des eurasischen Steppengürtels, der von den Ebenen Osteuropas bis nach China reicht. Sie ist ein verhältnismäßig schmales Band, das sich von der Ukraine über Kasachstan, durch das südliche Sibirien bis in die nördliche Mongolei hinzieht. Die Trockenheit (Aridität) ist hier noch nicht extrem, das Verhältnis Niederschlag zu möglicher Verdunstung beträgt zwischen mehr als 60 Prozent in der Waldsteppe und zwischen 30 und 50 Prozent in der Grassteppe, nach Norden hin ist es feuchter, nach Süden trockener, bis in der Wüstensteppe die Aridität extrem wird und die Niederschläge nur noch 13 Prozent bis 29 Prozent der thermisch möglichen Verdunstung betragen. Nördlich des Steppengürtels sind die Haupthindernisse für Landwirtschaft nicht die fehlenden Niederschläge, sondern die niedrigen Temperaturen. Die Steppe wird gekennzeichnet durch eine geschlossene Grasdecke (Federgras); die Böden sind entweder ausgewaschene Schwarzerde (Černožëm) oder Braunerde (Kastanožëm). Wo es trockener wird, ergänzt sich die Vegetation durch andere Getreidegräser. Die Steppe bietet ein hohes Potential für Weidewirtschaft: In der trockenen Steppe liefern xerophile holzige Getreidepflanzen und Federgras bis zu 12–15 t Futter/ha. Aufgrund des Vegetationszyklus können diese Pflanzen im Frühjahr bis Frühsommer sowie im Herbst als Weide genutzt werden.

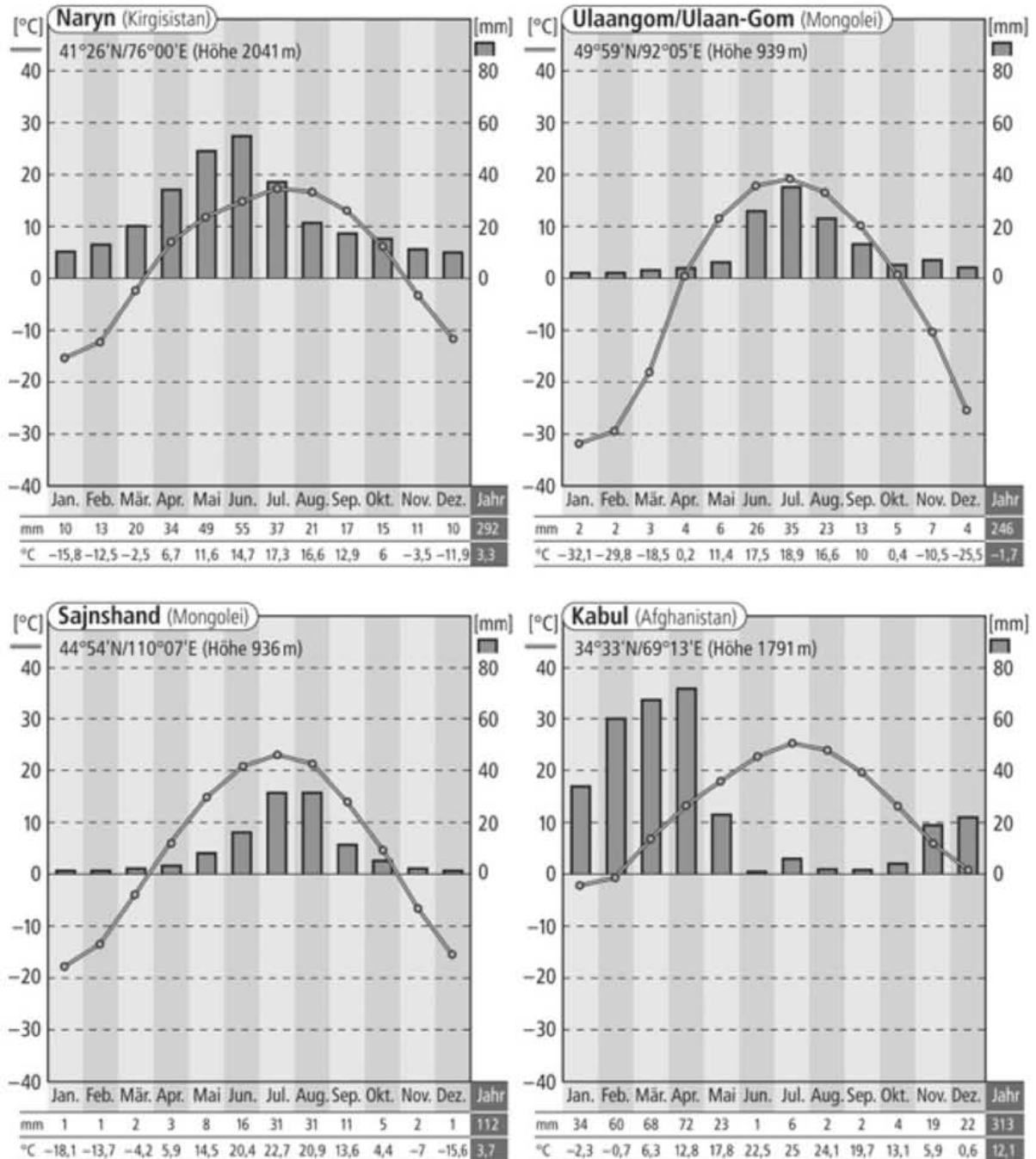
Die Winter sind kalt oder extrem kalt, die Sommer heiß. Die Mitteltemperaturen liegen in fünf bis sechs Monaten (von Oktober bis März) im Frostbereich. Niederschläge erreichen zwischen 250 und 450 mm/Jahr in der Waldsteppe und Grassteppe, aber nur noch zwischen 150 bis 250 mm in der Wüstensteppe, die Feuchtigkeit nimmt nach Osten und Süden hin ab. Die Grundwasserspiegel liegen zum Teil bodennah (etwa in großen Teilen der Mongolei), was die Wassernutzung durch das Graben von Brunnen erleichtert.

Der Übergang zur Wüstensteppe (keine geschlossene Vegetation mehr, zur Wüste hin immer dünner werdend) vollzieht sich allmählich; die Wüstensteppe nimmt ein recht breites Band ein, welches nördlich des Kaspischen Meeres beginnt und einen großen Teil der Ebenen von Xinjiang, Gansu und den Nordrand der Gobi umfasst. Die Sommertemperaturen liegen (noch) höher als in der Steppe, die Winter sind etwas milder. Die spärliche Vegetation auf den teilweise salzhaltigen Böden (Wermut, Kriechzypresse und ephemere Pflanzen) reicht für ein Futterangebot von 0,7 bis 1,5 t/ha, das vor allem für Winterweide nutzbar ist.



**Karte 5** :Das Klima von acht (fortgesetzte Zählung) repräsentativen Orten Zentralasiens

1. nördliche Steppe Kasachstan, Karaganda; 2. südliche (Wüsten-) Steppe Flachland Kasachstan, Kzyl Orda; 3. Wüste, Termez, Usbekistan; 4. Wüste, Khotan, VR China



**Karte 6** :Das Klima von acht repräsentativen Orten Zentralasiens

5. Bergland, Naryn, Kirgisistan (2041 m); 6. Steppe Mongolei, Ulaangom, 939 m; 7. Wüste Mongolei, Sajinshand (Gobi); 8. Bergland, Kabul, Afghanistan (1791 m)

Die Wüstenzone erstreckt sich vom Ostrand des Kaspischen Meeres bis zur Gobi und den Ordos-Gebieten am Huanghe. Zu nennen sind die turanische Wüstenzone, in der die Kyzylkum (turksprachig: »Roter Sand«) eher festen Sand und steiniges Gelände aufweist, während die Karakum (»Schwarzer Sand«) eher Sanddünen hat. Östlich des Syr Darja, genauer östlich des Karatau-Gebirges, liegt die Muyunkum-Wüste; westlich des Balchaš-Sees die



Betpak-Dala, »Hungersteppe«, die insgesamt wüstenhaft ist und südlich des Sees in eine Sandwüste übergeht. Eine der lebensfeindlichsten Wüsten ist die Takla-Makan im Tarim-Becken – dies ist eine der trockensten Regionen der Welt, und die Sanddünen können über 100 m hoch sein. Nordöstlich, auf der Nordost-Seite der Ausläufer des Tienschan, findet man mit der Dsungarischen Wüste eine weitere Sandwüste, und die Aufzählung schließt mit der Gobi, die in ihrem Zentrum ebenfalls Wüste ist. Am Rand des Gansu-Korridors findet man schwärzliche Kiesel als Grundform der Oberfläche, weshalb dieser Teil die »Schwarze Gobi« genannt wird. Ein bedeutender Teil der Oberfläche Zentralasiens wird also von Wüsten eingenommen.

Das Klima in den Wüsten ist durch niedrige bis sehr niedrige Niederschläge (teilweise unter 100 mm/Jahr, wobei einige Jahre ganz ohne Niederschlag vergehen können) gekennzeichnet. Hinzu kommen stark schwankende Temperaturen im Tages- und im Jahresgang. Die Gobi hat die niedrigsten Wintertemperaturen, was durch den Einfluss des großen asiatischen Winterhochs, aber auch durch die höhere Lage erklärt werden kann. In anderen Wüsten sind die Winter milder als in der Steppe.



Karte 7 :Die Klimazonen Zentralasiens

Die Böden in der Wüstenzone, auch wo an der Oberfläche Treibsand vorherrscht, haben sich überwiegend aus Löß und leichter Braunerde entwickelt; bei Bewässerung bieten sie durchaus ein Potential für Ackerbau. Löß liegt zum Beispiel vor in Teilen der Karakum und am Südrand der Takla-Makan. An vielen Stellen steht der Grundwasserspiegel hoch, nahe am Boden. Wegen der hohen Verdunstung neigen die Böden zur Versalzung, es bilden sich *takyr* oder *solončak* genannte Salzpflanzen. Solche *solončak*-Salzpflanzen sind ohne Vegetation, bei geringerer Versalzung halten sich noch salzliebende Pflanzen wie *Saxaul*. Das Grundwasser kann sehr salzig sein (mit Salzgehalten von 30 g/l und höher),

bereits an der Oberfläche können Salzausblühungen sichtbar sein.

Die Wüstenregionen werden von Fremdlingsflüssen durchzogen wie dem Amu Darja, dem Syr Darja, dem Tarim, dem Ču und dem Ili, welche alle aus dem Pamir bzw. dem Tienschan entspringen; aus dem Hindukusch kommen der Tejen (in Afghanistan: Harī-Rūd) und der Murğāb in die Karakum-Wüste und der Helmand im Süden in den südöstlichen Iran. Am Rande dieser Flüsse kann sich eine spezifische Vegetation herausbilden, die in den zentralasiatischen Turksprachen *tugai* genannt wird. In diesen Flusswäldern wachsen Ahorn, Pappel und Tamariske mit Schilf und Unterholz.

Die Flüsse in Zentralasien führen meistens im späteren Frühjahr Hochwasser, wenn die Schneeschmelze im Gebirge einsetzt und auch im Flachland relativ oft Regen fällt; eine zweite Hochwasserperiode im Sommer, die aber geringer ausgeprägt ist, verdankt sich dem Abschmelzen der Gletscher. Neben den genannten großen und mittleren Flüssen gibt es eine große Menge kleinerer, nicht das ganze Jahr über wasserführender Bäche und Flüsse, die aber für viele kleine Oasen am Rand der Gebirge ein ausreichendes Wasserangebot haben. Die niedrigsten Wasserstände werden nach mehreren regenarmen (bzw. regenlosen) Monaten im Spätherbst und im Winter erreicht, wenn im Gebirge die Fröste einsetzen.

3.

### **Tierwelt**

Was die Tierwelt angeht, so kann im gegebenen Zusammenhang im Wesentlichen nur auf Säugetiere eingegangen werden, sofern sie durch Jagd, später durch Zähmung und Züchtung im Leben der Menschen eine Rolle spielten und spielen, so dass die berühmten Raubkatzen (der Tiger in den *tugai*-Wäldern ist ausgestorben, der Schneeleopard ist vom Aussterben bedroht) und die markanten Greifvögel (mehrere Arten, auch Adler, wurden und werden zur Jagd gehalten) nur erwähnt werden können.

In Zentralasien waren viele Wildformen heutiger Haustiere heimisch; diese Tiere werden nur teilweise heute noch in freier Wildbahn oder zumindest in Naturschutzgebieten angetroffen. Die waldigen Regionen am Nordrand der Steppen und in den entsprechenden Höhenlagen haben Elch, Rothirsch und Reh, im Altai auch noch das Rentier; dies zeigt, wie fließend auch in dieser Hinsicht die Grenzen zu den Waldgebieten im Norden sind. In den Steppen (und teilweise den Wüsten) lebten Wildpferde und Wildesel (Kulan, Onager), auch die Wildform des Baktrischen Kamels (Trampeltier) kam vor. Gazellen und Antilopen, besonders die Saiga-Antilope und die Persische Gazelle, sind heute noch anzutreffen. In den Bergen gab (und gibt) es Schafe und Ziegen (manche Arten vom Aussterben bedroht), in hohen Lagen Yaks.

Wildpferde wie das sogenannte Przewalski-Pferd (*equus caballus przewalskii*), das mit seinen Unterarten früher in der gesamten Steppenzone Zentralasiens verbreitet war – die Herden weideten in salzhaltigen Hochsteppen und wanderten auch in Wüstengebiete –, sind ausgestorben. Heute gibt es einige kleine Herden ausgewilderter Tiere in Naturparks (in der Mongolei, in Usbekistan und Kasachstan, auch in Ungarn und der Ukraine). Diese Pferde sind gut an die natürlichen Bedingungen angepasst; sie fressen Gräser, Rinden und Gesträuch. Mindestens eine weitere Pferderasse war in Zentralasien verbreitet, die größer war; in ihr hat man die in China so genannten »Himmlichen Pferde« gesehen.





**Abb. 1** :Ein Przewalski-Pferd

Die Pferde der Steppe waren von enormer historischer Bedeutung, als Handelsgut im Austausch vor allem mit China und als Garant der Mobilität in der nomadischen Kriegführung. Das typische Pferd in der Mongolei ist ein Kleinpferd mit einem Stockmaß nicht über 1,35 m. Es zeichnet sich durch hohe Ausdauer und Belastbarkeit aus, ist dabei genügsam und kann auch ohne menschlichen Eingriff gedeihen. Für die Laufleistung werden folgende Werte angegeben: Diese Pferde laufen etwa in 7 Tagen bis zu 320 km und in 25 Tagen bis zu 1800 km, wobei sie in gutem Zustand an das Ziel gelangen.<sup>[1]</sup> Sie brauchen keine Fütterung mit Heu oder Getreide und sind besonders kräftig nach der Sommerweide.

*Wilde Kamele* des baktrischen Typs (*camelus ferus przewalskii*) sind heute gleichfalls ausgestorben, waren aber noch in moderner Zeit anzutreffen. Verwilderte Hauskamele können in freier Wildbahn überleben. Das Baktrische Kamel war für den Karawanenhandel unentbehrlich, seine Wanderleistung bestimmte die Geschwindigkeit der Karawanen. Die stärksten Rassen konnten voll beladen (bis 230 kg) Tagesetappen von ungefähr 45 km zurücklegen, andere Rassen konnten nur geringere Lasten tragen (eine normale Kamellast wird mit etwa 140 kg angegeben) und legten kürzere Strecken täglich zurück, wenig mehr als 30 km.

*Wildesel* (*equus hemionus*) gibt es noch heute. Sie bewohnen im Winter die Wüste, im Sommer die Halbwüste oder die Steppe, dem Futterangebot folgend. Sie ertragen auch Salzwasser. Die Herden sind im Winter viel größer als im Sommer.

*Wilde Schafe* gibt es in verschiedenen Formen, am weitesten verbreitet ist *ovis ammon*. Es kann mit Schnee bis ca. 25–50 cm auskommen. Manche Arten von Wildschafen, so der Urial (*ovis orientalis vignei*), leben überwiegend im Gebirge; diese Art akzeptiert Salzwasser mit einem Salzgehalt von bis zu 20 g/l.

Das Yak (eine Rinderart, *bos grunniens*) lebt in großen Höhen, wilde Yaks bewohnen Trockensteppen zwischen 4500 und 6000 m Höhe. Es ist offenbar durch Tibeter im südlichen Kunlun domestiziert worden und hat sich seither weiter verbreitet.

4.

**Bevölkerung, Sprachen**

Die Sprachen der »autochthonen« (da auch die Sprecher der anderen Sprachgruppen nicht »immer schon« dort zu Hause waren, wo sie heute leben, wurde »autochthon« in Anführungszeichen gesetzt) Bevölkerung gliedern sich in der Hauptsache in drei Sprachgruppen: Turksprachen, iranische Sprachen, mongolische Sprachen. Vermutlich sind die Sprecher von Turksprachen in der Gesamtregion die größte Gruppe, daher beginne ich mit ihnen.

Vertreten sind: Turkmenisch als süd- bzw. südwesttürkische Sprache – zu dieser Gruppe (»oghusische Sprachen«) gehören auch das in Aserbaidschan gesprochene Türkisch sowie das Türkeitürkische, daher ist eine Verständigungsmöglichkeit mit Türken aus der Türkei in Zentralasien unmittelbar allein für Turkmenisch-Sprecher gegeben; aus der Gruppe der westtürkischen (kiptschakischen) Sprachen das Kasachische, das Karakalpakische und einige Dialekte des Usbekischen sowie das Kirgisische, das in dieser Gruppe allerdings eine Sonderstellung einnimmt; aus den osttürkischen (uigurischen) Sprachen die übrigen usbekischen Dialekte und das Uigurische, hierzu gehören auch die älteren Schriftsprachen Qarakhanidisch und Čagataiisch; von den nordtürkischen Sprachen soll das Tuvinsche erwähnt werden. Am besten untereinander verständigen können sich Sprecher des Usbekischen und des Uigurischen; Versuche, sich über die Familiengrenzen der Turksprachen hinweg zu verständigen, sind nicht immer erfolgreich und bedürfen auch für Muttersprachler einer gewissen Übung. Dennoch gilt, dass die zentralasiatischen Turksprachen ein Kontinuum darstellen, Sprachgrenzen sind oft nicht eindeutig.

Neben den gleichnamigen Gebieten (Staaten oder Teilrepubliken oder Autonomen Regionen) werden die jeweiligen Sprachen oft von manchmal bedeutenden Minderheiten außerhalb dieser Gebiete gesprochen, nicht selten grenznah. Turkmenen findet man im Norden Afghanistans, ebenso auch Usbeken (Usbeken geschätzt 7–10 Prozent der Bevölkerung Afghanistans). Usbekische Minderheiten gibt es außerdem in Tadschikistan (25 Prozent) und in Kirgisistan (14 Prozent) sowie in Turkmenistan (5 Prozent). Kasachen leben in der Mongolei und in Xinjiang, auch in Usbekistan gibt es eine kasachische Minderheit (4 Prozent). Karakalpakern machen nur einen kleinen Teil der Gesamtbevölkerung Usbekistans aus und sind auch in Karakalpakistan eine Minderheit.

Zu den iranischen Sprachen in der Region gehört das Neupersische, in Afghanistan Darī und in den übrigen Teilen Zentralasiens Tadschikisch. In Turkmenistan ist allerdings wie in Iran die Bezeichnung Fārsi üblich. Neupersisch ist über lange Jahrhunderte hin die überwiegend genutzte Schriftsprache Zentralasiens gewesen, auch für Sprecher von Turksprachen. Die zentralasiatischen Formen des Neupersischen sind untereinander und mit den in Iran gebräuchlichen Dialekten kompatibel. Zu den anderen iranischen Sprachen (vor allem Paschtu) aber sind die Unterschiede größer; Paschtu-Sprecher verstehen Darī nicht ohne weiteres.

In Afghanistan ist Paschtu die Sprache mit den meisten Sprechern (zwischen 35 Prozent und 45 Prozent verglichen mit 25 Prozent bis 30 Prozent Tadschiken, zu denen aber in linguistischer Hinsicht auch die Hazāra mit bis zu 10 Prozent gerechnet werden müssen), daneben kommen Belutschisch und Kurdisch vor. Alle diese Sprachen werden von Persisch-Sprechern nicht ohne weiteres verstanden. In Tadschikistan haben sich vor allem im Pamirgebirge eine Anzahl archaischer iranischer Sprachen erhalten, die zu unterschiedlichen Familien der iranischen Sprachen gehören und oft nur noch wenige hundert Sprecher zählen.

Die mongolischen Sprachen sind in ihren verschiedenen Formen außer in der Mongolei in der Russischen Föderation vertreten (Burjatische Autonome Republik und Kalmückische Autonome Republik, diese liegt westlich der Wolga am Nordufer des Kaspischen Meeres und gehört daher geographisch zu Europa).

Neben den autochthonen Sprachen spielen die Sprachen von Gruppen eine Rolle, die im Zuge der kolonialen und imperialen Durchdringung der Region, durch Maßnahmen der imperialen Zentralregierungen des zaristischen Russlands, der Sowjetunion und Chinas in die Region gekommen sind.

Russen lebten (und leben) in allen zentralasiatischen Sowjetrepubliken, besonders hoch war ihr Bevölkerungsanteil jedoch in Kasachstan und Kirgisistan. In Kasachstan sind immer noch 30 Prozent, in Kirgisistan 12 Prozent der Bevölkerung Russen. (Tadschikistan 3 Prozent, Turkmenistan 7 Prozent, Usbekistan 5 Prozent). Russophon sind in Zentralasien aber auch andere Gruppen, etwa Tataren, Baschkiren (deren Turksprachen von den Sprechern zentralasiatischer Turksprachen nicht unbedingt verstanden werden) und Koreaner sowie die verbliebenen Deutschen. Andere slawische Sprachen (z.B. Ukrainisch) waren vor allem in Kasachstan durch bedeutende Gruppen vertreten.

Ausgewandert ist ebenfalls die große Mehrheit der Deutschen (die allerdings zu einem hohen Anteil Russisch sprachen), genauso wie andere Gruppen, die erst während des Zweiten Weltkriegs zwangsweise nach Zentralasien umgesiedelt worden waren: die turksprachigen Meskheten, ein großer Teil der Krimtataren und der Tschetschenen und Inguschen. Das Judäo-Tadschikische, die besondere alteingesessene Variante des Tadschikischen, gesprochen von den Bucharer Juden, ist aus Zentralasien so gut wie verschwunden.

In Xinjiang dagegen ist der Bevölkerungsanteil der Han-Chinesen durch Zuwanderung kontinuierlich gestiegen, so dass die Uiguren nur noch ca. 42 Prozent der Bevölkerung ausmachen, Kasachen stellen in der Region eine kleinere Gruppe.

Wie bereits angedeutet, ist die heutige Verbreitung der Sprachen in Zentralasien das Ergebnis langfristiger großräumiger Verschiebungen. Es lässt sich nachweisen, dass iranische Sprachen (besonders das Sogdische, daneben Baktrisch, Tocharisch und Khotansakisch) einmal sehr viel weiter verbreitet gewesen sind; bis zum Auftreten der Türken (spätestens ab dem 6. Jh. n.Chr.) waren zumindest die Oasenregionen des südlichen und westlichen Zentralasiens einschließlich des heutigen Xinjiang sehr weitgehend iranophon. Auch in den nördlicher liegenden Steppenregionen waren iranische Sprachen einmal verbreitet. Über die Sprachen der frühen (vor-türkischen und vor-mongolischen) Nomaden in den östlichen Teilen weiß man wenig. Für den Wechsel der Sprachen werden sowohl Zuwanderung von bzw. Eroberung durch türkische und mongolische Nomaden als auch Übernahme vor allem von Turksprachen durch die bisherige Bevölkerung als Grund genannt. Sicher spielen beide Faktoren eine Rolle; das Betonen des einen oder anderen Faktors geschieht gelegentlich auch aus politischen Gründen.

## C

**Zentrale Konzepte – Leitfragen**

Es wurde schon erwähnt, dass die Geschichte Zentralasiens intensiver als die Geschichte anderer, vielleicht aller anderen Regionen geprägt ist durch die Interaktion von Nomaden und Sesshaften. Hinzufügen kann man, dass der zentralasiatische Nomadismus gegenüber der Wanderweidewirtschaft in anderen Regionen der Welt besondere Züge aufweist. Hierzu gehören die Rolle des Pferdes als Herdentier, das nirgends so wichtig ist wie im Nomadismus der turko-mongolischen Zone (allerdings kommen Pferde als Herdentiere auch in der turko-iranischen Zone vor). Ferner verleiht allein die Größe des eurasischen Graslandes dem zentralasiatischen Nomadismus ein besonderes Gewicht. Nimmt man hinzu, dass in der turko-iranischen Zone gleichfalls (und dort bis heute) Pastoralnomaden einen hohen Anteil an der Bevölkerung hatten, so hat man in Zentralasien die größte und bedeutendste Zone des Pastoralnomadismus überhaupt vor Augen. Insbesondere ist Zentralasien die einzige Region, in der die beiden Formen des Nomadismus – der Nomadismus der offenen Steppe und derjenige der Oasenlandschaft – über lange Zeit miteinander in Berührung gestanden haben.

Ein historiographisches Klischee besteht darin, die Geschichte der Interaktion von Nomaden und Sesshaften als eine Geschichte der Konfrontation zu sehen und zu schreiben, genauer: der oft mühsamen und nicht selten vergeblichen, aber immer im Sinn des Kulturerhalts notwendigen Verteidigung der Sesshaften gegen die räuberischen, kriegerischen, aggressiven oder gesetzlosen Nomaden. Die Stadt, das Ackerland ist Sitz der Kultur, Steppe und Wüste sind Orte des Unheils, eben der Wildnis.

Dass es Konfrontation gegeben hat, Angriffe von Nomaden auf Städte und deren Unterwerfung, und das öfter als nur ausnahmsweise, soll gar nicht in Abrede gestellt werden. Ebenso endet die Geschichte der Konfrontation mit der Unterwerfung der Steppe durch sesshafte Imperien. Konfrontation kann aber auch verstanden werden als eine Form der Interaktion neben anderen, die gleichzeitig oder nacheinander wirksam werden können: Krieg und Raub, Handel und Tausch, ja Vermischung und Übergang. In diesem Band soll die zweite Möglichkeit zu ihrem Recht kommen, die Lebens- und Wirtschaftsformen des sesshaften Ackerbaus (einschließlich von Ackerbauern betriebener Viehzucht) und städtisches Leben und Arbeiten nicht in einen essentiellen Gegensatz zur nomadischen Weidewirtschaft mit ihren mehr oder weniger systematisch genutzten Möglichkeiten der Erschließung weiterer Ressourcen, darunter auch dem Ackerbau, gesetzt werden.

Im Zusammenhang mit der Bedeutung des Nomadismus für die Geschichte Zentralasiens steht das Phänomen der »Steppenreiche«, einer sehr eigenartigen Staatsform, die immerhin deutlich mehr als zweitausend Jahre hindurch, von den Skythen bis zu den Oiraten, eine feste Größe im politischen Geschehen der Region gewesen sind. Handelt es sich dabei um spezifisch »nomadische« Staaten, und wenn ja, was wäre das »Nomadische« an ihnen? Wie stehen sie – im Einzelfall, aber auch als Staatsform – im Verhältnis zu den »sesshaften« Reichen der benachbarten Regionen, China in erster Linie, erst danach auch Iran und Staaten der mittelländischen Welt, besonders Byzanz, wie zu Russland?

Das bedeutet insgesamt, dass die Geschichte Zentralasiens weder als Geschichte »sesshafter« Staaten und ihrer Kulturen noch als Geschichte »nomadischer« Reiche geschrieben werden kann, auch nicht als Geschichte ihrer jeweiligen Kämpfe und Konfrontationen, sondern dass die Interaktion (und damit alle Formen des Übergangs und der Mischung) im Vordergrund stehen soll.

Zuletzt muss die Frage der Zentralität Zentralasiens berührt werden. Dass Zentralasien nicht nur geographisch und geometrisch die Mitte Asiens einnimmt, sondern auch für die Geschichte, besonders die Kulturgeschichte des Kontinents eine zentrale Position beanspruchen kann, wäre zu prüfen und zu zeigen. Oft wird den Kulturen in Zentralasien bescheinigt, sie hätten außerordentliche Fähigkeiten darin bewiesen, Impulse aus allen benachbarten Kulturen aufzunehmen, der chinesischen, der südasiatisch-indischen, der iranischen, der mediterran-griechischen, der nordasiatischen der Waldgebiete. Dann wäre Zentralasien ein Sammelbecken aller möglichen »Einflüsse«, aller möglichen Kulturen, und das Spezifische der Region bestünde dann am ehesten in eben der Fähigkeit, all dies

aufzunehmen und zu verarbeiten. Die Kennzeichnung der Region als einer höchst bedeutsamen Zone der Interaktion zwischen Nomaden und Sesshaften betont dagegen, dass auch in diesem Fall das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile: Es wird nicht, um es negativ zu sagen, darum gehen, gewisse Erscheinungen in der Geschichte und Kultur Zentralasiens als »indisch«, »chinesisch«, »griechisch«, »iranisch« oder »nordasiatisch« zu erklären. Zentralasien wird nicht als Sammelbecken geschildert, das vor allem aufnimmt, sondern auch als eine Region, von der Impulse ausgehen.



## I

**Frühe Kulturen bis ca. 750 n.Chr.**

## A

**Herrschaft und Politik**

## 1.

**Bronzezeit und Eisenzeit: Frühe agropastorale Kulturen**

Ein Neolithikum im engeren Sinn gibt es in Zentralasien im Grunde nicht, wenn man darunter den Übergang von überwiegend aneignender zu überwiegend produzierender Wirtschaftsweise versteht. Eine Ausnahme bildet die – nach einem Fundort in Turkmenistan so genannte – Džejtun-Kultur, die sehr früh, schon seit dem späten 7. Jahrtausend v.Chr., gut ausgeprägt neolithisch ist, aber eher vorderasiatischen Kulturkreisen zugerechnet wird.

Die ersten metallzeitlichen Kulturen in Zentralasien werden als Afanasevo-Kultur bezeichnet, deren Zeithorizont ungefähr am Anfang des 3. Jahrtausends v.Chr. beginnt. Das Zentrum dieser Kultur lag in der Altai-Region im südlichen Sibirien. Sie markiert den Übergang von der Jungsteinzeit zu den Metallzeiten; kupferne Gerätschaften beschränken sich auf kleinere Teile wie Nadeln, kleine Messer und Beschläge für hölzerne Gefäße. Die Menschen betrieben eine gemischte agropastorale Wirtschaft. Dies gilt auch noch für die anschließende Periode, in denen der Andronov-Kulturkreis Zentralasien vom Ural bis an den Jenissej prägt (19.–15. Jahrhundert v.Chr.), die sich damit sowohl in den Wald- als auch in den Steppengebieten nachweisen lässt. Die Menschen hatten feste Siedlungen, von denen aus sie auch Viehzucht betrieben. Sie befinden sich südlich der offenen Steppe u.a. am mittleren Syr Darja, am unteren Amu Darja, im Tal des Zerafsan und weiter östlich im Semireč'e, vereinzelte Andronovo-Elemente sind aber auch in den südlich angrenzenden Regionen nachweisbar. Kurz nach Beginn des 1. Jahrtausends v.Chr. waren diese Siedlungen verschwunden. Dies kann entweder durch Abwanderung oder durch Übergang zu einer anderen Lebensform erklärt werden, in der feste Siedlungen keine bedeutende Rolle mehr spielten.

Weiter im Süden bezeichnet man bronzezeitliche Kulturen nach dem Fundort Namāzgāh (am Nordrand des Köpet Dağ in Süd-Turkmenistan), wo die Horizonte Namāzgāh IV–V (diese archäologischen Kürzel benennen Grabungsschichten) auf ca. 2800 bis 1800 v.Chr. datiert werden. Die Entwicklung hier verläuft parallel zu anderen Regionen: Es handelt sich um eine gemischte Ackerbauern-Viehzüchter-Kultur, in der es bereits alle wichtigen Haustiere (außer dem Kamel) gab und in der Metalle (zunächst Bronze) bearbeitet werden. Das Schaf scheint schon in der Jungsteinzeit gezähmt worden zu sein.

Etwas später als die bronzezeitlichen Kulturen am Köpet Dağ entwickelte sich die sogenannte »Oxus-Kultur« (auch »Bactria-Margiana Archeological Complex« genannt), die ihr Zentrum im nördlichen Afghanistan, an den südlichen Nebenflüssen des Amu Darja und am Unterlauf des Murğāb hatte und zwischen ca. 2200 bis etwa 1500 v.Chr. florierte; neben der landwirtschaftlichen Grundlage – künstliche Bewässerung mit Viehzucht – spielten auch großräumige Austauschbeziehungen bereits eine Rolle. Die Oxus-Kultur ist in etwa zeitgleich mit der Harappa-Kultur im Indus-Tal zu datieren.

Die weiter östlich anzutreffenden bronzezeitlichen Kulturen (hin zum Gansu-Korridor und zum Gelben Fluss) scheinen schlechter erforscht zu sein; aber auch hier handelte es sich um gemischte agropastorale Wirtschaften.

Welche dieser Kulturen wie und mit welchen ethno-linguistischen Gruppen in Zusammenhang standen, ist eine offene Frage. Für diese frühe Periode gibt es keine textgestützte zeitgenössische (oder annähernd zeitgenössische) Überlieferung; daher müssen die archäologischen Zeugnisse, zu denen auch die aufgefundenen menschlichen Gebeine gehören, mit dem linguistischen Befund in Übereinstimmung gebracht werden. Keine archäologische Fundgruppe kann aber, wenn es keine Beschreibungen materieller Kultur in Texten gibt, einer bestimmten Gruppe eindeutig zugeordnet werden. Besonders deutlich wird das am Streit um die bis zu 4000 Jahre alten Mumien im Tarim-Becken, die mit

indo-iranischen Gruppen in Verbindung gebracht, aber auch von Uiguren und Chinesen als Beweis der frühen Besiedlung der Region durch die jeweils eigene Gruppe instrumentalisiert werden. Zahlreiche sehr alte Mumien sind z.B. 2001 in der Lob-Nuur-Region gefunden worden, Loulan war ein damals wichtiges Zentrum.

Mit dem Übergang zur Eisenzeit in den ersten Jahrhunderten des letzten Jahrtausends v.Chr. ändert sich das Bild. Die ersten Reiternomaden betraten die weltgeschichtliche Bühne, und in den Oasen der zentralasiatischen Wüsten entstanden möglicherweise bereits staatliche Strukturen.

Die Nutzung von Equiden für die Kriegführung war zu dieser Zeit bereits alt. Schon die Sumerer spannten Onager vor Scheibenradwagen (frühes 3. Jahrtausend v.Chr.), und auch das Pferd kommt noch bei den Sumerern in dieser Rolle vor (21. Jh. v.Chr.). Später wurde das Scheibenrad durch das leichtere Speichenrad ersetzt.

Wo und wann genau das Pferd domestiziert worden ist, scheint ebenso wie die Frage nach den »wilden« Vorfahren des Hauspferdes ungeklärt. Vermutlich stammten die ersten gezähmten Pferde aus dem Steppenraum nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres. Pferdeknochen wurden auch in archäologischen Überresten der Andronovo-Kultur gefunden. Aber es lässt sich heute nicht klären, ob die primäre Domestikation im pontischen Raum oder weiter östlich, in den Steppengebieten des heutigen nördlichen Kasachstan, gelang.

Das Pferd war zunächst Zugtier, auch Fleisch- und Milchlieferant, aber noch nicht Reittier. Die weitere Entwicklung zum Reiten wird nach den aufgefundenen datierbaren Zaumzeug-Teilen und bildlichen Darstellungen rekonstruiert. Die Trense scheint seit dem frühen 2. Jahrtausend v.Chr. in Gebrauch. Nahöstliche Darstellungen des Reitens beginnen ab dem 13. Jh. v.Chr. Aber es ist eindeutig, dass das Fahren (im Streitwagen) dem Reiten vorausgeht. Das Fahren im Wagen ist zunächst eine Prestigesache, weniger von militärischem Interesse. In China kam der Streitwagen im 16. Jh. v.Chr. in Gebrauch, setzte sich dann bis ca. 1200 v.Chr. durch und behauptete sich bis in das 4. Jh. v.Chr., erst dann wurde er auch in China durch Kavallerie abgelöst. Zahlreiche Felsritzbilder zwischen dem Pamir und der Mongolei zeigen Pferd und Wagen, diese Bilder werden ebenfalls in das zweite Jahrtausend v.Chr. datiert. Pferdebestattungen und Wagen als Grabbeigaben findet man in der Steppe bereits ab dem ausgehenden dritten Jahrtausend v.Chr. und später auch in China. Die Domestikation des Pferdes und das Anspannen von Pferden vor Wagen (mit vier oder zwei Rädern) werden zu den kulturellen Errungenschaften der Steppe gerechnet.

Um die Wende zum 1. Jahrtausend v.Chr. kam die Nutzung des Eisens auf, zunächst noch parallel zur noch deutlich dominierenden Bronze (Geräte etwa mit eiserner Klinge und Bronzegriff). Die archäologischen Funde lassen sich nunmehr vorwiegend nomadisch lebenden Gruppen und solchen mit sesshafter Ackerbaukultur zuordnen, wobei die Verbindungen zwischen den beiden Gruppen intensiv bleiben. Offenbar gingen einige der agropastoralen Gruppen der vorangegangenen Perioden allmählich zu einer mobileren Lebensform über; erste Weidewanderungen zwischen Winter- und Sommerweiden werden vermutet, wobei diese Gruppen an beiden Endpunkten Siedlungen unterhalten und an den Winterweideplätzen (gelegentlich auch an den Sommerweideplätzen oder dazwischen) auch in kleinem Maßstab Getreide anbauen. Wie in anderen Regionen, in denen mobile Weidewirtschaft vorkommt, ist diese auch in Zentralasien keine ursprüngliche Lebensform, sondern eine spätere Spezialisierung, die eine relativ fortgeschrittene Ackerbaukultur voraussetzt.

Der Gebrauch des Eisens hat sich von West nach Ost ausgebreitet, jedenfalls hat man in der Mongolei massenhafte Funde von eisernen Gegenständen erst ab der Mitte des ersten Jahrtausends v.Chr. Allerdings lässt sich der »früheisenzeitliche Kulturkomplex« (Reiternomadismus, Tierstil) gegenwärtig am frühesten im südlichen Sibirien und in angrenzenden Gebieten der heutigen Mongolei nachweisen.



**Abb. 2** :Schellenaufsatz in Form eines Mufflonschafes

2.

### **Skythen, Saka, Achämeniden**

Reiterkulturen entwickelten sich in der Nähe des Altai zwischen ca. 900 und 800 v.Chr.; in den westlichen zentralasiatischen Steppenregionen etwas später. Dies kommt einer grundlegenden Wende gleich. Denn seither bestanden veränderte Kräfteverhältnisse zwischen den politischen und militärischen Akteuren in Asien. Bis zum Beginn der Neuzeit waren die Reitervölker ein dominierender militärischer Faktor. Die agrarischen Reiche in China, Iran und im Mittelmeerraum sowie Osteuropa mussten von nun an mit den Steppenvölkern rechnen und Strategien entwerfen, wie mit ihnen umzugehen ist. Andererseits entwickelten auch die Steppenvölker Strategien im Umgang mit den agrarischen Reichen. Das militärische Potential der Steppenvölker war auf der einen Seite eine Bedrohung für die agrarischen Reiche, auf der anderen Seite eine Ressource – man konnte auch versuchen, sie als Bündnispartner zu gewinnen oder mit ihrer Hilfe Räume und Routen in ansonsten unzugänglichem Gelände zu kontrollieren.

Die militärische Stärke der Steppenvölker Zentralasiens ergab sich zum einen aus dem nahezu unbegrenzten Reservoir an Pferden, über das sie verfügten. Ferner benutzten sie den Komposit-Bogen (Funde in Transbaikalien seit der Jungsteinzeit), der eine wesentlich höhere Reichweite und Durchschlagskraft hat als andere Modelle. Ihre Technik des Bogenschießens erlaubt das Abschießen von vielen Pfeilen in schneller Folge. Die Reitertaktik wird ebenfalls oft genannt: Ansturm in großer Menge, Pfeilhagel, ebenso schneller Rückzug, wobei weitere Pfeile verschossen wurden (auch noch entgegen der Laufrichtung der Pferde, der sogenannte »parthische Schuss«). Es gab auch gepanzerte



Reiter, und zur Bewaffnung gehörten neben Pfeil und Bogen als wichtigster Distanzwaffe auch das Schwert und vor allem die Lanze.

Um diese Zeit begann in der Steppe die skythische Periode. Die Skythen (in den persischen Quellen Saka, in babylonischen Quellen nach der von ihnen kaum zu unterscheidenden Vorgänger-Gruppe Kimmerer) waren ein iranophones Volk, das in den Steppengebieten Osteuropas und des westlichen Zentralasiens nomadisierte; sie sind seit dem 8. Jh. v.Chr. nachgewiesen und dominierten den genannten Raum. In Osteuropa wurden sie ab dem 4. Jh. v.Chr. von den Sarmaten abgelöst, die ihrerseits erst von den Hunnen (im 4. Jh. n.Chr.) verdrängt wurden. Sie nomadisierten mit Ochsenkarren, bekannt sind die Sarmaten auch für ihre kriegerischen Frauen.

Auf der anderen Seite ist »skythisch« ein Sammelbegriff für einen kulturellen Komplex, der auch skythisch-sibirisch genannt wird. Dazu gehören das gesattelte Pferd, die damit verbundene Mobilität, die Integration großer Räume. In bildlichen Darstellungen dominiert der sogenannte »Tierstil«, dessen Zeugnisse von der Donau bis zum Amur angetroffen werden. Nach den charakteristischen Merkmalen von Reitausrüstung, Bewaffnung und eben dem Tierstil spricht man von der »skythischen Trias«. Die Identifikation einer einzelnen Gruppe mit einem ganzen kulturellen Habitus, unabhängig davon, ob es sich nun um exakt diese Gruppe handelt, ist bei den griechischen Autoren deutlich, sie hat zur Herausbildung einer Reihe von typisierenden Darstellungen von Nomaden geführt, die es manchmal schwermachen, zwischen diesen literarischen Topoi und den gemeinsamen Grundzügen der Lebensform der Steppenvölker zu unterscheiden. Die Identifizierung und Lokalisierung der einzelnen in den schriftlichen Zeugnissen genannten Völkerschaften ist problematisch. Herodot nennt verschiedene Arten von Skythen, daneben Massageten und Issedonen (die weiter östlich vermutet werden) und weitere Gruppen, darunter gewiss auch mythische; in den achämenidischen Felsinschriften kommen verschiedene Arten von Saka vor.

Es kann hier nicht darum gehen, diese Gruppen im Einzelnen zu diskutieren. Sie alle gehören zum erwähnten »skythisch-sibirischen« kulturellen Komplex. Dass viele von ihnen iranische Sprachen gesprochen haben, soll nicht unerwähnt bleiben, aber es ist sicher, dass die kulturellen Merkmale auch von anderen ethnisch-linguistischen Gruppen repräsentiert werden.

Es ist nicht ganz klar, ob zur skythischen Konföderation nicht auch Gruppen gehört haben, die nicht eigentlich Skythen waren, also z.B. keine iranische Sprache sprachen. Die Herrschaft lag bei den königlichen Skythen, genauer bei der führenden Familie dieser Gruppe, und es gibt die Auffassung, nur diese seien als »Skythen« bezeichnet worden. Es wird auch Sklaven gegeben haben, in der Hauptsache Haussklaven. Grabbeigaben zeigen, dass auch Frauen Waffen trugen. Bewaffnete Frauen sind bei den Nachfolgern der Skythen in den osteuropäischen und nordkaukasischen Steppenregionen, den Sarmaten, noch ausgeprägter: etwa 20 Prozent aller bewaffnet begrabenen Menschen sind bei ihnen Frauen.

Die Skythen kamen zunächst als Verbündete der Assyrer in den Nahen Osten (674 v.Chr.) und wurden erst gegen 600 v.Chr. von den Medern wieder zurückgedrängt. Man findet Skythen bzw. »Kimmerer« noch längere Zeit in Mesopotamien in militärischen Diensten erst der Babylonier und Assyrer, später der Achämeniden. Diese iranische Dynastie ist die erste nahöstliche agrarische Großmacht, die eine Steppenpolitik verfolgt hat.

Die Achämeniden eroberten ca. 530 v.Chr. Grenzgebiete Irans im Osten, die Baktriana und die Margiana, sie drangen bis nach Transoxanien vor und konnten auch Khwārazm unter ihre Kontrolle bringen. In diesen Oasenregionen hatten sich offenbar bis zu dieser Zeit Stadtstaaten herausgebildet, jeweils mit einer Oase als Zentrum, das dann durch eine städtische Siedlung (mit Mauern versehen) und durch eine Zitadelle markiert wird. Wie diese Stadtstaaten mit ihren nomadischen Nachbarn, die in diesem Fall Massageten genannt werden, umgingen, geht aus den Quellen nicht hervor. Beim Versuch aber, jenseits des von Herodot »Araxes« genannten Flusses (es wird vermutet, hinter dieser Bezeichnung verberge sich der Syr Darja; Verwechslungen kaukasischer bzw. osteuropäischer mit zentralasiatischen Flüssen sind bei antiken Autoren nicht selten) die Massageten zu besiegen, erlitt der achämenidische Herrscher Kyros eine vernichtende Niederlage, was allerdings nichts daran änderte, dass die achämenidische Herrschaft in dieser Region Zentralasiens etwa zwei Jahrhunderte (bis zur Invasion Alexanders um 330 v.Chr.) Bestand hatte.

Auch einer der Nachfolger des Kyros, Dareios, war mit seiner Vorwärts-Strategie gegenüber den nördlichen Nomaden nicht erfolgreich. Im Jahr 514 oder 512 v.Chr. musste ein achämenidisches Heer, das sich zu weit in die Steppe, vielleicht in die Don-Region, vorgewagt hatte, unter großen Verlusten zurückkehren, offenbar ohne dass es zu einer Entscheidungsschlacht gegen die Skythen gekommen wäre. Die Skythen hatten es verstanden, die Vorteile,

welche die Steppe ihnen bot, dazu auszunutzen, den überlegenen achämenidischen Verbänden eben nicht in einer großen Schlacht entgegenzutreten, sondern abzuwarten, bis diese von allein den Rückzug antraten.

Die Saka begegnen uns noch längere Zeit; auf sie gehen zwei staatliche Gründungen zurück: die Saka im nordwestindischen Gandhāra und die Saka in der südöstlichen iranischen Provinz Sīstān, deren Bezeichnung vom Namen der Saka abgeleitet wird. Ferner sind die Saka von Khotan erwähnenswert.

3.

### **Alexander. Hellenistisches Zentralasien**

Nach Alexanders berühmten Siegen über Dareios III. (334 am Granicus, 333 bei Issos und 331 v.Chr. bei Gaugamela) zerbrach das achämenidische Reich schnell. Dem Herrscher Dareios folgend, zog Alexander nach Osten: Sein erstes Ziel war es, den Achämeniden zu fangen; darüber hinaus hatte er offenbar die Vorstellung, als Herrscher über Griechen und Iraner eine neue Weltherrschaft zu errichten. Bis in die Ostprovinzen Irans traf er kaum auf Widerstand. Östliche Satrapen, darunter Bessos von Baktrien (nördlich des Hindukusch), Barsaentes von Arachosien (Raum Qandahār) und Satibarzanes von Aria (Raum Herat) ermordeten Dareios, und danach gestaltete sich Alexanders weiteres Vordringen im östlichen Achämeniden-Reich schwierig. Er nahm nicht den direkten Weg nach Baktrien, sondern zog, vermutlich den Barsaentes verfolgend, das Helmand-Tal aufwärts, weiter durch den Raum Kabul und nördlich über den Hindukusch nach Baktrien, dessen Hauptstadt er einnahm. Bemerkenswert sind die Städtegründungen, die ihm zugeschrieben werden, darunter im heutigen Afghanistan Herat, Qandahār und Alexandria ad Caucasum, heute Begram nördlich von Kabul. Von diesen ist nur Begram sicher mit Alexander verbunden, die anderen Städte sind vermutlich jünger. In Transoxanien kommen noch Bauten in Marakanda (Samarkand) und die Gründung von Alexandria Eschata hinzu (identifiziert mit Khujand am Austritt des Syr Darja aus dem Fergana-Becken). Die Abwehrbauten rund um die Oase von Marw (Gesamtlänge 250 km, Teile davon im Norden der Oase entdeckt) sind erst in seleukidischer Zeit sicher belegt. Auch diese Bauten werden Alexander zugeschrieben; nach einem verbreiteten Muster, nach dem wichtige Bauten einem als »Kulturheros« oder »großer gerechter Herrscher« in Erinnerung gebliebenen Mann zugerechnet werden. Ähnliche Anlagen gab es auch in Transoxanien, wo sie später zu einem eindrucksvollen System zusammengeführt wurden, welches den gesamten Zerafsan entlang an der Nordgrenze des Fruchtlandes verlief. Diese Anlagen dienten sowohl der Verteidigung gegen Nomaden als auch zur Abwehr von Flugsand.

Der Widerstand gegen Alexander konzentrierte sich nach der Einnahme Baktriens auf Transoxanien und wurde in der Hauptsache von örtlichen Adligen geleitet. Sie verbündeten sich mit den Massageten, die als eine Gruppe von Saka bezeichnet werden. Die militärische Auseinandersetzung verlief wechselhaft, oft mussten die Makedonen Niederlagen hinnehmen, besonders wenn ihre Gegner sie weit von ihren Stützpunkten entfernt in die Nähe der Wüste locken konnten.

Möglicherweise war die Heirat Alexanders mit Roxane, der Tochter eines der transoxanischen Führer, ein politisches Manöver, um die lokalen Mächtigen in die neue Herrschaft einzubinden.

Insbesondere Baktrien, aber auch Regionen südlich des Hindukusch sind Zentren der hellenistischen Kultur in Zentralasien. Die südlichen Teile fielen ab ca. 300 v.Chr. unter die Herrschaft des expandierenden Maurya-Reiches unter dessen Gründer Candragupta. Aśoka (268–237 v.Chr.) ließ einige seiner buddhistischen Felsinschriften auch in einer griechischen Version aufstellen, und es gibt einige weitere Belege dafür, dass die indische Maurya-Herrschaft den Kulturkontakt mit der hellenistisch-mediterranen Welt über die früheren achämenidischen Provinzen im heutigen Afghanistan unterstützte.

Nördlich des Hindukusch – mit Zentrum in Baktrien – bildete sich das seit 246 v.Chr. selbständige Königreich heraus, das in der Literatur Graeco-Baktrien genannt wird. Dies Königreich hatte über hundert Jahre Bestand, es unterlag in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v.Chr. unter anderem einer Nomadeninvasion, den Yuezhi (s.u.). Weiter im Süden, im indo-griechischen Bereich südlich des Hindukusch, blieben einzelne Fürstentümer bis ins Jahr 10 n.Chr. bestehen, sie wurden von Saka-Fürstentümern abgelöst.

Die Ausdehnung der graeco-baktrischen Herrschaft über den Hindukusch hinaus betraf zunächst die bereits recht weitgehend hellenisierten Regionen im südlichen Afghanistan. Später, unter Menander (150–135 v.Chr.), wurde ein großer Teil des Panjāb eingenommen. Berichte über Vorstöße bis in die Ganges-Ebene müssen kritisch gesehen

werden.

Die hellenistische Kultur Zentralasiens ist weniger durch Textquellen belegt, aber einige Fundorte sind gut erschlossen, vor allem Ai Khanum am Zusammenfluss der Kokča mit dem Pjandž im nordöstlichen Afghanistan. Hier blühte das griechische Leben, die Verbindungen zur mediterranen Welt waren bis zur Aufgabe der Stadt um das Jahr 145 v.Chr. herum selbstverständlich, wie das reine Griechisch der Inschriften zeigt. Ai Khanum hatte ein Heroon, ein Gymnasium und ein Theater, in dem wohl auch griechische Stücke gespielt wurden.

Die Herrschaft lag in der Hand griechischer Aristokraten (das Theater hat königliche Logen, womit der Bau sich vom demokratischen Gedanken des griechischen Theaters entfernt), die Herrschernamen waren sämtlich griechisch, auch die Münzen, bei aller Originalität im Einzelnen, bewahrten das griechische Maß (Drachmen und Tetradrachmen nach attischem Gewicht, 4,4 und 17,5 g).

Das griechische Erbe in Zentralasien lässt sich am ehesten in der Architektur und in der Kunst identifizieren. Hierhin gehört die Ikonographie von Gottheiten – örtliche Divinitäten wurden nicht verdrängt, sondern assimiliert und in Zukunft auf griechische Weise dargestellt. In der Architektur von Mausoleen und Heiligtümern, in der Dekoration von Bauten (Säulen, Pilaster, Akanthus-Blätter im korinthischen Stil) blieben griechische Elemente für lange Jahrhunderte sichtbar, sowohl südlich als auch nördlich des Amu Darja.

4.

#### **Xiongnu und Han**

Die Gründung nomadischer Staaten (»Steppenreiche«) wird heute, nachdem Ergebnisse ethnologischer Forschung in die zentralasiatische Geschichte Eingang gefunden haben, sowohl auf innere Differenzierungsprozesse in der nomadischen Gesellschaft als auch auf Besonderheiten ihrer Interaktion mit agrarischen Staaten zurückgeführt. In der ethnologischen Forschung geht man von der Beobachtung aus, dass nomadische Gruppen oft nach außen hin eine elaborierte politische Titulatur aufweisen, die nach innen kaum wiederzufinden ist. Die staatliche Organisation wird also in der Hauptsache für den Umgang mit agrarischen Staaten benötigt. Das bedeutet aber nicht, dass nomadische Gruppen keine soziale Schichtung kennen.

Nomadische Gesellschaften sind selten autark. Ganz überwiegend sind sie auf den Austausch mit agrarischen Gesellschaften angewiesen. Das betrifft einmal Lebensmittel wie Getreide (welches Nomaden oft, fast in der Regel, in unterschiedlichem, meist aber kleinerem Maß selbst anbauen), daneben Werkzeuge und Waffen, Textilien und andere Dinge, auch Luxusgüter (Wein, Zucker, später Tee) bis hin zu handgeschriebenen Büchern. Der Umfang, in dem solche »Importe« aus der sesshaften Welt nötig werden, ist unterschiedlich – je nach natürlichen Gegebenheiten sowie wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten. Gerade die Produktion von Metallgegenständen und Waffen konnte auch in der Steppe erfolgreich betrieben werden.

Im Austausch bieten Nomaden außer den Produkten der Weidewirtschaft (lebende Tiere, sowohl als Schlachttiere als auch als Arbeits- und Reittiere; Milchprodukte; Häute und Felle) auch anderes an: Kräuter oder Mineralien, die man in der Steppe findet, aber in der Hauptsache Arbeitskraft und *know-how* (als Söldner oder Karawanenführer oder Saisonarbeiter); sie kontrollieren die weiten Räume zwischen Oasen und Ackerbaugebieten und sind daher für die Aufrechterhaltung der Handelsbeziehungen unentbehrlich.

In den Beziehungen zwischen den agrarischen Staaten und den nomadischen Gesellschaften sind »die Nomaden gezwungen, ihre eigene besondere Form staatlicher Organisiertheit zu entwickeln, um die Auseinandersetzungen mit den größeren und höher organisierten sesshaften Nachbarn vorteilhaft zu gestalten«, so Thomas Barfield. Und weiter: »Diese Beziehungen erforderten ein weit höheres Niveau an Organisiertheit, als man für den Umgang mit Problemen der Viehzucht und politischen Streitigkeiten innerhalb einer nomadischen Gesellschaft benötigt. Es ist daher kein Zufall, dass die am wenigsten formell organisierten Nomaden in Afrika südlich der Sahara leben, wo sie bis zur kolonialen Periode wenige staatliche Gesellschaften antrafen, und dass die am höchsten formell organisierten nomadischen Gesellschaften im Grenzgebiet zu China entstanden, dem weltweit größten und am stärksten zentralisierten traditionellen, sesshaften Staat.«<sup>[2]</sup>

Diese Beobachtung wurde vor allem von Thomas Barfield zu der These ausgebaut (die aber auch vorher schon von einer Reihe russischer Autoren vertreten wurde), dass Nomaden eben nicht von einem wesenseigenen Eroberungsdrang beseelt waren, sondern dass es ihnen im Umgang mit agrarischen Reichen darum ging, die



Ressourcen der agrarischen Gesellschaften für sich zu erschließen. Dazu war die Eroberung der agrarischen Staaten – vor allem im Fall Chinas – gar nicht das bevorzugte Mittel. Vielmehr kann man beobachten, dass viele nomadische Staaten ihr Zentrum außerhalb der agrarischen Zone behielten, aber durch die Drohung mit militärischer Intervention Tributzahlungen zu erzwingen hofften. In manchen Fällen wurde dieses Verhältnis auch vertraglich geregelt. Bei alledem ist auf die Unterschiede zwischen China und anderen agrarischen Regionen (im Westen) zu achten. Diese stellen sich einmal in den unterschiedlichen geographisch-klimatisch-ökologischen Bedingungen dar: China ist von den Steppenregionen durch eine Wüste (die Gobi) getrennt, aber ein Steppensaum findet sich auch am Nordrand Chinas, während sich die iranophone Welt gegenüber der Steppe bzw. Wüste zunächst in einer Kette von Oasen präsentiert. Zum andern hat China als eine agrarische Großmacht sehr früh auch eine eigene Steppenpolitik gehabt, die unter anderem staatlich gelenkten und kontrollierten Handel einschloss. Derartige Handelsrestriktionen gegenüber den Nomaden sind von Staaten im Westen Zentralasiens nur sehr selten versucht worden.

Der erste Fall eines agrarisch-nomadischen Austauschverhältnisses ist mit der Auseinandersetzung zwischen der Han-Dynastie in China und ihren nördlichen Nachbarn, den Xiongnu, gegeben. Die Xiongnu waren eine nomadische Gruppe, deren Zentrum zu Beginn der Qin-Periode (221–206 v.Chr.) im Ordos-Gebiet südlich des Gelben Flusses lag. Qin hatte sich in einem Bürgerkrieg (»Streitende Reiche«) durchgesetzt, und als eine der darauf folgenden Maßnahmen wurden die bereits vorher errichteten Mauer-Anlagen an der Nordgrenze zusammengeführt und verstärkt. Diese Mauer – die heutige Große Mauer geht auf sie zurück – verlief über die gesamte Nordgrenze Chinas, vom Gansu-Korridor bis nach Liaodong in der Nähe der heutigen Grenze zu Nordkorea. Sie war möglicherweise weniger als Verteidigungsbauwerk denn als kulturelle Grenze gedacht und diente auf jeden Fall auch der Kontrolle der Regionen südlich der Mauer: Dort amtierende Statthalter sollten sich nicht mit den Kräften nördlich der Mauer verbünden können.

Die Politik der Qin lief darauf hinaus, die Xiongnu aus ihrem angestammten Gebiet zu vertreiben. Dort waren sie keineswegs so nomadisch gewesen, wie die chinesischen Quellen sie später darstellen, vielmehr ist auch hier eine zunächst gemischte Wirtschaft anzunehmen. Erst im Prozess der Verdrängung haben die Vorfahren der Xiongnu sich dann »nomadisiert«.

In einer Situation der Schwäche gegenüber China und den nomadischen Nachbarn gelangte der Xiongnu-*chanyu* (so die chinesische Form des Herrschertitels) Mao-dun an die Macht (209–174 v.Chr.). Er benutzte – so eine oft erzählte Geschichte – seine persönliche Gefolgschaft (die er auf absoluten Gehorsam getestet hatte), um seinen Vater zu ermorden. In den nächsten Jahren gelang es Mao-dun, die benachbarten Nomadengruppen zu unterwerfen (d.h. sie zu bedeutenden Teilen der Xiongnu-Konföderation einzugliedern; der Rest wurde vertrieben). Der entscheidende Konflikt mit der Han-Dynastie (206 v.Chr.–8 n.Chr., Spätere Han: 25 v.Chr.–220 n.Chr.) betraf die Loyalität eines Han-Vasallen, der die Nähe zu den Xiongnu auszunutzen versuchte. Kaiser Gaozu verfolgte eine Vorwärts-Strategie, im Winter 201–200 v.Chr. zog er nach Norden, unterwegs schon erlitt die chinesische Armee schwere Verluste durch widrige Wetterbedingungen. Ein vorgetäuschter Rückzug der Xiongnu-Truppen lockte die Chinesen in einen Hinterhalt. Bei Pingcheng (heute Datong im Norden der Provinz Shaanxi) wurde der Kaiser von seiner Hauptmacht abgetrennt und entging der Gefangennahme durch die Xiongnu nur knapp. Diese Niederlage bestimmte das Verhältnis zwischen den Han und den Xiongnu für die nächsten Generationen. In den folgenden Verhandlungen wurden die sogenannten *heqin*-Verträge abgeschlossen, die im Wesentlichen vier Regelungen beinhalteten: 1. China liefert festgelegte Mengen an Seide, Wein, Getreide und andere Lebensmittel an die Xiongnu. 2. Der *chanyu* erhält eine Han-Prinzessin zur Frau. 3. Han und Xiongnu werden als gleichberechtigt behandelt, und 4. Die Große Mauer ist die Grenze zwischen den beiden Staaten.

Der Umfang der Lieferungen, der in den Han-Annalen festgehalten ist, zeigt, dass es sich um Lieferungen an den Haushalt des *chanyu* handelte. Daher wurden die Raubzüge, Raids, auf chinesisches Territorium fortgesetzt, bis China der Einrichtung von Grenzmärkten zustimmte, auf denen für die weniger prominenten Xiongnu der Erwerb chinesischer Waren im Austausch gegen ihre eigenen Produkte möglich war.

Einige Beispiele für Lieferungen: Im Jahr 174 v.Chr. erhielt der *chanyu*, offenbar für den persönlichen Bedarf, eine Reihe von Luxusgegenständen. Im Jahr 89 wurden größere Mengen Hirse, Wein und Seide geliefert, im Jahr 52 neben Gold und Kupfermünzen wieder große Mengen Getreide usw., daneben Waffen für den *chanyu* (wohl Zeremonialwaffen, da China ein Export-Embargo auf kriegswichtige Güter durchzusetzen bestrebt war). Die Tributlieferungen mussten aber durch Handel ergänzt werden: Im Jahr 84 n.Chr. ließ der *chanyu* 10 000 Rinder und

Pferde anliefern. »Tribut« gibt chin. *gong* wieder, das nicht immer ein Verhältnis der Unterordnung impliziert. In der Tat sind die zahlreichen »Tribut«-Verträge zwischen China und seinen nördlichen Nachbarn keineswegs immer Indiz politisch-militärischer Überlegenheit Chinas.

Die Xiongnu haben es durch Raubzüge bzw. durch Drohungen mit Raubzügen vermocht, nennenswerte Leistungen von China zu erwirken, ohne je die Absicht gehabt zu haben, chinesisches Territorium zu besetzen. Im Gegenteil war ihnen sehr klar, dass sie gerade dies unterlassen mussten, wenn ihre Strategie aufgehen sollte: Als Eroberer wären sie angreifbar gewesen. Die Vorwärts-Strategie des ersten Han-Kaisers war gescheitert, weil die chinesische Armee zum Kriegführen in der Steppe nicht geeignet war; die Xiongnu dagegen konnten wegen ihrer höheren Mobilität an einer großen Menge von Punkten entlang der Grenze angreifen, so dass die zahlenmäßige Überlegenheit der chinesischen Truppen relativ war. Bei einem eklatanten Ungleichgewicht der Bevölkerungszahlen (man rechnet in vormoderner Zeit etwa eine Million Menschen für das Gebiet der heutigen Mongolei, welches das Hauptgebiet der Xiongnu war, gegenüber deutlich über 50 Millionen Menschen im Herrschaftsgebiet der Han) konnte sich ein militärisches Kräfteverhältnis herausbilden, das in der Bilanz die Nomaden im Vorteil sah.

Die *heqin*-Politik wurde von Han Wudi (Regierungszeit 141–87 v.Chr.) revidiert, und zwar wieder zugunsten einer Vorwärts-Strategie. Ab 134 v.Chr. wurden die Grenzbefestigungen so weit verstärkt, dass Angriffe der Xiongnu sehr schwer wurden, die westlichen Ausweichgebiete der Xiongnu (bis hin nach Xinjiang, das nun erstmalig von China beansprucht und besetzt wurde) wurden abgeschnitten und eine Präsenz in der Steppe selbst aufgebaut. Ab 129 v.Chr. wurden auch die Grenzmärkte geschlossen. Die westlichen Regionen waren für die Xiongnu eine wesentliche Ressource, wobei es nicht allein um die besonders begehrten Pferde aus dem Fergana-Tal ging, sondern nicht zuletzt um landwirtschaftliche Produkte: Durch Kontrolle der westlichen Oasenregionen und auch der marginalen landwirtschaftlichen Zonen in Südsibirien hatten die Xiongnu in dieser Hinsicht eine gewisse Unabhängigkeit von Lieferungen aus China bewahrt.

Die Xiongnu reagierten mit einem Rückzug auf die nördliche Seite der Gobi, sie versuchten, einer Schlacht so weit wie möglich auszuweichen. Dennoch mussten sie etwa 121–119 v.Chr. eine schwere Niederlage hinnehmen, die sie für etwa ein Jahrzehnt lahmlegte. Doch gegen Ende der Regierungszeit von Han Wudi war China wieder in der Defensive.

Die Kosten für China waren enorm. Kaiser Han Wudi wurde später vorgeworfen, er habe China ruiniert, und in den bald mehr, bald weniger erfolgreichen Steppenfeldzügen wurde in der Tat jedes Mal ein großer Teil der Staatseinnahmen verbraucht. Auch die Westfeldzüge waren ungemein aufwendig: Der chinesische Feldherr Li Guang verlor bei seinem ersten Feldzug in das Fergana-Gebiet (104 v.Chr.) etwa 80 Prozent seiner Männer, wohl wegen falscher Einteilung und Bewirtschaftung der Vorräte. Auch bei dem erfolgreichen Feldzug zwei Jahre später erreichten nur 30 000 von 180 000 Mann das Ziel. Bei dem Sieg über die Xiongnu 121–119 v.Chr. sollen die Chinesen von 140 000 Pferden nur 30 000 zurückgebracht haben.

Die logistischen Probleme bei der Kriegführung in der Steppe werden in den Quellen wie folgt geschildert: Die Feldzüge wurden auf 300 Tage berechnet. Jeder Soldat erhielt für seine Verpflegung eine große Menge Trockenreis. Diese Last musste ein Ochse tragen. Folglich benötigte man für den Ochsen viel Weizen als Viehfutter. Der Ochse aber überlebte in den schwierigen Bedingungen der Steppe bzw. Wüste nur etwa 100 Tage. Dann war aber die Last noch zu schwer, als dass der Soldat sie hätte tragen können.

Verhandlungen zwischen den Han und den Xiongnu kamen während dieser Zeit und den folgenden Jahrzehnten zu keinem Ergebnis, weil die chinesische Seite die Eingliederung der Xiongnu in das chinesische Tributsystem forderte. Erst nach einem Nachfolgekrieg bei den Xiongnu (dem ersten dieser Art nach anderthalb Jahrhunderten), in dem die später siegreiche Partei ihren Erfolg chinesischer Unterstützung verdankte, waren die Xiongnu dazu bereit. Unter dem Etikett der Tributabhängigkeit wurde aber in der Sache das alte *heqin*-System fortgesetzt, und zwar bis zum Ende der Xiongnu-Herrschaft in der nördlichen Steppe in der Mitte des ersten Jahrhunderts n.Chr.

Nach einem weiteren Krieg um die Nachfolge des *chanyu* (46 n.Chr.) teilten sich die Xiongnu in zwei getrennte Reiche auf: ein nördliches, das weiter unabhängig blieb, aber bald von den konkurrierenden Xienbei und anderen zerrieben wurde (87 n.Chr. wurde der nördliche *chanyu* von den Xienbei geköpft, woraufhin viele Xiongnu nach Süden flohen), und ein südliches, welches im Bündnis mit den Han stand. Eine Aufgabe der südlichen Xiongnu war es, ihre nördlichen Gegenüber zu bekämpfen: Hier wurde die Politik »Barbaren sollen Barbaren bekämpfen« erfolgreich angewendet.

Die südlichen Xiongnu sind noch bis in das 4. Jh. n.Chr. nachweisbar: 311 eroberten sie Luoyang und gründeten die

erste »fremde« Dynastie in China, Chao. Luoyang wurde völlig zerstört. In einem der »alten sogdischen Briefe« (eines Kaufmanns aus Nordwest-China nach Samarkand) wird darauf Bezug genommen, und die dafür verantwortliche Gruppe wird als »Hun« (*xvn*) bezeichnet. Die innere Ordnung Chinas aus der Han-Zeit lag zu diesem Zeitpunkt schon fast hundert Jahre danieder. In der Zwischenzeit hatten die Xiongnu ebenso wie die Xienbei nach neuen chinesischen Partnern für das alte System gesucht; nun gab es keine mehr. Der Versuch der Xiongnu-basierten Chao-Dynastie jedoch, eine höfische Verwaltung nach chinesischem Muster und die politisch-militärischen Traditionen der Steppe miteinander zu verbinden, scheiterte: Die Xiongnu waren erfolgreich gewesen, solange sie nehmen konnten, was ein starker chinesischer Staat ihnen lieferte; da es nun einen solchen Staat nicht (mehr) gab und die Xiongnu außerstande waren, dessen Aufgaben selbst zu übernehmen, brauchten sie die Ressourcen Chinas in einer räuberischen Strategie bald auf. Im Jahr 349 ging die spätere Chao-Dynastie zu Ende.

Die folgende Xienbei-Herrschaft entwickelte ein eigenes System der doppelten Organisation, eines für die chinesische sesshafte Bevölkerung und eines für die Eroberer selbst; dieses System hat später für Dynastien aus dem Norden, vor allem solche mandschurischer Herkunft, eine wichtige Rolle gespielt.

5.

### **Yuezhi und Kuschanen**

Die westlichen Nachbarn der Xiongnu waren die Yuezhi, die im Gansu-Korridor siedelten. »Siedeln« ist hier ganz wörtlich gemeint, denn diese Gruppe wird, so haben neuere Forschungen ergeben, nicht allein einer nomadischen Lebensweise gefolgt sein.<sup>[3]</sup> Der erste *chanyu* Mao-dun war eine Weile bei ihnen als Geisel gewesen, was als Zeichen der Tributpflichtigkeit gewertet werden kann. Während der Konsolidierung ihrer Macht wandten sich die Xiongnu – noch unter Mao-dun – auch gegen die Yuezhi, die sie in mehreren Kampagnen aus dem Gansu-Korridor in Richtung Westen verdrängten (um 162 v.Chr.). Der größere Teil der Yuezhi wanderte in das Ili-Gebiet, von wo sie ca. dreißig Jahre später weiter vertrieben wurden. Sie kamen über Transoxanien bis in das nördliche Afghanistan; sie sind eine derjenigen nomadischen Gruppen, die für das Ende des graeco-baktrischen Königreichs verantwortlich gemacht werden.

Die Yuezhi sind nicht zuletzt deswegen von Interesse, weil sie mit den Sprechern des Tocharischen identifiziert werden. Das ist eine indoeuropäische Sprache vom *centum*-Typ, der ansonsten so weit östlich nicht vorkommt; östliche indoeuropäische Sprachen repräsentieren eher den *satem*-Typ (jeweils nach der Bezeichnung für »hundert«). Dieses Rätsel ist von der Sprachwissenschaft noch nicht gelöst worden.

Im Gebiet des Amu Darja angekommen, waren die Yuezhi in fünf Gruppen aufgeteilt, deren Anführer mit dem Titel *yabǰu* bezeichnet werden. In der nachfolgenden Einwanderung nach Baktrien ging das graeco-baktrische Reich unter, und die Yuezhi sind eine der Komponenten des folgenden Kuschanen-Reichs.

Die überwiegende Meinung der Spezialisten geht dahin, den für die Datierung und auch sonst zentralen Herrscher Kanischka in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n.Chr. zu datieren. Aus indischen Texten konnte nun ein genaues Jahr für die Kanischka-Ära erschlossen werden: 127 n.Chr. für das Jahr 1 dieser Ära.<sup>[4]</sup>

Das Kuschanen-Reich dehnte sich zur Zeit seiner maximalen Entwicklung über das Territorium des heutigen Tadschikistans, über Afghanistan, das südliche Usbekistan, große Teile des heutigen Pakistans sowie Nordindiens aus, es reichte bis an den unteren Ganges. Seine Bedeutung lag vor allem in der weiteren Verbreitung des Buddhismus, der weiteren Verbindung der Götterwelten des griechisch-römischen Kulturraums, des Zoroastrismus und des Subkontinents sowie in der Weiterentwicklung von Handelsstraßen zwischen Indien, China, Zentralasien, Iran und dem Mittelmeerraum.

Mit dem Beginn des 3. Jh. begann die Macht des Kuschanen-Reichs zu schwinden. Im Süden setzten sich indische Fürsten durch, im Westen und im Zentrum gelang es den frühen Sasaniden-Herrschern von Iran, Ardašīr (226–240) und Šāpūr I. (240–270), die ehemaligen kuschanischen Territorien ihrem Machtbereich einzuverleiben. Als Vasallen der sasanidischen Großkönige existierten kuschanische Regenten noch über mehrere Generationen fort.

6.

### **Hunnen, Chioniten, Kidariten, Hephthaliten**



Die Periode vom vierten Jahrhundert bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts ist in den Quellen schlecht belegt. Über den Ursprung der europäischen Hunnen (die um 370 in den Blick der westlichen Autoren kommen) ist daher viel gerätselt worden. Dabei geht es einmal um die ethnisch-linguistische Identität der Hunnen – diese Frage kann hier nicht besprochen werden. Es soll aber unterstrichen werden, dass »Hunne« nicht so sehr eine ethnisch-linguistische als eine politische (möglicherweise sogar politisch-ideologische) Bezeichnung ist, die auf ein Konglomerat (bzw. eine militärische Konföderation) von ausgesprochen unterschiedlichen Gruppen angewendet werden konnte, die also auch sehr verschiedene Sprachen gesprochen haben. In späteren Zeiten – und bis ins 20. Jh. und sogar bis heute – ist »Hunne« denn ja auch eher eine metaphorische Bezeichnung für den Inbegriff der Barbarei, der Grausamkeit, des verhassten und gefürchteten »Anderen«.

So ist auch ein neuerer Vorschlag ernst zu nehmen, eine politisch-ideologische Kontinuität von den Xiongnu zu den Hunnen zu etablieren, nicht etwa eine genetische oder eine unmittelbar politisch-militärische.<sup>[5]</sup> Demnach brach in der Mitte des vierten Jh. eine Gruppe aus der Altai-Region auf, die sich des Namens der Xiongnu bediente; gerade der gewollte Bezug auf die jahrhundertalte Tradition der Herrschaft der Xiongnu in der Steppe kann es dieser Gruppe bzw. ihren Chefs ermöglicht haben, die verschiedenartigen Elemente ihrer Konföderation zusammenzubringen. Ob ethnische »Xiongnu« darunter gewesen sind, wird dann zu einer sekundären Frage, ebenso die nach einer eventuellen Kontinuität zu denjenigen Gruppen, die für die Verwüstung der chinesischen Hauptstadt Luoyang 311 verantwortlich waren.

Von diesen Leuten zog ein Teil auf einer Westroute Richtung Wolga und Don, ein anderer auf einer Südwestroute Richtung Syr Darja. Die Sasaniden hatten ebenfalls in der Mitte des vierten Jahrhunderts an ihrer Nordost-Grenze mit einer zugewanderten nicht-iranischen Nomaden-Gruppe zu tun (erkennbar daran, dass sie ihre Toten verbrannten); diese Gruppe heißt in den iranischen (und griechischen) Quellen Chioniten. Ob es sich dabei um eine andere Form des Namens der »Hunnen« handelt, ist umstritten. Die Chioniten findet man im Jahr 359 als Verbündete des Sasaniden-Herrschers Šāpūr II. (309–379) bei der Belagerung von Amida (dem heutigen Diyarbakır). Sie sind es auch, die etwa um 370 die kuschansich-sasanidische Herrschaft beendeten. Sie kamen auch nach Transoxanien; noch 437 traf eine chinesische Gesandtschaft einen der Ihren auf dem Thron von Samarkand.

Ihre Herrschaft wurde von einer anderen Gruppe abgelöst, deren Aufstieg ca. 420 begann; nach ihrem Anführer Kidara heißen sie in den Quellen Kidariten. Ihr Zentrum befand sich zunächst in Baktrien, später weiteten sie sich nach Gandhāra aus. Etwa um 440 findet man sie auch in Transoxanien. Sie stellten sich in die kuschansich-Tradition, indem sie auf ihren Münzen den Titel »Kuschanschah« übernahmen.

Die Kidariten wurden ihrerseits von den Hephthaliten (manchmal auch »Weiße Hunnen«) abgelöst, deren Zeit etwa von 457 (dem Datum ihrer ersten Gesandtschaft nach China, zu den Tuoba Wei) bis 560 reichte. Über ihre Ursprünge weiß man so gut wie nichts. Sie können ein Teil der bereits früher angekommenen »Hunnen« oder auch Bewohner des Berglandes im Hindukusch gewesen sein; dort jedenfalls, im östlichen Baktrien, lag ihre Machtbasis. Ähnlich wie die Kidariten haben sie offenbar die Fähigkeit gehabt, viele verschiedene ethnisch-linguistische Gruppen zusammenzufassen; allerdings gaben sie den Titel »Kuschanschah« auf. Die Berichte in chinesischen und byzantinischen Quellen weisen auf eine gemischte Bevölkerung hin: Während die führenden Gruppen offenbar ein nomadisches Leben in Filzzelten führten, werden die abhängigen Bevölkerungsgruppen nach wie vor in Städten bzw. Dörfern gelebt haben.

Ähnlich wie die Kidariten konnten sie den sasanidischen Iran in einer Art Tributabhängigkeit halten, besonders seit sie den sasanidischen Herrscher Peroz zwei Mal besiegt und gefangen genommen hatten. Peroz (Regierungszeit 439–484) fiel 484 im Kampf gegen die Hephthaliten. Die Tributzahlungen der Sasaniden (in Silbermünzen, über mehr als 50 Jahre, Ende erst zu Beginn der Herrschaft von Chosro Anuschirwan, 531–557) an die Hephthaliten sind wohl eine wesentliche Quelle für die zirkulierende Geldmenge in Zentralasien gewesen, mit deren Hilfe auch die Geschäfte mit China betrieben wurden.

Transoxanien wurde 509 hephthalitisch. Damit wurde zum ersten Mal seit der hellenistischen Zeit ein Kontinuum zwischen Nordwestindien, Baktrien und Transoxanien geschaffen. Eine der Ursachen für den Aufstieg der sogdischen Städte in Transoxanien ist hierin zu sehen; auch waren die südlichen Regionen, Baktrien also, von den vorangehenden Kämpfen viel stärker betroffen. Auch die Städte im Tarim-Becken und die nördlich angrenzenden Steppenregionen kamen unter hephthalitische Herrschaft. Die Hephthaliten näherten sich damit China.



Die Herrschaft der Hephthaliten wurde durch eine konzertierte Aktion der Iraner und der westlichen Türk gebrochen. Reste hephthalitischer Staatlichkeit werden aber noch weit bis in die islamische Zeit hinein erwähnt, ihr Zentrum ist wohl im Raum Qunduz (Kundus) zu suchen, wohin sie sich nach einem letzten Feldzug gegen die Araber (unter Qutaiba b. Muslim) im Jahr 709–10 zurückzogen.

7.

### **Nördliche Wei und Rouran; Türk und Tang**

Der Osten der Steppenregion sah zwischen dem vierten und dem sechsten Jahrhundert eine Reihe von nomadisch basierten Staaten, die in unterschiedlicher Form in Interaktion mit Nordchina standen. Die Tuoba Wei (später Nördliche Wei-Dynastie, 386–534) übernahmen das System doppelter Organisation von ihren Vorgängern, den Xienbei. In späteren Jahrhunderten wurde ihr Name (in der Form Tabgač o.Ä.) zu einem Synonym für »(Nord-) China«, möglicherweise auch wegen des wieder auflebenden Ost-West-Fernhandels und nicht zuletzt wegen der sehr aktiven West-Diplomatie der Nördlichen Wei. Wegen ihres nomadischen Hintergrunds und der lange aufrechterhaltenen doppelten Organisation konnten sie – nunmehr als chinesische Dynastie – zwischen 429 und 485 relativ erfolgreich eine Vorwärts-Strategie gegen die Rouran in den nördlichen Steppenregionen durchführen (hervorzuheben sind die Feldzüge von 429 und 448); die Rouran und ihr Kagan (das war ihr Herrschertitel, der hier zuerst belegt ist) waren dagegen zunächst nicht in der Lage, die von den Xiongnu so erfolgreich betriebene Politik, von China Tribut zu erpressen, zu verfolgen. Das Kräfteverhältnis änderte sich gegen Ende des 5. Jahrhunderts, als die Tuoba Wei nach mehreren Generationen der Konfuzianisierung zu einer eher defensiven Strategie im Umgang mit den Rouran übergangen. Mit dem Jahr 523 waren die Rouran ihrerseits in der Lage, Nordchina anzugreifen.

Die Türk (so in den Orkhon-Inschriften<sup>[6]</sup>; chinesische Umschreibung Tujue; dies ist eine Selbstbezeichnung und wird hier als Name für eine politische Konföderation, nicht eine ethnische oder linguistische Gruppe gebraucht) treten als Herausforderer der Rouran in der Mitte des 6. Jahrhunderts erstmalig auf. Das bedeutet nicht, dass dies die ersten Türken waren. Es ist klar, dass nicht alle Türk auch die in den Orkhon-Inschriften belegte Sprache nutzten, und es fällt auf, dass die Namen ihrer ersten Herrscher nicht aus dieser Sprache erklärt werden können. Ähnlich wie bei den Xiongnu und den Hunnen muss man also von einer vielsprachigen Bevölkerung ausgehen. Dieser Charakter eines Konglomerats wird auch durch die diversen nicht miteinander in Einklang zu bringenden Entstehungsmythen unterstützt; von diesen Mythen transportiert einer die Version, nach welcher die Türk aus der Verbindung des letzten überlebenden männlichen Repräsentanten der Gruppe mit einer Wölfin hervorgingen. Eine andere Version rückt die Tochter einer Wassergottheit in den Vordergrund, und statt eines Wolfs ist eher ein Hirsch zentral. Gemeinsam aber ist die Bedeutung einer Höhle; die »Höhle der Ahnen« wurde zu einer zentralen Kultstätte bei den Türk.

Die Türk waren von den Rouran zur Metallgewinnung und/oder -verarbeitung im Altai eingesetzt worden. 500 Türk-Familien, die alle zum Clan Ashina gehörten, waren 439 vor einem Angriff der Wei aus dem Gansu-Gebiet nach Norden geflohen. Etwa hundert Jahre später waren sie stark genug, um für ihren Oberherrn, den letzten Rouran-Kagan Anagui, eine konkurrierende nomadische Konföderation, die Tiele, zu besiegen. (Zu dieser Konföderation haben offenbar auch die später so wichtigen Uiguren gehört.) Das war 546, und da ihre Mühen ihnen nicht so gelohnt wurden, wie sie sich das vorgestellt hatten (insbesondere wurde ein Wunsch nach einer Heiratsallianz mit Hinweis auf den niederen sozialen Status des Türk-Chiefs zurückgewiesen), wandten sie sich gegen die Rouran, die sie bis 552 fast ganz vernichten konnten.

Dieser Sieg über die Rouran führte zur Gründung des ersten Türk-Kaganats unter Bumin. Die Türk verstanden es bald, von China Tribut zu erhalten; sie unterstützten in der unklaren Periode vor dem Aufstieg der Sui mehrere Parteien gleichzeitig und wurden von allen gut entlohnt. Der Austausch mit China nahm auch die Form von gesteuertem Handel an: Die Türk lieferten Pferde und erhielten Seide, wobei in beiden Fällen von sehr großen Mengen die Rede ist. Vermutlich aber entspricht den jährlich 100 000 Ballen Seide, von denen für die Herrschaftszeit des Kagan Muhan die Rede ist (553–572), kein auch nur annähernder Gegenwert in Pferden oder anderen Waren.

Die charakteristische Zweiteilung in ein östliches und westliches Reich war im Grunde von Anfang an vorhanden. Der Kagan der westlichen Türk war Istemi (auch Ištemi oder Istämi) (bis 576), während der bedeutendste Kagan der östlichen Türk Muhan war (553–572). Zum östlichen Kaganat gehörte das Gebiet der heutigen Mongolei; es reichte darüber hinaus bis zum Altai im Westen und bis in die Mandschurei im Osten. Die Südgrenze war die Große Mauer.



Zentrum des östlichen Kaganats war das von den Türk Ötüken genannte Bergland, wahrscheinlich die Hänge des Khangai; dieses Gebiet hatte bei den Türk (und ebenso späteren Steppenreichen) eine besondere Bedeutung.

Die Auseinandersetzungen um die Nachfolge im östlichen Kaganat unter Nivar Kagan (581–587) führten zur endgültigen Trennung der beiden Kaganate. Vor allem das östliche Kaganat war weiterhin Schauplatz intensiver Kämpfe um die Nachfolge; die Prätendenten bedienten sich teilweise auch chinesischer Hilfe. China selbst (unter den Sui) ließ sich in Kriegen gegen Korea und gegen Nomadenvölker von den Türk unterstützen. Nicht zuletzt wegen der hohen Kosten und Verluste bei diesen Feldzügen brach die Sui-Dynastie (bis 618) zusammen. In die nachfolgenden Kämpfe mischten die Türk sich nicht ein, nutzten vielmehr die Gelegenheit, von allen Parteien Geschenke zu erhalten.

629 konnte dann der Tang-Kaiser Taizong die östlichen Türk vernichtend schlagen. Viele Türk kamen nach China, wo ihnen im Ordos-Gebiet Land gegeben wurde. Für die kommenden etwa fünfzig Jahre erkannten die Türk den Tang-Kaiser als ihren Kagan an und waren ihm loyal.

Das westliche Kaganat hatte sein Zentrum im Ili-Gebiet, seine Westgrenze schwankte. Die westlichen Türk konnten 576–577 byzantinische Gebiete auf der Krim erobern. Diplomatische Beziehungen mit Byzanz sind ebenso belegt, die erste belegte Gesandtschaft datiert von 563; die berühmteste ist die von einem Sogder namens Maniakh geleitete von 568. Ziel der Byzantiner war, die Türk als Verbündete gegen den sasanidischen Iran zu gewinnen; die Türk verfolgten in der Hauptsache wohl Handelsinteressen. Diese Politik des Bündnisses mit den Türk setzten die Byzantiner auch später fort.

Im Westen schloss das Türk-Kaganat ab 556 oder etwas später auch Transoxanien ein, einige Jahre später (560) vertrieben die Türk zusammen mit den Sasaniden die Hephthaliten aus Baktrien. Es dauerte aber recht lange, bis die Türk auch im Hindukusch-Raum und südlich davon aktiv wurden. Von Qunduz aus drangen sie während der Regierungszeit des westlichen Kagans Tong Yehu (*Yabǰu*) unter dem Kommando von dessen Sohn Tardu-Šad (618–630) nach Süden vor. Türkische Namen und Titel tauchen in den baktrischen Texten auf, türkische Herrscher sind für die Helmand-Region vom 7. bis ins 9. Jahrhundert belegt. In Kabul herrschte die Turk-Šāhī-Dynastie.<sup>[7]</sup>

Das westliche Kaganat erlebte um 630 unter Tong Yehu den Höhepunkt seiner Macht; neben seiner zentralen Region (mit Zentrum in Sūyāb am Ču) hatte es sich die Städte im Tarim-Becken, das Fergana-Becken und das Gebiet nördlich des Hindukusch unterworfen. Es schloss wichtige agrarische Regionen ein. Gewiss haben die westlichen Türk Ressourcen aus dem Ackerbau der Oasen des Tarim-Beckens und Sogdiens abgezogen, so sind Tributlisten aus Kaschgar für die Kagane der Türk bekannt.

Das westliche Kaganat endete gewissermaßen in Etappen: Eine große Niederlage gegen Tang-China erlitten die Türk 657 in Folge einer Aufstandsbewegung der türkischen Qarluq; 679 besiegten Tang-Truppen die westlichen Türk noch einmal und nahmen ihren Kagan gefangen.

Erst 699 etablierte sich in den westlichen Gebieten ein neues politisches Zentrum, die Türgeš unter ihrem Chef Üč-Elig; sie kämpften gegen die mit den Tang verbündeten östlichen Türk des zweiten Kaganats, waren dabei aber nur bedingt erfolgreich, so dass die östlichen Türk immer wieder im Westen auftauchten. Später traten die Türgeš (unter ihrem Chef Su-lu bzw. Suluk, dem »Abū Muzāhim« der arabischen Quellen) auch gegen die Araber als wichtigster Bündnispartner der sogdischen Städte an.

Auch die ersten Tang haben Tribut an die Türk geliefert, etwa als Folge eines Raids gegen die damalige Hauptstadt Chang'an. Später aber konnten diese Tang-Kaiser, Taizong und Gaozong (650–683), die Differenzen unter den Türk klug ausnutzen, sie dehnten ihre Herrschaft allmählich nach Westen aus. Das Ziel dabei war, möglichst große Teile der transkontinentalen Handelsverbindungen unter chinesische Kontrolle zu bringen, und besonders war das Fergana-Gebiet ein Ziel, wegen der schon erwähnten berühmten Pferde. China versuchte außer dem Tarim-Gebiet auch den Nordrand des Tienschan zu kontrollieren, was zeitweise sogar gelang: Toqmaq (im heutigen Kirgisistan) war eine Zeitlang eine der »Vier Garnisonen«.

Von etwa der Mitte der 630er Jahre an begannen die Tang, sich in den Oasen des Tarim-Beckens festzusetzen, beginnend mit Gaochang/Turfan/Qočo, das sie 640 an sich bringen konnten. Parallel zu diesem Vordringen etablierten sie eine Nebenroute der südlichen Seidenstraße über Qarašahr. Kuča und am Ende auch die weit im Westen gelegenen Oasen Kaschgar, Yärkand und Khotan folgten. 649 wurde das System der »Vier Garnisonen« eingerichtet, in denen wohl die herrschenden Familien verblieben, dennoch aber chinesische Garnisonen einzogen, die dem Generalgouverneur des Anxi (»Befriedeter Westen«) unterstanden. Dieses System hatte von 649 bis ca. 670 und wieder ab 693 bis zu seinem Ende im Verlauf des An Lushan-Aufstandes (755–757) Bestand. In der Zwischenzeit

konnten die Anxi-Garnisonen nicht immer gegen die Angriffe der Tibeter verteidigt werden, die auch später immer wieder die Verbindungslinien zwischen Nordchina und den Westregionen durch den Gansu-Korridor bedrohten.

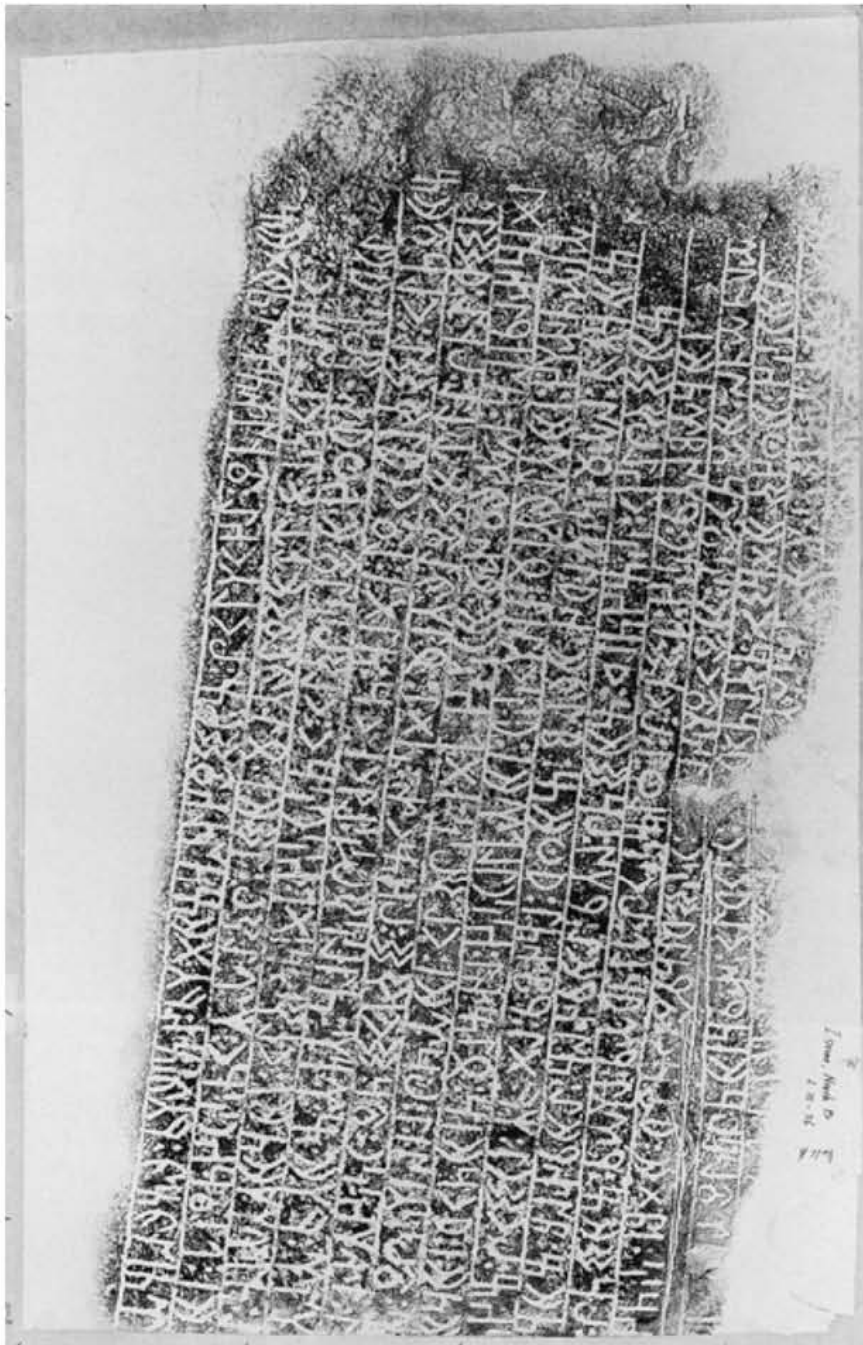
Die Eroberung von Qarašahr und Kuča war dabei eine ziemlich blutige Angelegenheit. Die Tang-Truppen mussten sich gegen Koalitionen lokaler Fürsten und deren Türk-Verbündete durchsetzen. Auch aufseiten der Chinesen kämpften Türk – der chinesische Heerführer, Ashina She-er, war selbst ein Türk. Im Ergebnis ist die chinesische Expansion in dieser Phase mit ein Grund dafür, dass um diese Zeit die indoeuropäische Kultur im Tarim-Becken einen starken Rückgang erlebte.

Zum zweiten Mal in ihrer Geschichte waren die »Westgebiete« (also das Tarim-Becken) nun unter chinesischer Oberhoheit. China erreichte zu dieser Zeit seine größte territoriale Ausdehnung nach Westen, sogar die Regionen Tocharistan und Sogdien wurden als chinesische Einflussgebiete gezählt. Nicht ganz klar ist die Lage für die Hindukusch-Region bis Kabul, wo Reste der Hephthaliten und Türk die politische Herrschaft hatten, von denen zumindest einige sich während der arabischen Eroberungsbewegung an den Tang-Hof wandten.

Das zweite Türk-Kaganat ist der erste von zentralasiatischen Nomaden gegründete Staat, von dem wir eigene Textzeugnisse haben, die schon erwähnten Orkhon-Inschriften. In ihnen wird die Neugründung des Kaganats gepriesen, sie wird aber auch erklärt: Vor allem die gewöhnlichen Türk (*qara budun*) waren mit der Unterwerfung unter China nicht länger einverstanden, und sie scheinen sich die Frage gestellt zu haben, für wen sie eigentlich militärisch tätig waren. 679 kam es zur Revolte. Der erste Kagan des zweiten Kaganats war Elteriš (682–692), ein Nachkomme des letzten Herrschers des östlichen Kaganats, also ein Mann aus dem Clan Ashina. Elteriš führte eine Gruppe von nur wenigen Getreuen aus dem chinesischen Grenzland nach Norden, in das Ötüken-Gebiet, und unterwarf von dieser Basis aus die angrenzenden Stämme.

Nach Elteriš kam sein Bruder Qapagan an die Macht (692–716). Seine China-Politik nahm alte Muster wieder auf: Raubzüge, um Tribut zu erhalten (693), aber Unterstützung gegen andere potentielle Gegner Chinas in der Steppe (die Khitan, 696), weitere Raids. China lieferte Seide und Getreide. Die größeren Probleme hatten die Türk nun an ihrer Westgrenze, wo sie versuchten, die von den westlichen Türk und deren einstigen Gegnern (u.a. den Neun Oğuz – »Toquz Oğuz« –, darunter den Uiguren) herkommenden Gruppen einzugliedern. Im Kampf gegen eine solche Gruppe fand Qapagan den Tod.

Darauf übernahmen Elteriš' Söhne die Herrschaft; der ältere wurde Kagan mit dem Titel Bilge Kagan (»Weiser Herrscher«), aktiver war sein jüngerer Bruder Kültegin (»Prinz Kül«). Unterstützt wurden sie von einem außerordentlich fähigen Feldherrn und Staatsmann, Tonyuquq, der schon Elteriš gedient hatte. Die Lieferungen aus China nahmen vor allem nach 720 einen solchen Umfang an, dass Bilge Kagan offenbar plante, in der Steppe eine Stadt zu errichten. Tonyuquq war dagegen: Die Türk seien nur ein Hundertstel der Menschen Chinas, und daher sei es für sie erforderlich, dem Gras und dem Wasser zu folgen und in Filzzelten zu leben – nur die nomadische Mobilität konnte sie vor chinesischen Angriffen schützen und ihnen die militärische Überlegenheit sichern, welche die Grundlage für ihren Wohlstand war.



**Abb. 3** :Alttürkische Inschrift auf der Tonyuquq-Stele

Nach dem Tod Kültegin's 731 und der Ermordung Bilge Kagans 734 brach das zweite Türk-Kaganat rasch zusammen, 745 wurde Kaiser Xuanzong der Kopf des letzten Kagans präsentiert, im Auftrag derjenigen, die nun als Erben der Türk die Bühne betraten: die Uiguren.

8.

### **Die arabischen Eroberungen in Zentralasien**

Die arabisch-islamischen Eroberungen im Nahen und Mittleren Osten, in Nordafrika und auf der Iberischen Halbinsel



können hier nicht dargestellt werden. Im Zusammenhang der Geschichte Zentralasiens stellen die arabischen Eroberungen zwischen ca. 670 und ca. 750 allerdings ebenso wie in der Geschichte des Nahen Ostens und Irans eine Art kulturelle Wende dar. In ihrem Ergebnis nämlich ändert sich für einen Teil der Eliten im westlichen Zentralasien, später auch für die islamisierte Bevölkerung insgesamt, nicht nur dauerhaft die Religionszugehörigkeit, sondern auch die kulturelle Orientierung: War zuvor den Entwicklungen in den Steppengebieten im Norden und vor allem im Osten, letztendlich in China, die größte Aufmerksamkeit zuteilgeworden, wie es die »sogdisch-türkische Synthese« zeigt, so schauten die Stadeliten im westlichen Zentralasien nunmehr zuerst nach Südwesten, auf die iranische Provinz Khurasan, und letztlich auf die Zentren der islamischen Welt, symbolisch: auf Bagdad (gegründet 762/3 und seither bis 1258 die Hauptstadt des abbasidischen Kalifats). Mit der fortschreitenden Islamisierung zunächst der städtischen und sesshaft-ländlichen Bevölkerung im westlichen Zentralasien und später auch in den Oasen des Tarim-Beckens entstand somit eine kulturelle Grenze, die bis heute Bestand hat: diejenige zwischen einem muslimischen westlichen Teil Zentralasiens und einem östlichen Teil, in dem die Muslime in der Minderheit geblieben sind.

Die muslimischen Araber erreichten im Zuge der Eroberung des sasanidischen Irans schon gegen 650 dessen östliche Randgebiete, nämlich in Sistān, wo sie mit den hephthalitischen Fürstentümern und den Turk-Šāhī-Herrschern von Kabul in Konflikt gerieten. Die Eroberung dieser Regionen wurde nicht vor dem 9. Jahrhundert abgeschlossen. Die nordöstliche Provinz des sasanidischen Iran, nämlich Khurasan mit den vier Zentren in Nišāpūr, Balch, Marw (heute Mary in Turkmenistan) und Herat, wurde zu einer der wichtigsten Regionen der islamischen Welt. Für die Araber war, ähnlich wie für die letzten sasanidischen Gouverneure der Provinz, Marw die Hauptstadt, dort siedelten sich – eine Ausnahme im frühislamischen Iran – Araber in relativ großer Anzahl an.

Den Oxus überquerten die Araber von Marw aus erstmalig schon im Jahr 654, dann wieder 673. Damit überschritten sie auch die Grenzen des sasanidischen Irans, der die transoxanischen Oasen nicht umfasste. Sie kamen bis Buchara; aber in der ersten Phase beschränkten sie sich auf Beutezüge in die Region. Unternehmungen mit dem Ziel der Eroberung sind erst frühestens ab 681–683 (nach den Quellen die erste Überwinterung eines arabischen Heeres jenseits des Oxus unter Salm b. Ziyād) oder im Grunde erst mit 705, dem Beginn der Feldzüge unter Qutaiba b. Muslim (Gouverneur in Khurasan 705–715), anzusetzen. Die Gegner der arabischen Eroberer waren auf der einen Seite die sogdischen Stadt- und Kleinstaaten, auf der anderen Seite die Konföderation der Tūrgeš, die als Nachfolger des westlichen Kaganats der Türk auftraten. Die arabisch-islamische Eroberung des westlichen Zentralasiens endete mit dem Sieg in der Schlacht von Talas 751 gegen eine chinesisch-türkische Bündnisarmee.

Die sogdischen Stadtstaaten Transoxaniens hatten seit etwa Mitte des fünften Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung genommen, was sich archäologisch in zahlreichen Bauten niederschlägt. In dieser Zeit soll z.B. die Mauer rund um die Oase von Buchara errichtet worden sein, ebenso wie die das Zerafšan-Tal nördlich sichernde Mauer von Buchara bis ins Fergana-Becken, von der Teilstücke noch zwischen Jizzax und Samarkand erhalten sind. Viele Städte sind in dieser Zeit gegründet worden, ältere weiteten sich aus. Man vermutet außerdem ein Anwachsen der bewässerten Ackerbaufläche und damit auch der Bevölkerung. Die zahlreichen befestigten Wohnsitze der »Landadeligen« (ar. *dahāqīn*, Sg. *dihqān*), mit denen die Landschaften Transoxaniens und darüber hinaus nachgerade übersät sind, gehen oft ebenfalls auf diese Zeit zurück.

Die Sogder standen in enger Verbindung vor allem mit den Türk, und zwar nicht nur im Westen, sondern auch im Osten, wo ihre Kolonien besonders im Gansu-Korridor nachgewiesen sind, aber es gab sogdische Kolonien auch in viel weiter entfernt liegenden Regionen, bis an die Grenze Koreas und im Westen bis auf die Krim. Die Bedeutung dieser Verbindung für die Türk-Kaganate kann kaum überschätzt werden, und in wirtschaftlicher Hinsicht ist sie die Grundlage für den Handel entlang der Seidenstraßen.

Die enge Verbindung zwischen Sogdern und Türk machte sich auch bei der arabischen Eroberung Transoxaniens bemerkbar. Diese begann wie erwähnt 705 mit den ersten systematischen Angriffen von Qutaiba b. Muslim. Bemerkenswert ist, dass Qutaiba auf Einladung eines örtlichen Fürsten, des Čaġān-khudāt, nördlich des Oxus eingriff, der mit Hilfe der Araber seine Nachbarn bekämpfen wollte. Qutaiba konnte die Gegensätze unter den sogdischen Fürsten gut ausnutzen, so dass er immer ausreichend sogdische Bündnispartner hatte. So konnte er die gesamte Region zwischen Amu Darja und Syr Darja und auch Khwārazm unterwerfen.

Allerdings sind die Araber in kaum einer Region auf solch heftigen Widerstand gestoßen wie in Transoxanien; außerdem hinderten auch die heftigen Auseinandersetzungen im arabisch-islamischen Lager den Fortgang der Eroberungen. Mehrmals wurden sie fast ganz aus dem Land getrieben (721–2, 728), und auch ihre Herrschaft südlich

des Amu Darja, in der Region Balch, war nicht sicher. Beteiligt waren außer den Lokalherrschern der sogdischen Städte (wie dem Bukhār-khudāt) deren eher nominelles Oberhaupt, der Ikhšīd von Samarkand. Von Anfang an spielten auch die Türk eine herausragende Rolle, auch wenn ihre Oberhoheit über regionale Staaten, wie Čāč (Taschkent) oder Fergana, eher nur noch formal anerkannt war. Schon 712 kam ein Heer unter dem Kagan der östlichen Türk nach Transoxanien, das aber Qutaibas Vormarsch nicht stoppen konnte. Erst Qutaibas Tod – er wurde in Fergana von seinen eigenen Truppen ermordet, die ihn in seiner Parteinahme gegen den neuen Kalifen Sulaimān (715–717) nicht unterstützen wollten – brachte die Eroberungsbewegung einstweilen zum Stillstand.

Nach dem Tod des östlichen Kagans 716 entstand ein westliches Kaganat neu: Der bereits erwähnte Su-lu (Suluk) führte nun die Konföderation der Tūrgeš, die bis zu Su-lus Tod (737 in den arabischen, 738 in den chinesischen Quellen) der Hauptgegner der Araber war. Nach Su-lus Tod trat bei den Tūrgeš die Aufteilung in eine »schwarze« und eine »gelbe« Fraktion offen zutage, die nun um die Position des Kagans rivalisierten und dabei beide zuzeiten auf Unterstützung aus China rechnen konnten.

Hervorzuheben ist aber auch der Kampf des Lokalherrschers von Pendžikent, Devastič, weil ein Teil seines Archivs erhalten geblieben ist. Diese Dokumente wurden 1932 gefunden und seither vor allem von sowjetischen Forschern bearbeitet. Es gibt in diesen Texten auch eine Korrespondenz mit den arabischen Eroberern.<sup>[8]</sup> Devastič gehört wohl in den Zusammenhang des Aufstands von 720/1.

Ein weiterer Aufstand (ab 728) führte so weit, dass die Araber aus so gut wie allen Festungen Transoxaniens vertrieben wurden. Er wird mit der ersten massiven Islamisierungswelle in Zusammenhang gebracht, die der Gouverneur Ašras b. Abdallāh as-Sulamī in Gang gebracht hatte. Allerdings stieß der Erfolg der Islamisierung bei den Finanzverantwortlichen und ebenso bei den an der Besteuerung beteiligten *dahāqīn* auf Unmut: Denn nach den inzwischen etablierten Regeln für die Besteuerung von Neu-Muslimen hätten diese von der Kopfsteuer befreit und teilweise auch in eine niedrigere Besteuerung landwirtschaftlicher Erträge eingestuft werden müssen. Um dies zu vermeiden, wurden nun harte Kriterien für die Anerkennung der Qualität als Muslim eingeführt. Es reichte nicht, das islamische Bekenntnis »Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammad ist der Gesandte Gottes« vor Zeugen auszusprechen, sondern Steuerbefreiung sollte nur für diejenigen gelten, die sich beschneiden ließen und außerdem minimale Kenntnisse im arabischen Koran hatten. Dies führte zum Aufstand, den wiederum die Tūrgeš unterstützten; die Kämpfe zogen sich bis 737 hin und erfassten sogar das südliche Ufer des Amu Darja. Komplizierter wurde die Lage durch einen proto-schiitischen Aufstand in der Region Termez (unter Hārio b. Suraj, 734–737). Erst unter dem mit den regionalen Besonderheiten gut vertrauten Gouverneur Nasr b. Saiyār (738–748) und begünstigt durch den Tod Su-lus konnten die Araber ihre Herrschaft über Khurasan und Transoxanien wieder festigen.

Nun versuchten die Tang, das entstandene Machtvakuum selbst zu füllen, und griffen verstärkt und direkter im westlichen Zentralasien ein, wobei sie abwechselnd die einander bekämpfenden Fraktionen der Tūrgeš unterstützten und auch Regionalherrscher ein- und absetzten. Die sich daraus ergebenden Komplikationen führten zur Konfrontation der beiden »externen« Großmächte, der Araber und Chinas, die als Schutzmächte sowohl für sogdische Fürsten als auch für türkische Gruppen agierten.

In der Schlacht am Talas 751 in Kirgisistan trafen die Araber (unter Ziyād b. Sālih, verbündet mit den türkischen Qarluq) auf eine Tang-Armee (unter Gao Xianzhi, verbündet mit den Tūrgeš); die Niederlage der Tang ist jedoch nicht unmittelbar der Grund für ihren Rückzug aus den westlichen Gebieten, auch führt sie nicht zu einer bereits zu diesem Zeitpunkt nachweisbaren muslimischen Präsenz in der Steppe. Die Tang mussten aber zur Kenntnis nehmen, dass sie in den zunehmend undurchsichtigen Verhältnissen im früheren westlichen Kaganat der Türk keine Aussicht hatten, sich dauerhaft durchzusetzen, und später führte die Schwächung der Dynastie durch den Aufstand des An Lushan (755–757) zur Aufgabe der westlichen Expansionspolitik insgesamt. Im Verlauf des Kampfes gegen diese Rebellion wurden die Garnisonen aus dem Westen und Nordwesten abgezogen. In den Gebieten des Anxi und den »Vier Garnisonen« verblieben nur noch nominale Kräfte. Die Westgebiete wurden also den Tibetern und Uiguren überlassen. Der chinesische Rückzug aus dem Tarim-Becken und der Dsungarei war von langer Dauer: Erst tausend Jahre später, unter den Qing, gab es wieder eine Westexpansion.

Der chinesische Rückzug betraf auch diejenigen Provinzen im Ordos-Gebiet und in dessen Nähe, aus denen die Tang ihre Pferde bezogen hatten, was die Stellung der nomadischen Pferdezüchter am chinesischen Markt deutlich verbesserte.



B

**Wirtschaft**

1.

**Ackerbau und Weidewirtschaft**

Ackerbau ist aufgrund der klimatischen Bedingungen nur in einigen Regionen als Regenfeldbau ohne künstliche Bewässerung möglich, nämlich dort, wo der Niederschlag einen Richtwert von ca. 250–300 mm/Jahr erreicht und dieser Niederschlag möglichst am Anfang der Vegetationsperiode, also im Frühjahr, fällt. Ferner ist die Vegetationsperiode vor allem nach Norden, aber auch in der Höhenstaffelung nach oben durch Fröste begrenzt, so dass einige Nutzpflanzen, darunter auch Getreidearten, eine Nordgrenze haben, die noch innerhalb Zentralasiens liegt. Trotz dieser Einschränkungen gibt es in den Vorgebirgen und auch im Raum zwischen Wald und Steppe durchaus Gebiete, in denen Regenfeldbau mit überschaubarem Risiko praktiziert werden kann. Für solchen Regenfeldbau, der in zentralasiatischen Urkunden aus dem Mittelalter gut belegt ist, ist der persische Begriff *lālmī* gebräuchlich. Die Erträge bei dieser Art von Regenfeldbau liegen teilweise durchaus in einem Bereich, der sich mit bewässerter Landwirtschaft vergleichen lässt. Ackerbau ist zumindest zeitweilig auch in manchen Regionen der Mongolei nachgewiesen. Das gilt etwa für das Orkhon-Tal, in dem die Hauptstädte des uigurischen Kaganats und des mongolischen Reichs, Karabalgasun und Karakorum, liegen. Die nördliche Steppe Kasachstans und Südsibiriens ermöglicht gleichfalls Getreideanbau.

Ackerbau kann darüber hinaus marginal auch in Situationen erfolgversprechend sein, wo die Niederschläge allein nicht ausreichen. In Senken in der Steppe, wo sich Regenwasser oder Schmelzwasser sammelt, können sich feuchtere Stellen bis weit in das Frühjahr halten. An solchen Plätzen (die Flächen sind oft nicht groß) kann Getreide reifen. Diese Technik wird aus dem heutigen Kasachstan und Turkmenistan berichtet.

Für den südlichen und südwestlichen Teil Zentralasiens, die Oasenlandschaften in der türkisch-iranischen Welt, d.h. in Turkmenistan, Khwārazm, Transoxanien, teilweise mit einer Verlängerung bis in das Siebenstromland Semireč'e, in den Oasen des Tarim-Beckens und in Afghanistan ist aber die bewässerte Landwirtschaft bestimmend. Prähistorische Formen der bewässerten Landwirtschaft sind besonders für den Süden Turkmenistans untersucht, man beginnt mit dem jungsteinzeitlichen Fundort Džejtun nordwestlich von Ashgabat (der Fundort liegt heute in der Wüste), wo das Vorhandensein von Sicheln und Abdrücke von Weizen- und Gerstenkörnern in der Keramik dafür sprechen, dass die Bewohner auch Ackerbau getrieben haben.

Die älteste Methode der Bewässerungskultur bestand darin, dass die Schlammfächer, die sich an den Mündungen nicht perennierender Bergbäche bilden, zur Aussaat von Getreide genutzt wurden. Generell sind Schwemmfächer (Alluvialfächer) für künstliche Bewässerung sehr geeignet.

In einer späteren Phase wurde Wasser aus einem solchen Bach oder kleineren Fluss mit Hilfe eines Damms auf ein vorbereitetes Feld geleitet, das seinerseits von Dämmen oder Mauern umgeben war. So konnte eine künstliche Anbaufläche gewonnen werden: Der Bach lieferte gleichzeitig das Wasser und durch sein Sediment den Boden. Entsprechende Anlagen scheinen relativ weit verbreitet gewesen zu sein.

Generell kann man davon ausgehen, dass kleinere Wasserläufe leichter für künstliche Bewässerung genutzt werden können als große. Daher sind die frühen Bewässerungsoasen kleinräumig, und die Kleinräumigkeit bleibt auch in späterer Zeit ein wesentlicher Zug der Bewässerung. Eine weitere Methode zur künstlichen Bewässerung ist die Ableitung von Wasser aus kleineren (nun auch perennierenden) Flussläufen mit Hilfe von Kanälen. Dazu wird ein Leitdamm in das Bett des Flusses hineingebaut und so ein Teil des Wassers in den Kanal geleitet. Solche Dämme müssen in der Regel jährlich neu errichtet werden, da sie aus nicht dauerhaften Materialien bestehen. Oft wird für die Kanäle ein altes oder ein trockenliegendes Flussbett genutzt, das ist auch bei größeren Anlagen üblich, so etwa nachgewiesen in der Oase von Buchara.



**Abb. 4** : Kleinräumige Bewässerung, Afghanistan

Bei der Ableitung von Kanälen aus kleinen Flüssen entstehen kleine Oasen, an jedem der kleinen Kanäle eine, die sich in ihren Territorien nicht unbedingt berühren müssen. Alle Arbeiten im Zusammenhang mit der Bewässerung: Planung, Bau, Betrieb und auch die Zuteilung des Wassers und eventuell die Regelung entstehender Streitigkeiten, können (und müssen) durch die örtlichen Bewohner erledigt werden. Nur so lässt sich erklären, dass diese Formen der Bewässerung älter sind als die staatliche Organisation.

Anders sieht es bei großen Anlagen aus, bei denen große Kanäle, oft Dutzende von Kilometern lang, aus großen Strömen abgeleitet werden. Hier mussten (und müssen) Tausende von Menschen zusammenarbeiten. Die Technik erfordert gelegentlich den Einsatz von Spezialisten, die Verwaltung der Wasseranteile kann bei komplexen Systemen nicht mehr in der Hand von Dörflern liegen. Solche Bewässerungssysteme von beeindruckenden Dimensionen müssen schon früh in Khwārazm, in den Oasen von Buchara, Marw, Balch und andernorts als Ausformungen eines Binnendeltas entstanden sein, außerdem die großen Kanäle, welche für die Wasserversorgung von Oasen wie Samarkand, Herat und den Städten im Tarim-Becken erforderlich sind. Die Entstehung der großen Bewässerungsanlagen am Unterlauf des Amu Darja wird auf das 8.–7. Jahrhundert v.Chr. datiert. Bei diesen Anlagen ist von staatlicher Leitung bei Bau und Betrieb auszugehen. Auch die großen Bewässerungsoasen sind aber wieder untergliedert. Das Gliederungsprinzip ist die Abhängigkeit von einem Kanal. Die Zugehörigkeit zu einer Kanalgemeinschaft bringt Rechte und Pflichten mit sich: das Recht, Wasser zu beziehen; die Pflicht, an der Pflege des

Kanals mitzuarbeiten. Dies führt zu einer eher kleinräumigen sozialen Organisation.



**Abb. 5** : Lokale Bewässerungstechnik: Turkmenen bei der Errichtung eines Bewässerungsdamms

Das für Iran so typische System der *qanāt*-Bewässerung (pers. *kārīz*) hat in Zentralasien keineswegs die gleiche Bedeutung wie in Iran. (Bei dieser Form der Wassergewinnung wird das Wasser durch eine bergmännische Technik aus wasserführenden Schichten im Gebirge durch einen unterirdischen Kanal mit kontrolliertem Gefälle abgeleitet.) Einige frühe Anlagen sind in Transoxanien und Xinjiang nachgewiesen.

Die Bewässerung erfolgt nicht für alle Flächen gleichmäßig, nicht zuletzt weil das Wasserangebot nicht über die ganze Vegetationsperiode konstant bleibt. Der Höhepunkt der Wasserführung liegt abhängig von der Schneeschmelze in den Quellregionen zwischen Frühjahr und Frühsommer. Getreidefelder werden oft nur alle zwei Jahre bewässert (Brache in den nicht bewässerten Jahren). Sommerkulturen findet man auf kleineren Flächen in der Nähe der Siedlungen, wo auch Obst- und Weingärten anzutreffen sind.

Die gängigsten Getreidesorten waren bis in die Neuzeit Weizen und Gerste, daneben Hirse; Reis war in vielen Regionen bekannt, aber selten. Die örtlichen Arten von Obst (Trauben, Melonen, Aprikosen usw.) wurden teilweise sehr weit exportiert, manche Orte waren berühmt für bestimmte Obstsorten. Neben Getreide, Obst und Gemüse wurden auch Textilfasern angebaut, vor allem Baumwolle. Diese Pflanze stammt ursprünglich aus Indien, und man vermutet, dass ihre Anpassung an das viel rauere Klima Zentralasiens im Tarim-Becken erfolgte, wo Baumwolle ebenso wie in Afghanistan und in Transoxanien seit vorislamischer Zeit bekannt ist. Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht findet man heute entlang der Bewässerungsgräben; auch die Techniken der Seidenherstellung sind bereits seit vorislamischer Zeit in Zentralasien (und weiter westlich in Iran) bekannt.

### **Weidewirtschaft**

Seit dem frühen ersten Jahrtausend n.Chr. besteht eine gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Ackerbauern und nomadischen Viehzüchtern. Der Pastoralnomadismus ist, eine Definition von A. Khazanov aufnehmend, eine Wirtschaftsform, welche der Erzeugung (nicht dem Sammeln) von Lebensmitteln dient. Von Nomaden spricht Khazanov, wenn die mobile Weidewirtschaft den überwiegenden Teil der wirtschaftlichen Aktivitäten einer Gruppe darstellt, die Herden das ganze Jahr über in freien Weiden gehalten werden, die Gruppe periodisch innerhalb der Grenzen festliegender Weidegründe wandert oder zwischen diesen Weidegründen und wenn die gesamte (oder annähernd gesamte) Gruppe an den Wanderungen teilnimmt.<sup>[9]</sup> Pastoralnomaden haben wohl immer neben der Viehzucht auch andere Ressourcen genutzt, mindestens Jagd und Fischfang, meistens jedoch auch Ackerbau, daneben konnten sie Dienstleistungen anbieten (als Karawanenführer etwa, aber auch militärisch) und Dinge verkaufen, die man in der Steppe sammeln konnte (etwa Heilkräuter).

Nomadische Kasachen verzehrten im frühen 20. Jahrhundert etwa 60 Prozent der Getreidemengen von sesshaft Lebenden. Ansonsten war der Sommer wie bei den Mongolen die »weiße« Jahreszeit wegen der Milch und der Milchprodukte, die es gab, und der Winter die »rote«, weil dann auch Fleisch gegessen wurde, was im Sommer so gut wie gar nicht vorkam. Geschlachtet wurden während des Winters ein paar Schafe und ein oder zwei Stück Großvieh, Rinder oder Pferde.

Für zentralasiatische Nomaden ist die gleichzeitige Haltung von Klein- und Großvieh typisch, ihre Herden bestehen aus Schafen, Ziegen, Rindern, Pferden und Kamelen, allerdings in schwankender Zusammensetzung, abhängig vom Angebot an Wasser und Futter, welches die Weiden bieten (Pferde tolerieren im Gegensatz zu Schafen und Kamelen kein salzhaltiges Wasser). Pferde und Schafe dominieren die Herden. Ein Vorteil bei gemischten Herden ist, dass die Tiere unterschiedliche Futterpflanzen bevorzugen; vor allem Schafe nehmen auch Pflanzen, die für Pferde und anderes Großvieh nicht geeignet sind.

Die Herden konnten dabei sehr groß werden, die Herdengrößen und ihre Zusammensetzung ist dabei über die Jahrhunderte wohl weitgehend gleich geblieben: Tausende Pferde, Zehntausende Schafe. Regionale Schwankungen sind vorauszusetzen.

Für die Khitan (10. Jahrhundert) hieß es, Herden in Privatbesitz könnten bis zu 10 000 Stück und mehr umfassen, während die staatlichen Herden, vor allem Pferde, noch deutlich größer waren. Eine ähnliche Zahl nennt Ibn Fadlān (ebenfalls 10. Jahrhundert) für die Oğuz: 10 000 Pferde, dazu bis an 100 000 Schafe, während er auch ganz Besitzlose traf, die um Almosen baten.

Berichte über geraubte Viehherden geben ähnliche Zahlen. Bei einer Aktion gegen Turkmenen in Nordsyrien soll Timur 200 000 Tiere erbeutet haben; Beute nach Zehntausenden wird häufig erwähnt. Viehzählungen scheint es im Mittelalter nur selten gegeben zu haben, in der chinesischen Tradition des Zensus stehen die Khitan/Liao, deren Zahlen eben zitiert wurden; ab dem 18. Jahrhundert sind Zählungen (zumindest in der chinesisch kontrollierten Mongolei) häufiger, aber unzuverlässig, weil sie zu Steuerzwecken unternommen wurden und die Viehzüchter daher zu geringe Zahlen angegeben haben werden. Bei den Kasachen und anderen Nomaden fanden russische Beobachter Anfang des 19. Jahrhunderts drei Gruppen: arme, mittlere und reiche Nomaden, deren Viehbesitz wie folgt angegeben wird:<sup>[10]</sup>

	<b>Kamele</b>	<b>Pferde</b>	<b>Rinder</b>	<b>Schafe/Ziegen</b>
Reich	25–100	100–2000	100–500	500–10000
Mittel	5–15	10–50	10–30	50–150
Arm	–	2–3	5	< 20

Bei den Mongolen war das Verhältnis zwischen den einzelnen Tierarten in den Herden über die Jahrhunderte im Wesentlichen konstant. Man rechnet mit folgenden Anteilen:<sup>[11]</sup>



Kamele	Pferde	Rinder	Schafe	Ziegen
< 3 Prozent	< 10 Prozent	< 10 Prozent	< 60 Prozent	< 20 Prozent

In absoluten Zahlen geben manche Autoren für das Gebiet der heutigen Mongolei im 13. Jahrhundert insgesamt 15 Mio. Tiere an, davon 1,4 Mio. Pferde.

Der Bedarf an Weidefläche schwankte nach den natürlichen Gegebenheiten. Für die Steppengebiete im Norden des Kaspischen Meeres rechnet man, dass 1 ha Winterweide für etwa 5–6 Schafe oder Ziegen bzw. für etwas mehr als ein Rind ausreichte. Pferde brauchen deutlich mehr Weideland.



**Abb. 6** :Kasachisches Winterlager

Die Weidewanderungen führten über sehr unterschiedliche Distanzen, von mehreren hundert und sogar mehr als tausend Kilometern in einigen Teilen Kasachstans bis hin zu wenigen Kilometern in Turkmenistan. Grundsätzlich unterschieden werden muss auch zwischen horizontalem und vertikalem Nomadismus, bei dem die Sommerweiden im Hochgebirge lagen. In Kontakt mit der ackerbäuerlichen Welt kamen zentralasiatische Nomaden am ehesten an den Winterweideplätzen, wo demzufolge auch der Handel stattfand. Fließende Übergänge zwischen ackerbäuerlicher und



viehzüchtender Bevölkerung waren überhaupt typisch für die Interaktion zwischen Sesshaften und Nomaden. Auf der anderen Seite ist auch der Übergang zur Waldzone (Taiga) fließend, was sich bei den Nomaden auch durch ihre Tätigkeit in Jagd und Fischfang ausdrückte. Nordasiatische Einträge können aber auch z.B. in der Kunst des Tierstils beobachtet werden. Es sei daran erinnert, dass der Altai das südlichste Vorkommen des Rentiers hat.

Ein wesentliches Merkmal des Nomadismus besteht darin, dass der Reichtum sich nicht lagern lässt, weil er in Vieh besteht. Reichtum an Vieh ist aber immer bedroht: Verluste können die gesamte Herde betreffen, hervorgerufen etwa durch *zud* (auch *žut* und andere Formen, das ist eine besondere Wetterlage, bei der zunächst – in Tauwetter – der Schnee schmilzt, danach aber durch heftige Fröste verharscht, so dass die Tiere das unter Schnee liegende Gras nicht mehr freikratzen können), durch heftige Schneefälle (mit dem gleichen Ergebnis), durch Tierseuchen oder auch durch Diebstahl und Raub. Durch den besonders früh einbrechenden, kalten und schneereichen Winter 1944/1945 verlor die Mongolei ca. ein Fünftel des gesamten Viehbestands, mehr als 3 Mio. Tiere.

Die Mobilität der Nomaden bedingt, dass sie überwiegend in Zelten leben; in Zentralasien handelt es sich um Filzzelte (Jurten; das Wort *yurt* bedeutet eigentlich Weideland bzw. »Weideland und die Menschen, die darauf leben« als Gebiet, in dem ein Mann Autorität beansprucht). Manche Gruppen, so die Xiongnu, die Sarmaten und andere, haben auch Wagen genutzt, vor die sie Ochsen oder Pferde spannten. Eine Gruppe wird um 400 n.Chr. in den chinesischen Quellen direkt »Leute mit den hohen Karren« genannt. Noch der arabische Weltreisende Ibn Battūta berichtet aus dem 14. Jahrhundert von den Nomaden aus den pontischen Steppengebieten, dass sie mit Karren unterwegs seien, auf welchen sie ihre Zelte aufbauten. Diese Karren konnten sehr groß und sehr breit sein.

Das herrscherliche Heerlager erstreckte sich nicht selten über riesige Flächen, mehr als 10 km<sup>2</sup> werden angenommen. In diesem Heerlager gab es, wenn die Herrscher Muslime waren, eine mobile Moschee, daneben auch Platz für Gewerbetreibende und einen Markt. Für das Heerlager der Mongolenherrscher in Iran sind besondere Ämter bekannt, deren Inhaber dafür verantwortlich waren, geeignete Plätze für das Lager zu finden und für Ordnung beim Auf- und Abbau des Lagers zu sorgen. Reisende in das Heerlager der mongolischen Großkhane haben beeindruckende Schilderungen hinterlassen. Neben dem Heerlager des Großkhans hatten auch dessen Söhne und Frauen eigene Heerlager, vor allem die Frauen waren keineswegs verpflichtet, sich ständig im Heerlager des Khans, ihres Gemahls, aufzuhalten.

2.

## **Handel**

Bevor vom Fernhandel die Rede ist, soll diejenige Form des Austauschs vorgestellt werden, die für die Nomaden wichtiger ist: der kleine Handel mit alltäglichen Gütern.

Nomaden sind auf Austausch mit der sesshaften Ökonomie angewiesen, meist schon wegen Getreide, wie eben gezeigt. In diesem Austausch herrscht ein Ungleichgewicht vor: Während der Handel für die Nomaden eine Lebensnotwendigkeit darstellt, ist er für die sesshaften Partner nicht unbedingt erforderlich. Manche Städte waren allerdings auf den Austausch mit Nomaden spezialisiert; in Texten aus dem 10.–11. Jahrhundert n.Chr. werden einige Städte in Khwārazm und am mittleren Syr Darja als Handelsplätze der Steppenleute bezeichnet.

Die Zahlen des auf den Märkten umgesetzten Viehs sind oft beeindruckend, und zwar schon in früherer Zeit. Oft sollen es viele zehntausend, wenn nicht bis hunderttausend Pferde gewesen sein, die von den Nomaden nach China verkauft wurden.

Der Handel mit China war aus mehreren Gründen schwieriger als derjenige mit den Oasenstädten der türkisch-iranischen Zone. Oasenstädte sind leichter erreichbar, in gewisser Hinsicht liegen die Oasen und die Weidegründe der Nomaden in Steppe, Wüste und Gebirge in einem einzigen ökologischen Komplex. China hat lange Zeit den Außenhandel als eine staatliche Aktivität formuliert (dafür gab es eine Lehrmeinung), und oft wurde dies auch durchgesetzt, d.h., die Grenzmärkte konnten geöffnet, aber auch geschlossen werden. Dies war im Westen nur in Ausnahmefällen so, schon allein weil die Oasenstädte, anders als die agrarischen Zonen Nordchinas, nicht der Kern eines agrarischen Reiches waren und daher nicht politisch einheitlich handelten. Ferner galt für jedenfalls einige unter den Oasenstädten, dass sie in ihren Aktivitäten durchaus auf den Handel mit der Steppe ausgerichtet waren.

**Die Seidenstraße**

Handelsbeziehungen zwischen China/Ostasien und der mediterranen Welt sind älter als die sogenannte Seidenstraße. Aber erst zu einem Zeitpunkt, den man in die zweite Hälfte des 2. Jh. v.Chr. datiert, kann von einem systematischen Austausch die Rede sein, von einer Handelstätigkeit über organisierte Netzwerke von Kaufleuten an vielen Stationen zwischen China und dem Mittelmeer. Den Ursprung eines solchen Netzes sieht man in der Expansionspolitik der Han, die, wie erwähnt, unter Kaiser Han Wudi ab etwa 130 v.Chr. zu einer Vorwärts-Strategie gegen die Xiongnu übergingen. Zu dieser Strategie gehörte auch der Versuch, über die Westregionen im Tarim-Becken Einfluss zu gewinnen und westlich der Xiongnu lebende Nomadengruppen, nämlich die Yuezhi und die Wusun, zu einem Bündnis gegen diese zu bewegen. Die entsprechenden chinesischen Gesandtschaften waren zahlreich, die Rede ist von mindestens fünf bis über zehn im Jahr, sie brachten umfangreiche Geschenke nach Westen, darunter Vieh, Gold und eben auch Seide. Es scheint, dass diese Lieferungen – eher als die Tribute an die Xiongnu – der Ursprung der Handelstätigkeit entlang der nun entstehenden Seidenstraße waren. In jedem Fall ist ein chinesisches diplomatisch-politisch-militärisches Interesse, kein merkantiles, zu unterstellen. Westliches Ziel der chinesischen Expansion war das Fergana-Gebiet, wo die berühmten »Blut schwitzenden Pferde« herkamen, welche am chinesischen Hof sehr gefragt waren. Erst nach den militärischen Erfolgen im Westen kam der Import von Pferden in Gang, im Jahr 101 v.Chr. wurden 3000 »gewöhnliche« und immerhin 30 der begehrten großen Pferde geliefert.

Das zentralasiatische Zentrum der Seidenstraße in dieser Periode war Baktrien, damals dem Reich der Kuschanen zugehörig. Baktrische, parthische und indische Händler standen im Mittelpunkt des Geschehens. Die Handelsroute verlief im Süden der Takla-Makan-Wüste, über Khotan und Dunhuang, weiter durch den Gansu-Korridor bis nach Nordchina. Später kam eine Route am Nordrand der Takla-Makan-Wüste hinzu. Eine dritte Route, die sogenannte Steppenroute nördlich des Tienschan-Gebirges, war in der frühen Zeit von ganz geringer Bedeutung und scheint erst mit dem Aufschwung des Handels ab dem 3. Jahrhundert n.Chr. eingerichtet worden zu sein.

Nur selten wurde der ganze Weg vom Mittelmeer nach China von nur einer Karawane zurückgelegt, die späteren sogdischen Netzwerke reichen wohl bis an die östlichen Ausgangspunkte der Handelsrouten, aber nicht bis Byzanz. Im Übrigen muss man auch die Vorstellung von großen Karawanen mit Hunderten von Kamelen als Regelfall revidieren; oft waren die Karawanen sehr klein, und die Lasttiere waren auch nicht immer Kamele, sondern oft auch Esel, Maultiere und Pferde. Zum Reiten wurden Maultiere bevorzugt, da sie ausdauernder sind als Pferde. Kleinräumiger Handel (etwa zwischen dem Gansu-Korridor und Dunhuang) dürfte einen großen Teil des Verkehrs ausgemacht haben. Aber es gibt auch schon aus früherer Zeit Belege über nachhaltige Kontakte innerhalb der Kaufmanns-Netzwerke über große Distanzen hinweg.



**Karte 8** :Das System transkontinentaler Handelswege – die »Seidenstraßen«

Von Anfang an war die »Seidenstraße« nicht auf Seide beschränkt, auch wenn Seide das Hauptexportgut Chinas war. China benötigte andererseits Pferde, weiter bezog es aber auch exotische Produkte aus dem Westen (z.B. Glaswaren). In der Nähe von Khotan befindet sich außerdem das einzige damals bekannte Vorkommen reiner Jade, die in der chinesischen Kultur einen hohen Symbolwert hat. Aus Badachschan (in Afghanistan) kam der beste Lapislazuli, außerdem Granat und andere (Halb-) Edelsteine.

Die Seidenstraße ist zunächst von Kaufleuten betrieben worden, die vom Kuschan-Reich aus operierten. Die später so entscheidenden sogdischen Kaufmanns-Netzwerke sind aus kleinen Anfängen entstanden, aber schon zur Zeit der »Alten sogdischen Briefe« (etwa mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts n.Chr.) gut ausgebildet. Einen entscheidenden Aufschwung nahmen sie in der Folgezeit, als durch die Auseinandersetzungen zwischen den Sasaniden und ihren Gegnern (Chioniten, Kidariten, Hephthaliten) um die Kontrolle über Baktrien diese Region Schaden nahm; in ebendieser Zeit erreichte die bewässerte Anbaufläche im Zerafsan-Tal und im übrigen Sogdien ihre größte Ausdehnung. Durch die Vergrößerung der landwirtschaftlichen Basis, die Zunahme der Bevölkerung und die weitere Urbanisierung wurde Sogdien zu einem der wichtigsten Märkte entlang der Seidenstraße und war keineswegs nur ein Umschlagplatz.

In enger Zusammenarbeit zwischen Sogdern und Türk, die in manchen Fällen bis zu einer Art Symbiose führte, und in Kooperation mit den Tang konnten die Sogder (und andere Kaufleute, darunter die Edelsteinhändler aus Khotan) ihre Netzwerke so weit ausbauen, dass zwei Phänomene deutlich hervortreten: Einmal eine Urbanisierung mit sogdischer und Türk-Beteiligung entlang den nördlichen Abhängen des Tianschan (vom Syr Darja bis an das Tal des Ili, also an einem Teilstück der sogenannten Steppenroute), und zum anderen die Befestigung von sogdischen Kolonien weiter östlich. Dafür gab es folgende Schwerpunkte: Erstens entlang der Handelsroute am Nordrand der Takla-Makan

(etwa in Kuča und Turfan), zweitens im Gansu-Korridor (wo schon zur Zeit der »Alten sogdischen Briefe« entsprechende Kolonien nachweisbar sind), drittens im Bogen des Gelben Flusses, dem Ordos-Gebiet, welches 679 von der chinesischen Verwaltung als »sechs sogdische Präfekturen« strukturiert wurde, und viertens waren sogdische Kaufleute auch in den chinesischen Zentren weiter östlich präsent.

Besonders in der Ordos-Region ist die Zusammenarbeit zwischen Sogdern und Türk gut nachvollziehbar. Die Tang-Dynastie baute eine umfangreiche Kavallerie auf, für welche die Pferde importiert werden mussten. Um weitere Quellen für Pferde zu erschließen, wurden die Ressourcen des Ordos-Gebiets genutzt, einer Steppenregion innerhalb der Großen Mauer. Auf eigens dafür eingerichteten Märkten wurden riesige Pferdeherden gegen Seide gehandelt (727 sollen mehrere hunderttausend Stück Seide eingesetzt worden sein).

Nach der Ablösung des Zweiten Türk-Kaganats (744) durch die Uiguren waren es diese, die den Pferdehandel übernahmen und auch die Zusammenarbeit mit den Sogdern entlang der Seidenstraße weiterführten. Eine Krise erlebte die Zusammenarbeit von Türk/Uiguren, Sogdern und Tang erst mit der Revolte des An Lushan (756), einem Heerführer sogdischer Herkunft, welche die Tang-Loyalisten nur mit Hilfe der Uiguren niederschlagen konnten – zu einem hohen Preis: Das Austauschverhältnis Pferd–Seide wurde nun politisch festgelegt und erreichte Ende des 8. Jahrhunderts fünfzig Ballen Seide für ein Pferd.

Diese äußerst intensive Phase in der Geschichte der Seidenstraße endete nicht sofort mit der Befestigung der arabisch-islamischen Herrschaft in Transoxanien und auch nicht mit dem Rückzug der Tang aus den Westregionen; wichtiger ist wohl das Ende des uigurischen Kaganats 844 und das Ende der Tang-Dynastie kurz darauf (endgültig: 907).



## C

**Gesellschaft**

## 1.

**Tribalismus**

Der chinesische Historiker Sima Qian (gest. 90 n.Chr.) beschreibt in seinem berühmten Werk *Shiji* die soziale Struktur der im Nordosten Chinas lebenden Nomaden »in alter Zeit« wie folgt: »Sie wandern mit dem Vieh von Ort zu Ort, auf der Suche nach Gras und Wasser. Sie kennen keine festen Behausungen. Sie leben in runden Jurten, deren Ausgang nach Osten ausgerichtet ist. Sie ernähren sich von Fleisch, sie trinken Kumys, ihre Kleidung fertigen sie aus bunten Wollstoffen [...]. Wer tapfer und stark ist und fähig, Streitfragen zu schlichten, den wählen sie zum Ältesten. Erbliche Vorrangstellung gibt es bei ihnen nicht. Jedes Zeltlager hat seinen eigenen Chef. Zwischen hundert und tausend Jurten bilden eine Gemeinschaft. [...] Vom Ältesten bis zum niedrigsten Untergebenen weidet ein jeder sein Vieh und sorgt für seine Habe, sie verwenden sich nicht gegenseitig zu Diensten. [...] In allen Angelegenheiten folgen sie der Meinung der Frauen, nur kriegerische Dinge entscheiden sie selbst. [...] Der Krieg ist bei ihnen eine wichtige Sache.«<sup>[12]</sup> – Der chinesische Autor »barbarisiert« und »nomadisiert« die nördlichen Nachbarn Chinas; wie erwähnt, war den Xiongnu der Ackerbau durchaus bekannt, und auch sonst zeigt der Text manche Idealisierung, etwa im Hinblick auf das soziale Gefüge.

Oft heben die chinesischen Beobachter auch hervor, die Menschen in den nördlichen Steppen zerfielen in viele verschiedene Gruppen, die alle selbständig seien und sich nicht auf eine gemeinsame Führung verständigen könnten.

Tribalismus ist eine Form der Darstellung sozialer Beziehungen, die sich als hauptsächlichen Vektors der Verwandtschaftsbeziehungen bedient. Wieweit dieser Darstellung tatsächlich biologisch-genetische Verwandtschaft zugrunde liegt, ist fallweise verschieden. Aber bereits im Bereich der Kernfamilie gibt es in der Regel Möglichkeiten, optionale Formen der Verwandtschaft herzustellen (Schwurbruderschaft, Formen der Adoption), alternativ kommen Strategien zur Geltung, die ein Zusammenleben auch nicht Verwandter ermöglichen.

Die wirtschaftliche Einheit ist der Haushalt, eine Zeltgemeinschaft. Mehrere Zelte weiden ihre Tiere zusammen, die Anzahl schwankt, ist aber immer überschaubar. Für diese Weidegemeinschaften, die nicht immer, aber oft aus agnatischen Verwandten bestehen, gibt es die Bezeichnung *aul* (kasachisch, andere zentralasiatische Sprachen haben andere Wörter für die Weidegemeinschaft).

Das Vieh ist Privateigentum bzw. doch Familieneigentum der Kernfamilie. Die Weidegründe und das Wasser befinden sich im Nutzungsrecht größerer Gruppen. Die Herden werden mit einem Brandzeichen (*tamğa*) gekennzeichnet, aus diesen Brandzeichen sind siegelartige Figuren entstanden, mit denen auch Gebiete, Routen und Grenzen markiert werden konnten, später fanden solche Figuren auch in schriftlichen Dokumenten und auf Münzen Verwendung. Tamğa-Zeichnungen, die man an Felsen im Gobi-Altai gefunden hat, werden als die Markierung der Südgrenze der Yuezhi interpretiert.

Neben der wirtschaftlichen Einheit gibt es eine genealogische Einheit. Bei den zentralasiatischen Nomaden ist die Exogamie die Regel, Ausnahmen sind Turkmenen und Paschtunen. Bis heute gibt es die Überzeugung, eine Ehe dürfe nur geschlossen werden, wenn die Eheleute unter ihren väterlichen Vorfahren bis in die siebte Generation keine gemeinsamen Ahnen haben. Wegen der Beschränkung auf die väterliche Linie können Heiratsallianzen zwischen genealogischen Gruppen über viele Generationen bestehen. Ob tatsächlich alle Mitglieder einer Gruppe ihre väterlichen Vorfahren bis in die siebte Generation kennen, ist eine andere Frage. Genealogie ist oft ein Privileg und ein Kennzeichen aristokratischer Geschlechter.<sup>[13]</sup>

Eine dritte Ebene ist eine eher politische, sie hängt zusammen mit der genealogischen, ist mit dieser aber nicht identisch. Politische Verbände (Konföderationen) schließen Gruppen zusammen, die auch im eigenen Verständnis keine gemeinsamen Vorfahren haben. Die geläufigen Bezeichnungen für Gruppen sind daher nicht ethnisch oder linguistisch homogen zu denken (»Skythen«, »Hunnen«, »Türk«, später auch »Mongolen« sind einschlägige Beispiele). Abstammungsgruppen sind auf dieser Ebene sekundär. Für die Gruppenzugehörigkeit kann entscheidend sein, dass die



Gruppe einen Mann als ihren Chief, Amīr, Bī oder Khan anerkennt.

Für die frühen Perioden ist man bei der Beschreibung des türkischen Tribalismus auf die Auskünfte der chinesischen Quellen angewiesen. Die Terminologie ist dabei durchaus schwankend, und viele Autoren betonen, dass es keinen direkten Weg von der exogamen patrilinearen Gruppe (Sippe oder Clan) oder der kleineren Gruppe der ökonomischen Einheit (Zelt- oder Weidegemeinschaft) zu den größeren politisch-genealogischen Konstruktionen gibt. Umspannende politisch-genealogische Konzepte sind offenbar nicht immer gegeben. So heißt es in der »Geschichte der Liao«: »Ein Stamm *bulo* heißt *bu*, eine Sippe (*shitsu*) heißt *tsu*. Man schließt sich zu Sippen (*tsu*) zusammen und lässt sich nieder. Es gibt Sippen, die Bestandteil von Stämmen sind, es gibt Sippen, die nicht Bestandteil von Stämmen sind; es gibt Stämme, die aus Sippen bestehen, es gibt Stämme, die nicht aus Sippen bestehen«.<sup>[14]</sup> Es muss auf jeden Fall auf den flüssigen und relativen Charakter aller genealogischen Verbindungen hingewiesen werden.

Bezeichnungen für Abstammungsgruppen lassen sich nicht schlüssig in ein hierarchisches System bringen, etwa so, dass diese Bezeichnungen für die Nachkommen gemeinsamer Vorfahren in der fünften, siebten o.ä. Generation (»Sippe«, »Stamm« usw.) gebraucht würden. Sie sind vielmehr flexibel und kontextabhängig, die Wörter können daher unterschiedlich große Gruppen bezeichnen. Sie kommen auch in der Kommunikation der entsprechenden Menschen untereinander nicht immer dann vor, wenn wir es erwarten würden, und scheinen oft von außen geprägt zu sein oder für die Verständigung etwa mit imperialen Mächten bevorzugt zu werden.

Der anfangs zitierte Abschnitt aus dem *Shiji* legt die Annahme nahe, dass es kaum eine Differenzierung in sozialer und politischer Hinsicht gab. Vor allem waren abhängig Beschäftigte unbekannt: Auch die Ältesten verrichteten die Arbeit mit den Tieren selbst. Das ist möglicherweise schon für die frühe Zeit eine Idealisierung. Später jedenfalls ist deutlich genug, dass es eine soziale Hierarchie gab, mächtige und einflussreiche Sippen, die auch für die politische Herrschaft in Frage kamen, und solche, deren Macht und Einfluss sich in engen Grenzen hielten. Schon die Orkhon-Inschriften machen einen Unterschied zwischen den Edlen (*bäg*) und den gewöhnlichen Türk (*qara budun*). Auch der Zugang zu besonders gutem Weideland konnte in späterer Zeit politisch Mächtigen, besonders natürlich dem Kagan, als Privileg zustehen.

Die Gesamtheit gewisser Sippen bildet eine eigene Kategorie, den »Weißen Knochen«. Dazu gehören (bis heute) die Nachkommen Činggis Khans (mit den Titeln Khan, Sultan, *töre* u.Ä.), aber auch die besonderen »heiligen« Geschlechter, die sich auf den Propheten Muhammad o.Ä. zurückführen. Diese stehen außerhalb der Gemeinschaften etwa der Usbeken, Kasachen, Turkmenen usw., die ihrerseits den »Schwarzen Knochen« bilden. Das bedeutet aber nicht, dass alle »Schwarzen Knochen« arm und bedeutungslos wären, es gibt unter ihnen sehr einflussreiche Familien und Personen (Titel *bäg*, *bī* o.Ä.).

Die Arbeitsteilung in der Steppe wird von einigen Quellen-Autoren als wenig entwickelt geschildert. Die Türk (als ein Beispiel) machten alles selbst, wo der Bewohner einer Stadt wie Bagdad spezialisierte Gewerke voraussetzte. So schreibt der arabische Gelehrte und Literat al-Jāhiz: »Genauso geht es mit der Herstellung von Sätteln, Pfeilen, [...] Köchern, Lanzen und allen Waffen [...]. Ein Türke macht dies alles selbst, von Anfang bis Ende, und bittet seine Gefährten nicht um Hilfe, er verlangt auch von niemandem einen Rat. Er geht nicht zu einem Handwerksmeister, und macht sich keine Sorgen wegen dessen Hinauszögern von einem Tag auf den anderen, seiner unehrlichen Versprechungen und denkt nicht darüber nach, was er ihm zum Lohn zahlen soll.«<sup>[15]</sup> Auch hier ist die Literarisierung (Lob des unverbildeten Türken, Tadel des Handwerksmeisters in der Weltstadt) unverkennbar; dessen ungeachtet ist von einer weniger weit ausgebildeten Arbeitsteilung auszugehen. Allerdings sind gerade die Türk in ihrer Ursprungslegende als Spezialisten für Metallgewinnung und -verarbeitung erwähnt. Wichtig ist auf jeden Fall, dass die gesellschaftliche Arbeitsteilung sich nicht auf den Umgang mit Waffen bezog, so dass alle (bei einigen Gruppen auch die Frauen) darin geübt waren. Später gab es allerdings in den persönlichen Gefolgschaften auch Männer, die professionelle Kämpfer waren.

Die Arbeit mit den Tieren, dem Zelt, die übrige Produktionsarbeit war nach Geschlechtern und Altersgruppen aufgeteilt. Frauen waren für die Arbeit mit den Tieren unentbehrlich (Melken usw.), und sie hatten auch bei den allgemeinen Angelegenheiten ein Wort mitzureden (daher der Eindruck des chinesischen Autors, es werde alles von ihnen entschieden). Mächtige Frauen sind im nomadischen Kontext nicht selten.

Die Herrschaft lag bei den Xiongnu und den Türk bei nur jeweils einem Clan (den Nachkommen Mao-duns bei den Xiongnu und dem Clan Ashina bei den Türk); auch später war die Auffassung die Regel, die Herrschaft müsse bei den Nachkommen nur eines Mannes liegen, besonders den Nachfahren Činggis Khans. Das hängt auch mit der Vorstellung

zusammen, der Dynastie-Gründer habe ein besonderes Charisma (tü. *qut*), das er auf seine Nachkommen vererbt; ohne dieses Charisma konnte kein Herrscher erfolgreich sein. Der Begriff *qut* spielt dementsprechend auch in der Titulatur von Herrschern eine zentrale Rolle. Insgesamt sind Züge von sakralem Königtum unverkennbar. Besonders der Himmel bzw. der Himmelsgott kommt als Ort der Herkunft der Herrschaft vor (in Ursprungslegenden des herrschenden Clans in mütterlicher oder väterlicher Abstammung). Herrscher sind daneben oft mit übernatürlichen Fähigkeiten begabt (beim Wahrsagen oder bei der Beeinflussung des Wetters usw.).

Das Verfahren bei der Weitergabe der Herrschaft schwankte zwischen drei Prinzipien, zwei davon genealogisch, das dritte betrifft die Eignung. Nach genealogischen Kriterien konnte die Herrschaft entweder in der ältesten Linie weitergegeben werden (d.h. nach dem Tod des Kagans würde sein ältester Sohn, dann dessen ältester Sohn usw. nachfolgen, das wäre eine lineare Nachfolge nach dem Prinzip der Primogenitur), oder das Prinzip der Seniorität konnte angewendet werden: Hier würde nach dem Tod des Herrschers dessen jüngerer Bruder eingesetzt, und so weiter in der Reihe der Brüder, bis diese Generation ausgestorben ist (laterale Nachfolge). Danach käme die Generation der Söhne an die Reihe. Vor allem bei dem zuerst genannten genealogischen Prinzip musste aber darauf geachtet werden, dass die Nachfolger des Herrschers nicht zu jung, etwa noch Kinder waren; der Herrscher musste geeignet sein, d.h., er sollte Erfahrung im Schlichten von Streitfragen und natürlich auch im Kampf haben. Manche der Herrschernamen der Türk drückten solche Eigenschaften aus: *qutluq* »der mit *qut* Begabte«, *bilgä* »Weise«, und auch für das Wort *türk* hat man angenommen, es bedeute »stark, tapfer, groß und mächtig«.

Zu den beiden Nachfolgekriegen bei den Xiongnu kam es, als der Übergang auf die Generation der Söhne nicht gelang. Ähnliches kann man bei den Türk beobachten. Die Kombination von genealogischen und Eignungskriterien hat in vielen Fällen zu einem Auswahlverfahren in blutiger Konkurrenz geführt. Diese Kombination ist ferner für das Phänomen verantwortlich, dass sich die Auswahl verengt, so dass nur noch die Nachkommen des Dynastie-Gründers über einen bestimmten Sohn oder Enkel für die Herrschaft in Frage kamen.

Staaten, die von zentralasiatischen Nomaden gegründet wurden, haben manchmal eine charakteristische Aufteilung. Neben dem Oberherrscher (Kagan, gleichzeitig Herrscher im Osten) steht ein zweiter Herrscher (im Westen), unter diesen beiden eine kleine Gruppe (vier oder sechs) von weiteren Anführern. Die Titel für diese Positionen wechseln. Die Xiongnu kannten als obersten Herrscher den *chanyu* (für diese Position ist spätestens seit den Rouran der Titel *kagan* gebräuchlich), darunter den Weisen Herrscher der Linken und den Weisen Herrscher der Rechten, außerdem den Rechten und den Linken Luli-König. Die Anzahl der Unter-Chefs nahm im Lauf der Zeit zu. Bei den Türk gab es außer dem Kagan (sehr bald, wenn nicht von Anfang an, waren dies zwei: einer im Osten und einer im Westen, wovon der östliche Herrscher im Prinzip der Gesamtherr war) auch untere Kagane. In beiden Fällen wurden die entsprechenden Positionen ausschließlich mit Mitgliedern des herrschenden Clans, also bei den Xiongnu den Nachkommen Mao-duns, bei den Türk den Mitgliedern des Ashina-Clans, besetzt.

Bei der Aufteilung in »links« und »rechts« bzw. Ost und West ist oft von einer Sicht nach Süden auszugehen, d.h. »Ost« ist »links«. Diese räumliche Darstellung und Anordnung hierarchischer Positionen findet man lange Zeit in der Aufstellung der Zelte des herrscherlichen Heerlagers (mo. *ordu*) und auch bei der Sitzordnung bei offiziellen Anlässen.

2.

## Oasen und Oasenstädte

Die naturräumlichen Voraussetzungen im südlichen Zentralasien führen zu einer Kulturlandschaft, die schon immer von Oasen bestimmt wird, in denen intensive Landwirtschaft betrieben wird. In kleineren Oasen findet man nur eine, in größeren auch mehrere städtische Siedlungen. In der Oase von Buchara bestanden bis in islamische Zeit mehrere städtische Zentren und damit auch mehrere politische Einheiten. Die Städte waren früh mit Befestigungsanlagen, Mauern aus Stampflehm, Tore auch aus gebrannten Ziegeln, versehen, Zitadellen dienten als Fluchtburg und später als Sitz der militärischen Machthaber. Die Städte waren und sind von einer Gartenzone umschlossen, weiter außen liegen die Felder, die dem Getreideanbau dienen und nicht in jedem Jahr bewässert werden. Manche Oasen waren insgesamt von langen Mauern umgeben, die ebenso gegen Flugsand wie gegen Angriffe aus der Steppe gedacht waren. Typisch für Städte in Transoxanien und im Tarim-Becken sowie im Gürtel nördlich des Tienschan war eine Dreigliederung in Zitadelle, innere Stadt und Vorstadt. Dabei lag die Zitadelle in einer Ecke der inneren Stadt oder war ganz von der

Stadt getrennt. Die innere Stadt konnte einen rechteckigen Grundriss haben, es gab dann Tore meistens in der Mitte der vier Mauern; die beiden Durchgangsstraßen kreuzten sich in der Stadtmitte, wo der Hauptbasar zu finden war. Die Vorstadt war oft von der Fläche und der Einwohnerzahl her der bedeutendste Teil, sie war weniger stark befestigt, die Zahl der Tore konnte weit größer sein.

Größere Oasenlandschaften, vor allem Transoxanien, weisen heute eine hohe Zahl von Tells auf, Fundhügel aus erodiertem Lehm, in denen man die Sitze von »Landadeligen« zu sehen hat; diese waren für das militärische Handeln in Sogdien ein wichtiger Faktor. Auch in den Städten (z.B. in Pendžikent am oberen Zerafsan, oberhalb von Samarkand; wohl die am besten archäologisch untersuchte Stadt in Zentralasien) kann man soziale Unterschiede archäologisch erkennen, und zwar an der Größe und Ausstattung der Wohnhäuser: Nur die größten Häuser hatten einen Empfangssaal, der auch mit Wandmalerei verziert sein konnte. Es ist nur selten zu unterscheiden, ob die palastartigen städtischen Gebäude Kaufleuten gehört haben (in einem Fall vermutet man das, weil die Wandmalereien ein Bankett von Männern zeigen, an deren Gürteln statt eines Schwerts Geldbeutel hängen).

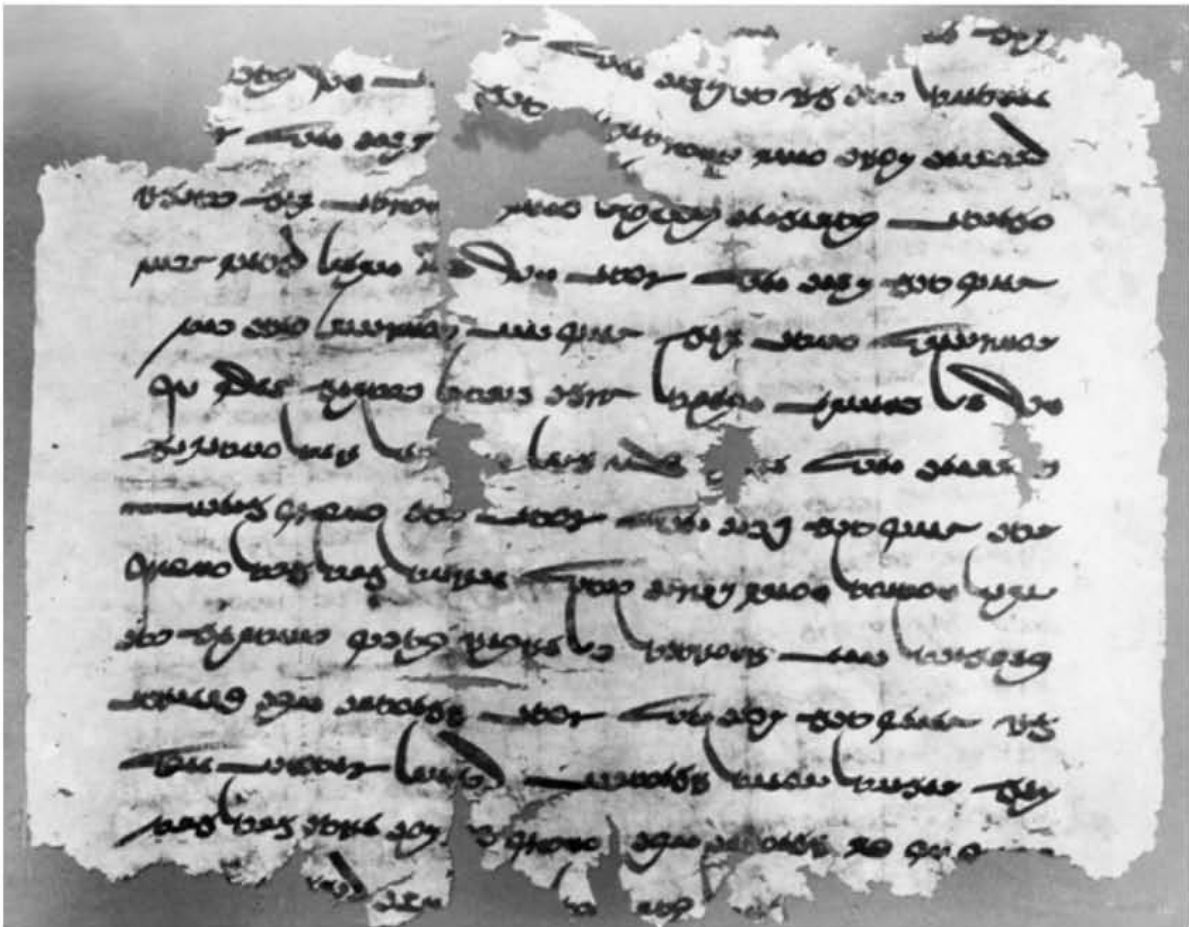


Abb. 7 :Sogdische Handschrift



D

**Religion und Kunst**

1.

**Schamanismus und Ahnenverehrung, Tängri**

Über die religiösen Vorstellungen der frühen Nomadenvölker ist wenig bekannt. In den chinesischen Quellen ist davon die Rede, dass die Türk an Dämonen und Geister glauben und dass es unter ihnen Spezialisten (männliche und weibliche) für den Umgang mit Geistern gibt. Ob dies auf eine Form des Schamanismus, wie er von Ethnologen seit dem 19. Jahrhundert beschrieben wird, schließen lässt, muss offenbleiben. In den alttürkischen Inschriften selbst kommt ein Wort für »Schamane« nicht vor; in späteren Textzeugnissen (und im Sprachgebrauch der nordosttürkischen Sprachen bis heute) ist *kam* gebräuchlich (mo. *bek*, das Wort Schamane ist tungusischen Ursprungs).

Schamanen sind Spezialisten für Kommunikation mit der Geisterwelt; in erster Linie können sie den Erfolg der Jagd beeinflussen, aber auch Heilung ist ein wichtiger Tätigkeitsbereich, daneben auch das Erkennen der Zukunft und die Legitimation von Herrschaft. Dazu hatte sich z.B. der Schamane Kökečü, mit seinem Schamanen-Namen Teb Tenggeri, in Bezug auf Činggis Khan bereitgehalten. Die činggisidischen Herrscher behaupteten aber, selbst in Kontakt mit der übersinnlichen Welt zu stehen.

Das westliche Interesse für originär innerasiatische Religionen<sup>[6]</sup> hat sich möglicherweise zu sehr auf den Schamanen als Person konzentriert. Entscheidender dürfte die tägliche rituelle Praxis sein, in der bis heute der Ahnenkult eine zentrale Rolle spielt. Die Ahnen stützen die Gemeinschaft der Lebenden, und sowohl die Aktivität des Schamanen als auch die sehr viel alltäglichere rituelle Praxis des Ahnenkults gehen von der grundlegenden Erkenntnis aus, dass religiöses ebenso wie politisches und wirtschaftliches Handeln darauf zielt, die Welt so zu deuten und zu bearbeiten, dass die Gemeinschaft mit ihren Werten fortbestehen und gedeihen kann. Die Grundform der Gemeinschaft ist aber eine Abstammungsgemeinschaft (*lineage*) bzw. eine Gemeinschaft, die sich als solche definiert; diese Gruppe ist gleichzeitig wirtschaftlich relevant, etwa als Weidegruppe. Die Unterstützung der Ahnen ist für den wirtschaftlichen Erfolg unerlässlich. Das gilt für die Gesundheit und Fruchtbarkeit von Tieren, Feldern und Menschen ebenso wie für den Erfolg bei der Jagd. Die Unterstützung der Ahnen trachten die Lebenden unter anderem durch gemeinschaftliche Opfer zu gewinnen, wobei die Opfertiere oft Pferde sind. Das Fleisch (oder gewisse Teile davon) wird auf die Mitglieder der Gruppe verteilt, die es dann mit in ihre Behausungen nehmen; nichts zu erhalten wäre gleichbedeutend mit Ausschluss aus der Gemeinschaft. Kleine Brocken werden auch in das Feuer geworfen. Das Feuer soll den Duft des gebratenen Fleisches an die Ahnengeister übermitteln, damit sie dann ihre segenwirkende Kraft auf das Fleisch insgesamt übertragen.

Die Wohnorte der Ahnengeister stellen sich die Lebenden in der Nähe oder inmitten der eigenen Behausung vor, oft an der Feuerstelle, oft auch am Eingang der Jurte. Feuer ist generell ein Element mit sakralem Charakter. Opfer für die Ahnengeister im täglichen Leben bestehen aus Fett oder Fleisch, das ins Feuer geworfen wird, oder auch Tropfen von Kumys (vergorene Stutenmilch), die man ins Feuer sprüht. Die Ahnengeister können in Form von Filzpuppen dargestellt werden, dann wird das Fett an den Mündern der Puppen aufgetragen. Vernachlässigung oder gar Kränkung der Ahnengeister und Verunreinigung ihrer Wohnorte kann schlimme Folgen haben.

Neben dem Kult der Ahnen konstituieren die Abstammungsmythen Gemeinschaften. Es war davon die Rede, dass die Türk ihren Ursprung auf ein Muttertier, eine Wölfin, zurückführen. Der Wolf kann eine Art Totemtier der Türk gewesen sein, die Standarte von Türk-Verbänden war durch einen Wolfskopf gekennzeichnet, und *böri* »Wolf« ist Teil von militärischen Titeln (allerdings gibt es weitere Tiernamen als Bestandteil von Titeln, so *arslan* »Löwe«, *buğra* »Kamelhengst«, *čagri* »Falke« und andere). Allerdings gibt es keine Hinweise auf Tötungstabus.

Abstammung von einem Wolf spielt auch in den Ursprungsmythen der Mongolen eine Rolle: Die Stammutter der Borjigid-Mongolen, Alan Gho'a, wurde in einer Variante von einem blaugrauen Wolf geschwängert. Ähnliche Abstammungsmythen mit Tieren als Stammvater gibt es in vielen Varianten, nicht immer ist das Vätertier ein Wolf.



In den Inschriften aus der Zeit des zweiten Türk-Kaganats (682–744) kommen Begriffe vor, die als Bezeichnungen für Gottheiten gedeutet werden, an erster Stelle der Himmel (*tängri* oder *tangri*), daneben auch eine Erdgöttin (*umay*, diese Göttin kommt später bei den Mongolen vor und soll mongolischen Ursprungs sein); in welchem Verhältnis die Wesenheiten »Erde« *yer* und »Wasser« *sub* zu ihr stehen, lässt sich nicht klären. Der Himmel wird in den Inschriften in Zusammenhang mit der Herrschaft und der Person des Herrschers gebracht, so wird Bilge Kagan bezeichnet als »der himmelsgleiche, im Himmel gewordene (bzw. geschaffene) türkische Bilge Kagan«; chinesische Quellen titulieren einen früheren Kagan als »vom Himmel geborener, weiser, heiliger Sohn des Himmels des Reiches der Groß-T'u-küe«<sup>[17]</sup>. Bei dieser Eigenschaft des Himmels werden Berührungen mit chinesischen Vorstellungen angeführt. Dem Himmel opferten die Türk im fünften Monat ihres Jahres Schafe und Pferde. Ein anderer Kult, ebenfalls mit Opfern verbunden, stand in Zusammenhang mit Metallgewinnung und -verarbeitung und hatte mit der »Höhle der Ahnen« zu tun. Das Gebiet Ötükän genoss ebenso eine gewisse Verehrung wie das Ursprungsgebiet der Türk (und daher Wohnsitz der Ahnen).

Die Mongolen unter Činggis Khan standen ebenfalls dem Kult des Himmels nahe. Der »Ewige Blaue Himmel« war eine Instanz, die den Mongolen das Mandat zur Weltherrschaft übertragen hatte. Wieweit hier chinesische Vorstellungen vom »Mandat des Himmels« eingeflossen sind, ist eine offene Frage. In ihrer Staatskorrespondenz verwendeten sie entsprechend die Anrufungsformel »In der Kraft des Ewigen Himmels«. Allerdings darf daraus nicht der Schluss gezogen werden, der Himmel sei für die Mongolen zur Zeit von Činggis eine Gottheit gewesen, es ist kein Kult für ihn nachweisbar. Vielmehr scheint es so zu sein, dass die Berichte franziskanischer Gesandter aus der Mongolei die mongolischen Konzepte entsprechend übersetzt haben.

Botschafter bei den mongolischen Herrschern im 13. und 14. Jahrhundert berichten von rituellen Handlungen im herrscherlichen Heerlager. Die Botschafter selbst wurden zwischen zwei Feuern hindurchgeführt, denen eine reinigende Wirkung zugeschrieben wurde. Sie wurden ermahnt, das Wasser, vor allem fließendes Wasser nicht zu verunreinigen. Tabus betrafen etwa das Waschen von Kleidung im Heerlager.

2.

### **Zoroastrismus**

Man ist sich nicht sicher, wann der Religionsstifter Zarathustra gelebt hat (um 1000 v.Chr. oder später), und auch nicht, wo; da aber die ältesten Stufen der zoroastrischen Schriften, des Avesta, auf einen östlichen bzw. nordöstlichen Raum hindeuten, ist die Mehrheit der Spezialisten der Ansicht, die Ursprungsregion des Zoroastrismus könne in Zentralasien, in Sogdien, Khwārazm oder – am ehesten – im heutigen Afghanistan gelegen haben. In Zentralasien jedenfalls bestanden örtliche Formen des Zoroastrismus; in den archäologischen Funden lassen Bestattungen, bei denen die Leichen weder verbrannt noch als solche in die Erde gelegt werden, darauf schließen, ebenso Abbildungen der heiligen Flamme. Allerdings wurden, anders als in Iran, die entfleischten Gebeine in Ossuarien gesammelt. Dies trifft man bei den Sogdern, Kuschanen und Hephthaliten an. Im Unterschied zur späteren iranischen Staatsreligion bleiben in Zentralasien, wo der Zoroastrismus nie »Staatsreligion« geworden ist, lokale Varietäten mit einer Vielzahl von Gottheiten bestehen, darunter auch solche, die sich in hellenistischen Gestalten zeigen. Entsprechende Kultanlagen finden sich bis weit nach Osten, der sogdischen Präsenz folgend, bis nach Hami und Dunhuang.

Die zentralasiatischen Zoroastrier sind nach der arabischen Eroberung in großer Zahl nach Osten abgewandert, wo sie möglicherweise in China zusammen mit den iranischen Zoroastriern Exilgemeinden gebildet haben.

3.

### **Manichäismus**

Diese Religion geht auf den Stifter Mani zurück (216–274 oder 277 n. Chr.), in ihr sind u.a. zoroastrische (dualistische), christlich-jüdische und buddhistische Elemente enthalten. Der Manichäismus kam aus Mesopotamien über Iran nach Zentralasien und muss dort rasch Fuß gefasst haben, seine ersten Zentren waren Marw und Balch.

Ein großer Teil des erhaltenen manichäischen Schrifttums kommt aus Zentralasien, besonders aus Turfan und Dunhuang. Der Manichäismus war unter den Sogdern vertreten, aber seine besondere Bedeutung für Zentralasien erhält er dadurch, dass der Kagan der Uiguren, Bögü, im Jahr 762 zum Manichäismus übertrat. Das uigurische Reich

war von da an der einzige Staat in der Geschichte, der offiziell den Manichäismus unterstützte, dieser wurde danach langsam durch den Buddhismus verdrängt. Er war aber auch vorher offenbar eine Minderheitenreligion mit Elitecharakter.

Auch in China unter den Tang war der Manichäismus vertreten, wie die erhaltenen Schriften in chinesischer Sprache bezeugen. Die offizielle Duldung des Manichäismus in China endete 843, als seine Missionare und Repräsentanten vertrieben wurden. Im südlichen China unter den Song bestanden kleinere Gruppen fort.

Mit den Manichäern kam das aramäisch-syrische Alphabet nach Zentralasien, das später für das Sogdische und das Uigurische adaptiert wurde, für Mongolisch wurde eine Weiterentwicklung bis 1940 verwendet.

Berühmt waren die zentralasiatischen Manichäer für ihre Malerei, sowohl Wand- als auch Buchmalerei. Auch islamische Quellen preisen Mani als den perfekten Meister dieser Kunst.

#### 4.

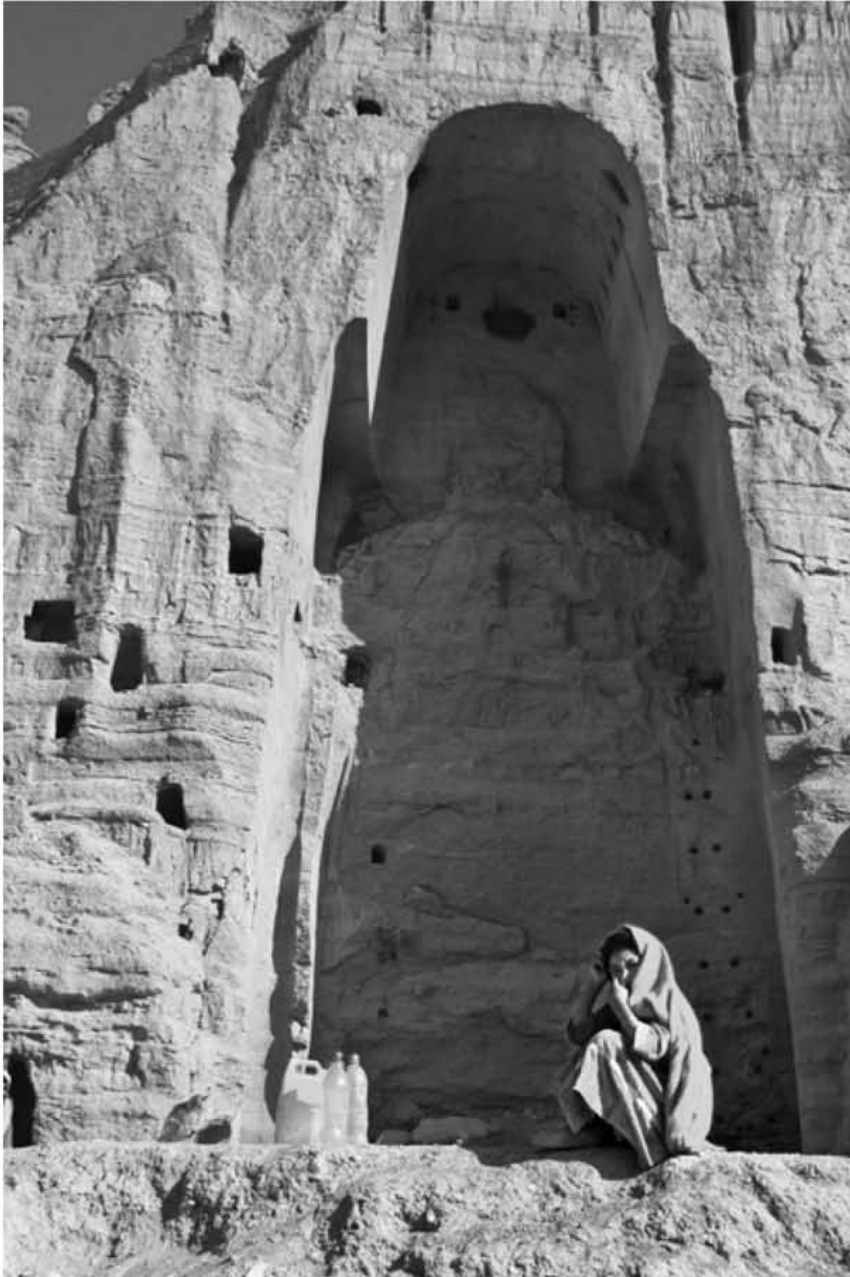
#### **Buddhismus**

Spätestens seit der Zeit Aśokas, des Maurya-Herrschers (Regierungszeit ca. 268–239 v.Chr.) ist der Buddhismus in Zentralasien vertreten. Die Region Gandhāra (im nördlichen Panjāb) ist namensgebend für die erste Sprache des zentralasiatischen Buddhismus (Gandhārī). Buddhistische Texte in dieser Sprache lassen auf eine Vielzahl regionaler Schulen schließen; auch in der weiteren Geschichte des zentralasiatischen Buddhismus findet man wohl die Hauptströmungen Hinayana (»Kleines Fahrzeug«, vor allem in Sogdien und im nördlichen Oasengürtel des Tarim-Beckens mit Zentren in Turfan, Kuča und Qarašahr) und Mahayana (»Großes Fahrzeug«, mit Zentren in Khotan und Kaschgar), daneben aber auch örtliche Varianten. Im Kuschan-Reich war der Buddhismus weit vertreten, bedeutende Zentren bestanden südlich und auch nördlich des Amu Darja, etwa in Balch und Termez. Im eigentlichen Sogdien dagegen hat der Buddhismus nie wirklich Einfluss gewinnen können. Gleichzeitig erfasste die buddhistische Mission die Oase von Khotan (von Kaschmir aus, Khotan blieb immer in direktem Kontakt mit Südasien). Die großen Buddha-Statuen von Bāmiyān (53 und 35 oder 38 m hoch, im März 2001 von den Taliban zerstört) sind eindrucksvolle Zeugnisse des frühen Buddhismus; der chinesische Pilgermönch Xuanzang, der ca. 630 in die Gegend kam, hat sie beschrieben. Die größere ist im 6. Jh., die kleinere früher entstanden.<sup>[18]</sup> In Bāmiyān befand sich auch ein buddhistisches Höhlenkloster, Xuanzang nennt zehn Einrichtungen mit zusammen tausend Mönchen.



**Abb. 8** :Der 53 m große Buddha von Bāmiyān





**Abb. 9** :Der 38 m große Buddha nach der Zerstörung

Zentren für die Übersetzung buddhistischer (sowie auch manichäischer und anderer) Texte waren Khotan und Kuča, das nach den zerstörerischen Kämpfen zwischen westlichen Türk und Chinesen um 650 von Qarašahr abgelöst wurde. Dabei wurden eine Vielzahl von Schriften verwendet, für buddhistische Texte nicht zuletzt indische Alphabete, für Manichaica in erster Linie aus der syrisch-aramäischen Schrift abgeleitete. Die Oasen des Tarim-Beckens sind also zentrale Stationen auf dem Weg des Buddhismus nach Ostasien.

Auch unter den Türk gab es viele Anhänger des Buddha. Bereits die Tuoba – (Nördliche) Wei waren eifrige Förderer des Buddhismus. Unter dem östlichen Kagan Taspar (572–581), der Buddhist geworden war, wurden Klöster gebaut, und bald begann die Übersetzungen buddhistischer Texte in die Sprache der Türk. Eine Gruppe chinesischer Mönche,



die 581 mit Sanskrit-Handschriften auf dem Weg zurück nach China wegen der dort einsetzenden Buddhisten-Verfolgung bei den Türk Station machte, hat während dieses Aufenthalts einen Teil der mitgebrachten Schriften ins Chinesische (und vielleicht auch ins Türk) übersetzt.

Der Buddhismus im westlichen Zentralasien spielte nach der Ankunft der muslimischen Araber keine Rolle mehr. Der Islam breitete sich auch – wenn auch langsam – im Tarim-Becken aus, wo Qočo lange Zeit noch ein Zentrum des Buddhismus blieb. Später bildete sich zwischen Islam und Buddhismus in Zentralasien eine Art Kulturgrenze heraus. Für den Niedergang des Buddhismus in Zentralasien wird außerdem seine immer schwächere Stellung in Indien und seine Ächtung in China unter den Tang verantwortlich gemacht.

5.

### **Christentum**

Christliche Gemeinden in Herat, Balch und Marw sind aus dem 4. bzw. 5. Jahrhundert n.Chr. belegt, nach manchen Überlieferungen noch früher. Es handelte sich in erster Linie um Nestorianer. Die nestorianische Kirche, entstanden in der Mitte des 5. Jahrhunderts aus christlichen Gruppen im Sāsānidenreich, verdankt sich theologisch einem Konflikt über die Natur Christi.<sup>[19]</sup> Die nestorianische Kirche war schon früh weit im Osten präsent; das früheste belegte Zentrum ist Marw, wo ab 424 ein Bischof und ab 524 ein Metropolit residierte. Das Zentrum der Nestorianer in Sogdien war Samarkand, als Sitz eines Metropoliten bezeugt vom Ende des 9. bis Mitte des 14. Jahrhunderts. In Samarkand selbst wurden keine christlichen Texte gefunden (der Löß der Fundstätten ist säurehaltig und führt zur Auflösung der Schriftträger, anders als der Sand in den Oasen des Tarim-Beckens), allerdings gibt es christliche Graffiti in der Nähe. In vielen der sogdischen Kolonien in Semireč'e sind auch christliche Funde gemacht worden, die vom 9. bis ins 14. Jahrhundert datieren. Es gab große Kirchen in Sūyāb und Balāsāgūn, den größten Städten der Gegend. Im Semireč'e breitete sich das Christentum auch bei türkischen Gruppen (vielleicht den Qarluq) aus, und noch 893 fand der sāmānidische Herrscher Ismā'il in Otrar am Syr Darja eine große christliche Kirche vor. Für die nomadisch-türkischen Christen gab es eine eigene Diözese ohne festen Sitz.

Auch im Tarim-Becken (ebenfalls von Sogdern vorangebracht) waren Nestorianer vorhanden. In Kaschgar gab es einen nestorianischen Bischof, in Khotan sind zwei Kirchen belegt. In den Ruinen eines nestorianischen Klosters in Turfan/Qočo – in einer zunächst auch manichäischen, später massiv buddhistischen Gegend – wurden Texte in syrisch-aramäischer, khotansakischer, sogdischer, parthischer und anderen Sprachen gefunden. Die nestorianische Aktivität folgte der sogdischen Kolonisierung bis in den Gansu-Korridor, und im Jahr 635 erreichte Bischof Aloben den Hof der Tang, ein Kloster wurde gegründet – dies war der Beginn des Christentums in China. Besonders im Gansu-Korridor zur Zeit der Xixia waren christliche Gemeinden bekannt.

Nestorianische Christen gab es gleichfalls unter den Uiguren und unter mongolischen Völkern wie den Naiman, den Kereyid (angeblich zu Beginn des 11. Jahrhunderts in großen Mengen getauft) und den Merkit. Von dem Gürkhan Güčülüg, einem Naiman, ist bekannt, dass er zunächst Christ war, dann aber Buddhist wurde.

Die Nestorianer in Zentralasien blieben sprachlich der Mutterkirche verbunden – das Syrische blieb Kirchensprache. Organisatorisch jedoch konnten sich die Gemeinden relativ eigenständig entwickeln. Christen hatten nur ausnahmsweise kompakte Wohnorte, manchmal ein Stadtviertel; massive christliche Regionen sind nicht entstanden.

Andere christliche Gemeinschaften in Zentralasien sind die Jakobiten in Sistān und Herat, aber auch im Tarim-Becken, und die Melkiten. In Khwārazm gibt es Spuren christlicher Gemeinden seit dem 8. Jahrhundert, deren Liturgiesprache bis ins 14. Jahrhundert Sogdisch war; der melkitische Katholikos residierte ab 762 oder 766 in Taschkent (Čāč).

Das Christentum war auch den Mongolen bekannt. Einige wichtige Persönlichkeiten wie die Gemahlin Toluis namens die Sorqaqtani Beki, eine Kereyid, waren getauft. Weitere mongolische Führungspersönlichkeiten waren zwar getauft, traten aber später zu anderen Religionen über, vor allem dem Buddhismus und dem Islam.

Hoffnungen in Europa auf den Übertritt vor allem der mongolischen Führung und damit auf eine gemeinsame Aktion mit Christen östlich der islamischen Welt gegen die Muslime im Heiligen Land oder generell, die sich auf das legendäre Reich des Priesterkönigs Johannes stützten, waren jedenfalls nie gerechtfertigt. Diese Legenden haben möglicherweise mit dem Sieg der Qarakhitai über Sanjar bei Qatwān 1141 zu tun und verbreiteten sich in Syrien/Palästina zu einer Zeit, als die lateinischen Kreuzfahrerstaaten dort entscheidende Niederlagen hinnehmen



mussten.

Dauerhaft konnte sich das Christentum bei den Mongolen nicht halten. Die franziskanische Mission unter den Mongolen war im 14. Jahrhundert aktiv, wurde danach aber eingestellt. Dennoch scheint in der Mongolenzeit, etwa bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, in einigen Gebieten, zum Beispiel im Siebenstromland, das Christentum noch einmal eine nicht zu vernachlässigende Größe gewesen zu sein.

Nach der Mongolenzeit, spätestens Anfang des 15. Jahrhunderts, ist das Christentum in Zentralasien erloschen. Ein später Hinweis auf Christen in Samarkand findet sich in den Niederschriften eines Qadis vom Ende des 16. Jahrhunderts, wo eine »Christengasse« erwähnt ist; allerdings könnten sich hier frühere Zustände fortschreiben. Heutige Gemeinden bestehen überwiegend aus Christen, die im Zuge der russischen Kolonisierung oder während der Sowjetzeit in die Region gekommen sind. Daher handelt es sich in der Hauptsache um Russisch-Orthodoxe. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR sind protestantische Missionen tätig geworden, in Kirgisistan und Kasachstan nicht ganz ohne Erfolg.

6.

### Judentum

Juden sind in den iranophonen Gebieten Zentralasiens schon früh belegt, die ältesten Hinweise deuten auf eine ungewisse Periode noch vor der Zeitenwende.<sup>[20]</sup> Marw ist als ein Zentrum jüdischen Lebens seit dem 4. Jahrhundert n.Chr. erkennbar. Ausgrabungen dort erbrachten u.a. Ossuarien mit Inschriften in hebräischer Schrift aus dem 5. und 7. Jh. Weitere Grabinschriften (in einer iranischen Sprache in hebräischer Schrift) stammen aus Dandan-Uyliq in Xinjiang. Es kann vermutet werden, dass jüdische Kaufleute am Handel entlang der Seidenstraße beteiligt waren; die Routen und Zentren des Judentums in Zentralasien sind weitgehend die gleichen wie diejenigen des Christentums. Die berühmte jüdische Handelsorganisation der Radaniten war auch entlang der Seidenstraße aktiv, allerdings nicht über Iran, sondern über eine Nordroute nördlich des Kaspischen Meeres.

Als Folge der arabisch-islamischen Eroberung bildete sich das auch aus anderen Regionen der islamischen Welt bekannte Modell heraus (das vermutlich auch für die christlichen Gemeinden galt): Die Gemeinde wurde als solche zur Zahlung der Kopfsteuer (*jizya*) herangezogen, der Gemeindevorsteher haftete für die Zahlung. Die Juden hatten, genau wie die Christen und Zoroastrier für Kirchen und Tempel, Bestandsschutz für die vorhandenen Synagogen, durften aber keine Neubauten errichten. Ansonsten konnten die Gemeinden ihre Angelegenheiten weitgehend selbständig regeln, ohne Einmischung der Gouverneure des Kalifats. Diese Situation beschreibt auch Benjamin von Tudela im 12. Jahrhundert für Samarkand. Auch wenn die Zahlen Benjamins und anderer jüdischer Quellen, was die ostiranischen und zentralasiatischen Gemeinden angeht, sicher übertrieben sind, darf man davon ausgehen, dass im Herrschaftsbereich der Ġaznawiden und Qarakhaniden um das Jahr 1000 jüdische Gemeinden mit Tausenden von Mitgliedern lebten, so dass Juden in dieser Region vielleicht zahlreicher als Christen waren. Das gilt, wenn überhaupt, aber vermutlich nicht für die Oasen im Tarim-Becken und die Region nördlich des Tienschan. Andererseits gibt es auch Berichte, die von zahlreichen Christen im östlichen Iran sprechen.

Über die zentralasiatischen jüdischen Gemeinden während der Mongolenzeit gibt es nur wenige Informationen. Es scheint, dass mit den von Timur nach Samarkand Deportierten auch jüdische Handwerker, vor allem Weber, dorthin kamen.

Seit dem 16. Jahrhundert ist Buchara das Zentrum jüdischen Lebens in Zentralasien; die Verbindungen nach Westen wurden allerdings dünner, auch wegen der nun entstehenden Kulturgrenze zwischen dem schiitischen safawidischen Iran und dem sunnitischen »usbekischen« Zentralasien. Die jüdische Gemeinde in Buchara wurde nun territorialisiert, Juden wohnten ab ca. 1620 in erst einem, im 18. Jahrhundert dann in drei eigenen Stadtvierteln. Vor allem die Isolation der Bucharer Juden führte zu einem Niedergang der religiösen Kenntnisse und auch der rituellen Observanz; gleichzeitig setzten im 18. Jahrhundert Zwangsislamisierungen ein – eine Gruppe von Kryptojuden entstand (die *čala*, »halbgar«, die nach außen hin Muslime waren, daneben aber auch jüdische rituelle Praktiken fortsetzten). Um 1830 rechnet man mit 2000 jüdischen Familien in Buchara, davon 300 *čala*. In dieser Zeit führte ein marokkanischer Rabbi (Yüsuf Maman) in Buchara den sephardischen Ritus ein.



Abb. 10 :Bucharer Juden kommen in Kazalinsk an, spätes 19. Jahrhundert

Kurz vor der russischen Eroberung der Region bestand weiter eine Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinde von Buchara mit eigenen Schulen, darunter auch einer für Rabbis und anderes religiöses Personal. Ein Ältester (pers. *kalāntar*) stand an der Spitze der Gemeinde. Manchmal war das auch der Oberrabbiner. Die Stadtviertel hatten, wie auch die muslimischen, ihre Vorsteher, »Weißbärte« (usb. *oqsoqol*). Ökonomisch waren die bucharischen Juden vor allem in der Färberei tätig, nur sie fertigten z.B. bestimmte mit Indigo gefärbte Stoffe an. Schon früh (ab 1825) beteiligten sich Bucharer Juden am einträglichen Baumwollhandel mit Russland.

Nach der russischen Eroberung bestanden für Juden im Turkestanskij Kraj, der sich unter direkter russischer Verwaltung befand, bessere rechtliche und kulturelle Bedingungen als im Emirat Buchara. Viele Juden wanderten von Buchara in das russische Gebiet aus, bis 1887 der Zuzug gestoppt wurde. Die Zugewanderten hatten bis zur Revolution 1917 einen prekären rechtlichen Status, ihnen drohte die Ausweisung. Zwischen den alteingesessenen Bucharer Juden (die judäo-tadschikisch sprechen) und den aschkenasischen Juden, die aus dem europäischen Russland zuwanderten, bestanden kaum Beziehungen.

1889 begann die Auswanderung bucharischer Juden nach Palästina, vor allem nach Jerusalem. Bis in die 1920er Jahre bestand ein reger Austausch zwischen den judäo-tadschikischen Gemeinden in Jerusalem und Buchara.

Nach der Oktoberrevolution 1917 setzte ab ca. 1924 eine neue Auswanderungswelle ein, die auch durch zunehmende Repression aller religiösen Aktivitäten ausgelöst wurde. 1930 wurden die meisten Synagogen geschlossen. Man schätzt, dass bis 1935, als die Grenzen unpassierbar wurden, etwa 4000 Bucharer Juden nach Palästina gekommen sind. Die Auswanderung setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg fort, sobald dies möglich war; der Antisemitismus der späten Stalinzeit war dabei ein Faktor ebenso wie die anti-israelische Politik der UdSSR. So haben in den 1970er Jahren noch einmal etwa 17 000 Bucharer Juden das Land verlassen. Die Mehrheit der Verbliebenen folgte nach 1989. Heute leben nur noch kleine jüdische Gruppen in Buchara und anderen Städten Usbekistans.

Die nach Religionen getrennte Darstellung kann die zahlreichen Übergänge und Mischformen nicht berücksichtigen.

Besonders bei der Akkulturation einer bisher »fremden« Religion in einer neuen kulturellen Umgebung benutzt diese – notgedrungen – das vorhandene Vokabular. So haben sich manichäische Missionare im Westen an zoroastrische und christliche, im Osten an buddhistische Konzepte angelehnt. In einem türk-sprachigen Kontext nahmen sie Türk-Konzepte wie *qut* auf (die vom Himmel kommende, Segen und Sieg bringende Kraft, die einem Khan eigen ist), u.a. um »Seele« zu übersetzen. So »assimilierten« sich die vorder- und südasiatischen Religionen an die vorhandenen Konzepte.



## II

**Von 750 bis zur mongolischen Eroberung**

## A

**Herrschaft und Politik**

## 1.

**Situation in der Mitte des 8. Jahrhunderts**

Um das Jahr 750, genauer nach dem An-Lushan-Aufstand in Tang-China (756–762), war in Zentralasien folgende Situation entstanden: Der Westen, also die sogdischen Oasenstädte und Khwārazm, war inzwischen Teil des arabischen Kalifats, nunmehr unter der Dynastie der Abbasiden (750–1258). Das gilt auch für den südlich angrenzenden Raum Tocharistan, nicht aber für das zentrale Bergland Afghanistans, wo regionale Herrschaften fortbestanden. Die Ausbreitung des Kalifats bedeutete natürlich nicht, dass die Menschen im westlichen Zentralasien bereits zu dieser Zeit in ihrer Mehrheit Muslime geworden wären, die Islamisierung war vielmehr ein langer Prozess. Die Grenze des islamischen Machtbereichs verlief in etwa am Pamir, das Fergana-Becken war nicht eindeutig Teil davon: Hier herrschte der Ikhšīd von Fergana, der ebenso wie der Regionalherrscher von Taschkent und andere durchaus auch mit anderen Mächten Bündnisse schließen konnte. Jenseits des Pamir-Gebirges begann das sich entwickelnde tibetische Großreich, das auf die Route südlich der Takla-Makan-Wüsten Einfluss nahm (wobei aber die regionalen Herrscher, vor allem von Kaschgar und Khotan, ein wichtiger Faktor blieben). Nördlich davon scheinen sich nach dem Zusammenbruch sowohl des östlichen Kaganats der Türk als auch der Tūrgeš-Konföderation die Qarluq als wesentliche nomadische Macht etabliert zu haben (mit einem Zentrum vermutlich im Raum nördlich des Tienschan, im Tal des Ču, mit der Hauptstadt Sūyāb). Die Grenze des eigentlichen chinesischen Reiches war sehr weit nach Osten verlagert worden, Tang-China hatte eine Weile noch kleine Garnisonen in einigen der »Vier Garnisonen« des »Befriedeten Westens«, war aber in den folgenden Jahrzehnten sogar in der Region am oberen Hoang-he durch Tibet bedroht. Das Erbe der östlichen Türk hatte das Kaganat der Uiguren angetreten. Im Norden der Uiguren, in den Taiga-Gebieten am Oberlauf des Jenissej, werden die damaligen Qirgiz vermutet.

Zentralasien lag nun im Spannungsfeld mehrerer Großmächte. Das Kalifat hatte zwar in gewisser Weise das Erbe Irans in Zentralasien angetreten, war aber viel aktiver und expansiver, als Iran unter den Sasaniden je hatte sein können; eine direkte Konfrontation einer westasiatischen Großmacht mit China hatte es vorher noch nicht gegeben. Im Süden wollte die neue Macht Tibet die Abschnitte der transkontinentalen Handelsrouten vom Gansu-Korridor durch das Tarim-Becken bis Fergana kontrollieren. Wie bisher gab es eine östliche und eine westliche Macht in der Steppe, wobei das uigurische Kaganat noch viel enger mit der chinesischen Politik verwoben war als die östlichen Türk. Die Qarluq waren ähnlich wie die Tūrgeš vor ihnen weniger hoch organisiert als ihre östlichen Zeitgenossen, weil im Osten in der Auseinandersetzung mit China in der Regel eine markiertere Organisation, eine weiter getriebene Staatlichkeit erforderlich waren. China seinerseits hatte im Ergebnis des An-Lushan-Aufstandes zwar seine Politik der Expansion nach Westen aufgeben müssen, war aber immer noch die Quelle von Wohlstand zumindest für die östlichen Teile Zentralasiens.

In der Mitte des 9. Jahrhunderts änderte sich diese Lage, weil mehrere der beteiligten Großmächte zusammenbrachen: Das Kaganat der Uiguren erlosch 840, fast gleichzeitig endete die Großmachtphase Tibets in Zentralasien. Die späteren Tang konnten nicht mehr in Zentralasien eingreifen, und das Kalifat unterlag so weit einem Prozess der Regionalisierung, dass es von etwa diesem Zeitpunkt an regionale Staaten waren, die auch im westlichen Zentralasien den Ton angaben. Die folgenden Jahrhunderte bis zur mongolischen Eroberung zu Beginn des 13. Jahrhunderts sind daher von überwiegend regional agierenden Staaten bestimmt, von denen einige sowohl der Geschichte Zentralasiens wie auch derjenigen Chinas (Khitai/Liao) oder derjenigen des Nahen Ostens (Seldschuken)

angehören.

2.

### **Das Kaganat der Uiguren und die späteren Tang**

Das Kaganat der östlichen Türk fiel ca. 742 den Angriffen einer Dreier-Koalition zum Opfer: der Uiguren und der Qarluq sowie der Basmil. Unter diesen dreien stellten zunächst die Basmil den Kagan, dieser wurde aber schon 744 von den Uiguren beseitigt, die sein abgeschlagenes Haupt an den Tang-Hof schickten. Auch die Qarluq wurden von den Uiguren verdrängt; sie wandten sich darauf zu einem großen Teil nach Westen. Das uigurische Kaganat trat nunmehr an die Stelle des zweiten osttürkischen Kaganats, es nahm den gleichen Raum ein, im Wesentlichen im Gebiet der heutigen Mongolei; im Westen soll der Bereich des Kaganats bis an den Altai, im Süden bis an die Gobi und im Osten bis in die Mandschurei gereicht haben, so dass es von chinesischen Autoren mit den Xiongnu verglichen wurde. In den letzten Jahrzehnten aber schrumpfte der Machtbereich des uigurischen Kaganats stark, und was im Jahr 840 von den Qirgiz gestürzt wurde, wird nur noch ein kümmerlicher Rest vergangener Größe gewesen sein.

Die Uiguren waren ein Teil der als »Neun Oğuz« (Toquz Oğuz) bezeichneten Konföderation; sie selbst nannten sich »Zehn Uiguren«. Der dominierende Clan unter diesen zehn waren die Yağlaqar – die Kagane der Uiguren gehörten also nicht zum herrschenden Clan der Türk, den Ashina.

Die Kontinuitäten zwischen den östlichen Türk und den Uiguren sind auf den ersten Blick beeindruckend. Die schriftlichen Zeugnisse sind in der gleichen Sprache und der gleichen »Runen«-Schrift abgefasst. Die Herrschertitulatur nimmt auf die gleichen Eigenschaften Bezug und verweist auf die charismatische Gabe des *qut*, der herrscherlichen Sieg- und Segenskraft, die als von einer Himmelsmacht (*tängri*) verliehen gedacht wird. Wie die östlichen Türk legten auch die Uiguren großen Wert auf den Besitz des heiligen Gebiets im Ötüken-Gebirge, wo sie ihr Hauptlager hatten, und wie ihre Vorgänger waren auch die Uiguren Nomaden, und sie stützten sich wie die Türk auf sogdische Händler. Die Unterschiede zu den Türk des Zweiten Kaganats zeigen sich ihren Beziehungen zu China, in ihrer städtebaulichen Tätigkeit und in ihrer Übernahme einer »sesshaften« Religion, des Manichäismus.

Den ersten uigurischen Kaganen bot sich eine fast einmalig zu nennende Gelegenheit, sich in China einzumischen: Zweimal wurden sie von Kaiser Xuanzong zur Hilfe gegen den Aufstand des An Lushan gebeten. Beide Male entsandten die Uiguren Truppen, deren Beitrag für entscheidend gehalten wurde, vor allem zur Rückgewinnung der Hauptstadt Luoyang (757 und 762), obwohl sie nicht sehr zahlreich gewesen sein werden, kaum mehr als ein paar tausend. Wie wichtig ihr Beitrag war, zeigt sich daran, dass den Kaganen chinesische Prinzessinnen zur Ehe angeboten wurden. Auch früher schon hatten Herrscher in der Steppe chinesische Frauen aus führenden Familien erhalten, aber diesmal handelte es sich um eine Tochter des Kaisers. Insgesamt wurden drei kaiserliche Damen an uigurische Kagane verheiratet.

Die Hilfe der Uiguren beim Kampf gegen den An Lushan-Aufstand schlug sich auch ökonomisch nieder. Tauschbeziehungen wurden vereinbart, die von chinesischer Seite als deutlich zugunsten der Uiguren wirkend wahrgenommen wurden. In einer offiziellen Chronik der Tang heißt es: »Die Uiguren hatten von ihren Diensten für China noch größeren Nutzen. Sie nahmen vierzig Einheiten Seide für jedes Pferd, das sie als Tribut brachten. Jedes Jahr versuchten sie, mehrere zehntausend Pferde zu verkaufen [...]. Die Pferde waren von geringer Qualität, schwach und unbrauchbar. Der Kaiser gab den Uiguren großzügig Geschenke und wollte sie so beschämen, aber sie bemerkten dies nicht. Sie kamen wieder zur Hauptstadt mit zehntausend Pferden, aber der Kaiser konnte es nicht ertragen, diese Last aufs neue dem Volk aufzubürden, und daher zahlte er nur für sechstausend.«<sup>[21]</sup> Ob die von den Tang benötigten Pferde tatsächlich alle so teuer bezahlt wurden und wie viele Pferde China tatsächlich brauchte, ist damit nicht gesagt. Ferner war es üblich, dass Gesandtschaften der Uiguren zum Hof der Tang kamen, wo sie bewirtet und beschenkt wurden. In den nicht ganz hundert Jahren zwischen 745 und 840 sind genau 116 dieser Gesandtschaften erwähnt, von denen einige mehr als tausend Mitglieder hatten. Es wird deutlich, dass die Handelsbeziehungen sehr vom politisch-militärischen Kräfteverhältnis abhingen. China konnte sich andererseits ganz überwiegend auf die militärische Unterstützung durch die Uiguren verlassen.

Während der zweiten Aktion in Luoyang 762 (die Stadt wurde von den Uiguren geplündert, die Besatzung dauerte mehrere Monate) trat der damalige uigurische Kagan Bögü zum Manichäismus über, und bald darauf konnte sich diejenige Gruppe unter den Gefolgsleuten des Kagans durchsetzen, die für eine Einführung des Manichäismus als

Staatsreligion war. Mit diesem Schritt verband Bögü möglicherweise den Wunsch, sich von China abzusetzen, wo der Manichäismus nur eingeschränkt praktiziert werden konnte (und sich ansonsten pro-buddhistische und pro-taoistische Perioden abwechselten); in Tibet wiederum wurde 779 der Buddhismus als Staatsreligion eingeführt. Ein weiterer Grund für die Entscheidung zum Manichäismus wird in dem immer weiter steigenden Gewicht der sogdischen Berater und Kaufleute am Hof des uigurischen Kagans gesehen, die ihrerseits zu einem großen Teil Manichäer gewesen sein werden. Im Gegenzug stieg ihr Einfluss natürlich weiter an. Sie waren im Übrigen nach wie vor in der Hauptsache Kaufleute, in deren Hand die Transaktionen mit China und der Weiterverkauf der als Tribut aus China gelieferten Seide lag, die nicht im Bereich des uigurischen Kaganats verblieb.

Die Uiguren übernahmen von den Türk auch die Stadt Ordubaliq/Karabalğasun, die sie großzügig ausbauten. Der arabische Reisende Tamīm b. Bahr hat einen Bericht seines Besuchs dort (821) hinterlassen, in dem er die Lebhaftigkeit der Märkte hervorhebt und auch Ackerbau rund um die Stadt erwähnt. Neben Karabalğasun werden noch weitere Städte der Uiguren genannt. Es ist nicht klar, wieweit die in der Gegend von Karabalğasun betriebene Landwirtschaft für die Versorgung der Stadtbevölkerung ausreichte oder ob Lebensmittel importiert werden mussten, wie das bei späteren Städten in der Steppe der Fall war; jedenfalls zerfiel die Stadt bald nach dem Ende des uigurischen Kaganats. Ihre Rolle kann auch diejenige eines Handels- und Verwaltungszentrums gewesen sein.

Die Gründe für den Zusammenbruch des uigurischen Kaganats werden einmal in den bereits seit zwei Jahrzehnten dauernden Kämpfen mit den Qirğiz gesucht. Man kann ferner darauf verweisen, dass für die 830er Jahre keine chinesischen Berichte für den Handel »Pferde gegen Seide« mehr vorliegen, während sie für das vorangehende Jahrzehnt noch detailliert sind. Eine Änderung im Kräfteverhältnis zeigte sich schon früher darin, dass China von 813 bis 820 der uigurischen Forderung, eine Prinzessin als Braut zu liefern, Widerstand leisten konnte. 839 soll dann ein besonders harter und schneereicher Winter zu einem massenhaften Tiersterben geführt haben. Im folgenden Jahr eroberten die Qirğiz die uigurische Hauptstadt.

Die Qirğiz begründeten kein neues Kaganat in der mongolischen Steppe. Insbesondere scheinen sie keine dauerhaften Beziehungen zu China geknüpft zu haben; bei Ausbleiben der chinesischen Subsidien, durch Tausch oder Raub, war die Basis für eine imperiale Struktur in den mongolischen Steppenregionen aber schmal. Die Qirğiz hatten ihre Wohn- und Weidegebiete am oberen Jenissej, schon an der Grenze zur Taiga-Region, sie waren am Pelzhandel beteiligt, lagen aber ansonsten an der Peripherie der Handelsrouten.

Eine nominelle Herrschaft der Qirğiz über das Gebiet des früheren Kaganats blieb erhalten, bis in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Khitan kamen. Mit ihnen nimmt dann die Vorrangstellung der Türk in dieser Region ein Ende, die darauf zur Mongolei wird.

Die Uiguren zerstreuten sich in mehrere Richtungen, einige gingen an die Nordgrenze Chinas und stellten sich unter den Schutz der Tang. Bedeutender aber sind diejenigen, die nach Westen gingen, nach Qočo/Turfan und Bešbaliq; vielleicht schon 856 sind sie in Beiting/Bešbaliq anzutreffen, spätestens aber 866 übernahmen sie die Stadt und die Region von den Tibetern.

Das uigurische Reich von Qočo umfasste das östliche Tarim-Becken, der Manichäismus blieb zunächst Staatsreligion, wenn auch in den Städten viele Buddhisten lebten. Die Turkisierung des Tarim-Beckens ging nun relativ rasch voran, um 1070 beschrieb Mahmūd Kāšğarī in seinem »Verzeichnis der türkischen Sprachen« das dort gesprochene Turki als unvollkommen (vermutlich wegen des weiterhin spürbaren iranischen Substrats). In Khotan blieb die eigene Sprache und Schrift noch länger erhalten.

Das uigurische Reich von Qočo erlitt im Kampf gegen die muslimischen Qarakhaniden Niederlagen; Khotan ging Anfang des 11. Jahrhunderts an diese verloren. In den 1130er Jahren übernahmen die Qarakhitai die Herrschaft auch in den Oasen im Tarim-Becken, die Uiguren wurden zu ihren Vasallen. Der uigurische Herrscher (mit dem Titel *idiqu*) unterwarf sich relativ früh den vordringenden Mongolen.

Nach dem Zusammenbruch der Tang-Dynastie (906–907) betätigten sich in einem Teil des nordwestlichen Chinas die Shatuo-Türk als Königsmacher. Sie sind wegen ihrer Armeestruktur bemerkenswert: sie hatten offenbar eine Armee, die sie aus ganz unterschiedlichen ethnischen Gruppen »adoptierten«, es gibt Parallelen zum westasiatisch-islamischen System der Militärsklaverei.

In diesem Raum, dem Ordos-Gebiet und dem Gansu-Korridor, bestand von 982 bis 1227, als es von Činggis Khan erobert wurde, das Reich der tangutischen Xixia. Dieses war von den Song seit 1006 anerkannt, es hatte auch Unterstützung durch die Liao; es konnte demzufolge gegen Tibet und gegen die Uiguren im Gansu-Korridor



expandieren, deren Staat sie 1036 ablösten. Etwa gleichzeitig begann der Herrscher von Xixia, sich nach dem chinesischen Modell als Kaiser zu bezeichnen (Yüan Hao, reg. ab 1032; dies Jahr wird daher oft als Beginn der Xixia gegeben). Die nachfolgenden Auseinandersetzungen mit Song dauerten bis zum Ende des 11. Jahrhunderts; Song konnte Xixia nicht besiegen. Auch später konnte Xixia sich behaupten; erst in der Zeit der mongolischen Eroberungen ging der Staat unter (1206 und 1227).

Kulturell bedeutsam ist die Entwicklung einer tangutischen Schrift, die auf dem Schreibsystem des Chinesischen beruht, aber mit diesem nicht identisch ist. Tangutisch ist die erste zentralasiatische Sprache, für die ein eigenes Schriftsystem auf der Basis der chinesischen Schriftzeichen entwickelt wurde; Khitan und Jurchen sollten folgen.

3.

### **Tibet als Großmacht in Zentralasien**

Die Großmachtphase Tibets in Zentralasien dauerte von der Mitte des 7. Jahrhunderts bis ca. 842, dem Ende des ersten tibetischen Reiches.<sup>[22]</sup> Während der Zeit des vorübergehenden Rückzugs der Tang aus dem Tarim-Becken (ca. 670 bis 692) hatten die Tibeter in den Oasen am Südrand der Takla-Makan an Einfluss gewonnen, und sie waren als Bündnispartner der westlichen Türk imstande, die Chinesen fernzuhalten. Kaschgar insbesondere blieb lange (bis 728) unter tibetischer Oberhoheit, während Khotan mit China verbündet war.

Den Höhepunkt seiner Ausdehnung erlebte Tibet unter dem Herrscher Khri-srong lde-brtsan (755–797). Als Ergebnis der inneren Probleme Chinas wegen der An-Lushan-Rebellion kamen schon 756 eine Reihe von Gesandtschaften aus dem Pamir nach Tibet, und Tibet konnte sich in die von China evakuierten Räume bis in die Nähe des Huanghe ausdehnen. Die chinesischen Nachrichten aus dem Westen wurden ab 763 ausgesprochen dürftig. Dies war ein Zeichen dafür, dass wegen der tibetischen Präsenz kaum noch Nachrichten aus Zentralasien nach China gelangten. Um 781 konnten die Tibeter die Stadt und Oase Hami erobern, in den folgenden Jahren brachten sie die Präfekturen des Ordos-Gebiets unter ihre Kontrolle, 787 Dunhuang. In der Folge entbrannte ein Konflikt zwischen dem uigurischen Kaganat und den Tibetern über Beiting/Bešbaliq. Allerdings war nur die Eroberung von Khotan dauerhaft; sowohl Beiting/Bešbaliq als auch Qočo/Turfan gingen schon nach kurzer Zeit wieder an die Uiguren verloren. Die Region Qočo/Turfan könnte für die folgenden Jahrzehnte die Grenze zwischen Uiguren und Tibetern gewesen sein. Die politische Situation, in der oft Chinesen und Uiguren im Bündnis gegen Tibeter und Qarluq standen, hatte bis zum Ende des uigurischen Kaganats 840 und dem etwa gleichzeitigen Zusammenbruch Tibets als Großmacht 842 Bestand.

Von ihren Stützpunkten im Pamir und weiter südwestlich im Hindukusch aus konnten die Tibeter nach Westen ausstrahlen, so dass sie, auch wenn sie nicht direkt eingriffen, doch auch am Ostrand Transoxaniens, etwa im östlichen Fergana-Gebiet, spürbar waren. Daher war nun Tibet ein Faktor, mit dem die Araber an ihrer Ostgrenze zu rechnen hatten.

Infolge innerer Probleme in Tibet gingen große Teile der tibetischen Eroberungen im Nordosten, einschließlich Hami und Qočo, an China verloren. 851 konnte Khotan offenbar seine Unabhängigkeit zurückgewinnen. Kaschgar fiel bereits am Ende des 8. Jahrhunderts in den Machtbereich der Qarluq.

4.

### **Transoxanien: Regionalisierung des Kalifats. Die Sāmāniden**

Die arabische Eroberung Transoxaniens war mit dem Tod Qutaiba b. Muslims (715) unterbrochen worden; vor allem die Randgebiete zum Pamir hin, das Fergana-Becken und die Regionen entlang des Syr Darja waren noch keineswegs Teil des Kalifats. Auch im zentralen Transoxanien, in Bucharā und Samarkand und anderswo, hielten sich regionale Herrscher. Im Laufe des 8. Jahrhunderts entwickelte sich dort eine Art Doppelherrschaft: Die neuen Gouverneure, die im Auftrag der abbasidischen Kalifen regierten, konnten dies nur mit Unterstützung der vorislamischen Herrscherhäuser. Diese regionalen Herrschergeschlechter waren überwiegend iranischer, teils auch türkischer Abstammung.

Mit der Herrschaft des Kalifen al-Ma'mūn (813–833) begann auch im Osten des Kalifats der Prozess der Regionalisierung. Wichtige Positionen wurden erblich, das Amt des Gouverneurs von Khurasan etwa blieb bei der Familie der Tāhiriden (vermutlich eine arabisierte Familie iranischer *dahāqīn*); etwa ab der Mitte des 9. Jahrhunderts



waren die Tahiriden praktisch unabhängige Herrscher über Khurasan. Gleichzeitig begann der Aufstieg der Familie der Sāmāniden in Transoxanien. Der Stammvater könnte ein *dihqān* aus der Gegend von Balch gewesen sein. 820 wurden vier Brüder in Gouverneursämtern in Samarkand, Šāš (Taschkent), Fergana und Herat eingesetzt. Auch ihre Ämter waren erblich, allerdings unterstanden die Sāmāniden-Gouverneure zunächst den Tahiriden von Khurasan.

Die Sāmāniden entwickelten sich zu einer unabhängigen Dynastie in Transoxanien. Im Jahr 875 wurde der erste Sāmānide – Nasr b. Ahmad – unmittelbar zum Gouverneur von Transoxanien ernannt, unterstand also nicht mehr dem Tahiriden, sondern dem Kalifen (dies aber eher theoretisch; allerdings gab es eine enge Verbindung zwischen Buchara und Bagdad, bei der aber Buchara sich wohl nicht als zweitrangig empfand). Die Phase der imperialen Ausdehnung begann mit Nasrs Bruder Ismāʿīl (892–907), und im 10. Jahrhundert regierten die Sāmāniden von Buchara aus über Transoxanien und Khurasan (und weitere Teile Irans). Die sāmānidische Verwaltung ist berühmt; sie folgte abbasidischen Vorbildern, war in viele Bereiche (Dīwāne) gegliedert und genoss einen hervorragenden Ruf. Die Besteuerung erschien Reisenden aus den weiter westlich gelegenen Teilen des Kalifats niedrig. Der Reichtum des Landes lag in erster Linie in der Landwirtschaft. Im Handel spielte die Vermittlung zwischen Ost und West, aber auch Nord und Süd eine Rolle: Fernhandel zwischen China und dem Westen, aber auch zwischen den Wald- und Steppenregionen und den agrarischen Zentren Mittelasiens. Eine besondere Stellung nahm der Sklavenhandel ein. Die Sāmāniden erhoben Zölle auf Sklavenexport und hatten ein Monopol auf den Export von Militärsklaven und ausgebildeten Sängerinnen in die Kerngebiete des Kalifats; Militärsklaven erzielten in Bagdad hohe Preise, weil die Macht der Abbasiden etwa seit der Mitte des 9. Jahrhunderts wesentlich auf ihnen beruhte. Es lässt sich vermuten, dass die Aktivitäten im Grenzkampf gegen türkstämmige Gruppen auch mit Sklavenhandel zu tun hatten. Auch die Sāmāniden selber gingen ab dem beginnenden 10. Jahrhundert zu einer auf Militärsklaven basierten Armee über.

Die ersten Sāmāniden bis einschließlich Ismāʿīl stützten sich militärisch auf zwei Gruppen: die vorislamischen Geschlechter der lokalen *dahāqīn* und auf die (proto-sunnitischen) Grenzkämpfer, die als *ǧāzī* oder als »Freiwillige« (ar. *mutatawwiʿa*) oft mit einer religiösen Motivation gegen die Ungläubigen jenseits der Grenzen des islamischen Machtbereichs, aber auch gegen Anhänger abweichender Überzeugungen und Praktiken innerhalb des Kalifats kämpften. Sie rekrutierten sich seit dem Kalifat des Muʿtasim (833–842) auch aus der Bevölkerung Transoxaniens, wobei dann Aktionen gegen unterschiedliche, noch nicht islamisierte turkophone Gruppen an erster Stelle standen. Diese Kämpfer waren örtlich organisiert, sie traten in ihren Städten auch in Friedenszeiten mit eigenen Einheiten in Erscheinung, und gelegentlich wird ihnen in den Quellen ein entscheidender Einfluss bei inneren Machtkämpfen zugesprochen. Sie bleiben in den Quellen das ganze sāmānidische Jahrhundert durch präsent, wobei ihre Aktivitäten auch an der byzantinischen Grenze gemeldet werden; auch islamische Asketen, Gelehrte und Würdenträger findet man unter ihnen. Dass sie aus der unruhigen städtischen (sozial benachteiligten) Bevölkerung stammten, lässt sich den Quellen dagegen nicht entnehmen. Vielmehr ist oft davon die Rede, dass die Bevölkerung Transoxaniens in Stadt und Land über militärische Fähigkeiten verfügt. Das war die Voraussetzung für den Einsatz von rekrutierter (Land-) Bevölkerung unter dem Kommando von *dahāqīn* und natürlich auch für die Freiwilligen-Trupps mit religiöser Motivation.

Die Bedeutung der vorislamischen *dahāqīn*-Geschlechter dagegen entwickelte sich widersprüchlich. Ihre militärische Bedeutung im Sāmāniden-Reich ging seit der Herrschaft Ismāʿīls zurück; bis dahin hatten sie offenbar an der Spitze örtlich rekrutierter Truppen gestanden. Aber um die Mitte des 9. Jahrhunderts konnten Sprösslinge solcher Familien in der Armee der Abbasiden brillante Karrieren machen. Das Musterbeispiel ist der Afšīn, der aus der Herrscherfamilie von Ustrūšana (östlich von Samarkand, in der Nähe des heutigen Ura-Tepe) stammte und in den 830er Jahren einer der wichtigsten Heerführer des Kalifats war. Aber auch Nachfahren des Bukhārā-khudāt und des Ikhšīd von Fergana und viele andere konnten zu hohen Kommandos und Ämtern bei den Kalifen aufsteigen.

Diese Nachfahren der vorislamischen *dahāqīn* bildeten dabei ein persönliches Gefolge des Kalifen, für welches die arabischen und persischen Quellen den Begriff *čākar* verwenden; dieses hat man mit dem germanischen *comitatus* verglichen. Wie sich diese Gefolgschaft in die etwas spätere Institution der Militärsklaven entwickelt hat, ist noch nicht ganz geklärt. Jedenfalls lösten auch unter Ismāʿīl Kontingente von türkstämmigen Militärsklaven die früheren Formen ab.

Militärsklaven sollten dem Herrscher ergeben sein, aber ähnlich wie die Kalifen gerieten die sāmānidischen Herrscher zunehmend in Abhängigkeit von ihnen, und unter den Sklaven-Heerführern brachen immer heftigere Konkurrenzkämpfe um knapper werdende Ressourcen aus. Diese Kämpfe, insbesondere in Khurasan, füllten die

Berichte über die letzten Jahrzehnte sāmānidischer Herrschaft; Hauptakteure dabei waren die Familie der Gouverneure von Khurasan, die Sīmūrīs, und der Gouverneur von Ġazna (heute im südöstlichen Afghanistan), erst Alptegin (ab 962), danach dessen eigener Militärsklave Sebüktegin (977–997), der Begründer der Dynastie der Ġaznawiden.

In Transoxanien setzten die Qarakhaniden der Sāmāniden-Herrschaft ein Ende; in mehreren Zügen eroberten sie, teilweise im Bündnis mit sāmānidischen Heerführern, die Region, bis sie sich 999 endgültig in den Besitz der Hauptstadt Buchara setzen konnten.

Mit den Sāmāniden ging die letzte iranisch-stämmige Dynastie in Zentralasien unter. Man hat darin einen Meilenstein in der Turkisierung der Region gesehen, vor allem im Zusammenhang mit der wenige Jahrzehnte später folgenden Eroberung des heutigen Turkmenistan und später großer Teile des Nahen Ostens durch die oğuzischen Seldschuken. Das ist vielleicht übertrieben: denn bereits in vorislamischer Zeit, seit dem Kaganat der Türk, hatten Herrscher aus der Steppe zeitweise eine Art Oberhoheit über Transoxanien ausgeübt, und die kulturellen Verbindungen zwischen Sogdern und Türk konnten bis zur Synthese gehen. Ferner kann man davon ausgehen, dass die in den Steppentaschen zwischen den Oasen Transoxaniens nomadisierenden Gruppen auch bereits in vorislamischer Zeit ganz überwiegend turkophon waren. Weiter ist, wie neuere Forschungen gezeigt haben, mit dem Machtantritt der Qarakhaniden keineswegs der Beginn kulturellen Niedergangs in der Region verbunden. So ist der Übergang von den Sāmāniden zu den Qarakhaniden wohl ein Schritt in Richtung Turkisierung, aber kein Wendepunkt.

5.

## **Erste türkische Dynastien in der islamischen Welt**

### ***Ġaznawiden***

Nach dem Ende der Sāmāniden wurde der Amu Darja zu einer politischen Grenze, was er während der ersten islamischen Jahrhunderte nicht immer gewesen war. Khurasan fiel an die – von der modernen historischen Forschung so genannten – Ġaznawiden (nach ihrer Hauptstadt Ġazna bzw. Ghazni im heutigen Afghanistan, in den Quellen eher nach dem Dynastiegründer Sebüktegin genannt), Transoxanien an die erwähnten Qarakhaniden.

Die Ġaznawiden wurden bei Ende der Sāmānidenherrschaft eine unabhängige Dynastie, indem Mahmūd (998–1030), ihr bedeutendster Vertreter, ein eigenes Ernennungsdiplom vom Kalifen aus Bagdad erhielt. Auch im Folgenden legten die Ġaznawidischen Herrscher großen Wert auf kalifale Anerkennung, die sie sich – in Gestalt von Anteilen an der indischen Beute – auch etwas kosten ließen.

Der Ġaznawidische Staat hatte sein territoriales Zentrum im heutigen Afghanistan, umfasste aber zwei ganz unterschiedliche Regionen: Khurasan, welches mit seinem landwirtschaftlichen Reichtum die steuerliche Grundlage bildete, und Nordindien. Gegen die Qarakhaniden blieb im Wesentlichen der Amu Darja die Grenze.

Schon Sebüktegin unternahm Beutezüge nach Nordindien. Unter Mahmūd nahmen diese ein sehr viel größeres Ausmaß an. Unter den zahlreichen Unternehmungen sticht der Zug nach Somnath (an der Westküste des Subkontinents) im Jahr 1025/1026 hervor, bei dem der Tempel der Mondgöttin Mahādeva geplündert wurde; dabei machten die Ġaznawidischen Kämpfer immense Beute, von der ein Teil nach Bagdad gelangte und dort für Aufsehen sorgte. Weitere Züge führten nach Kaschmir (weniger erfolgreich), nach Rajasthan und in die Gangesebene. Unter der Beute werden jeweils neben Edelmetallen und Juwelen auch Elefanten und Sklaven erwähnt. Diese Beute, die ja fast jährlich einkam, wird ein fester Bestandteil der Staatseinkünfte gewesen sein, der zu den Steuereinnahmen hinzutreten musste, um das umfangreiche Corps aus Militärsklaven zu finanzieren.

Die Militärsklaven waren das Rückgrat der Ġaznawidischen Armee. Allein die Sultans-Militärsklaven, die dem Herrscher ständig folgten und die nicht zuletzt repräsentative Aufgaben hatten, sollen im Jahr 1037 eine 4000 Mann starke Truppe gewesen sein, darüber hinaus, und militärisch wichtiger, gab es eine wohl weit größere Anzahl von türkischen Sklaventruppen. In der Ġaznawidischen Armee spielten außerdem noch freiwillige Kämpfer (vor allem in Indien) und aus der tribalen Bevölkerung (Belutschen, Kurden, Türken, Araber usw.) rekrutierte Hilfstruppen eine Rolle.

Insgesamt scheint es so, als seien die frühen Ġaznawiden (bis 1040) besser als die späteren Sāmāniden in der Lage

gewesen, die teure Militärsklaven-Armee zu finanzieren. Im Unterhalt der Armee und der Kontrolle der Provinzen lag die Hauptaufgabe der zivilen, von iranischen Bürokraten geleiteten Administration. In dieser Zeit entsteht das Bild einer doppelten Verwaltung: Militärisches fiel eher den Türkstämmigen, Ziviles eher den Iranern zu. Dies Bild wird später für die auf nomadisch-türkische Familien zurückgehenden Dynastien in der Geschichte der islamischen Länder typisch, ist aber bei den Ġaznawiden eine Folge der ethnisch beeinflussten Arbeitsteilung zwischen iranischer Finanzverwaltung (Leute der Feder) und türkischem Militär (Leute des Schwertes). Dabei sind die Beispiele für Iraner, die auch Heerführer waren, und Türken, die sich in der Finanzverwaltung auskannten, in jeder Epoche zahlreich.

Heute wird Mahmūd oft als der erste wichtige Islamisierer des indischen Subkontinents dargestellt. Demgegenüber ist festzuhalten, dass die Feldzüge nach Indien überwiegend dem Beutemachen, nicht der Islamisierung dienten. Trotzdem ist ein wichtiges Ergebnis, dass in dieser Zeit die Stadt Lahore als ein Zentrum von freiwilligen Kämpfern für den Islam entstand; Mahmūd hat sich auch selbst in der Tradition der frühen Kämpfer für den Islam gesehen.

Unter Mahmūds Sohn und Nachfolger Mas'ūd (1030–1041) wurde das Vordringen der Seldschuken erst in Khwārazm, dann im heutigen Turkmenistan und in Khurasan insgesamt zur größten Herausforderung für den Ġaznawidischen Staat. Nach der verheerenden Niederlage Mas'ūds gegen die Seldschuken bei Dandānaqān (zwischen Marw und Sarakhs, Mai 1040) ging Khurasan ganz verloren; einige Städte, so Herat und Marw, leisteten teilweise über Monate und Jahre Widerstand, auch ohne Unterstützung durch ihre früheren Herren. Nur in Afghanistan und Nordindien bestand der Ġaznawidische Staat fort, erst 1186 kam auch für diesen Staat durch die ġüridische Eroberung in Afghanistan, wenig später auch in Nordindien das Ende.

Die Ġaznawiden gelten allgemein als die erste türkische Dynastie in der Geschichte der islamischen Länder. Das trifft zu, wenn man die Sprache der Herrscher betrachtet, es ist aber irreführend, wenn es um die Herrschaftstradition und die Strukturen der Machtausübung geht. Die Ġaznawiden sind eine Dynastie, die von Militärsklaven begründet wurde, die Strukturen der Machtausübung waren ähnlich wie bei den zeitgleichen regionalen Dynastien im Zentrum der islamischen Welt. Die Dynastie orientierte sich wie ihre sāmānidischen Vorgänger am Beispiel des abbasidischen Kalifats. Türkisch-tribale Verhältnisse hatten bei den Ġaznawiden keine Bedeutung.

### **Qarakhaniden**

Die erste türkische Dynastie in der Geschichte der islamischen Länder, die ihren Hintergrund behielt, sind dagegen die Qarakhaniden. So werden sie in der europäischen Wissenschaft genannt, in den Quellen gibt es unterschiedliche Bezeichnungen, oft »khaqanische Dynastie« oder »Geschlecht Afrasiab« nach dem legendären Vorkämpfer Turans in Firdausīs *Šāhnāme*; allerdings ist die Formel »Qara Khan« oder »Qara Khaqan« schon früh als Bestandteil der sehr elaborierten Titulatur dieser Dynastie auf Münzen belegt. Die Qarakhaniden kontrollierten ein Territorium, das Transoxanien, das gesamte Tienschan-Gebiet und große Teile des Tarim-Beckens einschloss; dieses Territorium umfasste also Oasen und Steppengebiete in gleicher Weise.

Eine der vielen Thesen über die Ursprünge der Dynastie sieht in den Qarakhaniden Nachfahren des führenden Clans der Türk (Ashina), und zwar diejenigen, die sich in der Konföderation der Qarluq durchgesetzt hatten. Diese These kommt auch solchen Autoren entgegen, die eine direkte und kontinuierliche Filiation der Türk-Staaten in der Steppe annehmen oder sie beweisen wollen. Auf diese umstrittene These geht auch die Datierung des Anfangs der Dynastie auf 840 zurück.

Die Konföderation der Qarluq war in der Region nördlich und südlich des Tienschan beheimatet, sie hatte 744 am Sturz des Kaganats der Türk mitgewirkt, war aber in der Folge zumindest in Teilen den Uiguren unterworfen gewesen. 751 hatten Kämpfer der Qarluq einen nicht unwesentlichen Einfluss auf den Ausgang der Schlacht am Talas, als sie zu den Arabern überliefen. In ebendieser Region setzten sie sich dann fest; sie hielten in der Folgezeit Talas und die übrigen Städte am Nordrand des Tienschan, waren aber auch schon südlich davon, im westlichen Tarim-Becken, präsent. Sie wurden 791 von den Uiguren aus dem Raum Bešbaliq vertrieben. In der Mitte des 10. Jahrhunderts waren die Qarluq im Gebiet zwischen Syr Darja und dem tibetischen Machtbereich, zwischen Irtyš und Pamir ohne Frage die führende Macht. Sicher ist aus archäologischen Quellen, dass die Qarluq außer im Tarim-Gebiet auch nördlich des Tienschan über Städte herrschten, ihre Hauptstadt wird im Tal des Ču vermutet, dort, wo später die Qarakhaniden ihr Zentrum hatten.

Die qarakhanidische Familie erreichte irgendwann, vermutlich im Laufe des 10. Jahrhunderts, die führende Stellung



unter den Qarluq. Sie trat zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt, vermutlich um die Mitte des genannten Jahrhunderts, zum Islam über. Im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts, so vermutet man, sind es Qarluq, die als nunmehr islamisierte Türkmén wesentlichen Anteil an den Zügen von Ġāzīs nach Norden, Nordosten und Nordwesten haben.

Wenn man die Geschichte der qarakanidischen Dynastie 840 beginnen lässt, wie es manche Autoren tun, hat man eine Lücke von ca. 150 Jahren, bis sie sicher nachweisbar ist, und zwar sowohl in narrativen Quellen wie auch – vor allem – in ihren Münzen. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts nämlich begannen die Qarakhaniden ihren Vorstoß nach Westen, von sāmānidischen Heerführern zu Aktionen in Transoxanien ermuntert. Dies war im Grunde keine Eroberung sesshafter Regionen durch ein Steppenvolk, denn der bisherige qarakanidische Machtbereich umfasste ja gleichfalls Ackerbaugelände und wichtige Städte. Eher geht es um die Ausweitung einer Herrschaft, denn die bisherigen Gebiete wurden ja nicht aufgegeben. Es ist auch nicht auszumachen, ob zusammen mit der herrschenden Familie größere Mengen an nomadischen Türkmén nach Transoxanien kamen. Vermutlich war der Zustrom nach Transoxanien ein längerer Prozess. Insofern ist die Übernahme durch eine türkische Dynastie natürlich ein Schritt in Richtung Turkisierung, es steht aber außer Frage, dass die Städte und die Ackerbauregionen Transoxaniens iranophon blieben; die Steppengebiete zwischen Amu Darja und Syr Darja waren ebenso sicher bereits vorher schon turkophon. 999 fiel die sāmānidische Hauptstadt Buchara den Qarakhaniden endgültig zu, der Eroberer war Nasr Ilig. Widerstand aus der Stadtbevölkerung gab es keinen; es gibt im Gegenteil Nachrichten, dass die lokal immer noch wichtigen *dahāqīn* die Partei der Qarakhaniden ergriffen. Letzte sāmānidische Restaurationsversuche wurden bis 1005 zurückgeschlagen (an diesen beteiligten sich allerdings bewaffnete Trupps aus der Samarkander Bevölkerung).

Die Qarakhaniden bildeten zunächst einen einheitlichen Staat, dessen Zentrum im Ostteil lag (in Balāsāgūn und Kaschgar). Der Westteil, also das neueroberete Transoxanien, wurde dem Eroberer Nasr b. Alī Ilig als Apanage zugeteilt; seine Hauptstadt scheint Özgend im Fergana-Becken gewesen zu sein. Im geteilten Khanat war dann Samarkand der wichtigste Ort im Westen; im Fergana-Becken entstand spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts ein eigener Regionalstaat. Schon in den 1030er Jahren gab es Tendenzen zur Teilung, die Aufteilung in einen Ost- und einen Westteil erfolgte dann um 1042/1043. Im Osten hatte sich immer schon der Sitz des Hauptherrschers befunden, und daher hatten die Khaqane des Ostens im Prinzip auch die Oberhoheit über die westlichen Gebiete.

Dieses Prinzip der Einteilung in ein Ost- und ein Westreich kam bei zahlreichen türkischen und überhaupt Steppenreichen vor, angefangen bei den Xiongnu und später bei den Türkmén; immer war der östliche Herrscher der wichtigere. Ebenfalls bei mehreren türkischen Staaten, darunter auch den Qarakhaniden, ist ein komplexes System von Titeln belegt, die einem einzelnen Mann mit zunehmendem Aufstieg in der Hierarchie der herrschenden Familie zugeschrieben werden konnten. Einzelne Karrieren von Familienmitgliedern lassen sich aber wegen des Mangels vor allem an narrativen Quellen schwer nachzeichnen, und so wird seit einiger Zeit vor allem »sauberen« Systematisierungen gewarnt, die hierarchische Systeme von Titeln und angenommene Ordnungs- und Nachfolgevorstellungen der Dynastie in Verbindung bringen wollen.

### **Seldschuken**

Bei den Ögüz kann man eine andere Form des Vordringens nach Süden und Westen beobachten. Während die Qarakhaniden eine der wichtigsten Oasenlandschaften im westlichen Mittelasien, Transoxanien, hinzugewannen, haben die ögüzischen Seldschuken zusammen mit vielen nomadischen Türkmén ihrer Gefolgschaft ihre Herkunftsgebiete verlassen und sich in einer großen Migrationsbewegung neue Herrschafts- und Weidegebiete gesucht. Diese Migrationsbewegung führte sie nach Iran und bis nach Anatolien.

Die Vorgeschichte der Ögüz liegt im Dunkeln, was auch mit der Besonderheit des Namens zusammenhängt: »ögüz« bedeutet »tribale Gruppe«, der Begriff wird daher gern (wie z.B. in »Toquz Ögüz« – »Neun Ögüz« bzw. »Neun tribale Gruppen«) zusammen mit Zahlwörtern gebraucht. Vielleicht seit dem 8. Jahrhundert waren die Ögüz, um die es im Folgenden geht, am mittleren und unteren Syr Darja anzutreffen. Zuerst in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts wird ein Yabġu der Ögüz erwähnt. Diese Ögüz waren dann in Kämpfe gegen die Pečeneg verwickelt, in der Wolga-Ural-Region und nördlich des Aralsees, dabei waren sie mit den Khazaren verbündet. Aber schon der arabische Gesandte Ibn Fadlān berichtet anfangs der 920er Jahre von Kämpfen der Ögüz gegen die Khazaren, und an den beiden entscheidenden Aktionen 965 und 985, die zum Ende des khazarischen Kaganats in

Osteuropa beitragen, haben die Oğuz als Verbündete der Rus' teilgenommen. Ab der Mitte des 10. Jahrhunderts waren Oğuz offenbar auch an den Grenzen von Transoxanien und Khurasan aktiv; der khwārazmische Autor Bīrūnī berichtet von jährlichen Abwehraktionen der Khwārazmier gegen winterliche Angriffe der Oğuz.<sup>[23]</sup>

Zu Beginn des 10. Jahrhunderts stellt der arabische Historiker und Geograph Ya'qūbī die politischen Verhältnisse unter den Oğuz so dar, als hätten sie nicht einmal einen Ansatz von einheitlicher Führung. Es ist daher nicht ganz klar, welche Stellung der Yabǧu der Oğuz hatte; er wird kaum als Repräsentant der gesamten Konföderation nach außen gewirkt haben. Der Yabǧu hatte im Winter seinen Sitz in der Ortschaft Yengikent (türkisch »neue Siedlung«, gleichbedeutende Namen sind auch in arabischer und persischer Version überliefert) im Gebiet des unteren Syr Darja. Insgesamt entsteht in den Quellen der Eindruck, als seien die Oğuz zwar in der Hauptsache Nomaden gewesen, aber durchaus auch »urbanisiert«; neben Yengikent werden noch weitere Städte und Siedlungen am mittleren und unteren Syr Darja genannt, und schon Ibn Fadlān hebt die enge Zusammenarbeit zwischen oğuzischen Kaufleuten und deren Partnern und Gastfreunden in den Städten von Khwārazm hervor.<sup>[24]</sup> Seit Mitte des 10. Jahrhunderts sind Namen von Inhabern des Amtes des Yabǧu überliefert. Unter diesen hat Šāh Malik, Yabǧu der Oğuz von einem unbekanntem Zeitpunkt bis ca. 1043, eine besondere Bedeutung, weil er der Hauptgegner der oğuzischen Seldschuken war.

Die Familie der Seldschuken ist ca. Mitte des 10. Jahrhunderts in den Quellen präsent. Einer der Vorfahren des Seldschuk war zum Heerführer *sū-baši* unter dem Yabǧu der Oğuz geworden, und als, wie es heißt, der Stammvater Seldschuk sich mit dem Yabǧu überworfen hatte, bezog die Familie Winterquartiere oberhalb von Yengikent am Syr Darja. In diese Zeit fällt wohl auch die Islamisierung zumindest eines großen Teils der Gruppe, denn in den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts sind die Söhne Seldschuks bereits als Bündnispartner der Sāmāniden erwähnt, und man findet sie auch in den Kämpfen um die Versuche des »letzten Sāmāniden«, die Herrschaft jener Dynastie wiederzuerrichten. Eine erste Abteilung von seldschukischen Oğuz – oder Turkmenen, wie in der Hauptsache die Oğuz, aber auch andere islamisierte Turkvölker in den persischen und arabischen Quellen zunehmend genannt werden – erhielt von Mahmūd dem Ġaznawiden am Südrand der Karakum-Wüste Weideland und die Kontrolle über Städte wie Abīward und Farāwa, was aber bald schon zu Beschwerden von seiten der dort ansässigen Bevölkerung führte. Nach einer Strafexpedition 1028 teilten sich diese Turkmenen auf, einige flohen in Rückzugsgebiete am Balkhān-kūh oder in die wüstenhaften Gegenden um Dihistan zum Kaspischen Meer hin, andere wieder suchten die Dienste iranischer Regionalherrscher.

Etwas später (1032–1034) gab es seldschukische Gruppen in der Gegend von Khwārazm, wohin sie auf Einladung des jungen und in seiner Position noch nicht gefestigten Khwārazmšāh Hārūn gekommen waren. Der oğuzische Yabǧu von Yengikent sah in dem Umstand, dass seine alten Konkurrenten (die seldschukische Familie hatte sich offenbar Titel und Stellung des Yabǧu angemäht) so nahe herangerückt waren, eine Herausforderung und eine Chance: Er vertrieb sie aus den Weidegebieten, die der Khwārazmšāh ihnen zugedacht hatte. Gleichzeitig verloren die seldschukischen Turkmenen auch ihre Sommerweiden im Nuratau-Gebirge nördlich von Buchara. Ein Feldzug nach Khurasan kam in der geplanten Form nicht zustande, weil der Ġaznawidische Herrscher Mas'ūd den Khwārazmšāh Hārūn ermorden ließ. Den Seldschuken blieb nichts anderes übrig, als unterwürfig Mas'ūd um Aufnahme in Khurasan und Zuweisung von Weidegebieten zu ersuchen, wofür sie militärische Dienste, vor allem gegen alle Arten von Turkmenen, anboten, auch Sicherung der Handels- und Weiderouten zwischen Khurasan, Khwārazm und dem Amu Darja versprochen sie zu leisten. Auf dieses Angebot ging die Ġaznawidische Führung nicht ein. Eine jahrelange Auseinandersetzung um die Vorherrschaft in Khurasan folgte, die erst durch die Niederlage der Ġaznawiden bei Dandānaqān (im Mai 1040) beendet wurde.

Nach ihren Eroberungen im Mittleren Osten unterwarfen die Seldschuken auch Teile Zentralasiens, nämlich die Ġaznawiden und die transoxanischen Qarakhaniden (1072).

Der letzte bedeutende seldschukische Sultan im Osten war Sultan Sanjar b. Malikšāh (1118–1157), der von Marw aus regierte. Das Zentrum seiner Macht war Khurasan. In den letzten Jahrzehnten seiner Herrschaft zeigten sich zunächst bei den wichtigsten Vasallen wie dem Khwārazmšāh und dem Ġaznawiden Tendenzen zur Loslösung aus der seldschukischen Oberhoheit, und mit dem Angriff der Qarakhitai auf Transoxanien und ihrem Sieg über Sanjar und seine qarakhanidischen Verbündeten bei Qatwān 1141 verlor Sanjar seinen Nimbus als großer Herrscher. So konnten ihn 1152/1153 Verbände von Oğuz, die sich in die Region zwischen Amu Darja und Hindukusch geflüchtet hatten, besiegen und gefangen nehmen; seine Freilassung überlebte er nur um etwa ein Jahr (er starb 1157).

Beiden Niederlagen (1141 und 1152/1153), so schildern es die Quellen, gingen Angebote einmal der Qarluq, dann der



Oğuz voraus, gegen Zuerkennung von Weiderechten Tribut zu geben; jedes Mal, so heißt es, habe Sanjar abgelehnt. Damit stand Sanjar in der Tradition von Mas'ūd dem Ġaznawiden, der ebensolche Angebote von Sanjars Vorfahren erhalten und ebenfalls zurückgewiesen hatte. Sanjar nun dürfte der letzte Herrscher im westlichen Zentralasien gewesen sein, dem Derartiges nachgesagt (und zugetraut) wird; in der Folge sind die Kräfteverhältnisse zwischen Herrschern und Nomaden-Chefs so, dass auf die Vorstellungen der Nomaden anders eingegangen werden musste: Vor allem das militärische Potential der nomadischen Verbände war relativ zu den Möglichkeiten der »sesshaften« Herrschaften gewachsen.

6.

### **Kimek, Qipčaq. Große Ost-West-Wanderung**

Qarluq und Oğuz waren die Träger einer Expansionsbewegung in eine sesshaft geprägte Region hinein, beide geführt von einer herrschenden Familie, den späteren Dynastien der Qarakhaniden und der Seldschuken. Im Folgenden soll die Lage in der Steppe kurz erläutert werden.

Nördlich bzw. östlich der Qarluq und der Oğuz lebte die Konföderation der Kimek in den Wald- und Steppengebieten am Irtyš, die sie gegen 850 dominierte, später in den Regionen zwischen dem Altai-Gebirge und dem südlichen Ural. Die Ursprünge der Kimek sind ungeklärt, sie haben zur Zeit, als sie historisch fassbar werden, eine Turksprache, und die später für die Geschichte Zentralasiens und Osteuropas so wichtigen Qipčaq (Komanen) stehen in enger Verbindung mit ihnen. Der Herrscher der Qarluq nahm ebenso wie derjenige der Qirğiz nach dem Zusammenbruch des uigurischen Kaganats 840 den Khaqan-Titel an, und so gab es auch bei den Kimek einen Kagan, der diesen Titel wohl auch nicht vor 840 angenommen hat. Von ihm heißt es: »Er hat elf Stellvertreter im Land der Kimek, und die Bezirke werden in Erbfolge an deren Söhne gegeben.«<sup>[25]</sup> Dies könnte einfach der Versuch sein, eine tribale Situation wiederzugeben, in der es eben elf tribale Gruppen mit ihren eigenen Häuptern gab, über welche ein für gewisse Zwecke zuständiges Oberhaupt eine nominale Autorität ausübte. Andererseits könnte der anonyme Verfasser der Quelle durchaus auch einen eher staatlichen Zustand im Auge gehabt haben; dann wären die elf Stellvertreter mehr von dem Kagan abhängig. Die Ausführungen bei Idrīsī, einem späteren Autor, belegen den eher staatlichen Charakter und auch, dass die Kimek bei ihren Nachbarn durchaus gefürchtet waren, so dass man sie für die Zeit des Bestehens ihres Kaganats (bis ans Ende des 10.–Anfang des 11. Jahrhunderts, genauere Nachrichten hat man nicht) für eine entscheidende Macht im westlichen Zentralasien halten muss.

Wenn man davon ausgeht, dass nomadische Staaten im Kontakt mit der ackerbäuerlichen bzw. städtischen Welt entstehen, wäre der Fall der Kimek eine Ausnahme: Denn sie lebten weit entfernt von den sesshaft-städtischen Zentren sowohl Chinas als auch der Oasenlandschaft im Süden, ja sogar von den agrarisch-nomadischen Gebieten nördlich des Tienschan. Wenn man die Staatlichkeit auf die Kämpfe der Kimek untereinander und mit benachbarten türkischen tribalen Gruppen zurückführt, muss man erklären, wieso diese Kämpfe in anderen Fällen nicht zur Staatlichkeit geführt haben. Golden verweist auf die Rolle der Kimek im Pelzhandel zwischen den Waldgebieten und den südlichen Oasenlandschaften.<sup>[26]</sup>

Die Qipčaq bildeten den westlichen Teil der Kimek, sie waren am mittleren Syr Darja und in der Region um den Aralsee anzutreffen. Ihre Vorgeschichte ist nicht einfach zu rekonstruieren. In der Inschrift des (uigurischen) Eletmiš Bilge Qagan (747–59) werden die Qipčaq zusammen mit den Türk erwähnt. Während der Dominanz des uigurischen Kaganats können die Qipčaq dann nach Westen ausgewichen sein, wo sie sich den Kimek anschlossen.

Das Ende des Kimek-Kaganats steht mit einer großen Ost-West-Migration im 10. und 11. Jahrhundert in den eurasischen Steppengebieten in Verbindung. Diese wurde vermutlich durch das Vordringen der Khitan in die mongolischen Steppen ausgelöst. Marwazī beschreibt ca 1120 die türkischen Völker: »Zu diesen gehören auch die Qūn, diese kamen aus dem Land Qitai, aus Furcht vor dem Qitai-Khan. Sie waren nestorianische Christen und hatten ihr angestammtes Gebiet verlassen, weil sie keine Weidegründe mehr hatten. Der Khwārazmšāh Ekinči b. Qoçqar ist einer von ihnen. Die Qūn wurden von den Qay verfolgt, die zahlreicher und stärker als sie waren und sie daher aus ihren Weidegründen vertrieben (hatten). Sie wanderten dann weiter in das Gebiet der Šārī, und die Šārī wanderten in das Gebiet der Türkmen, welche wiederum in die östlichen Gebiete der Ġuzz wanderten. Die Ġuzz zogen dann in das Land der Bajanāk an den Ufern des Armenischen Meeres.«<sup>[27]</sup> Deutlich wird eine Ost-West-Wanderung nach dem Domino-Prinzip. Dabei wurde die Wirkung des ersten Anstoßes unterwegs noch einmal verstärkt: Gegen Ende des



10. Jahrhunderts begannen die nunmehr islamisierten Qarluq (das sind vermutlich die im Zitat als Türkmene bezeichneten Gruppen), gegen die noch nicht islamisierten Turkvölker in ihrer Nachbarschaft zu kämpfen.

Nach dem Ende des Kimek-Kaganats haben sich die Qipčaq offenbar in mehrere Gruppen geteilt, von denen eine in der Altai-Region verblieb, die andere im heutigen Kasachstan und am Ural anzutreffen war, weitere Gruppen überquerten die Wolga. Diese werden in den griechisch-lateinischen Quellen als Komanen, in den russischen unter anderem als Polovcy bezeichnet.

Die Änderungen in der Bevölkerungsstruktur der zentralasiatischen Steppen kommen bei den islamischen Autoren durch eine Namensänderung zum Ausdruck: Hießen die Steppengebiete im Norden von Khurasan und darüber hinaus bisher oft »Oğuzische Wüste«, so wird nun die Bezeichnung »Qipčaqen-Steppe« gebräuchlich. Es ist wohl der persische Literat und Reisende Nāsir-i Khusrau, bei dem diese Formulierung zuerst erhalten ist, in einem Text, der recht bald nach 1045 entstanden ist.

7.

## **Vor der mongolischen Eroberung**

### ***Liao und Qarakhitai (Westliche Liao)***

Die Khitan kamen ursprünglich aus der Mandschurei; sie sind spätestens seit dem 5. Jahrhundert in den chinesischen Quellen belegt. Ihr regionales Herrschaftsgebiet im Nordosten Chinas wird von Barfield<sup>[281]</sup> als ein gutes Beispiel eines mandshurischen Grenzstaates angeführt: Weder China noch die mit China in enger Verbindung stehenden, auf die mongolischen Steppen konzentrierten Reiche konnten zulassen, dass solche Grenzstaaten, für die eine Kombination von nomadischen Viehzüchtern, sesshaften (nicht selten chinesischen) Ackerbauern und Waldvölkern typisch ist, allzu mächtig wurden. Daher wurden die Khitan erst dann stark, als nach dem Zusammenbruch des uigurischen Kaganats und der Tang-Dynastie in beiden Regionen kein überragender Akteur mehr vorhanden war. 924 konnten Khitan unter dem Begründer Abaoji die verlassene ehemalige uigurische Hauptstadt Ordubaliq einnehmen. Ihr Hauptziel aber war China, sie begründeten die Liao-Dynastie, die in Nordchina bis 1125 gerechnet wird.

Die Khitan waren eine Konföderation, zu der nicht nur ethnische Khitan gehörten; vielmehr schloss sie auch uigurische Gruppen ein, so etwa den Clan Xiao, aus dem der herrschende Clan der Liao, die Yelü, Gatten und Gattinnen bezog.

Die Liao als Dynastie in Nordchina entwickelten eine doppelte Verwaltung: Eine Abteilung war für die Angelegenheiten der Nomaden und für Militär, die andere für Steuern verantwortlich; die erste war mit Khitan, die andere mit Chinesen besetzt. Dieses Modell war in Nordchina zuerst von den ebenfalls mandshurischen Xienbei verwendet worden; für die Liao funktionierte es besonders seit 947, seit sie sich als chinesische Dynastie verstanden.

Die Armeestruktur der Khitan ist in vielerlei Hinsicht typisch für Steppenarmeen. Besonders fällt eine »Garde« des Herrschers auf, die aus allen tribalen Gruppen der Khitan zusammengestellt wurde, sie war also supratribal. Sie hatte ein eigenes Heerlager, Ordu genannt, in dem sich auch die Verwaltung befand. Dieses Lager konnte sehr groß sein, genannt werden mehrere zehntausend Personen. Es gab auch Lager, die der Herrscher bei seinen saisonalen Wanderungen bezog: Dies waren keine reinen Weidewanderungen, sondern sie verstärkten die Präsenz des Herrschers in den Steppen- und Waldgebieten, es gab wohl auch rituelle Aspekte. In der Khitan-Armee wurde das Dezimalsystem angewendet, die kleinsten Einheiten von fünf oder zehn Reitern wurden in Gruppen von 50 zusammengefasst, welche die Grundeinheiten bildeten. Trainiert wurden die Truppen nicht zuletzt durch die großen Treibjagden. Neben den »Garde«-Truppen gab es noch Truppen der Kaiserin und auch weiterer Mitglieder der herrschenden Familie. Hinzu kamen Hilfstruppen, deren Aufgabe bei Feldzügen z.B. im Transport und der Beschaffung von Lebensmitteln und Vorräten bestand. Wie sehr die militärische Tätigkeit in den Vordergrund gerückt werden konnte, zeigt eine Zahl von Anfang des 12. Jahrhunderts: 60 000 von 150 000 Haushalten der Khitan insgesamt gehörten einer Ordu-Struktur an, also 40 Prozent. Es ist allerdings damit nicht gesagt, dass diese Haushalte von professionellen Soldaten gebildet wurden.

Anders als bei vielen Staaten, die von Steppenvölkern gegründet wurden, gab es bei den Khitan-Liao in der chinesischen Tradition, wie die eben zitierte Aussage zeigt, Zählungen von Menschen und Tieren. Daher weiß man



auch über die Vieh- und vor allem die Pferdebestände der Liao besser Bescheid als bei anderen Staaten. Pferde – wie anderes Vieh auch – befand sich im Besitz der Dynastie, aber auch in Privatbesitz, staatliche Pferdeherden umfassten (wohl als Regelfall) ca. 1000 Tiere, für welche drei Pferdehirten zuständig waren. Solche Herden gab es sehr viele, genannt werden Zehntausende. Für ein nomadisches Existenzminimum hielt man eine Herde von 100 Pferden, zehn Rindern und/oder Kamelen; für Schafe wird keine Zahl gegeben. Ganz arme Leute hatten nicht einmal so viel. Reiche Viehbesitzer dagegen konnten 10 000 Pferde und mehr haben. Eine Viehzählung bei den staatlichen Pferdeherden der Liao ergab im Jahr 1086 mehr als eine Million Tiere.<sup>[29]</sup>

Die Khitan-Liao hatten im Süden mit der (han-chinesischen) Dynastie Song zu tun, die seit 960 große Teile auch Nordchinas vereint hatte. Nach mehreren vergeblichen Angriffen der Song auf Liao kam es 1005 zu einem Vertrag, der nach dem Muster früherer Beziehungen zwischen einer chinesischen Macht und einer Macht in der Steppe Zahlungen der Song in Form von Silber und Seide an die Liao vorsah. Diese Zahlungen verdoppelten sich nach einem erneuten Abkommen von 1042. Durch diesen Zufluss an Mitteln konnten die Liao sowohl ihre aufwendige Verwaltung als auch die militärischen Ausgaben finanzieren, aber auch gegenüber den unterworfenen Völkern (in den Wald- und Steppenregionen im Nordosten und Norden) wurden erhebliche Forderungen durchgesetzt, unter anderem durch ein System von Grenzfestungen.

Während der Vorherrschaft der Liao in Nordchina und der Mongolei kam es in den Steppengebieten nicht zur Herausbildung eines starken Gegners der Liao dort. Der Gegner erschien vielmehr im Nordosten, in Gestalt der tungusischen Jurchen – als chinesische Dynastie: Jin; diese eroberten das Reich der Liao sehr schnell (1115–1125), ebenso weitere Teile Chinas von den Song. Erwähnenswert ist, dass beide, sowohl Liao als auch Jin (1115–1234), in der Steppe nicht wie frühere chinesische Dynastien kämpften, nicht auf Kontrolle von Territorien aus waren, sondern den (potentiellen) Gegnern durch Wegnahme von Vieh und Menschen Ressourcen entziehen wollten; vor allem die Jin waren darüber hinaus bestrebt, in den nördlichen Steppengebieten für politische Instabilität zu sorgen, indem sie eine Gruppe gegen die andere unterstützten.

Mit dem Sturz der Liao durch die Jin in Nordchina ist aber die politische Geschichte der Khitan nicht zu Ende. Ein Mitglied des führenden Clans, Yelü Dashi, begann eine Karriere als Staatsgründer und Eroberer im Westen: Der Staat der Qarakhitai geht auf ihn zurück (der in den chinesischen Quellen »Westliche Liao« heißt, seine Geschichte gilt ihnen auch als Teil der Geschichte Chinas). Schon zu Beginn waren seine Gefolgsleute keineswegs nur ethnische Khitan, sondern auch turkophone und mongolophone Gruppen sowie auch Chinesen. In Kämpfen gegen die Jin erwarb Dashi seinen Ruf als charismatischer Feldherr. Er nahm den Titel Gürkhan an (»weltumfassender Herrscher«), den alle späteren Herrscher der Qarakhitai trugen, aber auch einen Herrschertitel als chinesischer Kaiser. Dieser Doppelcharakter – kulturelle Orientierung auf China bei gleichzeitiger Eigenständigkeit als zentralasiatischer Staat – blieb ein Charakteristikum der Qarakhitai.

Die Qarakhitai expandierten in der Folge in der Hauptsache nach Westen. Vor 1134 nahmen sie die qarakanidische Hauptstadt Baläsägün ein. Etwa gleichzeitig übernahmen sie auch die Kontrolle über die Oasen des Tarim-Beckens. Kurze Zeit später (wohl 1137) drangen sie in das Fergana-Gebiet vor. 1141 kamen sie noch weiter nach Westen; in der Schlacht von Qatwān in der Nähe von Samarkand wurde der seldschukische Sultan Sanjar vernichtend geschlagen.

Beim Tod Yelü Dashis (1143) bestand ein großes Reich, zu dem zunächst einmal die Gebiete nördlich des Tienschan als Zentrum gehörten; ferner waren in der Art von Vasallen abhängig und tributpflichtig: der uigurische Staat von Qočo/Turfan; die Städte des Tarim-Beckens; die westlichen qarakanidischen Herrschaften in Transoxanien; Khwārazm. Weit im Osten (östlich des Altai) können die Naiman, im Norden (nördlich des Balchaš-Sees) die Qangli dem Gürkhan zumindest nominell untergeordnet gewesen sein. Vorstöße nach Osten (1137), möglicherweise mit dem nur erklärten Ziel, die Dynastie der Liao zu restaurieren, schlugen fehl.

Unter den Nachfolgern Yelü Dashis finden sich nicht weniger als drei Frauen. Oft wird in der Literatur auf die herausgehobene Stellung der Frauen des herrschenden Clans verwiesen, und wenn auch die Herrscherinnen der Qarakhitai meistens formal Regentinnen für ihre minderjährigen Söhne waren, so haben sie doch ebenfalls den Titel Gürkhan getragen und die Herrschaft tatsächlich ausgeübt.

Die großen Erfolge Yelü Dashis und seiner Gefolgsleute sind einmal durch die Schwäche der Staaten im westlichen Zentralasien zu erklären. Hinzu kommt wohl eine zunehmende Bedeutung der Nomaden, auch der Zahl nach; die Situation in den Steppengebieten scheint über die Jahrhunderte seit dem Zusammenbruch der Kaganate der Türk und der Uiguren immer instabiler geworden zu sein. In der Tat fallen die zahlreichen Auseinandersetzungen sowohl der

Seldschuken und Qarakhaniden als auch der Qarakhitai und der Khwārazmšāhs mit nomadischen Gruppen auf, bei denen es immer wieder auch um Zuteilung von Weideland ging; zunehmend auch treten Koalitionen dieser und anderer Staaten mit solchen Gruppen auf, nicht selten zum Kampf gegen eine andere nomadische Gruppe. Eine charismatische Persönlichkeit – in diesem Fall Yelü Dashi, ein Mann aus einem herrschenden Clan, der immerhin eine chinesische Dynastie gestellt hatte – konnte relativ leicht eine große Menge von Gefolgsleuten um sich scharen.

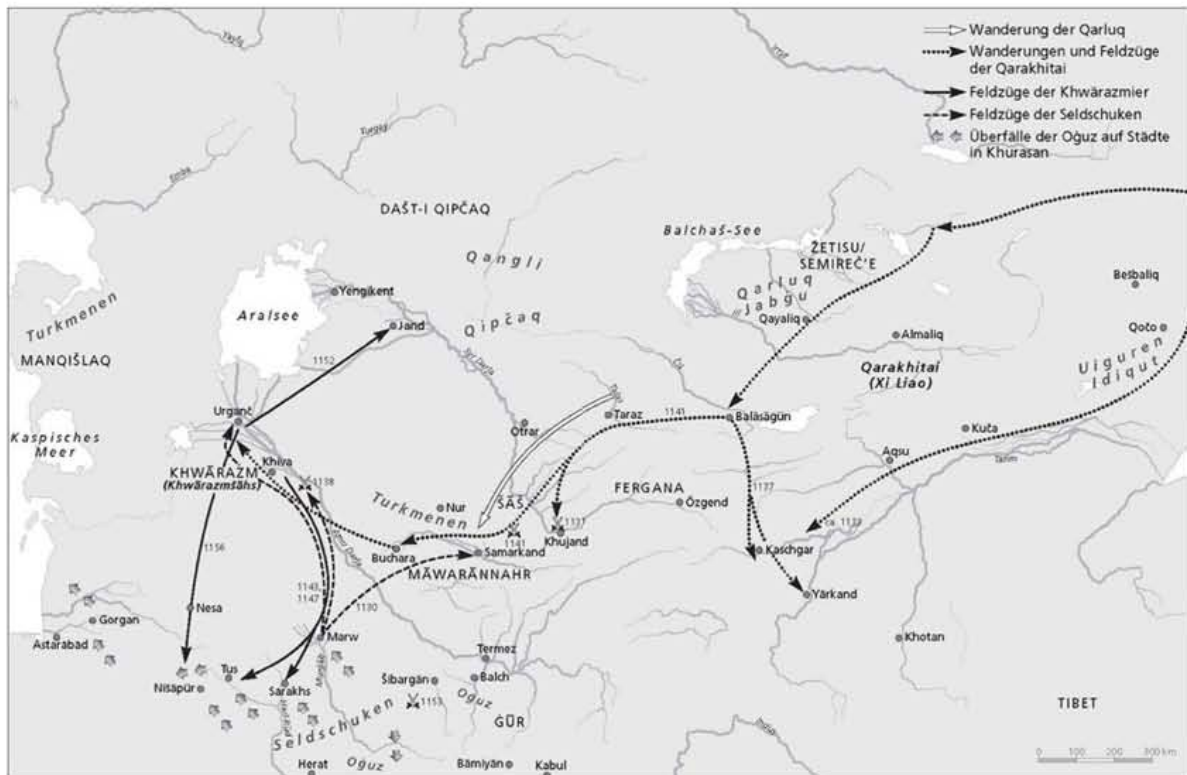
Die eroberten Gebiete blieben zum größten Teil in der Hand ihrer bisherigen, nunmehr tributpflichtigen Herrscher. Die Qarakhitai gaben sich damit zufrieden, Tribute allerdings waren wichtig genug, um bei Ausbleiben Strafexpeditionen zu unternehmen. Die Qarakhitai waren mit keiner eigenen Verwaltung in den tributpflichtigen Gebieten präsent, sie mischten sich nicht in die administrativen Gepflogenheiten oder das religiöse Leben der entsprechenden Länder ein. Sie hielten auch örtlich Distanz zu den sesshaften Gebieten vor allem im fernen Transoxanien; sie sind nie Muslime geworden, auch wenn ihre Untertanen dies überwiegend waren; dazu war ihnen offenbar die chinesische Legitimation mit der entsprechenden kulturellen Orientierung zu wichtig. In der Beschränkung auf Tribut kann man eine Weiterentwicklung des Modells der Beziehungen zwischen einer Macht im Norden Chinas (das waren die Liao gewesen) und einer anderen weiter im Süden (etwa den Song) sehen; es blieb bei einer Koexistenz, und die politische Unterordnung war eher formal. Wie sehr formal, zeigt sich daran, dass einige der »Vasallen« der Qarakhitai im Westen, etwa die westlichen Qarakhaniden und vor allem Khwārazm, gleichzeitig auch »Vasallen« des seldschukischen Sultans Sanjar (oder einer anderen islamischen Macht) sein konnten.

Die Ausrichtung der Qarakhitai-Herrschaft auf Tribut erklärt sich weitgehend daraus, dass ihre Armee besoldet wurde; es gab nicht das ansonsten übliche System der Überlassung der Steuereinnahmen aus einem Bezirk an einen Militärführer gegen entsprechende Dienste. In diesen Zusammenhang gehört, dass die Qarakhitai bei Gelegenheit auch Truppen gegen Bezahlung »verliehen« haben.

Die Qarakhitai spürten die Wirkungen des heraufziehenden Mongolensturms unmittelbar erst 1208, als der Naiman-Chef Küčülüg bei ihnen eintraf. Dieser vermochte es, sich an die Stelle des letzten Gürkhans zu setzen (1211), war aber nicht allgemein als legitimer Herrscher anerkannt. Gleichzeitig brachte er durch eine prononciert anti-muslimische Politik die Stadtbevölkerung der Oasen des Tarim-Beckens gegen sich auf. Die Herrschaft Küčülügs war nicht von Dauer: Er konnte sich nur mit Mühe in Teilen des Tarim-Beckens durchsetzen, und es fiel der mongolischen Armee unter Jebe Noyan nicht schwer, mit Hilfe früherer Qarakhitai-Vasallen wie der Uiguren von Qočo und der Qarluq und mit Unterstützung der städtischen Bevölkerung seine Herrschaft zu beseitigen (1216–1218).

Die verbliebenen Qarakhitai wurden überwiegend teils in die khwārazmische, teils später in die mongolische Armee integriert. Ein Teil gelangte mit den Brüdern Barāq Hājib und Hamīd Pūr über Stationen in khwārazmischen Diensten in die südostiranische Provinz Kirmān, wo Barāq Hājib eine regionale Dynastie begründete, die bis Anfang des 14. Jahrhunderts unter mongolischer Oberhoheit bestand.





Karte 9 :Zentralasien in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts

### Khwārazm. Ġüriden

Das Ende der Qarakhitai wurde wesentlich durch andauernde (und in den letzten 20 Jahren zunehmend erfolglose) Auseinandersetzungen mit neuen Mächten im Osten der islamischen Welt, Khwārazm und der Dynastie der Ġüriden, bestimmt. Diese beiden Staaten vereinten für kurze Zeit von einem zentralen Gebiet aus große Räume, die sprachlich und kulturell und religiös äußerst heterogen waren. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Staaten untereinander und beider mit den Qarakhitai bilden für die letzten Jahre des 12. und die ersten des 13. Jahrhunderts eine äußerst komplexe Geschichte. Teilnehmer waren außerdem noch die regionalen Mächte, vor allem die verbliebenen Qarakhaniden. Gegenstand der Auseinandersetzung war die Vorherrschaft in Transoxanien und Khurasan, die am Ende (ca. 1212) dem Khwārazmshāh Alāʿad-dīn Muhammad zufiel (1200–1220). Aber bereits wenige Jahre später, nämlich 1219, erreichten die Mongolen sein Herrschaftsgebiet, und der Staat des Khwārazmshāh ging in kurzer Zeit unter.

Die Ġüriden sind benannt nach der Landschaft Ġūr im zentralen Afghanistan (östlich von Herat); ihr Zentrum war Firūzkūh, weitere Zentren Ġazna und Bāmiyān. Ende des 12. Jahrhunderts griffen sie nach Indien aus, wo sie in Etappen Lahore, den Panjāb, Sind und später große Teile der Ganges-Ebene einschließlich Delhi bis ins westliche Bengalen eroberten.

Ihre Anfänge liegen wohl nicht vor dem 12. Jahrhundert, als ein Mann namens Izz ad-dīn Husain dem seldschukischen Sultan Sanjar tributpflichtig wurde. Firūzkūh ist eine Gründung seines Sohnes Qutb ad-dīn. Er war einer von sieben Söhnen, die jeder eine andere Gegend des afghanischen Berglandes bekamen, mit Burgen und Türmen. Der Staat der Ġüriden blieb eine Familienangelegenheit.

Ġūr hatte trotz seiner Abgelegenheit einige Ressourcen zu bieten, die eine Staatsbildung ermöglichten und die Region sogar als Ausgangspunkt für eine Eroberungsbewegung geeignet machten. Es gab dort gute Pferde in ausreichender Menge; die Region verfügte über Eisenvorkommen, und die Bewohner hatten eine Tradition in der Produktion von Waffen und Rüstungen. Die Berge Afghanistans erschwerten feindlichen Armeen die Kriegführung;

gewisse von den Ġüriden erbaute Burgen haben auch den Mongolen widerstanden.

Die ersten Gegner der Ġüriden waren die verbliebenen Ġaznawiden, und der Ġüride Alā' ad-dīn erwarb sich bei der ersten Eroberung Ġaznas 1150 – die Stadt wurde geplündert und brannte tagelang – den Beinamen *Jahānsūz*, »Weltverbrenner«. Die Großmachtphase der Ġüriden begann aber erst ca. 1175, als sie im Zusammenhang mit den Thronfolgestreitigkeiten in Khwārazm weit nach Khurasan ausgriffen. Etwa gleichzeitig setzten sie zu Eroberungen in Indien an, wobei sie auch die sunnitische Militanz der frühen Ġaznawiden wieder aufgriffen. Im Jahr 1200 – nach dem Tod des Khwārazmšāh Tekeš – erneuerten sie ihre Ansprüche auf Khurasan, die Kämpfe zogen sich wechsellvoll bis 1206 hin. Nach der Ermordung des Ġüriden Šihāb ad-dīn in Indien 1206 zerfiel die Macht der Ġüriden rasch; 1208/1209 eroberten die Khwārazmier Fīrūzkūh und 1215 Bāmiyān, womit für die Ġüriden nur die indischen Gebiete blieben. Dort lösten sich bisherige Militärsklaven-Generäle von der Dynastie ab; damit beginnt die Bildung eigenständiger muslimischer Staaten in Indien, das Delhi-Sultanat.

Der Titel »Khwārazmšāh« ist alt, vermutlich vorislamisch. Alle Regenten und Herrscher in Khwārazm bis zur Mongolenzeit haben ihn getragen, ob sie nun formal unabhängig waren oder nicht. Die letzte vormongolische Dynastie mit diesem Titel leitet sich von Anuštegin her, der ein Militärsklave des Seldschuken-Sultans Malikšāh (1072–1092) war und 1077 als Finanzexperte für den damaligen Gouverneur von Khwārazm, Ekinči b. Qoçqar, eingesetzt wurde. Mit seinem Enkel Atsiz (1127–1256) verbindet man die Anfänge einer unabhängigen Machtpolitik rund um Khwārazm. Unter anderem hat Atsiz die Kontrolle über wichtige Winterweidegebiete am Aralsee, am Syr Darja und auf der Halbinsel Manqīšlaq angestrebt und auch erlangt, wo damals bereits überwiegend Qipčaq-Türken anzutreffen waren. Die Regierungszeit des Khwārazmšāh Atsiz war außerdem von Auseinandersetzungen mit dem Seldschuken-Sultan Sanjar b. Malikšāh geprägt, bei denen es um die Tributpflichtigkeit Khwārazms, aber auch um die Kontrolle über und Politik mit oder gegen die Nomadengruppen in Transoxanien, zunehmend auch in Khurasan ging. Nach Sanjars Niederlage gegen die Qarakhitai 1141 verschärfte sich der Kampf, der mit Sanjars Gefangennahme durch die Ġuzz 1152/1153 und seinem Tod 1157 endete. In der Folge wurde der Kampf in Khurasan zwischen den einzelnen Gruppen der Ġuzz, dynastischen oder anderen Nachfolgern Sanjars und benachbarten Mächten ausgetragen, unter denen sich Khwārazm und später die Ġüriden profilierten. In Transoxanien waren Khwārazm, die qarakhanidischen Lokalherrscher sowie Gruppen von Qarluq und Türkmén beteiligt. Qarakhitai griffen oft auf Anfrage durch eine der kämpfenden Parteien ein. In dieser Zeit und bis zum Ende der khwārazmischen Großmacht nahmen die Verbindungen zu den Qipčaq, besonders den Qangli, immer mehr zu; unter Tekeš bekamen sie, auch weil er die in den Quellen so genannte Terken Khatun von den Baya'ut der Qangli-Qipčaq geheiratet hatte, ein entscheidendes Gewicht. Die Qipčaq konnten sich durchaus auch gegen den Khwārazmšāh wenden (1194–1196: Aktionen gegen Qipčaq entlang des mittleren Syr Darja; 1182 in Buchara).

Unter Tekeš Nachfolger, einem Sohn der eben erwähnten Terken Khatun, Alā' ad-dīn Muhammad (1200–1220), erreichte der khwārazmische Staat seine größte Ausdehnung: Er umfasste nun auch Transoxanien, das afghanische Bergland und große Teile Irans. Nach dem Sieg über die Qarakhitai 1210 zahlte Muhammad keinen Tribut mehr an diese; er konnte auch die verbliebenen Qarakhaniden beseitigen (1211–12) und war somit auch Herr über Transoxanien; bis 1215 besiegte er die Reste der Ġüriden. Die eigentliche Großmachtphase Khwārazms dauerte aber nur etwa ein Jahrzehnt, bis zur mongolischen Eroberung. Die Auseinandersetzungen mit dem kalifalen Regionalstaat in Irak und West-Iran können hier nur erwähnt werden: Der Khwārazmšāh war wohl nicht der Erste, der die Absetzung eines abbasidischen Kalifen plante, aber sein Plan, einen (Schatten-) Kalifen in Gestalt eines Nachfahren des Propheten einzusetzen, der in Termez, also im Machtbereich des Khwārazmšāh, lebte, hatte doch eine neue Qualität.

Wie das Reich der Ġüriden war auch dasjenige von Khwārazm, besonders des Khwārazmšāh Alā' ad-dīn Muhammad b. Tekeš, äußerst heterogen. Daher ließ auch Muhammad die lokalen Herrscher überwiegend in ihren Positionen, er versuchte sich ihre Loyalität durch Geiseln aus den herrschenden Familien zu sichern, deren er eine große Zahl in seiner Hauptstadt Urganč hielt.

Die Mobilität der Staatswesen scheint sich mit der relativen Bedeutung des militärischen Potentials der Nomaden zu erhöhen. Die Extraktion von Steuern aus Ackerbau und Handel diente zunehmend der Befriedigung der Ansprüche der nomadischen Heerführer. Im gleichen Zug entwickelte sich eine andere Form von Territorialität der Herrschaft: Schnelle Ausdehnung des Herrschaftsbereichs war ein Merkmal aller drei oder vier Großmächte im westlichen Zentralasien vor der mongolischen Eroberung: der Ġüriden, der Khwārazmšāhs, der Qarakhitai und, wenn man will, auch ihres Erben und Fortsetzers, des Naiman Kūčūlüg. Ebenso schnell wie sie entstanden, zerfielen diese Reiche auch

wieder, auch ohne die Einmischung der Mongolen. Lokale Interessen konnten sich immer noch im Wege der Repräsentation durch Notable artikulieren; wenn diese aber versagte, die Notablen zu eng mit der Herrschaft verbunden waren, wie im Fall der Sippe Burhān in Buchara, waren Aufstände denkbar (1206).

Ein weiteres Indiz für eine Änderung in den Strukturen der Herrschaft in den letzten Jahrzehnten vor dem Mongolensturm ist die Plünderung von Ackerbauregionen durch nomadische Truppen der eigenen Herrschaft, die etwa unter dem letzten Gürkhan vorkam, aber auch unter Alā' ad-dīn Muhammad Khwārazmšāh. Dieser griff auch bereits zu einer Zeit, als die mongolische Bedrohung noch weit entfernt schien, zu Methoden der »verbrannten Erde«, um seinen Gegnern zu schaden.

Die Mongolen hatten es mit der Herrschaft des Khwārazmšāh nicht schwer. Die gelegentlich gestellte Frage, warum Alā' ad-dīn Muhammad Khwārazmšāh den Mongolen keine Entscheidungsschlacht geliefert hat, könnte ihre Antwort in der inneren Struktur seiner Armee finden: Mit den Qangli allein waren die Mongolen nicht zu schlagen, und die Loyalität der übrigen Verbände war mehr als zweifelhaft.



B

**Wirtschaft**

1.

**Landwirtschaft, Städte**

Das Eindringen von Nomaden in bisher ackerbäuerliche Regionen, so liest man häufig, führt am Ende dazu, dass »viele Kulturgebiete zu für die Landwirtschaft unbrauchbaren Steppen wurden«. <sup>[30]</sup> Diese Argumentationsfigur ist auch auf die Situation im westlichen Zentralasien nach dem Fall der Sāmāniden angewendet worden. Es bietet sich daher an, Landwirtschaft und Städtebau in der Zeit vom 10. bis zum 13. Jahrhundert etwas ausführlicher zu beleuchten. Dabei stehen die westlichen Gebiete im Vordergrund.

Allgemein lässt sich sagen, dass die Kontinuität von der Sāmānidenzeit zur Herrschaft türkischer Dynastien in Transoxanien groß war, dass ferner unter den ersten türkischen Herrschern östlich des Syr Darja, also im heutigen südlichen Kasachstan und im Siebenstromland, die Landwirtschaft und vor allem der Städtebau einen Aufschwung erfuhren und dass sich diese Entwicklung vermutlich auch im Tarim-Becken abzeichnete. Für das afghanische Bergland und für die Situation unter der Herrschaft der Qarakhitai sind Angaben bisher nicht möglich. Es ist auch nicht klar, wie lange diese wirtschaftlich günstige Entwicklung anhält; auf eine mögliche zahlenmäßige Zunahme der nomadischen Bevölkerung ab etwa dem Beginn des 12. Jahrhunderts war bereits verwiesen worden. Klar ist dagegen, dass in den letzten Jahren vor der mongolischen Eroberung durch die »Verbrannte Erde«-Politik des Khwārazmšāh Alā' ad-dīn Muhammad viele Gegenden bereits sehr gelitten hatten.

Quellenaussagen zur Entwicklung der Landwirtschaft selbst sind spärlich. Da ist der Hinweis wichtig, dass die Quellen das Vordringen der Qarakhaniden nach Transoxanien Ende des 10., Anfang des 11. Jahrhunderts nicht mit Verwüstungen oder Umwandlungen von Acker- in Weideland in Verbindung bringen. Vielmehr wird auch von den qarakhanidischen Herrschern, die weiterhin ein nomadisches Leben mit regelmäßigem Wechsel von Sommer- und Winterweide führten, berichtet, sie hätten ihre Gefolgsleute angewiesen, die Saaten der den Winterweidegebieten benachbarten Oasenregionen zu schonen. Als besonders beeindruckend empfanden Reisende aus dem 10. und 11. Jahrhundert die Ackerbaugebiete in der Region Balch, in Herat und im Fergana-Becken, aber auch die Gegend von Samarkand wird erwähnt.

Besonders wichtig ist aber der archäologische Befund. Hier gibt es Hinweise darauf, dass gerade im 11., vielleicht noch im 12. Jahrhundert mancherorts die größte Ausdehnung der bewässerten Ackerbaufläche (vor dem 19. oder 20. Jahrhundert) erreicht wurde. So erfuhr das System des Dargām-Kanals (bei Samarkand) neue Erweiterungen; am Unterlauf des Zerafšān hat man lange um die Möglichkeit der Bewässerung von Paikent gekämpft; in eher abgelegenen Regionen, etwa dem Nurata-Gebirge oder der Südseite des Zerafšān-Gebirges, wurden sogar steinerne Staudämme errichtet. Untersuchungen in Ustrūšāna, ein wenig weiter im Südosten, bestätigen diesen Trend. Das muss nicht bedeuten, dass nicht an anderen Orten auch ein Rückgang zu verzeichnen gewesen sein kann; der allgemeine Trend weist aber in Richtung Ausbau des bewässerten Landes.

Weiter östlich, für das Tal des Ču, eines der wichtigsten Ackerbaugebiete östlich des Syr Darja, ist die Ackerbaufläche offenbar vom 10. bis ins 19. Jahrhundert weitgehend konstant geblieben. In der Oase von Otrar am mittleren Syr Darja dagegen hat man wieder eine Ausweitung mit neuen Kanälen, die im 11.–13. Jahrhundert in Betrieb waren; dazu gehören auch unterirdische Anlagen vom iranischen *kārīz*-Typ. Noch weiter im Osten, im Tal des Ili, wo die Bedingungen für Ackerbau eher schlechter sind, ist für die fragliche Zeit gleichfalls sesshafte Wirtschaft nachgewiesen. Auch im Kessel des Issyk-Köl im zentralen Kirgisistan hat man für das 10. bis 12. Jahrhundert an die hundert Siedlungen identifizieren können, deren Bewohner (auch) Ackerbau getrieben haben. Im Ergebnis hat sich unter den Qarakhaniden der schon seit vorislamischer Zeit anhaltende Trend zu intensiverer Nutzung des agrarischen Potentials vieler Regionen im westlichen Zentralasien fortgesetzt.

Diesem Trend entspricht eine archäologisch nachweisbare Zunahme von Städten: Neue Städte wurden gegründet, bestehende erweitert. Dies betrifft in der Hauptsache das südliche Kasachstan und das Siebenstromland sowie die

Gegend östlich des mittleren, sogar unteren Syr Darja sowie am Nordrand des Karatau-Gebirges. Dort stieg die Zahl der Städte von ungefähr zehn im 9. und 10. Jahrhundert auf etwa 70 im 11. bis Anfang des 13. Jahrhunderts. Darunter sind natürlich eine ganze Menge kleine Siedlungen mit nicht mehr als 1000–2000 Einwohnern, aber es gibt auch deutlich größere. Die Namen dieser Neugründungen, soweit bekannt, sind in der Mehrheit türkischen Ursprungs, während ältere Städte oft sogdische Namen haben. Denn im Siebenstromland geht die Urbanisierung auf die sogdische Kolonisierung ab dem 5. und 6. Jahrhundert zurück. Kontinuität überwiegt also auch in dieser Hinsicht. Diese Städte überdauerten zu einem guten Teil auch die mongolische Eroberung. Aber Mitte des 14. Jahrhunderts gab es in dieser Region keine Städte mehr.

Im Tal des Ili hatte es bis in die qarakanidische Zeit kaum Siedlungen gegeben; im Zusammenhang mit der Ausweitung der sesshaften Landwirtschaft werden dort einige gegründet, von denen Qayaliq (Antonovka), die Hauptstadt des qarluqischen Yabğu, die größte war. An ihnen ist bemerkenswert, dass sie offenbar wirklich als Ergebnis der (teilweisen) Sedentarisierung von möglicherweise qarluqischen Nomaden zustande gekommen sind, denn die Wohngebäude haben große Stallungen, und in den Höfen kann man zeigen, dass in ihnen ortsfeste Jurten gestanden haben. (Diese Form ist für den Übergang vom Nomadismus zur Sesshaftigkeit in vielen Fällen nachgewiesen.) In dieser Region blieb der Ackerbau wohl untergeordnet. Aber auch sonst muss man mit Viehhaltung auch bei Städtern rechnen, so dass man von agropastoralen Siedlungen reden könnte.

In den alten und neuen Städten konzentrierte sich natürlich auch das produzierende Gewerbe; in den alten Städten Transoxaniens gab es oft ein oder mehrere Produkte, für welche die Stadt berühmt war, so Samarkand für die Papierherstellung, Buchara für gewisse Textilien, Marw für Eisen- und Stahlproduktion, Fergana für die Herstellung von Waffen, in den Städten des südlichen Kasachstan hatte die Herstellung von Glasartikeln eine Tradition. In den neuen Städten des Siebenstromlandes ist die Differenzierung geringer, so hat man bei Eisenwaren keine Spezialisierung feststellen können (ein Schmied fertigte etwa sowohl landwirtschaftliche Geräte und Werkzeuge als auch Waffen und Rüstungen).

2.

### **Nomadischer Handel. »Pelzstraße«**

Handel war das Instrument des Austauschs zwischen Pastoral- und Agrarwirtschaft, bei dem die Produkte der Viehwirtschaft gegen Produkte des Ackerbaus und des produzierenden Gewerbes eingetauscht wurden. An den Grenzgebieten zur Steppe gab es einige Städte, die in den Quellen geradezu »Handelsplatz der Türken« genannt werden. Dorthin kamen die Nomaden, um zu handeln, manche dieser Orte (wie Yengikent, Qayaliq oder Otrar) sind auch politische Zentren der Nomaden gewesen. Sie lagen in oder an den Winterweidegebieten dieser Gruppen. Von den Handelsplätzen am Rand der Steppe brachen andererseits auch Kaufleute auf, die bei den Nomaden Handel treiben wollten, wenn es auch in der Regel die Nomaden waren, die den Weg zum Handelsplatz zurücklegten. Beteiligung an bzw. Kontrolle über solche Handelsverbindungen konnte ein wichtiger Trumpf in den Auseinandersetzungen um Macht und Einfluss sein: Die nördlichen Regionen der Oase von Khwārazm, etwa Urganč, wurden im 10. Jahrhundert zum Zentrum, früher war dies das südliche Kat gewesen.



**Abb. 11** :Handelskarawane im späten 19. Jahrhundert

An der Grenze zu China gab es bestimmte Orte, an denen Grenzhandel erlaubt war; wegen des in China üblichen Systems des staatlich geregelten Handels konnten die Grenzmärkte auch geschlossen werden, was immer wieder ein Grund für Unzufriedenheit in der Steppe war und nicht selten zu Überfällen führte.

Im Fernhandel, bei dem zwei oder mehrere sesshafte Wirtschaftsräume in Verbindung treten, waren die Nomaden als Dienstleister gefragt: Sie verkauften oder vermieteten Last- und Reittiere, sie arbeiteten als Karawanenführer, sie stellten den Geleitschutz – manchmal erhoben sie auch Wegezoll für ungehinderte Passage durch von ihnen kontrollierte Gegenden. Der Handel selbst aber lag in der Hand professioneller Kaufleute, auf den »Seidenstraßen« wie geschildert zunächst der Sogdier.

Wie intensiv der Fernhandel mit chinesischer Seide nach dem Ende der Tang-Dynastie noch war, scheint schlecht erforscht; die Seide-Lieferungen an Staaten in der Steppe (wie Liao) oder am Rand der Steppe (wie Xixia) gingen weiter, so dass man annehmen kann, dass nach wie vor ein Teil davon den Weg nach Westen fand.

Vermutlich nahm die relative Bedeutung des Handels mit Seide gegenüber dem Handel mit Pelzen in dieser Periode ab. Pelze – von Zobel, Hermelin, Fuchs, Marder, Wiesel und anderen Tieren – waren auch früher schon ein gefragtes Handelsgut; sie kamen aus den Waldgebieten Sibiriens und Osteuropas und wurden nach China, in die Oasen Zentralasiens, nach Iran und in die Zentren des Kalifats gebracht. Man hat diesbezüglich auch von einer »Pelzstraße« gesprochen, einem System von Handelsrouten, das vor allem in Nord-Süd-Richtung arbeitete und noch weiter verzweigt war als die »Seidenstraßen«. Von der Mandchurei bis an den Don sind solche Verbindungen belegt. Über alle Völker, die im Grenzbereich zwischen Wald und Steppe lebten, sagen die Quellen, dass sie auch als Lieferanten von Pelzen in Erscheinung traten. Pelze wurden auch als Tribut an China gegeben, etwa von den Qirgiz. Auch der Sklavenhandel darf nicht unerwähnt bleiben, türkische und slavische Sklaven waren in der islamischen Welt sehr gefragt. Neben Pelzen und Sklaven wurden aus dem Norden auch Waldprodukte, Holz, Wachs und Honig zum



Beispiel, gebracht, daneben Exotika wie Bernstein oder Walross-Elfenbein, genannt werden auch Grundstoffe für Arznei und Kosmetika wie Biberöl oder Robbenhoden. Umgekehrt lieferten die Kaufleute an die Leute in den Waldregionen unter anderem spezielle Metallgegenstände, die in Städten der islamischen Welt eigens für sie hergestellt wurden, und Jagdwaffen wie Harpunen neben Textilien und anderen Gebrauchsgütern. Insgesamt aber scheint es eine negative Handelsbilanz mit den Waldvölkern besonders Osteuropas gegeben zu haben, so dass Silber nach Norden abfloss.

Die jeweils typischen Luxusgüter kann man in einer Aufzählung von Geschenken finden, die der ġaznawidische Herrscher Mahmūd und sein qaraghanidischer Zeitgenosse Yūsuf Qadir Khan sich bei einer Begegnung 1025 machten: Unter den Gaben des südlicheren Ġaznawiden waren iranisch-afghanische Produkte, z.B. Edelsteine, daneben Indisches, vor allem Elefanten; der nördlichere Qaraghanide konnte sich mit »Produkten Turkestans«, nämlich Pferden, Sklaven, Pelzen und Walross-Zähnen revanchieren, er hatte aber auch chinesische Seidenstoffe (Satin).

3.

### **Bergbau, Metallverarbeitung**

Einige Regionen Zentralasiens sind reich an metallischen Bodenschätzen; gewisse Lagerstätten sind schon seit vorgeschichtlichen Zeiten bekannt. Zu nennen sind Vorkommen von Kupfer, Silber und Gold im Fergana-Becken, Gold und Eisen im Altai, Silber im oberen Zerafšan-Tal, im Pamir und im Hindukusch, Kupfer im Tienschan, Eisen in der Mandschurei und in der Mongolei. Andere bergmännisch abgebaute Bodenschätze waren nicht zuletzt Edelsteine: Rubine und Lapislazuli im Hindukusch, Jade in der Gegend von Khotan, Türkise in Transoxanien. Ohne an dieser Stelle auf die Ursprünge des Bergbaus und der Metallverarbeitung einzugehen, soll hier ein kurzer Blick auf diesen Wirtschaftszweig im früheren Mittelalter folgen.

*Eisen* ist ein zentraler Rohstoff für Geräte und Werkzeuge in Landwirtschaft und Gewerbe, aber natürlich auch für die Kriegführung. Die Quellen verbinden daher Berichte von Eisenvorkommen oft mit der Bemerkung, die Bewohner der fraglichen Region seien auch Waffenschmiede. Meisterschaft in der Eisengewinnung und -verarbeitung wird so Bewohnern einer Reihe von Gegenden zugeschrieben. Das Fergana-Becken war berühmt für seine Waffenschmiede, neben anderen Gewerben und agrarischer Produktion. Von den sesshaften Regionen Transoxaniens wird noch Ustrūšana als Experteur von Eisen und Eisenwaren genannt; ferner galt Marw als Zentrum der Eisen- und Stahlproduktion (mit importiertem Erz und importierten Brennstoffen). Eisen fand man aber auch bei den Kimek und bei den Qirġiz, die Waffen und Rüstungen an die Türk geliefert haben sollen. Bei dem Aufstieg der Khitan spielte eine Rolle, dass sich ihr »Staatsgründer« Abaoji die Kontrolle über die Metallverarbeitung (wieder Waffen- und Rüstungsschmiede) aneignete (daneben diejenige über die Salzgewinnung). Vor ihnen haben schon die Xienbei, deren Ursprung in der gleichen Region im Grenzgebiet zur Mandschurei lag, einen Ruf als Metallarbeiter und Schmiede genossen. Im afghanischen Bergland verdanken die Ġüriden ihren Aufstieg unter anderem ihrer Kontrolle über Eisenvorkommen und ihrer Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Metalls. Es soll auch nicht vergessen werden, dass die Türk ursprünglich als Schmiede für die Rouran gearbeitet haben sollen, und schon zu Beginn des ersten Kaganats der Türk machte ihre schwere Kavallerie, die mit Metall-Panzern aus eigener Herstellung ausgerüstet war, einen furchterregenden Eindruck. Die Türk haben sich so die metallurgischen Traditionen des Altai zunutze gemacht.

Eisengewinnung und -verarbeitung war also nicht auf die sesshafte Welt beschränkt, metallurgische Arbeit ist zumindest für die Türk als konstitutiv betrachtet worden. Für die Gewinnung von Metall insgesamt gilt, dass gelegentlich wohl auch Sklaven beschäftigt wurden, in einer Mine im Fergana-Becken hat man eiserne Fesseln gefunden.

*Gold.* Für seine Goldvorkommen ist der Altai berühmt, diese Vorkommen sind die Basis des Goldes der Skythen. Die Werke der Goldschmiedekunst aus dem Kreis der skythischen Kultur zeichnen sich durch eine enorme Komplexität und Feinheit der Verarbeitung, aber auch durch schiere Masse aus.<sup>[31]</sup> Die byzantinische Gesandtschaft des Zemarchos zu den Westlichen Türk (569) berichtete von dem großen Reichtum der Türk an Gold. Dieser war nicht allein auf Tribute aus China zurückzuführen. Aber auch in Transoxanien und im Hindukusch gab es Goldvorkommen. Auch die Qirġiz sollen Gold gehabt haben, das sie auch exportierten.

*Kupfer* wurde unter anderem im Tienschan im südlichen Kasachstan, in der Gegend von Marw und im Fergana-Becken gefunden. Schon die Kuschan hatten Kupfer im Hindukusch abgebaut.

*Silber* war wichtigster Bestandteil der Münzen und wurde daneben für Luxusgegenstände gebraucht. Die wichtigsten Silberminen lagen im Pamir, im Hindukusch und im oberen Zerafšan-Tal. Silber war der wichtigste Exportartikel des Siebenstromlands, die Minen befanden sich oberhalb von Talas. Archäologen haben Bergwerkssiedlungen im westlichen Pamir identifiziert, die dem Silberabbau dienten. Sie liegen z.T. in sehr großen Höhen (bis 5000 m); die Minen von Bazardara (auf fast 4000 m Höhe) wurden etwa hundert Jahre lang ausgebeutet, bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Arbeit eingestellt wurde.

Die Währungen im westlichen Zentralasien (besonders die islamischen) sind nicht ausschließlich Silberprägungen, es gab ein ziemlich kompliziertes System von Münzen in verschiedenen Legierungen, die unterschiedlich viel Silber enthielten (deswegen wurde der relative Wert der jeweiligen Münztypen über einen Goldstandard errechnet, Goldmünzen waren aber für wirtschaftliche Zwecke von untergeordneter Bedeutung). Silber wurde nicht zuletzt für den Außenhandel verwendet. Zentralasiatische Silber-Dirhams aus dem 10. und 11. Jahrhundert sind in großen Mengen im Ostsee-Raum, vor allem auf Gotland, gefunden worden. Diese Funde hören mit dem Ende des 11. Jahrhunderts relativ schnell auf. Darüber hinaus hat man die Beobachtung gemacht, dass schon seit dem späten 10. Jahrhundert die Verfügbarkeit guter Silbermünzen in Zentralasien abnahm. Das hat man auf die Erschöpfung der Silberminen, aber auch auf den Abfluss in Richtung Osteuropa zurückgeführt. Daneben wird der gestiegene Bedarf als Faktor für die Münzknappheit genannt. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kamen wieder gute Silbermünzen in ausreichender Menge in Umlauf.

## C

**Gesellschaft**

## 1.

**Herrschaft, Territorialität. Soziale Hierarchie**

Nach türkischer und mongolischer Auffassung gehörte die Herrschaft den Nachfahren eines charismatischen, oft vom Himmel gesandten oder sonst von dort aus legitimierten Mannes, der im Besitz der entsprechenden Begabung, des *qut*, sein musste. Anklänge an ein sakrales Königtum sind unverkennbar. Die sich daraus ergebenden komplexen Regeln für die Thronfolge sind im vorigen Kapitel bereits behandelt worden. Aus dieser Auffassung ergibt sich außerdem, dass die politische und die territoriale Herrschaft als ein Attribut der herrschenden Familie insgesamt verstanden werden: Jeder (männliche) Nachkomme des charismatischen Dynastiegründers hatte im Grunde ein gleiches Anrecht darauf.

Dieses Anrecht konnte einmal durch Aufteilung des Territoriums, besonders natürlich des eroberten, realisiert werden (Apanagen-System). Dabei stabilisierten sich gelegentlich Ansprüche gewisser Zweige der Familie auf ein bestimmtes Territorium. Über die Zeit musste dieses System bei Anwachsen der Zahl der Berechtigten entweder zu immer neuen Eroberungen oder zu immer kleineren Apanagen führen. Ein Kampf um Apanagen war die unvermeidliche Folge. Manchmal wird das Apanagen-System mit dem eher nah- und mittelöstlichen *iqtä'*-Wesen in Zusammenhang gebracht, bei dem, vor allem in der Seldschuken-Zeit, die Form des »administrativen« *iqtä'* bestimmend wurde. Dabei wurden ganze Provinzen an Familienmitglieder oder Gefolgsleute vergeben, und diese Vergaben tendierten zur Erblichkeit.

Neben dem Apanagen-System und dem »administrativen« *iqtä'* ist Vasallität eine Form, große Räume zu kontrollieren. »Vasallen« sind vor allem solche Herrscher, die eine erobernde Macht in ihrer Position belassen hat, die also bei relativ großer innerer Autonomie für die Abgabe von Tributen zu sorgen haben. Als Beispiel: Vasallen der Qarakhitai waren der Herrscher der Uiguren von Qočo, die verbliebenen Herrscher der Qarakhaniden, der Khwārazmšāh. Der Seldschuken-Sultan Sanjar hatte den Ġaznawiden, die Qarakhaniden und den Khwārazmšāh in vasallenartigem Abhängigkeitsverhältnis. In der Praxis kann der Unterschied zwischen dem Inhaber eines »administrativen *iqtä'*« und einem Vasallen verblassen.

Eine weitere Form, das Anrecht aller Mitglieder der herrschenden Familie auf entsprechende Beteiligung umzusetzen, war, keine territoriale Aufteilung vorzunehmen, sondern eine Hierarchie von Positionen zu etablieren, eine Art Laufbahn, in der die Berechtigten nach Kriterien der Seniorität immer dann aufrückten, wenn ein ranghöheres (älteres) Mitglied gestorben war. Ein solches System hat bei lateraler Nachfolge bestanden, so wie bei den Xiongnu, bei denen in der Hauptsache der Übergang von einer Generation zur nächsten problematisch war. Es ist auch für die Qarakhaniden unterstellt worden, bei denen man aber heute eher von einer Mischung von Apanagen- und Laufbahn-System ausgeht.

Das »Laufbahn«-System setzt voraus, dass sich alle Beteiligten an die Regeln halten. Besonders ehrgeizige Mitglieder der herrschenden Familie haben aber oft versucht, die Auswahl des Herrschers innerhalb der Familie auf ihren eigenen Zweig zu beschränken. Ist das erfolgreich, so erneuert sich die charismatische Auswahl, das *qut* wird eben nicht mehr an alle Nachkommen des Dynastie-Gründers, sondern nur noch an die Nachkommen des Dynastie-Erneuerers vererbt. Dieser Übergang wird gelegentlich auch durch einen neuen Namen der Dynastie markiert.

Die Rechte regionaler Herrscher bezogen sich in der Hauptsache auf die Steuererhebung. Sie waren für den militärischen Schutz der Region und ihrer Bewohner verantwortlich, arbeiteten daher auch mit den Qadis und anderen Funktionsträgern der islamischen Justiz zusammen.

Noch unterhalb der in den Quellen regelmäßig sichtbaren regionalen Ebene scheint gelegentlich eine örtliche Ebene einzelner Burgherrn oder anderer örtlich mächtiger Männer auf. Der Zusammenhang ist oft derjenige der schnellen Ausbreitung einer überregionalen Herrschaft wie der des Khwārazmšāh. Der regionale Staat des khwārazmischen



Prätendenten Sultānšāh b. Atsiz (1172–1193) ist ein Beispiel: Als Ergebnis nur eines militärischen Erfolgs gegen seinen Bruder Tekeš konnte er sein Herrschaftsgebiet erheblich ausdehnen. Das kann ohne »Überlaufen« der dort örtlich Mächtigen kaum erklärt werden. Die entsprechenden Aushandlungsprozesse von Loyalitäten zwischen der örtlichen, der regionalen und der imperialen Ebene sind noch kaum erforscht.

Zu den politischen Eliten in nomadischen Kontexten gehörten außer den Mitgliedern der herrschenden Familie (und ggf. weiterer Familien) auch die Anführer der einzelnen tribalen Gruppen. Es ist nicht immer klar erkennbar, ob diese vom Kagan ernannt oder von ihrer Gruppe bestimmt wurden oder ob es ein kombiniertes Verfahren gab. Besonders bei militärischen Entscheidungen konnte ein Kagan sich in einer gewissen Abhängigkeit befinden. Einige charismatische Herrscher in der Steppe haben daher versucht, die nicht-tribalen Komponenten der Armee zu verstärken, vor allem durch Betonung des Dezimalsystems. Ob sich nicht manchmal doch tribale Gruppen hinter den Einheiten des Dezimalsystems verbergen, lässt sich oft nicht gut entscheiden. Bei den Mongolen zur Zeit von Činggis Khan war es eine Vergünstigung für loyal gebliebene Gruppen, als solche in das Dezimalsystem übernommen zu werden.

Wenn es zutrifft, dass für große Teile der nomadischen Bevölkerung zwar genealogisches Denken, aber keine eigene tief geführte Genealogie angenommen werden sollte, ist das Dezimalprinzip das hauptsächliche Organisationsprinzip nomadischer Großverbände und Armeen.

Neben der genealogischen Hierarchie lassen die Quellen jedoch auch Schlüsse auf eine sozio-ökonomische Hierarchie zu. Der Besitz an Vieh war unterschiedlich verteilt, Herden konnten sehr groß sein, und es gab auch Menschen mit wenig oder gar keinem Besitz an Vieh.

Sklaverei war verbreitet. Sklaven standen außerhalb jeder genealogischen Ordnung. Versklavt wurden Kriegsgefangene, aber auch Schuldknechtschaft und Versklavung als Strafe sind nachgewiesen. Quellen über Sklaverei gibt es bei den Skythen und den Hunnen, und auch die Türk selbst waren von ihren Herren, den Rouran, als metallbearbeitende Sklaven abhängig. Auch Ibn Fadlān hat Sklaven in den Haushalten begüterter Oğuz angetroffen. Im Herrschaftsgebiet der nordchinesischen Dynastien Liao und Jin war die Sklaverei besonders weit verbreitet. Auch bei den Mongolen und ihren zentralasiatischen Nachfolgern waren Sklaverei und Sklavenhandel keine Seltenheit. Sklaven wurden zur Hausarbeit, auf den Feldern, wo Ackerbau möglich war, und zum Viehhüten eingesetzt; Sklaverei war aber nirgends für Wirtschaft und Gesellschaft konstituierend. Militärsklaven dagegen haben in den Armeen der zentralasiatischen Nomaden höchstens ausnahmsweise gedient, das *Qutadqu Bilig*<sup>[32]</sup> kennt sie nicht. Sie sind somit für die Heere islamischer Staaten charakteristisch, auch für diejenigen, die nomadische Ursprünge haben; so für die iranischen Seldschuken. Für spätere Dynastien ist es schwer, Militärsklaven nachzuweisen.

Bindung an eine Person oder Einrichtung bei gleichzeitiger persönlicher Freiheit ist seltener belegt als Sklaverei, kam aber vor. Die Liao hatten ackerbäuerliche Familien an buddhistische Tempel gebunden, und bei den tangutischen Xixia war die Zuordnung zu wirtschaftlichen, administrativen und/oder militärischen Einheiten die Regel, wobei auf eigenmächtigen Wechsel der Einheit harte Strafen standen. Vergleichbares galt auch für die unterworfenen Bevölkerung im mongolischen Großreich und später im mongolischen Iran für die Bauern: Es war im Prinzip verboten, die Tausendschaft zu wechseln, der man zugeordnet worden war.

Die Bezeichnung für »Reiche« bzw. »Mächtige« *bäg* und für »gewöhnliche Menschen« *qara budun* (später *el budun*) ist bereits in den Orkhon-Inschriften belegt; diese Begriffe findet man auch in den uigurischen Texten aus Qočo. Für Turfan/Qočo ist die Quellenlage deutlich besser als für andere Oasenregionen, daher wird hier ein wenig ausführlicher auf die Verhältnisse dort eingegangen; es ist nicht sicher, wieweit die Ergebnisse übertragbar sind.

In buddhistischen und manichäischen Kontexten treten einflussreiche und begüterte Personen als Stifter auf, in ihnen kann man die *bäg* genannten Eliten sehen. *Budun* ist auch in Qočo zunächst einmal ein Ausdruck für Nicht-Eliten. Vielleicht bezeichnet *budun* auch die Dorfgemeinschaft. *Bäg* kann auch den Chief eines Clans oder einen Amtsinhaber bezeichnen. Mit *el* ist die eigene Gruppe gemeint, die in den Urkunden auch als juristisches Subjekt aufzutreten scheint. Auch im Kontext der Oasenwirtschaft von Turfan kam das aus militärischen Zusammenhängen geläufige Dezimalsystem vor, die grundlegende Einheit scheint die Zehnerschaft gewesen zu sein (interpretiert als diejenige Einheit, die zehn Mann für die Armee stellen sollte, also auch hier ein militärischer Hintergrund), über Bindung an den Boden ist aber nichts ausgesagt. Allerdings war Arbeitsleistung von vielen zu erbringen, daneben Abgaben in Naturalien oder Geld, und für das »gewöhnliche Volk« kann eine allgemeine Abgabepflicht unterstellt werden. Auch für Sklaverei gibt es Belege, darunter auch einen, der dokumentiert, dass eine Familie einen jüngeren

Sohn bzw. Bruder in die Sklaverei verkauft hat.

Wir wissen allgemein sehr wenig über die Situation in den Dörfern. Für das islamische Zentralasien kann man aus der juristischen Literatur entnehmen, dass der Boden – in Privatbesitz – oft in Pacht bearbeitet wurde; die Pächter mussten einen nicht genannten (in der juristischen Theorie frei verhandelbaren) Anteil der Ernte an den Grundbesitzer abliefern. Privatbesitz an Grund und Boden (zumindest insoweit Privateigentum die Handelbarkeit von Grundbesitz bedeutet) ist nach dem islamischen Recht die Regel (daneben gibt es Staats- und Kronland sowie Stiftungsland). Auch aus Qočo ist Privatbesitz an Grund und Boden belegt. Gemeinschaftlicher Besitz des Landes mit regelmäßiger Umverteilung des Bodens kann in marginalen Regionen auch in Transoxanien noch vorgekommen sein, ist aber nicht gesichert. In Turkmenistan dagegen ist diese Umverteilung bis in das 20. Jahrhundert eine Grundform der Landnutzung.

Stiftungen von Einkünften aus Landbesitz nach islamischem Recht (*waqf*) kennen wir seit der Qarakhanidenzeit: Bekannt sind zwei Stiftungen aus Samarkand, eine zugunsten einer Hochschule (*madrasa*), die andere zugunsten eines Krankenhauses. Die ersten überlieferten Originalurkunden für Stiftungen stammen aus der Mongolenzeit (spätes 13. Jahrhundert). In späteren Perioden besaßen Stiftungen einen bedeutenden Teil des Ackerlandes, von den Einkünften hingen die meisten Einrichtungen des Bildungswesens ab (neben Medresen auch Bibliotheken), und auch Moscheen kamen ohne Stiftungseinkünfte nicht aus. Im buddhistischen Teil Zentralasiens war dies nicht anders, dort wurden Stiftungen zugunsten von Tempeln und Klöstern errichtet.

2.

### **Städte, städtische Notabeln**

In vielen Städten der östlichen islamischen Welt, vor allem im iranischen Khurasan, aber auch in Transoxanien, hatten Städteliten, die als »städtische Notabeln« bezeichnet werden, wichtige Funktionen. Sie bildeten eine Art Gegengewicht zur Zentrale der Macht, sie vertraten regionale und lokale Interessen, sie waren an Aushandlungen über die Besteuerung beteiligt, von der Zusammenarbeit mit ihnen hing es ab, ob ein vom Herrscher entsandter Gouverneur seine Aufgaben leicht wahrnehmen konnte. Vor allem waren es oft die städtischen Notabeln, die entschieden, ob die Stadt einem Angreifer die Tore öffnete oder sich zum Kampf entschloss. Nicht alle, aber viele von ihnen waren gleichzeitig auch islamische Würdenträger, Besitz war wichtig, aber nicht entscheidend. Einen »Rat der Stadt« haben sie nirgends gebildet, wohl aber sind *ad hoc* einberufene Versammlungen belegt. Selten waren sich die städtischen Notabeln dabei einig; in vielen Fällen wird von Parteienstreit berichtet, der in einigen Fällen sogar für Niederlagen verantwortlich gemacht wird.

Die Notabeln stützten sich in den Auseinandersetzungen mit den Mächtigen auf städtische Milizen, die aus vielen Städten bezeugt sind. Es handelt sich teilweise um Gruppen, deren ursprünglicher Zweck der Kampf außerhalb des islamischen Machtbereichs (also der »heilige Kampf«, *jihād*) war. Nur in einigen Fällen wurden diese Züge auf Geheiß oder auch nur in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Herrschern unternommen. In anderen Fällen ist ein religiöser Ursprung der Milizen nicht nachvollziehbar. Es entsteht der Eindruck, als sei die Stadtbevölkerung insgesamt bis zu einem gewissen Grad sehr wohl auch im Gebrauch von Waffen geübt gewesen; bei Belagerungen kämpften die Städter mit: von den Mauern herab nicht ohne Erfolg, bei Ausfällen aber selten mit gutem Ergebnis.

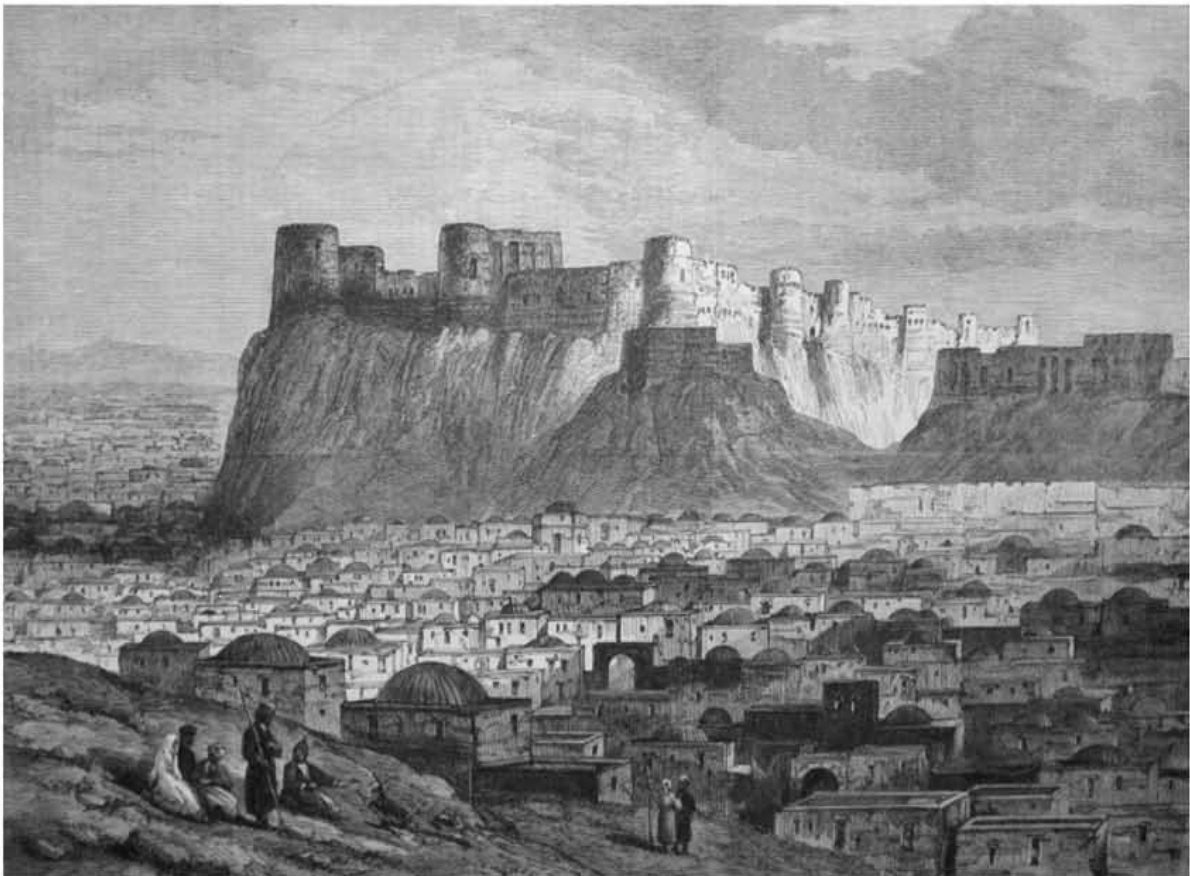
Die Quellen erlauben bisher Aussagen in der Hauptsache für Städte innerhalb des islamischen Machtbereichs im Südwesten Zentralasiens. Für viele Städte ist örtliche Historiographie zwischen dem 10. und dem frühen 13. Jahrhundert nachgewiesen, so für Balch, Buchara, Herat, Marw, Nasaf und Samarkand, später noch für Kaschgar; erhalten sind davon allerdings nur Fragmente, und diese bieten in fast allen Fällen hauptsächlich biographische Notizen zu islamischen Gelehrten. Auf andere Städte, etwa die Städte nördlich des Tienschan, andere Oasenstädte im Tarim-Becken oder diejenigen entlang des Gansu-Korridors, können die hier getroffenen Aussagen nicht unbedingt übertragen werden. Vergleichbar ist die Situation im iranophonen islamischen Zentralasien aber mit derjenigen im östlichen Iran und generell dem Nahen und Mittleren Osten.

Die Position städtischer Notabler konnte sich bis zu derjenigen einer Dynastie von Regionalherrschern entwickeln. Das ist der Fall bei der als Āl-i Burhān bekannten Familie von islamischen Gelehrten, die in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts und bis zur mongolischen Eroberung in Buchara für die Qarakhitai und später die Khwārazmšāhs die Stadt verwalteten. Sie hatten übrigens ebenso wie viele andere Notabeln keine Probleme, mit den



nicht-muslimischen Qarakhitai zusammenzuarbeiten.

Exemplarisch soll die Stadt Herat vorgestellt werden. Herat war in den ersten islamischen Jahrhunderten nie Hauptstadt gewesen; daher ist die Stadt ein gutes Beispiel für eine größere Provinzstadt. Von sāmānidischer Zeit angefangen, kann man einige notable Familien nachzeichnen, etwa die Usmī. Diese waren führende Vertreter in den islamischen Wissenschaften, sie waren Grundbesitzer und konnten davon die gesamte bedürftige Stadtbevölkerung versorgen. Während der seldschukischen Eroberung (um 1040) waren sie es, die den Widerstand gegen die Angreifer organisierten, nachdem die ġaznawidische Garnison die Stadt verlassen hatte. Dieser Widerstand wurde erst nach Jahren gebrochen. Schon in der Sāmānidenzeit hatten die Heratis einmal einen Gouverneur, den die Zentralregierung geschickt hatte, nicht in die Stadt gelassen; zweimal heißt es, sie hätten ihren eigenen Amīr gewählt. Auch später griffen die Notabeln in Krisenzeiten zur Selbsthilfe; nicht immer gelang es ihnen dabei, die städtische Bevölkerung, die sie mobilisierten, auch zu kontrollieren. Keineswegs darf man von Einigkeit unter den Notablen ausgehen: Herat wurde, wie so viele Städte in diesem Teil der islamischen Welt, oft von Parteienkämpfen heimgesucht.



**Abb. 12** :Die Zitadelle von Herat

Am Ende der seldschukischen Herrschaft entschieden sich die Heratis offenbar für die Ġuriden, die sie in die Stadt gerufen haben sollen (1150/1151). Aber die Hoffnung auf eine stabile Herrschaft dieser Dynastie über die Stadt und ihr Umland trog: Die Stadt wechselte mehrfach den Oberherrn, die Notablen versuchten, so weit wie möglich Schaden von der Stadt (und von sich) fernzuhalten. Bei einem dynastischen Wechsel bei den Ġuriden 1198 versuchte dann der ġuridische Gouverneur die Notablen für einen Versuch zu gewinnen, sich auch formal unabhängig zu machen. Dazu berief er eine Versammlung ein, an der außer den führenden islamischen Würdenträgern auch die Ältesten der Stadtviertel teilnahmen. Die Notablen wollten sich aber auf dieses Abenteuer nicht einlassen, vermutlich weil sie sich über die Folgen keine Illusionen machten. Das Vorgehen des Gouverneurs zeigt aber, dass er den städtischen Notablen – hier einschließlich der Repräsentanten der »einfachen« Stadtbevölkerung – ein erhebliches Potential in



politischer, finanzieller und wohl auch militärischer Hinsicht zuschrieb.

Die »Notablenpolitik« der zentralasiatischen Städte zeigt sich auch während der mongolischen Eroberung: Viele Städte verließen sich, getreu ihrer bisherigen Erfahrung, auch nach dem Abzug der Garnison auf die Stadtmauern und ihr eigenes militärisches Potential. Selten öffneten die Städte den Mongolen von vornherein ihre Tore. Öfter versuchten sie, eine Art Freikauf auszuhandeln; manchmal erst nach einem Kräftenessen während einer Belagerung. Die bis zum Mongolensturm gültigen Routinen im Umgang mit Eroberern, auch nomadischen, erwiesen sich aber in diesem Fall als wenig geeignet, um das Hauptziel der Städte und ihrer Notablen zu erreichen: möglichst weitgehende Bewahrung von Leib und Leben, Hab und Gut der Bewohner.

D

**Religion und Literatur**

1.

**Islamisierung in Zentralasien bis zur Mongolenzeit**

Heute ist der Islam eine der wichtigsten Religionen in Zentralasien. Unter den turksprachigen und den iranophonen Menschen in der Region sind eine große Mehrheit Muslime, wiederum die meisten davon Sunniten, und in der Geschichte gehörten die Sunniten ihrerseits mehrheitlich zur hanafitischen Rechtsschule, daneben waren auch schafitische Gruppen bekannt. Zwölferschiiten gibt es in Afghanistan (vor allem die iranophonen Hazāra), ismāʿīlitische Schiiten (Anhänger des Aga Khan) im Pamir-Gebirge. Nicht Muslime sind einige turksprachige Gruppen, etwa die Tuviner. Daneben gibt es auch russisch und chinesisch sprechende Muslime, vor allem die muslimischen Han-Chinesen (Hui oder Dunganen) sind eine nicht unbedeutende Gruppe.

Der Islam hat sich in Zentralasien in einem langen und komplexen Prozess ausgedehnt. Die ersten wichtigen Etappen sollen in diesem Abschnitt zur Sprache kommen. Dabei ist eine grundlegende Unterscheidung zu machen zwischen solchen Regionen, die früh unter die politische Herrschaft des Kalifats kamen, und solchen Regionen außerhalb der Grenzen des Kalifats, in denen der Islam ebenfalls Anhänger gefunden hat und die dann infolgedessen später auch politisch Teil der islamischen Welt geworden sind.

Islamisierung nach Eroberung fand insbesondere in Transoxanien, teilweise auch in Afghanistan statt. Nach der Eingliederung in das Kalifat wirkten dort politische, soziale und ökonomische Faktoren zugunsten der Übernahme der Religion der Eroberer. Es scheint, dass am Anfang des 8. Jahrhunderts bereits eine erste Welle der Islamisierung in Transoxanien stattgefunden hatte, die mit diesen Faktoren zusammenhing, und dass die Neudefinition, wer steuerrechtlich als Muslim gelten könne, mit zu dem großen Aufstand von 728–737 führte.

In den sogdischen Städten hatten vor der arabischen Eroberung viele Religionen Platz gehabt, neben den lokalen Varietäten des Zoroastrismus vor allem das nestorianische Christentum und der Manichäismus; weiter im Süden (Region Balch) und im Osten (im Tarim-Becken) bestanden auch bedeutende buddhistische Gruppen. Jüdische Gemeinden waren in den Städten entlang der großen Handelswege verbreitet. Man kann von einer religiösen Offenheit vor allem in den sogdisch beeinflussten Städten ausgehen, und es mag eine Bereitschaft gegeben haben, sich dem jeweils herrschenden Usus anzupassen. Generell wird »Islamisierung« nicht den völligen Bruch, eine Art islamischer Wiedergeburt, bedeutet haben, sondern es wird in den allermeisten Fällen um ein Hinzufügen islamischer Ideen und ihr Einpassen in ältere Überzeugungssysteme gegangen sein.

Welche Rolle die abbasidische Bewegung vor ihrem Sieg über die Dynastie der Umayyaden (744–750) bei der Islamisierung in Transoxanien und generell im Nordosten der iranischen Welt spielte, lässt sich kaum ausmachen; sie hatte jedoch einen wichtigen Stützpunkt in Marw, wo der spätere Architekt des Umschwungs, Abū Muslim, als Agitator und Propagandist tätig war. Die abbasidische Bewegung selbst stand durchaus in der Reihe der extrem-schiitischen Bewegungen der frühislamischen Zeit. Ihr religionsgeschichtlicher Ursprung wird in der Begegnung nahöstlicher spätantiker Denk- und Glaubensrichtungen, auch sektiererischer, mit dem sich erst noch formierenden Islam gesehen. Abū Muslim sandte Propagandisten auch nach Transoxanien, unter welchen ein Mann mit dem Namen Ishāq der Türke bekannt ist. Nach dem Sieg der abbasidischen Bewegung wurde Abū Muslim Gouverneur in Khurasan; sein Mann in Transoxanien war der Sieger über die chinesische Armee bei Talas 751, Ziyād b. Sālih.

755 ließ der zweite abbasidische Kalif, Abū Jaʿfar al-Mansūr, Abū Muslim ermorden, und die religiös-politischen Bewegungen, die daraufhin in Khurasan und Transoxanien gegen das Kalifat rebellierten, zeigen vielleicht am besten, wofür die Anhänger der Abbasiden standen. Ishāq der Türke und sein Fortsetzer Barāzbanda verkündeten die Wiederkehr Abū Muslims und Zarathustras; der Zoroastrier Ustādsīs löste 766 in der Bergregion Bādġīs (nördlich von Herat) einen Aufstand aus, der blutig niedergeschlagen wurde. Für Transoxanien entscheidend war der Aufstand des Muqannaʿ (»der Verschleierte«), der ursprünglich Hāšim b. Hākīm hieß (776–779), allerdings waren unter seinen namentlich bekannten Anhängern nur wenige, die so eindeutig islamische Namen trugen. Er verkündete unter

anderem, dass in ihm der göttliche Geist Wohnung genommen habe, der vor ihm schon in Adam, Jesus, Muhammad und Abū Muslim präsent gewesen sei. Das Zentrum dieser Bewegung war das Tal des Kaška-Darja (im südlichen Usbekistan), zeitweilig konnten die Anhänger des Muqanna' mit Unterstützung der Qarluq (denen sie, so die natürlich feindlichen Quellen, freie Hand beim Plündern und beim Versklaven von Muslimen gelassen hatten) auch Samarkand erobern. Das Ende war auch in diesem Fall blutig. Nach langer Belagerung wurde die Festung der Muqanna'-Leute erstürmt, Muqanna' selbst beging Selbstmord.

Der Verlauf des Aufstandes zeigt deutlich, dass seine Basis in den agrarisch-ländlichen Regionen des südlichen Transoxaniens lag und dass die städtische Bevölkerung skeptisch blieb. Auch die anderen Bewegungen hatten ihren Ursprung in eher marginalen ruralen Zonen. Wieweit auch soziale Faktoren eine Rolle spielten, ist umstritten; die Quellen beschreiben die üblichen Anschuldigungen (Vergemeinschaftung alles Besitzes und der Frauen), die gegen heterodoxe Gruppen fast schon reflexhaft erhoben werden, aber keine konkreten Berichte über Aktionen gegen Grundherren und/oder Steuereintreiber. Eine anti-islamische Tendenz ist dagegen klar erkennbar.

Die Niederlage der Muqanna'-Bewegung markiert gleichzeitig den Sieg des Islams in Transoxanien. Weiter im Westen gingen anti-islamische Aufstände, teilweise mit dem vermuteten Ziel einer Restauration des Zoroastrismus, noch längere Zeit weiter. So wurde erst im Jahr 837 Bābak-i Khurramdīn in seiner kaukasischen Bergfestung besiegt; der Sieger war der Afšīn aus dem Geschlecht der Regionalherrscher von Ustrūšana, das diesen Titel führte. Der Afšīn allerdings wurde kurz danach unter dem Vorwurf hingerichtet, den Übertritt zum Islam nicht wirklich vollzogen zu haben.

Seit dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts breitete sich die schiitische Richtung der Ismā'īliten in Teilen Irans aus. Multan am Indus wurde eines ihrer Zentren. Die Stadt war daher unter Mahmūd dem Ġaznawiden zu Beginn des 11., danach noch einmal unter den Ġūrīden am Ende des 12. Jahrhunderts Zielscheibe aggressiver aktivistisch-sunnitischer Politik. Auch in Transoxanien gab es eine ismā'īlitische Episode, als der Propagandist Muhammad b. Ahmad an-Nasafi am Hof des Sāmāniden Nasr b. Ahmad (reg. 914–943) mit einer philosophisch-elitären Variante der ismā'īlitischen Lehre Erfolg hatte. Auch Nasr geriet offenbar unter seinen Einfluss, so dass er von einer Koalition von Militärsklaven und sunnitischen Aktivisten und Gelehrten abgesetzt wurde. Die heute im Pamir lebende ismā'īlitische Gemeinde leitet sich dagegen von der Tätigkeit des Literaten Nāsir-i Khusrau her, der in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts als ismā'īlitischer Propagandist in der Bergregion Badachschan tätig war.

Spätestens seit dem 9. Jahrhundert entwickelte sich Transoxanien zu einem wichtigen Zentrum zweier miteinander verbundener Strömungen im Islam: dem Sammeln und Edieren der prophetischen Überlieferungen (ar. *hadīo*) und dem von einem aktivistisch-asketischen Lebensideal geprägten Kampf für den »richtigen« Islam innerhalb und außerhalb der Grenzen des »Hauses des Islams«. Für die sich herausbildende Wissenschaft von der prophetischen Überlieferung mag Muhammad b. Ismā'īl al-Bukhārī (gest. 870) stehen, dessen Sammlung geprüfter und authentisierter Aussprüche des Propheten Muhammad bis heute unter den sunnitischen Muslimen höchste Autorität genießt.

Viele asketische Aktivisten im Dienst des »richtigen« Islams, deren Tätigkeit im Kalifat bis ca. 800 ein zentrales Element ist und die in den Grenzregionen, eben auch an den Grenzen der islamischen Welt zu den zentralasiatischen Steppen und nach Indien, noch viel länger von Bedeutung sind, kamen aus Khurasan und Transoxanien. Die legendenumwobene Gestalt des Ibrāhīm b. Adham (vielleicht zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts), aus guter Familie aus Balch (»Sohn des Herrschers«), kann hier als Beispiel genannt werden: Er wählte ein Wanderleben in Armut, lebte von seiner Hände Arbeit, kämpfte regelmäßig gegen die Byzantiner; bei einer Unternehmung zur See soll er den Tod gefunden haben.

Ein anderer früher Asket war Šaqīq al-Balkhī (gest. 790/791 oder 809/810), ebenfalls aus guter Familie, dessen Umkehrerlebnis übrigens auf eine Begegnung mit vermutlich buddhistischen Türken zurückgeführt wird. Er ist in der Erinnerung einer der ersten Sufis in Zentralasien, hat sich selbst aber wohl eher als Vertreter der genannten asketisch-militanten Strömung gesehen. Im Kampf gegen Nicht-Muslime hat er auch den Tod gefunden. Der Ort dieses Ereignisses wurde später gern besucht.

Neben den individuellen Heroen dieser Art ist aber auf eine massenhafte Erscheinung zu verweisen: Es gab zumindest in einigen wichtigen Städten (Buchara und Samarkand) Organisationen solcher Kämpfer, für die Bezeichnungen wie *ġāzī* (ar. »Kämpfer für den Islam«) oder *muttawī'* (ar. »Freiwilliger«) gebräuchlich waren (s.S.141). Die Quellen berichten von relativ umfangreichen Gruppen, die mehr oder weniger regelmäßig loszogen,



andere waren als Grenzwächter aktiv. Das militärische Potential dieser Gruppen war groß genug, um für die sāmānidischen Amīre interessant zu sein. Es mag mit der Ausstrahlungskraft dieser Art von Islam zu tun haben, dass die eben erst islamisierten Qarluq in den letzten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts sich an Zügen in (noch) nicht islamisierte Gegenden beteiligten, darunter gegen das noch buddhistische Khotan.

Bei Auseinandersetzungen innerhalb des »Hauses des Islams« findet man vergleichbare Gruppen, oft unter der Bezeichnung *aiyār*. Ihr Aufstieg im östlichen Iran hängt auch mit dem Kampf gegen khārijitische Erhebungen zusammen, von denen diejenige des Hamza b. Āḍarak (797–828) die bedeutendste war. Auf die *aiyār*-Bewegung geht letztlich auch die Staatsgründung der Saffāriden zurück (867–911), und es ist daher nicht überraschend, dass dem ersten und wichtigsten Vertreter dieser Dynastie, Ya'qūb b. al-Laiō (Regierungszeit 867–879), auch die Unterwerfung der verbliebenen vorislamischen Herrschaften in Afghanistan und die Islamisierung großer Teile des Berglandes zugeschrieben wird.



**Abb. 13** :Vormongolische Architektur des islamischen Zentralasiens: Die Karawanserei Ribāt-i Šaraf zwischen Marw und Nīšāpūr, erbaut 1114

So formierte sich im Streit mit heterodoxen islamischen Strömungen – als eine Form davon kann die Bemühung um die prophetische Überlieferung gesehen werden – und im Kampf gegen Nicht-Muslime außerhalb des »Hauses des Islams« die sunnitische Tradition des zentralasiatischen Islams.

Der sunnitische Islam Zentralasiens lieferte in der Folge weitere wichtige Impulse für die islamische Kultur weltweit: Die Ausarbeitung des klassischen hanafitischen Rechts fand vor allem in Transoxanien statt, und eine der beiden wichtigsten Schulen der sunnitischen Theologie, diejenige des Māturīdī (gest. vielleicht 944), entstand in Samarkand. Stellvertretend für den zentralasiatischen Beitrag zur islamischen Rechtsliteratur sei das Standardwerk des Burhān ad-dīn Margīnānī (gest. 1197) genannt, die *Hidāya* (»Rechtleitung«), die noch im 18. Jahrhundert eine wichtige Basis für das *Anglo-Muhammadan Law* in Britisch-Indien wurde.

Trotz der weitgefächerten Aktivität von militanten Muslimen ist zweifelhaft, ob die Islamisierung außerhalb des »Hauses des Islams«, also sowohl in den Städten und den agrarischen Regionen nördlich des Tienschan und den

Oasen des Tarim-Beckens als auch in den Steppengebieten, auf sie zurückzuführen ist. In der Islamisierungslegende der Qarakhaniden, die im Raum Kaschgar in durchaus sesshaftem Milieu spielt, sind es Kaufleute aus Transoxanien und ein Sāmāniden-Prinz, die als Träger des Islams auftreten, und zwar insbesondere durch ihr Vorbild, etwa was das rituelle Gebet betrifft, erst dann durch Predigt und Erläuterung des richtigen Tuns. Diese Geschehnisse werden in den (eher populär-narrativen) Quellen in die Mitte des 10. Jahrhunderts verlegt. Eine große Welle von Übertritten von Türken wird auf das Jahr 960 datiert, ohne Angabe, um welche Türken es sich handelt. Es ist vermutlich am besten, dies als eine Zusammenziehung eines längeren Prozesses auf ein Jahr zu werten. Im Raum Isfijāb/Otrar könnte die Islamisierung der Türken bereits früher begonnen haben, und in Talas hatte Ismā'īl der Sāmānide nach seiner Eroberung der Stadt 893 die nestorianische Kirche in eine Moschee umwandeln lassen, auch wird von Übertritten der Bewohner gesprochen. An der mittleren Wolga traf Ibn Fadlān<sup>[33]</sup> bereits in den 920er Jahren bedeutende muslimische Gemeinden unter den dortigen Türken. Die definitive Islamisierung der Turkvölker ist aber erst in die Mongolenzeit zu datieren.

Sogdische Kaufleute hatten sich in der Vergangenheit flexibel gezeigt, was die religiösen Bekenntnisse angeht, verschiedene Religionen waren unter ihnen geläufig, die sie dann entlang der Handelsrouten nach China verbreiteten. Für einen ähnlichen Vorgang, was die Ausbreitung des Islams von Transoxanien aus angeht, hat man allerdings außer den Hinweisen in der genannten Islamisierungslegende der Qarakhaniden keine Belege.

Die in der Literatur immer wieder genannten Sufis (islamische Mystiker), die man in die Steppe gehen und dort predigen lässt, sind sicher in späteren Phasen der Islamisierung, vor allem in der Mongolenzeit und danach, ein entscheidender Faktor in diesem Prozess. Im 10. Jahrhundert kann von einem weitverbreiteten und organisierten Sufitum in Zentralasien noch nicht die Rede sein. Mystische Denker aus Zentralasien, wie etwa al-Hakim at-Tirmidī (gest. 905 oder 910), sind für die Entwicklung der islamischen Mystik von hoher Bedeutung, ihre Wirkung »vor Ort« lässt sich aber kaum nachvollziehen.

2.

### **Buddhismus nach ca. 750**

Die muslimischen Araber trafen bei ihren Eroberungen im östlichen Iran und in Transoxanien auf eine bunte religiöse Landschaft. Nicht zuletzt der Buddhismus stand in vielen Regionen in Blüte. Im 11. Jahrhundert ist er bis auf kleine Inseln verschwunden, und große buddhistische Zentren gab es nur noch weiter im Osten und im Süden. Die Kulturgrenze zwischen dem islamischen Westen und dem buddhistischen Osten in Zentralasien begann sich herauszubilden.

In Transoxanien waren regionale Varianten des Zoroastrismus neben dem Christentum und dem Judentum vertreten. Buddhisten gab es dort nur wenige, im Gegensatz zu angrenzenden Regionen, Baktrien, dem Fergana-Becken, dem Siebenstromland, wo die wichtigsten Fundorte auf das 7. bis 8. Jahrhundert datiert werden: Ak-Bešim/Sūyāb; Kuva im Fergana, Ažina-Tepe in Tadschikistan.

Vor allem müssen Baktrien und das im afghanischen Bergland gelegene Bāmiyān erwähnt werden. Balch in Baktrien hatte das vielleicht berühmteste buddhistische Kloster der iranischen Welt, das Nawbahār (nach skt. *vihāra*: – buddhistisches Kloster), an dem auch die Vorfahren der Barmakiden, der bekannten Wesirfamilie im abbasidischen Kalifat, tätig waren. Das Kloster wird von arabischen Autoren des 10. Jahrhunderts als noch aktiv beschrieben, die zerfallenden Gebäude waren im 15. Jahrhundert noch zu sehen und in ihnen ein Teil der Fresken. Für die Zeit der arabischen Eroberung wird von mehr als 100 aktiven Klöstern berichtet, im benachbarten Termez sollen es weitere zehn gewesen sein, in denen Hunderte von Mönchen lebten.



Abb. 14 :Buddhistische Malerei: Ein reisender Mönch

In Bāmiyān bestand das dortige Höhlenkloster nach der arabisch-islamischen Eroberung (die auf 711 datiert wird) eine Zeitlang fort; die dortigen Gemeinschaften blieben wohl mit Zentren im Tarim-Becken in Verbindung, aber seit die Herrscher in der gesamten Region sich dem Islam zugewandt hatten, war das Ende des Buddhismus auch dort in Sicht. 814 trat der Kābul-Šāh zum Islam über; er war vorher offenbar Buddhist gewesen.

In den Oasenstädten des Tarim-Beckens war der Buddhismus schon seit dem 1. oder 2. Jh. n.Chr. präsent, besonders die tocharischen Städte Kuča (dort ist der Buddhismus noch am Ende des 8. Jahrhunderts bestimmend) und Qarašahr im Norden und das sakische Khotan im Süden sind von Bedeutung. Die tibetische Periode (Ende des 8. bis Anfang des 9. Jahrhunderts) mag den Buddhismus im Tarim-Becken gestärkt haben, in Tibet war der Buddhismus 787 zur »Staatsreligion« geworden; in Khotan ist für das 8.–10. Jahrhundert von tantrischem Buddhismus die Rede.

Für das Ende des Buddhismus im Tarim-Becken bis nach Turfan/Qočo sind eine Reihe von Faktoren verantwortlich. Erstens das Vordringen des Islams: Wie in Baktrien und im afghanischen Bergland konnte sich der Buddhismus unter



islamischer Herrschaft auch im Tarim-Becken nicht halten. Khotan kam z.B. 1004 unter islamische Herrschaft, und schon im 13. Jahrhundert waren alle Bewohner Muslime. Kaschgar – die westlichste Oasenstadt im Tarim-Becken – hat diesen Prozess deutlich früher durchlaufen. Mit dem Übertritt der (lokalen) Herrscher zum Islam war den buddhistischen Tempeln und Klöstern wegen des Ausbleibens der Stiftungen weitgehend die Existenzgrundlage entzogen. Es ist aber für das 10. oder 11. Jahrhundert auch von türkisch-islamischen Angriffen auf uigurisch-turfanische buddhistische Kultstätten die Rede. Zweitens muss aber auch der Niedergang des Buddhismus in Indien erwähnt werden. Bis zum Ende des 10. Jahrhunderts war der Buddhismus – ohne islamische Eroberung – in Gandhāra erloschen, in Indien selbst hörten die letzten Klöster gegen 1200 auf zu wirken. Damit entfiel auch die vorher so wichtige Reisetätigkeit vor allem chinesischer Mönche und Gelehrter auf der Suche nach indischen (Sanskrit-) Handschriften.

In Qoço/Turfan trafen die nach dem Ende ihres Kaganats 840 dort ankommenden Uiguren auf eine massiv buddhistische Bevölkerung. Zu Beginn blieb der Manichäismus bei den Uiguren von Bedeutung, aber mit der Zeit wurde er marginalisiert, und die Uiguren schlossen sich dem Buddhismus an. Ab der Mitte des 10. Jahrhunderts wurde er auch staatlich anerkannt. Zeugnis davon legen die zahlreichen umfangreichen buddhistischen Texte in uigurischer Sprache ab. Gleichzeitig gaben die Uiguren das bisher praktizierte alttürkische »Runen«-Alphabet auf und übernahmen das von den Sogdern für Manichäisches und Buddhistisches verwendete, aus dem Syrisch-Aramäischen hergeleitete Schriftsystem. In Qoço/Turfan hat sich der Buddhismus länger als sonst im Tarim-Becken, bis in das 15. Jahrhundert, gehalten.

Einer der wichtigsten Orte des zentralasiatischen Buddhismus ist Dunhuang, die »Stadt der tausend Klöster«. Seit 366 wurden – durch Patronage einiger örtlicher Familien – immer neue Höhlen als Zellen für Meditation, Lehre, Forschung, Ritual in Betrieb genommen, um 700 sollen es an die tausend gewesen sein (gezählt hat man etwa 500 Grotten). In Wellen, die der politischen Entwicklung folgen, wurden außerdem bedeutende Kunstwerke geschaffen (Höhlenmalerei, Statuen). Erst gegen 1300 verlor Dunhuang an Bedeutung.

### 3.

#### **Iranisch-islamische Synthese**

Mit dem 10. Jahrhundert spätestens wird in Transoxanien und Khurasan eine neue Kultur und Literatur dominierend, die iranisch-islamische. Sie bedient sich der neupersischen Sprache, zunächst *darī*, »Hofsprache«, genannt. Neupersisch ist im sogdischen Sprachraum entstanden und hat Sogdisch und Khwārazmisch allmählich verdrängt; noch der Geograph und Reisende Ibn Hauqal, der 969 nach Buchara kam, beschreibt die Sprache der Stadt als »Sogdisch« und erwähnt, dass die Bewohner der Stadt außerdem auch »Darī« sprechen. Neupersisch wird in arabischer Schrift geschrieben, und zunehmend setzt sich ein Wortschatz arabischen Ursprungs durch.

Lange Zeit noch war im islamischen Zentralasien Arabisch die Sprache der Wissenschaft, besonders der auf den Koran bezogenen Disziplinen, im Recht, der Theologie und Philosophie, aber auch in den Naturwissenschaften und in der Medizin. Persisch kam schneller in der schönen Literatur, daneben relativ rasch auch in der Historiographie als zweite Sprache auf. Der Dichter Rūdakī, der am sāmānidischen Hof tätig war (gest. ca. 941), gilt als erster großer Vertreter dieser neuen Sprache. Bald folgen Prosawerke, zunächst Adaptationen aus dem Arabischen, vom Literaten und Staatsmann Bal'amī (gest. ca. 974) eine persische Version der Weltgeschichte und auch der Korankommentar des Tabarī. Die geographisch-ethnographische Schrift »Regionen der Welt« eines unbekanntem Verfassers ist eine der wichtigsten Quellen für das westliche Zentralasien (und Osteuropa) in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Die neupersische Dichtung erreicht ihren ersten Höhepunkt mit Firdausīs (gest. um 1020) »Königsbuch« (*Šāhnāme*, abgeschlossen ca. 999), in dem er die vorislamischen Epen Irans in ihre seither klassische Form gebracht hat. Schon bald haben auch türkische Herrscher in der iranischen Welt diese Dichtung angenommen, die Selbstbezeichnung der Qarakhaniden als »Geschlecht Afrāsiāb« ist nur ein erstes Symptom dafür.

Viele Wissenschaftler, Literaten, Philosophen der arabisch-islamischen Welt stammten aus Transoxanien und Khurasan; einige von ihnen werden heute als Teil des nationalen Kulturerbes eines oder mehrerer Länder in der Region reklamiert. Hierzu gehören Fārābī (gest. 950, ein Philosoph, gebürtig aus Fārāb – heute in Kasachstan –, der ausschließlich Arabisch schrieb), Ibn Sīnā (Avicenna, gest. 1037, Arzt, Philosoph, schrieb Arabisch und Persisch, stammte aus der Gegend von Buchara, lebte vor allem in Iran), Bīrūnī (gest. nach 1050, Wissenschaftler: Geograph

und Ethnograph, Historiker, Sprachwissenschaftler, aus Khwārazm, wo er auch lebte; schrieb Arabisch).

Aus der Sāmānidenzeit sind die ersten Baudenkmäler des islamischen Zentralasiens erhalten. Besonders erwähnenswert ist das »Mausoleum der Sāmāniden« in Buchara, Anklänge an vorislamische Architektur ergeben sich in der Kubusform des Gebäudes und in der kunstvollen Arbeit mit unglasierten Ziegeln. Die Magāk-i Attārī-Moschee und das große Minarett der Hauptmoschee der Stadt sind in qarakhanidischer Zeit entstanden. Aus dem östlichen qarakhanidischen Machtbereich ist das große Minarett in Balāsāgūn bemerkenswert. Ein Monument früher Islamisierung ist auch das berühmte Minarett von Firūzkūh. Von Profanbauten ist kaum etwas erhalten, die Paläste der Ġaznawiden, die für ihre Wandmalereien berühmt waren, sind zerstört. Offenbar hat sich aber die vorislamische Kunst der Wandmalerei bis in die qarakhanidische Periode erhalten.

Aus der qarakhanidischen Periode stammen die ersten Zeugnisse einer türkisch-islamischen Literatur. Dabei geht es um zwei Texte: Das »Lexikon der türkischen Dialekte« *Dīwān luġāt at-turk* des Mahmūd Kāšġarī (vielleicht ein Spross der qarakhanidischen Familie, geboren möglicherweise in der Nähe des Issyk Kōl), verfasst anfangs der 1070er Jahre in Bagdad. Ausgehend von einem türkischen Stichwort, erläutert der Autor auf Arabisch dessen Bedeutung, bringt oft ethnographisches Material und andere Erläuterungen, die besonders wichtig sind, weil er auch die einzelnen tribalen Gruppen der Türken als Stichwörter nennt. Das zweite Werk ist das »Wissen über die charismatische Kraft«, das *Qutadġu bilig*. Der Verfasser, Yūsuf aus Balāsāgūn, schrieb im Stil der persischen Ratgeber für Regierende (»Fürstenspiegel«) in der Sprache des qarakhanidischen Hofes (ca. 1069), an dem er selbst ein hohes Amt bekleidete. Der Text versucht eine Synthese von islamischer Ethik, iranischer und türkischer Regierungslehre.

Die archäologischen Expeditionen des 20. Jahrhunderts nach Turfan und Dunhuang haben neben zahlreichen Texten und Fragmenten (überwiegend religiöses Schrifttum: Buddhistisches, Manichäisches, Christliches u.a. in iranischen, indischen und türkischen Sprachen, Chinesisch und Tibetisch, mit wohl ebenso vielen Schriftsystemen wie Sprachen) auch eine große Vielfalt von Kunstwerken zutage gebracht. Besonders die manichäischen und buddhistischen Wandmalereien und Skulpturen sind bemerkenswert.

## III

**Das mongolische Zeitalter (Anfang 13. Jahrhundert bis ca. 1750)**

## A

**Herrschaft und Politik**

## 1.

**Die Mongolen vor Činggis Khan.****Temüjin-Činggis Khans Aufstieg (bis 1206)**

Das Gebiet der heutigen Mongolei war das Zentrum wichtiger nomadischer Staatsbildungen gewesen, darunter der Xiongnu, der Türk und der Uiguren; nach der Niederlage des uigurischen Kaganats (840) hatten die Sieger, die Qirgiz, ihrerseits das Kaganat nicht fortgesetzt. In der Folgezeit scheint die Staatlichkeit in den mongolischen Steppengebieten erloschen, und zwar bis zum überraschenden und überwältigenden Aufstieg der unter Činggis Khan geeinten Mongolen, die dann ab 1206 zu großangelegten Eroberungen ansetzten. Zu Lebzeiten Činggis Khans, also bis 1227, besiegten sie die Jurchen in Nordchina und der Mandschurei (die chinesische Jin-Dynastie), westlich davon den tangtischen Staat von Xixia; die Uiguren im Tarim-Becken und die Qarluq im Norden des Tienschan unterwarfen sich. Die Mongolen zerschlugen die Reste des Staates der Qarakhitai, und sie vernichteten das Reich des Khwārazmšāh. Nach dem Tode Činggis Khans gingen die Eroberungen weiter. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erreichte das mongolische Weltreich seine größte Ausdehnung. Es ist das größte kontinentale Empire, welches die Geschichte bis heute kennt.





Abb. 15 :Mongolischer Bogenschütze, ca. 1966

In der Mitte des 12. Jahrhunderts gab es seit Jahrhunderten keine zentrale Herrschaft in den Steppengebieten nördlich von China. Dies mag mit der Situation in China selbst zusammenhängen: Die Dynastien der Khitan-Liao und der Jurchen-Jin waren beide nicht-chinesischen Ursprungs und haben es offenbar verstanden, die Zersplitterung der tribalen Welt zu erhalten.

Die Verhältnisse in der Mongolei waren komplex. Einige Gruppen scheinen relativ weitgehende Mobilisierungsmöglichkeiten gehabt zu haben, wie z.B. die Kereyid, die Naiman und die Tatar oder die Merkit und die Oirat. Die beiden zuletzt genannten galten zusammen mit den Qirgiz als »Waldleute«, bei denen die mobile Weidewirtschaft weniger im Zentrum stand als bei den Steppenleuten; in der Taiga rund um den Baikalsee und am Jenissej spielte dafür die Jagd und der Fischfang eine größere Rolle. Diese Differenz zwischen Waldleuten und Steppenleuten war offenbar wichtiger als die linguistische zwischen Gruppen, in denen türkische Sprachformen dominierten, und solchen, bei denen mongolische Formen vorherrschten. Andere Gruppen scheinen eher auf dem Sippen-Niveau organisiert gewesen zu sein, darunter auch die Mongolen im engeren Sinn, die später der großen geeinten Konföderation ihren Namen gegeben haben.

Über die Vorgeschichte dieser Gruppe ist wenig bekannt. Wenn die Identifikation mit den Mengwu der chinesischen Quellen der Tang-Zeit zutrifft, lebten sie südlich des Amur, im Nordosten der heutigen Mongolei und jenseits ihrer Grenzen. Im Laufe der Jahrhunderte wanderten sie südwestwärts, bis in die zentrale Mongolei, das Gebiet um die Flüsse Onon und Kherlen/Kerulen. Erst während dieser Wanderung sind sie von den für die mandchurischen Wald- und Berggebiete typischen Wirtschaftsformen (Kombination von Jagd, Fischfang und Weidewirtschaft, eventuell ein wenig Ackerbau) zum mobilen Pastoralismus der Steppe gekommen. Sie bestanden aus zweierlei Gruppen, Niru'un und Dürlükün, mit unterschiedlichem Prestige, zu den höher angesehenen Gruppen (den Niru'un) gehörte auch der Clan Temüjins, des späteren Činggis Khan, die Borjigid.

Es ist nicht bekannt, wann Temüjin geboren wurde; in Frage kommen die Jahre 1155, 1162 und 1167, wobei die meisten Autoren einem der beiden späteren Daten den Vorzug geben. Sein Vater Yisügei Ba'atur war zwar Haupt einer angesehenen Sippe, scheint aber nie den Titel »Khan« beansprucht zu haben. Auch in der Überlieferung, die von einer Einigung der Mongölen in den zwei, drei Generationen bis Yisügei Ba'atur einschließlich ausgeht, wird nicht behauptet, dass die Einigung sich auf alle Gruppen der Steppen nördlich von China bezogen hätte. Temüjin hat, wenn man der Hauptquelle, der »Geheimen Geschichte der Mongolen«, folgt, eine schwere Kindheit und Jugend gehabt; fast auf sich gestellt und typischerweise von seiner verstreuten Familie verlassen, musste er sich durchschlagen (ein Erzählmotiv, das auch sonst gelegentlich in der Biographie von Steppenherrschern vorkommt). Bemerkenswert sind die starken Frauenfiguren in seiner Umgebung, nicht zuletzt »Mutter Hö'elün« und Temüjins erste Frau Börte Üjin, die etwa ein Jahr in der Gefangenschaft der Merkit war und mit einem Merkit verheiratet wurde; von Anfang an gab es Gerüchte über die illegitime Abkunft von Joči, Činggis Khans ältestem Sohn.

Temüjins Aufstieg dauerte lange. Meistens war er mit dem Ong-khan Toğril von den Kereyid verbündet; meist mit den Tatar und den Merkit verfeindet; an oberster Stelle seiner Gegner stand aber der Clan Tayiči'ud, mit Temüjins Borjigid eng verwandt; bei den Tayiči'ud hat Temüjin eine Zeit als Sklave verbracht. Mit seinem Schwurbruder (*anda*) Jamuğa von den Jadaran verband ihn erst eine tiefe Freundschaft, später waren die beiden bittere Konkurrenten. Der Ong-khan Toğril und Jamuğa sind in der »Geheimen Geschichte« wohl beide, auch wegen ihrer Wankelmütigkeit, als Gegenentwürfe zu Činggis angelegt, dessen von Anfang an sichtbare Eignung, ja Bestimmung zur Herrschaft das Thema des Werkes ist. Zwischen Unterstützung und Konkurrenz oszilliert in der »Geheimen Geschichte« auch das Verhalten der Schamanen, besonders des Kökečü (genannt Teb Tenggeri, der »Himmlischste«). An manchen Punkten seiner Karriere hat Činggis Khan offenbar auch die Unterstützung der Jin gehabt.

Im Jahr 1206 tat Temüjin einen entscheidenden Schritt: Auf einem *quriltay* (einer Zusammenkunft der relevanten Männer) wurde er zum Khan über die gesamte Steppe ernannt und ihm der Herrschernamen Činggis Khan gegeben, den Teb Tenggeri als vom Himmel festgelegt verkündete. Die meisten Gelehrten sind der Auffassung, »Činggis« bedeute so viel wie »ozeanisch«, daher »Činggis Khan« »Weltherrscher«. Die von ihm beherrschten Gruppen heißen von nun an »Mongolen«, was ebenso wie »Xiongnu«, »Hunnen« oder »Türk« keine ethnisch-linguistische, sondern eine politische Bezeichnung ist. Mit der Übertragung des Herrschernamens und der

Ernennung zum Khagan war der Auftrag verbunden, die gesamte Welt zu erobern. Dabei können chinesische Vorstellungen vom »Mandat des Himmels« durchaus im Hintergrund stehen. Anders als bei früheren Steppenherrschern verstanden Činggis Khan und seine Gefolgsleute diesen Auftrag nicht allein als für die Steppe gültig, sondern für die gesamte bekannte Welt.

In den letzten Jahren vor seiner Erhebung zum Činggis Khan und in den Jahren danach hat Činggis eine Reihe von Maßnahmen durchgeführt, von denen viele typischerweise auch für die Steppenherrscher vor ihm berichtet werden.

Wie andere Steppenherrscher sammelte Temüjin von Anfang an Gefolgsleute um sich, mo. *nököd* (Sg. *nökör*). Mit einigen der wichtigsten Gefolgsleute, die im weiteren Verlauf zentrale Positionen vor allem in der mongolischen Reiterarmee bekleideten, stiegen auch deren Clans auf. Frühe Gefolgsleute hatten später wichtige politisch-militärische Positionen inne: Bo'orči, Jelme, Jebe, Sübe'edei Ba'atur und andere.

Die Gefolgsleute waren auch die Keimzelle der Leibgarde Činggis Khans, des *kešig*. Diese begann klein, mit nicht mehr als 80 Mann nachts und 70 tagsüber; 1206 wird sie auf eine volle Zehntausendschaft aufgefüllt. Die Leibgarde wurde als »Haushalt« des Khans formuliert, weswegen gerade zentrale Ämter wie solche von Hausdienern klingen (Koch, Köcherträger, Jurtenkarren-Pfleger usw.). Aus diesen ihren »Haushalten« rekrutierten mongolische Herrscher und Prinzen regelmäßig ihre wichtigsten Verwaltungsfachleute und Militärführer.

Die Armee-Organisation folgte, auch dies keine Neuerung bei den Mongolen, dem Dezimalsystem. Nur solche Gruppen, die sich loyal gezeigt hatten, konnten sich innerhalb des Dezimalsystems als Clans organisieren. Andere wurden zerschlagen und in untergeordneten Positionen auf die Hundert- und Tausendschaften verteilt. Es gibt Angaben für die Anzahl von Tausendschaften, und zwar 95 für 1205/1206 und 129 für das Jahr 1227. Es ist natürlich nicht möglich festzustellen, ob diese Einheiten tatsächlich jeweils eintausend Kämpfer organisiert haben.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Neufassung der militärischen Disziplin, besonders beim Beutemachen. Temüjin-Činggis hat darauf bestanden (sobald er es konnte), dass alle Beute an ihn abgegeben wurde, damit er sie hernach, dem Gedanken von Loyalität und Fürsorge folgend, verteilen konnte. Zuvor war es üblich gewesen, bei den Beutestücken »stehen zu bleiben« und den Feind in der Schlacht nicht weiter zu verfolgen. Die Aneignung der Beute erfolgte also auf individuellem oder tribalem Niveau; Činggis wollte, ja musste seine Position durch die Möglichkeit stärken, den Umverteilungsmechanismus in Gang zu setzen, der für höhere Formen der politischen Organisation einschließlich der Staatlichkeit typisch ist.

Rasch erkannte Činggis auch, dass für die neue Struktur eine schriftlich funktionierende Verwaltung erforderlich sein würde. Er beauftragte den uigurischen Sekretär der Naiman-Herrscher, einen Mann namens Tatar Tong'a, mit der Entwicklung eines Schriftsystems für das Mongolische – entstanden ist die bis in das 20. Jahrhundert für diese Sprache gebräuchliche, letztlich auf dem syrischen Alphabet basierende Variante der uigurischen Schrift. Diese Schrift hat neben den Söhnen des Herrschers auch Šigi Qutuqu erlernt, ein von Činggis adoptiertes tatarisches Findelkind, der später in Armee und Verwaltung zentrale Positionen einnahm. Eine andere Schrift, die sogenannte Quadratschrift, wurde von dem tibetischen Mönch 'Phags-pa Blo-gros-ryal-msthan unter Qubilai entwickelt, die nach ihrem Erfinder auch 'Phags-pa-Schrift heißt; mit ihr sollten neben Mongolisch auch Chinesisch, Tibetisch, Sanskrit und Uigurisch geschrieben werden können. Sie wurde eine Weile für offizielle Dokumente, darunter die als Paiza bekannten Ermächtigungstafeln und Geleitbriefe, verwendet, konnte sich aber am Ende nicht durchsetzen.



**Abb. 16** :Paiza. Der Text (in Quadratschrift) lautet: »Durch die Kraft des Ewigen Himmels. Der Name des Khans sei geheiligt! Wer keine Ehrerbietung zeigt, soll schuldig sein und sterben!«

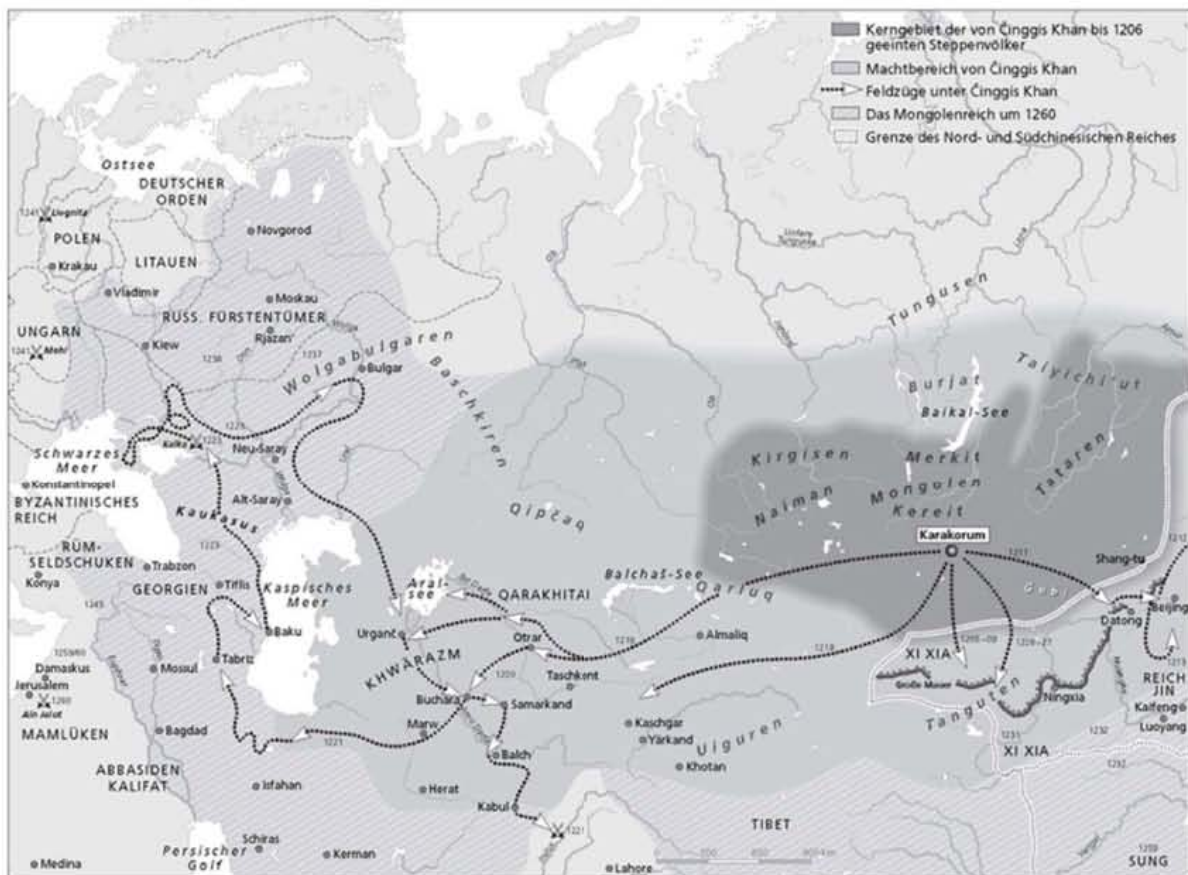
Nach dem Beginn der Eroberungen kam es zu einem Konflikt zwischen Činggis und der Familie des Schamanen Teb Tenggeri, in dem dieser getötet und die Familie weitgehend ausgelöscht wurde. Seither übernahm Činggis selbst einen Teil der Funktionen, die zuvor der Schamane wahrgenommen hatte, besonders die Befragung des Himmels vor wichtigen politischen und militärischen Entscheidungen, auch Schlachten. Seine Stellung dürften die Zeitgenossen, vor allem die Mongolen, als diejenige eines kriegerischen Propheten gesehen haben. In jedem Fall ist seine Herrschaft als ein sakrales Königtum zu verstehen.

2.



### Mongolische Eroberungen bis zum Tod Činggis Khans (1206–1227)

Die ersten militärischen Aktionen nach der Inthronisierung des Činggis Khan standen in enger Verbindung mit den Maßnahmen gegen die alten Feinde der Mongolen, die Merkit und die Naiman, die Temüjin-Činggis 1204 besiegt hatte, wobei der Khan der Naiman, Tayang, den Tod fand. Dessen Sohn Kūčūlüg floh weiter nach Südwesten und kam später zu den Qarakhitai. 1207 erfolgte die erste Kampagne gegen die »Waldvölker« der Qirgiz und Oirat, die sich beide unterwarfen; allerdings wurde etwa zehn Jahre später ein zweiter Feldzug gegen die Waldvölker erforderlich. Bevor Činggis die bei den Jurchen-Jin sich ergebenden Schwächen ausnutzen konnte, führte er 1209 einen großen Feldzug gegen Xixia durch. Unter anderem wegen der Probleme, welche die Mongolen bei der Belagerung von Städten hatten (hier die tangutische Hauptstadt Zhongxing, heute Yinchuan in der Provinz Ningxia), endete der Feldzug mit dem Abzug der Mongolen aus Xixia. Der Tanguten-Herrscher erklärte sich jedoch als unterworfen und sicherte für zukünftige Unternehmungen der Mongolen Waffenhilfe zu.



**Karte 10** :Die Feldzüge der Mongolen im Westen bis ca. 1227

Noch vor dem ersten großen Angriff auf Nordchina und die Mandchurei nahm Činggis Unterwerfungserklärungen zweier Herrscher aus weiter im Westen gelegenen Regionen entgegen, und zwar des uigurischen Herrschers von Qočo, des Idiqtu, und des qarluqischen Herrschers von Qayaliq nördlich des Tianschan. Beide nutzten die neu entstehende Situation, um sich aus dem zunehmend als bedrückend empfundenen Herrschaftssystem der Qarakhitai zu lösen; bei den Uiguren war es zu einem Aufstand gegen die Qarakhitai gekommen.

Der Angriff auf Nordchina begann 1210, als Činggis die Tributzahlungen an die Jin einstellte (diese waren ca. 1195 aufgenommen worden). Die erste Kampagne hatte eher den Charakter eines Beutezugs; erst in den folgenden Feldzügen begannen die Mongolen, Positionen zu besetzen. Dass eine Eroberung Nordchinas zunächst nicht geplant war, ergibt sich daraus, dass die Mongolen 1214 ein Angebot der Jin, Tribut zu geben, annahm. Aber als Činggis kurz darauf erfuhr, dass die Jin ihre Hauptstadt von Beijing nach Süden, nach Kaifeng am Gelben Fluss, verlegt hatten,

nahm er die Kampfhandlungen wieder auf. 1215 konnte nach langer Belagerung Beijing eingenommen werden. Die Eroberung der Mandschurei, der Ursprungsregion der Jurchen, fand etwa gleichzeitig statt (1212–1216), wobei sich neben Jebe auch Muqali als Heerführer der Mongolen auszeichnete. Muqali wurde als Gouverneur über die eroberten Gebiete eingesetzt.

Die Aktionen im Westen ergaben sich jeweils aus der Verfolgung der Merkit und der Naiman. 1208 besiegten die Mongolen ihre alten Gegner am oberen Irtyš, der Führer der Merkit, Togto'a, wurde erschlagen. Die restlichen Merkit flohen in das Gebiet der Qipčaq, die Naiman unter Kūčūlüg zu den Qarakhitai. Kūčūlüg gewann das Vertrauen des letzten Qarakhitai-Herrschers Yelü Zhilugu, den er allerdings schon 1211 gefangen setzte. Als Zhilugu 1213 starb, übernahm Kūčūlüg die Herrschaft im Restreich der Qarakhitai. Die schon vorher einsetzende stärkere Präsenz der Qarakhitai bei ihren »Vasallen« hatte, wie erwähnt, zu Absetzbewegungen seitens der Uiguren und der Qarluq geführt; die prononciert anti-islamische Politik unter Kūčūlüg (so wurden etwa Muslime in Khotan zwangsweise zum Buddhismus konvertiert) ebnete den heranrückenden Mongolen den Weg, 1218 nahmen die Mongolen Kaschgar ein, wo Kūčūlüg sich aufhielt; dieser floh, wurde aber von Hirten im Pamir-Gebirge aufgegriffen und an den mongolischen Heerführer Jebe ausgeliefert, der ihn töten ließ.

Zu einem nicht genau festzulegenden Zeitpunkt schien es so, als ob die Merkit (zusammen mit anderen, darunter auch Qipčaq) – nunmehr bereits auf dem Gebiet des heutigen Kasachstan – wiederum eine Streitmacht zusammenbringen könnten. Bei der Verfolgung und anschließenden Vernichtung der Merkit stießen die Mongolen zum ersten Mal mit Verbänden der Großmacht Khwārazm unter Sultan Muhammad (1200–1220) zusammen. Die Schlacht, nach den pro-mongolischen Quellen von den Khwārazmiern provoziert, wenn nicht erzwungen, endete unentschieden mit dem Abzug der Mongolen. Allerdings hatte der Khwārazmšāh den Eindruck, auf einen besonderen Gegner gestoßen zu sein, was für die späteren Ereignisse als ein Grund angeführt wird, dass er sich nicht mit seiner ganzen militärischen Stärke den Mongolen entgegengestellt hat.

Der Zwischenfall von Otrar, bei dem der khwārazmische Gouverneur dieser Stadt am Syr Darja eine von den Mongolen ausgerüstete Karawane ausrauben und die 450 Mann Begleitung niedermachen ließ, und der darauf folgende Mord an einer mongolischen Gesandtschaft in der khwārazmischen Hauptstadt Urganč (alles 1218) werden als Auslöser des großen Westfeldzugs dargestellt. Die Verhaltensweise der khwārazmischen Seite wird eher verständlich, wenn man von einem bereits erheblichen, ständig steigenden Druck der Mongolen auf die Steppengebiete der Qipčaq und Qangli nordöstlich des Syr Darja ausgeht. Der für die Tat unmittelbar verantwortliche Gouverneur von Otrar, Yinal Khan, ein Verwandter der Mutter des Khwārazmšāh und ein Qangli, hatte für seine Handlungsweise offenbar die Deckung seines Oberherrn. Die Mongolen werden dann bei ihren Aktionen in Transoxanien und später im Westteil der eurasischen Steppe besonders die Qipčaq und die Qangli verfolgen, ebenso wie sie die Merkit und die Naiman verfolgt hatten.

1219 begann der große Feldzug gegen das Reich des Khwārazmšāh. Činggis Khan und seine vier Söhne befehligten die einzelnen Heeresgruppen. Nacheinander fielen die Städte Transoxaniens, Buchara im Februar oder März 1220, Samarkand einige Wochen später. Otrar war gleichfalls im Februar gefallen. Der Khwārazmšāh hatte sich – wohl weil er seinen militärischen Führern misstraute – nicht entschließen können, den Mongolen eine Schlacht zu liefern, sondern seine Truppen auf die befestigten Städte verteilt; er selbst floh vor den Mongolen quer durch Iran, bis er auf einer Insel im Kaspischen Meer im Januar 1221 eines natürlichen Todes starb. Die mongolische Abteilung, welche ausgesandt war, ihn zu verfolgen und zu fangen (unter den beiden Heerführern Jebe und Sübe'edei Ba'atur) überwinterte 1220/1221 schon am Westufer des Kaspischen Meeres. Nach einigen Vorstößen in den Kaukasus kam sie im Frühjahr 1222 in die Steppe nördlich des Gebirges, gegen die Qipčaq gewandt, und erreichte die Krim; eine erste Konfrontation mit Qipčaq und Rus' an der Kalka (nördlich des Azovschen Meers) in den letzten Tagen des Mai 1223 endete mit deren Niederlage. Die Abteilung erreichte Ende 1223 oder Anfang 1224 wieder die mongolische Hauptmacht.

Die Mutter des Khwārazmšāh, Terken Khatun, die in vielerlei Hinsicht eine zentrale Figur der khwārazmischen Herrschaft gewesen war, verschanzte sich in einer Festung im Norden Irans, wo sie sich nach monatelanger Belagerung ergeben musste. Sie wurde in das Lager Činggis Khans gebracht, wo sie noch lange lebte.

Die Hauptstadt des Reiches von Khwārazm, Urganč, wurde im Winter 1220/1221 erobert. Im Frühjahr des gleichen Jahres rückte eine mongolische Armee unter dem Kommando Toluis über den Amu Darja nach Khurasan vor, wo die Städte Balch, Herat, Nišāpūr und (noch nördlich des Flusses) Marw zerstört wurden. Der weitere Widerstand der



restlichen khwārazmischen Verbände wurde vom Sohn des Khwārazmšāh Jalāl ad-dīn geleitet, der in einer Schlacht bei Parwān (nördlich von Kabul) dem mongolischen Heerführer Šigi Qutuqu 1221 eine Niederlage beibrachte, die erste, welche die Mongolen während des Westfeldzuges hinnehmen mussten. Im Gegenzug verfolgten sie den Khwārazmier auf seinem Weg nach Süden; zwischen August und November 1221 wurde Jalāl ad-dīn am Indus geschlagen, konnte sich selbst aber retten. Im weiteren Verlauf begründete Jalāl ad-dīn eine eigenartige Herrschaft in verschiedenen Teilen Irans; im Westen Irans konnte er sich einige Jahre halten, bis er 1231 bei lokalen Gefechten mit kurdischen Gruppen erschlagen wurde. Verbände der khwārazmischen Armee gingen ebenfalls nach Westen, wo sie für Jahrzehnte ein kaum zu kontrollierender Faktor waren.

Der Westfeldzug endete erst im Frühjahr 1225, als die mongolische Armee wieder im Hauptlager in der Gegend des späteren Karakorum eintraf.

Bald darauf begann ein neuer Zug gegen die Tanguten von Xixia, die sich – entgegen den mit ihnen getroffenen Übereinkunft – geweigert hatten, Heerfolge zu leisten. Während dieses Feldzugs hatte Činggis Khan einen Unfall, an dessen Folgen er im Sommer 1227, als genaues Datum wird der 25. August genannt, starb. Begraben ist er an einem bis heute nicht genau bekannten Ort in den Khentii-Bergen.

Der nach seinem Tod bald einsetzende Ahnenkult drehte sich um die Acht Weißen Zelte, die im Ordos-Gebiet standen, nahe der Stelle, an der Činggis gestorben war. Im 16. Jahrhundert war dies der Ort, wo mongolische Herrscher inthronisiert wurden. Der Kult wurde in den Acht Weißen Zelten bis Mitte des 20. Jahrhunderts fortgeführt, 1956 hat die Regierung der VR China ein Mausoleum für Činggis Khan errichten lassen. Mit diesem Bau und seiner Ausstattung war auch eine (weitere) Sinisierung des Ahnenkultes um Činggis Khan intendiert.

Činggis Khan ist im weiteren Verlauf, und zwar im Zuge der neuerlichen Übernahme des tibetischen Buddhismus durch die Mongolen im späteren 16. Jahrhundert, auch in das buddhistische Pantheon integriert worden, unter anderem als eine Erscheinungsform des für die Mongolen zuständigen Gottes Vajrapani. Man erinnert sich an ihn in der Mongolei außerdem als Gesetzgeber, vor allem aber als Einiger der Mongolen, als Begründer des ersten mongolischen Staates.

Außerhalb der Mongolei, vor allem in der östlichen islamischen Welt, hat sich der Gedanke lange Zeit gehalten, der Herrscher müsse von Činggis Khan abstammen. In den Steppen- und Oasengebieten Zentralasiens und in Afghanistan galt dies teilweise bis ins 18., sogar 19. Jahrhundert. Es gab in diesem Zusammenhang zahlreiche Versuche, die Gestalt Činggis Khans mit dem Islam zu verbinden, ihn gewissermaßen mit monotheistischen Vorstellungen kompatibel zu machen. Eine dieser Möglichkeiten ist, ihn parallel zu den koranischen vor-islamischen Monotheisten, den Hanifen, zu konstruieren. Weiter gehören auch die »Islamisierungen« der Abstammungslegenden hierher, von denen man eine etwa auf Timurs Kenotaph findet. Während die mongolische Abstammungslegende, hier der türkischen nicht unähnlich, von einem blaugrauen Wolf und einer falben Hirschkuh als Urahnen der Mongolen spricht und die Stammutter der Borjigid von einer Lichtgestalt den entscheidenden Sohn empfängt, die als gelber Hund aus dem Zelt kriecht, wird in der timuridischen Version diese Lichtgestalt mit dem »Mohammadischen Licht« in Verbindung gebracht.

Die Erinnerung an die Verwüstungen, welche die mongolischen Eroberungen in weiten Teilen Asiens und Osteuropas mit sich brachten, schwankt sehr stark nach historischer Epoche und jeweiligem Standpunkt. Am lebendigsten ist diese Komponente wohl in der arabischen Welt und in Russland, aber auch in Iran wird der katastrophische Charakter der Eroberung betont. In den früher sowjetischen zentralasiatischen Republiken ist das Bild geteilt: Während man sich in Usbekistan für Timur als Nationalhelden entschieden und dessen činggisidische Vorbilder beiseitegelegt hat, gibt es in Kasachstan Bestrebungen, Činggis Khan »einzugemeinden«, indem er zu einem Kasachen gemacht wird.<sup>[34]</sup>

3.

### **Die Nachfolger Činggis Khans. Das Gesamtreich**

Zum Nachfolger Činggis Khans wurde dessen dritter Sohn (von seiner Hauptfrau Börte Üjin), Ögödei, gewählt (1229–1241). Für diese Wahl soll es ein Vermächtnis Činggis Khans gegeben haben. Da sich später aber im Gesamtreich und in den Teilreichen China (Yüan-Dynastie) und Iran (Reich der Ilkhane) Söhne von Činggis Khans jüngstem Sohn Tolui durchsetzten, gibt es auch Traditionen, nach denen Tolui der legitime Nachfolger gewesen wäre.



Auf der anderen Seite gab es offenbar manches, was für den ältesten Sohn, Joči, gesprochen hätte; nur war dieser bereits vor Činggis verstorben, wohl im Frühjahr 1227. Die späteren Fraktionen innerhalb der Činggisiden machten sich möglicherweise also schon bei der Wahl des ersten Nachfolgers bemerkbar. Die Quellen jedenfalls lassen schon an dieser Stelle die späteren Auseinandersetzungen durchscheinen.

Schon bald darauf gingen die Eroberungen in Nordchina gegen die verbleibende Herrschaft der Jin weiter. Die Jin hatten sich nach Muqalis Tod (1223) neu gruppiert und einige Gewinne gemacht. 1230 begannen die Mongolen mit erneuten Vorstößen, gegen erbitterten Widerstand der Jin. Die Dynastie endete mit dem Selbstmord des letzten Kaisers Aizong und kurz darauf der Einnahme der letzten Hauptstadt der Jin, Caizhou in Henan, am 9. Februar 1234. Dieser Sieg war auch deswegen möglich, weil die südchinesischen Song ein Hilfeersuchen der Jin zurückgewiesen und sich stattdessen mit den Mongolen verbündet hatten.

Die Eroberung Koreas hatte bereits 1218 begonnen, wurde aber erst unter Ögödei, beginnend 1231, zu einem vorläufigen Abschluss gebracht (endgültig nicht vor 1259).

Die Kampagnen im Westen wurden ebenfalls unter Ögödei wiederaufgenommen, bereits 1229 schickte der neue Großkhan weitere Truppen in das Qipčaq-Gebiet an der unteren Wolga. Aber erst zwischen 1236 und 1241 wurde die Eroberung der westlichen eurasischen Steppengebiete abgeschlossen. Der westlichste Punkt war mit der – für die Mongolen siegreichen – Schlacht bei Liegnitz erreicht (in Schlesien, 9. April 1241). Gegner der polnisch-schlesischen Ritter unter Heinrich II. dem Frommen war eine Abteilung, eine Zehntausendschaft, unter Orda. Das westliche Ende der eurasischen Steppe, die pannonische Ebene, wurde ebenfalls überrannt. Wieder stand für die Mongolen die Verfolgung von Qipčaq-Gruppen im Vordergrund, die in Ungarn Zuflucht gesucht und erhalten hatten (Schlacht bei Mohi, 11. April 1241; hier kämpfte das mongolische Hauptheer). Auf dem Weg in den Südwesten fiel Kiew (am 6. Dezember 1240), das bedeutete das Ende der »Kiewer Rus'«. Zwei Söhne Jočis, Orda östlich und Batu westlich des Ural, erhielten im Westen die Herrschaft übertragen; die russischen Fürstentümer in den Waldgebieten blieben formal bestehen, waren aber tributpflichtig. Die Mongolen brachen diesen Feldzug ab, als die Nachricht vom Tode Ögödeis sie erreichte.

Nun übernahm zunächst Ögödeis Witwe, Töregene Khatun, als Regentin die Geschäfte. Sie hatte bereits zu Ögödeis Lebzeiten eine zentrale Position eingenommen, weil ihr Mann sich zunehmend von den Geschäften ab- und der Jagd und dem Wein zugewandt hatte. Lange konnte man sich nicht auf einen Nachfolger einigen, zu groß waren die Differenzen bereits geworden. Am Ende konnte sich die Fraktion durchsetzen, die für den Verbleib der Großkhan-Würde im Hause Ögödei war; dessen Sohn Güyük wurde Großkhan (1246–1248). Vor allem Batu, der starke Mann im Westen, hatte sich aus persönlichen Gründen dagegengestellt. Auch die nächste Nachfolge war umstritten, wieder war die Witwe des Großkhans Regentin (Oğul-Qaimiš, 1248–1251), bis schließlich, in einem Bündnis der Familienclans Batu (des nun regierenden Sohn Jočis) und Tolui (gest. 1232), dessen Sohn Möngke (1251–1259) als Großkhan inthronisiert wurde. Diese Wahl war von Sorqaqtani Beki, Toluis Witwe und Mutter Möngkes (sowie Hülegüs, Qubilais und Ariğ Bökes) sorgfältig vorbereitet worden. Sorqaqtani Beki hat alle Besucher, vor allem solche aus dem Westen, Muslime wie Christen, ungemein beeindruckt; sie ist ein weiteres Beispiel für die starke Stellung von Frauen im mongolischen Weltreich. Erwähnt werden soll auch, dass neben dem Ahnenkult für Činggis Khan auch Sorqaqtani Beki Mittelpunkt wichtiger Rituale war.

Nach einem missglückten Attentatsversuch, an dem mehrere Enkel Ögödeis beteiligt waren, ließ Möngke das gesamte Reichsgebiet nach Verdächtigen durchkämmen, die Linien Ögödei und Čagatai wurden dabei stark reduziert, sie verloren einen großen Teil ihrer bisherigen Positionen und Besitzungen. Auch einige Vasallenstaaten hatten unter den Säuberungen zu leiden; der Herrscher der Uiguren, Salindi, wurde ebenso hingerichtet wie der Herrscher von Kirmān (im südöstlichen Iran), während der *malik* von Herat und der Qarluq-Herrscher in Özgend im Fergana-Tal Möngke von ihrer Loyalität überzeugen konnten – das musste im persönlichen Gespräch geschehen.

Während der Regentschaften und des Khanats Güyük hatte es keine großangelegten Kampagnen mehr gegeben; eine dritte Welle der Eroberungen fand nun unter dem Großkhan Möngke statt: eine nach Südwesten, in welcher Möngkes Bruder Hülegü den Iran und den Irak eroberte (Bagdad fiel 1258, damit endete das abbasidische Kalifat; die weitere Eroberung Ägyptens und Syriens scheiterte auch wegen der Niederlage der Mongolen bei Ain Jälüt, dem »Goliathsquell« im südlichen Palästina, 1260). Schon vorher hatten die Mongolen die Seldschuken in Kleinasien von sich abhängig gemacht (1242). In der zweiten Kampagne griffen die Mongolen 1258 das südchinesische Reich Song an, diese Eroberung wurde erst 1279 abgeschlossen. Hier führte Qubilai, ein anderer Bruder Möngkes, das Kommando.

Mit den Eroberungen nahmen die administrativen Aufgaben zu. Es scheint noch ziemlich lange eine Fraktion unter den Mongolen gegeben zu haben, die für die definitive Umwandlung der Ackerbaugelände in Weideland (und daher für die Ausrottung der unterworfenen Bevölkerung) war; diese Fraktion konnte sich aber an keiner Stelle durchsetzen und hat die mongolische Politik in den sesshaften Regionen nicht entscheidend beeinflusst. Stattdessen behielt diejenige Gruppe die Oberhand, die für eine systematische Erhebung von Abgaben war. Zu dieser Gruppe gehörten natürlich auch die aus den Verwaltungen der unterworfenen Staaten übernommenen Berater, Uiguren und andere Türk, Khitan, Tanguten, Tibeter, Chinesen, Iraner.

Die Eroberungen waren als Beute nicht im Besitz des Großkhans, sondern der gesamten herrschenden Familie (*altan oruġ*, Goldene Familie); so erklärt sich, dass nicht nur die vier Söhne Börte Üjins, sondern auch viele andere Familienmitglieder als Empfänger von Beutezuweisungen erwähnt werden. Zum Beispiel erhielten auch Činggis Khans überlebende Brüder Joči Qasar und Temüġe Otčigin bedeutende Anteile. Dazu gehörten auch Militärkontingente, die z.B. auch der »Mutter Hö'elün« zugewiesen wurden; die oft zitierte Aufteilung der mongolischen Kerntruppen – je 4000 Mann für die drei älteren Brüder, der große Rest, 101 000 Mann, für Tolui, muss zumindest durch Zuweisungen an weitere Mitglieder der Familie relativiert werden. Auch unterworfenen Völker oder einzelne Gruppen von Personen wurden Mitgliedern der Familie zugewiesen: Činggis' Witwe Yesüi Khatun (seine Lieblingsfrau nach Börte Üjin) erhielt etwa einen großen Teil der Tanguten von Xixia. Das Schicksal einer Gruppe deutscher Gefangener, die in Ungarn in die Hände der Mongolen gefallen waren, lässt sich nachzeichnen: Sie waren erst dem Čaġatai-Prinzen Büri zugeordnet worden, der sie in Talas (im heutigen Kirgisistan) ansiedelte. Nach dessen Hinrichtung 1251/1252 wurden sie dem Großkhan Mönġke überschrieben, der sie nach Bolad im Altai bringen ließ, wo sie als Bergleute und Waffenschmiede arbeiten mussten. In gleicher Weise wurden Gefangene auch bei anderen Gelegenheiten aufgeteilt.

Ferner mussten alle Prinzessinnen, Prinzen und Heerführer mit geeignetem Weideland ausgestattet werden. Territoriale Aufteilungen haben daher vor allem Steppengebiete betroffen: Joči erhielt im Westen die Steppen von Sibirien und Kasachstan bis nach Osteuropa, Čaġatai diejenigen von Turkestan und das Tarim-Becken, Öġödei hatte außer dem Gebiet des Großkhans vor allem das Altai-Gebiet und die Dsungarei, Tolui erhielt die Mongolei. Agrarische Gebiete blieben zunächst weitgehend unberücksichtigt, sie unterlagen der »kollegialen Verwaltung«. Die Bedeutung von *ulus* ist nicht in erster Linie territorial, sondern bezieht sich auf einen Personenverband bzw. einen Beuteanteil in seiner Gesamtheit. Diese Bedeutungen blieben lange Zeit neben der territorial bezogenen klar präsent.

Die mongolische Verwaltung war auf die Person des Großkhans ausgerichtet, der als Chef der regierenden Familie agierte. Zugleich mit der Aufteilung von eroberten Gebieten an bestimmte Zweige der Familie wurden auch den anderen Zweigen in ebendiesen Gebieten jeweils Rechte eingeräumt und Pflichten, etwa zur militärischen Unterstützung, zugeteilt. Noch unter Mönġke war diese »kollegiale Verwaltung« ein Grundsatz: Wichtige Aufgaben wurden in der Regel von Repräsentanten und Beauftragten einer Mehrzahl von činggisidischen Linien wahrgenommen. Viele Positionen waren daher mit Repräsentanten der wichtigsten Familien mehrfach besetzt. An solchen Unternehmungen wie dem Feldzug nach Osteuropa nahmen keineswegs nur Führer und Truppen des entsprechenden Ulus teil, hier des Ulus Joči; vielmehr haben die späteren Großkhane Güyüġ (Sohn Öġödeis) und Mönġke (Sohn Toluis) beide daran teilgenommen, wobei Mönġke sich sehr viel mehr ausgezeichnet haben soll als Güyüġ. Es galt das Prinzip der *tamma*-Truppen: Das sind Kontingente, die aus den Gefolgschaften mehrerer činggisidischer Prinzen gebildet wurden. So wurden auch die Armeen zusammengestellt, die später in Vorderasien und in China die Welle der Eroberungen unter Mönġke vorantrieben.

Manche Aufgaben, wie etwa der Zensus, verblieben bei der Zentrale; der wichtigste Zensus hat, und zwar sowohl in China und in Iran als auch in Russland und wohl auch im eigentlichen Zentralasien, gleichzeitig unter Mönġke stattgefunden.

Zunehmend wurden die zunächst verantwortlichen Feldkommandeure (so war Muqali »Vizeherrscher« in den von den Jin eroberten Gebieten gewesen) zugunsten einer zivilen Verwaltung in den Hintergrund gerückt. 1229 richtete Öġödei die ersten Regional-Sekretariate ein, eines für die eroberten Westregionen, ein anderes für die eroberten Regionen in China. Der Muslim Mahmüd Yalavač war der erste Chef der Verwaltung im Westen, während der Khitan Yelü Chucai, ein Mitglied der Familie, die seinerzeit die Liao-Dynastie gestellt hatte, in Nordchina verantwortlich war. Im Allgemeinen ist der internationale Charakter der mongolischen Verwaltung hervorzuheben. So haben Nachkommen des Mahmüd Yalavač auch in China und im Tarim-Becken wichtige Funktionen gehabt. Neben Khitan und zentralasiatischen Muslimen müssen Uiguren in der frühen mongolischen Verwaltung wichtig gewesen sein:



Schließlich war es ihre Schrift, in der Mongolisch geschrieben wurde. Auf regionaler und lokaler Ebene waren *darūga* bzw. *darūgači* genannte Männer für die Steuererhebung und den Zensus verantwortlich.

Die unterworfenen Bevölkerungen waren sämtlich zu Abgaben (mo. *albatu*) verpflichtet, teilweise in Geld und Naturalien, teilweise auch in Arbeit; Abgaben wurden zu Beginn auch ohne Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der betroffenen Regionen erhoben (manchmal viele Male im Jahr). In Nordchina und offenbar auch in Teilen des westlichen Zentralasiens dürfte sich die Zahlung von Abgaben in Geld allmählich durchgesetzt haben. Im Ulus Joči zahlten vor allem die Russen Abgaben in Naturalien, weil es in den russländischen Waldgebieten vorher keine Tradition der Münzprägung gab.

Aber auch die nomadische Bevölkerung wurde zu Abgaben (mo. *qubčir*) herangezogen: Ab 1234 sollte für je 100 Pferde eines an die Zentralregierung gegeben werden. Die offenbar willkürliche Erhöhung dieses Satzes auf ein Pferd aus zehn Tieren unter der Regentin Ögöl-Qaimiš 1250 wird ein Grund für die Niederlage der Nachkommen Ögödeis im Kampf um die Macht gewesen sein. Für die zunehmend wichtigen Kommunikationswege wurde ein System von Poststationen (mo. *yam*) eingerichtet, für deren Unterhalt die regionalen Verantwortlichen zu sorgen hatten. Zahlreiche Boten (mo. *elči*) waren, teilweise mit umfangreichen Begleitmannschaften, quer durch die mongolischen Herrschaftsgebiete unterwegs. Das wurde zunehmend als Belastung angesehen, vor allem seitdem auch im Auftrag von Mitgliedern der herrschenden Familie reisende Kaufleute dieses System nutzen konnten. Die Geschwindigkeit der Nachrichtenübermittlung war hoch: Eilige Nachrichten (manchmal wohl auch die Boten) konnten bis zu 400 km am Tag zurücklegen. Der Umfang des *yam*-Systems geht aus den Zahlen hervor, die es für das Herrschaftsgebiet der Yüan-Dynastie am Ende des 13. Jahrhunderts gibt: Damals zählte man um die 1000 Stationen, die 50 000 Pferde, 8400 Ochsena, 6700 Maultiere, 4000 Karren und 6000 Boote bereithielten.

Das mongolische Weltreich benötigte auch eine Hauptstadt. Ögödei ließ im Tal des Orkhon die Stadt Karakorum bauen, der Baubeginn war 1235, und schon im ersten Jahr hatten die chinesischen Baumeister einen großen Teil der Stadt errichtet. Die ersten bekannten in Karakorum geprägten Münzen (islamischen Stils) sind auf 1237 datiert. In Karakorum wurde die Zentralverwaltung untergebracht. Für die Wahl des Ortes sprach, neben den ausgezeichneten Weidegründen und der hervorragenden strategischen Lage inmitten der mongolischen Steppengebiete, sein numinöser Rang: Es handelt sich um einen Ort in der auch anderen Gruppen heiligen Region Ötüken, und auch das uigurische Qaganat hatte seine Hauptstadt Karabalğasun hier errichtet. Obwohl in der Nähe auch Ackerbau möglich war, und zwar in einem für die Mongolei ungewöhnlich hohen Maße, musste die Stadt doch aus China mit Lebensmitteln versorgt werden. Mehrere hundert (es heißt 500) Ochsenkarren täglich lieferten alles Nötige. Nach dem Zeugnis Wilhelms von Rubruck allerdings kam Getreide nur selten in die Stadt, die er als eher dürrftig beschreibt. Die Abhängigkeit der Stadt von externen Lebensmittellieferungen zeigte sich dramatisch während der Auseinandersetzungen mit dem – inzwischen in Beijing residierenden – Khan bzw. Kaiser der Yüan-Dynastie Qubilai und seinem eher zentralasiatisch orientierten Bruder Ariğ Böke (1260–1264): Als die Lebensmittelversorgung unterbrochen wurde, brach in Karakorum sogleich eine Hungersnot aus. Nach seinem Sieg verlegte Qubilai 1267 auch offiziell die Hauptstadt des Mongolenreiches nach Beijing. 1388 wurde die Stadt von Truppen der Ming-Dynastie zerstört; Versuche, sie wieder aufzubauen, mag es gegeben haben, sie sind aber bis in das 15. Jahrhundert nicht gut belegt. 1576 wird die Stadt unter ihrem chinesischen Namen zum letzten Mal in den Quellen erwähnt, und anstelle eines politisch-militärischen Zentrums ist es seither das buddhistische Kloster Erdeni Zuu, das die Landschaft am Orkhon prägt.<sup>[35]</sup>

Unter Möngke erreichte das mongolische Weltreich nicht nur territorial seinen Höhepunkt. Unter diesem Großkhan war auch die Zentralverwaltung am stärksten. Möngke widerrief alle Vergünstigungen, die seit Činggis gewährt worden waren; er war bestrebt, den Missbrauch des Nachrichtensystems (*yam*) zu begrenzen, und allgemein zielte er darauf, der Zentralregierung möglichst ungehinderten und direkter Zugang zu den Ressourcen des Reichs zu verschaffen. Diesem Ziel dienten vor allem die Steuerreform, die Möngke durchsetzte, sowie die damit verbundenen Zensus-Aktionen. Es gab – so hatte es schon Mahmūd Yalavač in den 1230er Jahren in Turkestan eingeführt – drei grundlegende Steuertypen: die Kopfsteuer (nach Vermögen gestaffelt, meist in Geld oder Geldäquivalenten eingezogen, *qubčir*), die Boden- bzw. Erntesteuer (meist in Naturalien erhoben, *qalan*) und eine Handels- bzw. Umsatzsteuer (*tamğa*). Ferner blieb es bei der militärischen Dienstpflicht für die unterworfenen Bevölkerungen, so dass etwa die Armee, die zwischen 1253 und 1259 die Kampagnen gegen die Song führte, aus Mongolen und Türken bestand, aber auch Chinesen, Tanguten, Koreaner, Uiguren und andere umfasste, die nach dem Zensus von 1254 in Dienst



gezwungen worden waren.

Während eines Feldzugs in China starb Möngke am 12. August 1259. Mit ihm endete *de facto* das mongolische Weltreich.

4.

#### **Die Teilreiche in Zentralasien; »nach-mongolische« Staaten**

Die territoriale Ordnung des mongolischen Weltreichs sah bei Möngkes Tod wie folgt aus: Der Großkhan regierte direkt über die Mongolei und angrenzende Steppenregionen. Teilherrscher aus dem Hause Tolui, dem Großkhan direkt untergeordnet, waren seine Brüder Qubilai in China und Hülegü in Iran. Das Altai-Gebiet und die Dsungarei, welche das Gebiet der Linie Ögödei gewesen war, war ebenfalls an den Großkhan gefallen, nur einige wenige Mitglieder des Hauses Ögödei hatten kleinere Gebiete behalten. Es war ein Zeichen der Niederlage des Hauses Ögödei, dass keines seiner Mitglieder auf dem Feldzug Hülegüs in Iran dabei war. Das Teilreich Čağatai dagegen bestand in den westlichen Gebieten Zentralasiens fort, auch wenn viele Čağatai-Leute sich gegen Möngke gestellt hatten. Insgesamt war auch das Teilreich Čağatai stark geschwächt, so dass Vertreter des Hauses Joči nicht nur in Khwārazm, sondern auch in Buchara und Samarkand dominierten. Das Haus Joči dagegen hatte eine starke Stellung behalten, wenngleich auch in den russischen Gebieten und in der Qipčaq-Steppe der Großkhan Möngke entscheidende Durchgriffsrechte behauptete. Ein paar Jahre nach der Eroberung von Bagdad 1258 kam das Ilkhanat, das Reich der Mongolen in Iran, als ein eigener Ulus hinzu. Territorialkonflikte zwischen den Teilreichen waren nunmehr die Regel, so zwischen den iranischen Ilkhanen und den Herrschern im Ulus Joči über Rechte im Kaukasus. Schon vorher hatte es Konflikte über Rechte in Khurasan gegeben, wo der Herrscher von Herat sich 1255 gegen Ansprüche von Batus Repräsentanten wehrte und sich deswegen an Hülegü wandte.

Nach dem Tod Möngkes kam es bald zu einem Bruderkrieg innerhalb des Hauses Tolui, der die gesamte mongolische Welt einbezog. Sowohl Qubilai (in China) als auch Ariğ Böke (in der Mongolei) ließen sich zum Großkhan wählen, ein jeder auf seinem eigenen *quriltay*. Diesen Kampf entschied am Ende Qubilai für sich. Auf Ariğ Bökes Seite standen alle diejenigen Činggisiden, die in den bisherigen Auseinandersetzungen unterlegen waren, und außerdem diejenigen, die mit den Änderungen, für die Qubilai stand, nicht einverstanden waren. Dazu gehörte in erster Linie die (weitere) Relativierung des Konzepts vom mongolischen Weltreich als gemeinschaftlichem Besitz der herrschenden Familie insgesamt, stattdessen stand Qubilai für die zunehmende Autonomie der Teilreiche. Die Komplexitäten der »kollegialen Verwaltung« wurden abgebaut. In der Tat war genau dies das Ergebnis des Bruderkriegs. In Iran ließ Hülegü die Vertreter des Hauses Joči (einschließlich der von ihnen entsandten bzw. befehligten Truppen) massakrieren; Alğu, ein Prinz aus dem Haus Čağatai, der von Ariğ Bökes auf Qubilais Seite wechselte, schlachtete in Buchara diejenigen Handwerker ab, die zum Ulus Joči gehörten. Versuche, die unter Möngke stark reduzierten Besitzungen der Häuser Čağatai und Ögödei wieder zu vollwertigen Ulus-Gebieten bzw. darüber hinaus zu eigenständigen Teilreichen zu machen, waren im Fall des Ulus Čağatai von dauerhaftem Erfolg, im Fall des Ulus Ögödei nur vorübergehend: Qaidu, ein Enkel Ögödeis, errichtete einen »unabhängigen mongolischen Staat in Zentralasien« mit Zentrum in Talas (heute nördliches Kirgisistan), also ein autonomes Teilreich, im Kampf mehr gegen die regional wichtigeren Čağataier, aber auch gegen Qubilai und mit wechselnden Bündnispartnern unter den übrigen Činggisiden, das von 1269 bis zu seinem Tod 1301 Bestand hatte und dann bald in dem Ulus Čağatai aufging.<sup>[36]</sup> Als Ergebnis der beiden innermongolischen Kriege – rund um Ariğ Böke und rund um Qaidu – konsolidierten sich die 1264 von Qubilai zugewiesenen Territorien *de facto* als unabhängige Teilreiche, die mongolische Welt bestand nun aus den »Vier Ulus«: China (mit der Mongolei) unter der Yüan-Dynastie; das Gebiet vom Altai bis zum Amu Darja als Ulus Čağatai; Iran als Reich der Ilkhane; die Steppen- und Waldgebiete vom Irtyš bis nach Osteuropa als Ulus Joči. Zwischen dem Ulus Čağatai und dem Reich der Ilkhane bestand das Herrschaftsgebiet der Dynastie Kart von Herat, das als Vasallenstaat schon unter Ögödei gegründet worden war und bis zu seiner Eroberung durch Timur Bestand hatte. Zu ihm gehörten Teile Afghanistans. Andere Vasallenstaaten, so das Reich der Uiguren im Turfan-Becken, bestanden weiter fort. Die russischen Fürstentümer waren ebenso tributpflichtig wie Tibet.

#### **Ulus Čağatai**

Čaġatai, der zweitälteste Sohn Činggis Khans mit seiner ersten Frau Börtė Üjin, galt als Garant der mongolischen Traditionen, ihm wurde, so heißt es, der Schutz und die Pflege der *yasa*, der Erlasse Činggis Khans (s.S.319), aufgetragen. Das Zentrum seines Herrschaftsbereichs lag im Tal des Ili. Die Oasenlandschaften des Südwestens, mit Buchara, Samarkand und anderen Städten, standen zu Anfang unter »kollegialer Verwaltung«, so dass Čaġatai (gest. 1241 oder 1242) und seine unmittelbaren Nachfolger kein vorrangiges Interesse an dieser Region bekundeten. Die Verwaltung des Ulus leitete ab 1241 Mas'ūd Beg, Sohn des Mahmūd Yalavač, der sein Vorgänger gewesen war. Diese Familie bekleidete bis weit in das 14. Jahrhundert wichtige Positionen in Transoxanien, dem Tarim-Becken und Nordchina. Mas'ūd selber behielt sein Amt unter diversen Khanen bis 1289.

Nach der Inthronisierung Möngkes wuchs der Einfluss des Hauses Joči vor allem in den Oasenstädten; die Familie Čaġatai gehörte zu den Verlierern des Umschwungs. Erst nach Möngkes Tod 1259 ergaben sich Änderungen. Im Zuge des Bruderkrieges zwischen Qubilai und Ariġ Böke hatte sich ein Enkel Čaġatais, Alġu, zunächst Ariġ Böke angeschlossen, für welchen das Gebiet Čaġatai wichtige Ressourcen bereithielt – aus Ackerbau und Handel sowie auch militärische; entsprechende Leistungen sollte und konnte Alġu für Ariġ Böke organisieren. Dabei drängte er die Vertreter Batus, später Berkes wieder zurück. Er übernahm auch, und zwar allein, die Kontrolle über Buchara und Samarkand, wo er also die kollegiale Verwaltung beendete. Alġu (gest. 1265 oder 1266) gilt vielfach als der erste Herrscher eines unabhängigen Teilreiches. Die Folgezeit ist von Auseinandersetzungen mit Qaidu auf der einen und dem Ilkhanat in Iran auf der anderen Seite geprägt; Qaidu und der Čaġatai-Herrscher Barāq (Regierungszeit 1266–1271) machten dabei gemeinsame Sache gegen den Ilkhan Abaqa (Regierungszeit 1265–1282). Im Verlauf dieses Krieges wurde Buchara 1272–1273 von Truppen Abaqa's geplündert.

An der Person Qaidus lassen sich Grundzüge der mongolischen Politik in den Oasen Zentralasiens gut darstellen. Auf der einen Seite behielt er die Lebensweise eines Nomaden bei: Anders als Qubilai lebte er in Zelten, nicht in Palästen. Die agrarischen Regionen waren für ihn dem Zweck untergeordnet, Ressourcen für die Eroberer zu liefern, die natürlich Nomaden waren und blieben. Auf der anderen Seite hatte er aber verstanden, dass die agrarischen und urbanen Sektoren der Gesellschaft nach ihren eigenen Regeln wirtschaften müssen, um die geforderten Ressourcen liefern zu können. Daher war es vorteilhaft, die sesshafte und die nomadische Bevölkerung räumlich zu trennen, was Qaidu auf dem *quriltay* von 1269 in Talas auch beschließen ließ: Die Teilnehmer einigten sich darauf, in Zukunft nur im Gebirge und in der Steppe zu leben, nicht in der Nähe von Städten zu weiden, die Herden nicht in die Saaten zu treiben und die (sesshaften) Untertanen nicht mit unverhältnismäßigen Abgaben zu bedrücken. Qaidu, ebenso wie der Ilkhan Ġazan etwas später und wiederum anders als Qubilai, verstand es aber gleichzeitig, den »mongolischen« Habitus nicht zu verlieren. Bemerkenswert ist daher auch der Fortbestand örtlicher Dynastien, die für eine große Zahl von Städten in Qaidus Machtbereich belegt sind, darunter Otrar, Taschkent, Khujand, Fergana, Talas, Khotan und Almaliq.

Während der »Doppelherrschaft« von Qaidu (als Vertreter des Hauses Öġödei) und Barāq, ab 1282 Du'a (reg. bis 1307), verlagerte sich der Schwerpunkt der »eigentlichen« Čaġataier nach Südwesten. Unter Kebeg (Regierungszeit 1318–1326/27) wurde dies manifest: Er ließ für sich einen Palast in Karši errichten, am Unterlauf des Kaška-Darja, typischerweise eine Winterweide-Gegend. Kebeg ist für eine Münzreform berühmt (das russische Wort »Kopeke« wird mit seinem Namen in Verbindung gebracht). Sein Nachfolger Tarmaširin (Regierungszeit 1331–1334), der, wie man aus seinem Namen schließen kann, als Buddhist aufwuchs, konvertierte gegen Ende seines Lebens zum Islam. Es war aber wohl nicht so sehr diese seine Entscheidung, die eine Revolte gegen ihn hervorrief, sondern vielmehr seine Vernachlässigung des früheren čaġataiischen Kerngebiets im Siebenstromland: Dorthin kam er während seiner gesamten Regierungszeit nicht, und insbesondere ließ er die herkömmlichen Gastmähler nicht ausrichten. Ferner heißt es, er habe »Mongolen« dazu bewegen wollen, Ackerbau zu treiben. In den verworrenen Jahren nach seinem Sturz trat die bereits vorher erkennbare Teilung des Khanats Čaġatai in einen nordöstlichen, von Weidewirtschaft geprägten, und einen südwestlichen Teil, in dem Oasen das Bild bestimmten, klar hervor. Im südwestlichen Teil regierten mit Unterbrechungen bis zur Machtübernahme Timurs 1370 Amire von den Qara'unas, daneben lassen sich Gebiete ausmachen, in denen tribale Amire das Sagen hatten. Im Nordosten dagegen setzte sich die Herrschaft der Nachkommen Čaġatais fort, die Islamisierung der Herrscher erfolgte ca. eine Generation später, wohl Mitte der 1350er Jahre.

Nach Süden griffen die Čaġatai-Khane in das Bergland des Hindukusch aus; Tarmaširin leitete 1329 sogar einen

Raubzug nach Indien. Große Teile dieses Gebietes kamen zum Khanat Čağatai, weil sich die Qara'unas diesem Teilreich anschlossen. Bei den Qara'unas handelte es sich um eine der wichtigsten militärischen Gruppen im Ulus. Sie gehen auf ein Kontingent mongolischer Truppen zurück, die schon recht früh als *tamma*-Truppen an die Grenzen von Kaschmir und Indien geschickt worden waren.

### **Die Vasallen-Dynastie Kart von Herat**

Ein Beispiel für eine von den Mongolen abhängige Herrschaft ist diejenige der Kart (oder Kurt) von Herat, die dort von 1245 bis 1389 ihre Hauptstadt hatten. Dort ging der – in Buchara und Samarkand relativ rasche – Wiederaufbau nach der Zerstörung der Stadt (1221/1222) langsamer vonstatten. Die Kart stammten von einer Familie aus dem Umfeld der Ġuriden ab. Der erste lokale Herrscher (mit dem Titel *malik*) war Šams ad-dīn Muhammad (1254–1278), der von Möngke als Gouverneur von Herat eingesetzt war. Er genoss die besondere Gunst der mongolischen Zentralregierung. Nach der Eroberung Irans durch Hülegü (1255–1258) wurde Herat dem neugebildeten Ilkhanat unterstellt. Die Verpflichtung der Vasallen, bei bestimmten Gelegenheiten im *ordu* ihrer Herren zu erscheinen, wurde zuerst von Fakhr ad-dīn Muhammad 1307 verletzt, der nicht zur Inthronisierung des Ilkhans Öljeitü kam, was zu einer militärischen Aktion gegen ihn führte. Dennoch waren die Kart gute Partner der Ilkhane. Erst nach dem Erlöschen des Ilkhanats (1335) schickten sie sich an, das nun entstandene Machtvakuum im Osten Irans zu füllen. Dabei mischten sie sich auch öfter in den zunehmend unruhigen Ulus Čağatai ein; Timur legte Teile seiner frühen Karriere als Verbündeter der Kart zurück. In der Folgezeit konnten die Čağataier, nun schon unter Timurs Führung, Erb- und Nachfolgeprobleme bei den Kart für sich ausnutzen. Wieder war es am Ende das Nichterscheinen des Unterworfenen bzw. zu Unterwerfenden, diesmal bei einem *quriltay*, das den Auslöser für die Eroberung abgab. 1381 wurde Herat durch die städtischen Notablen an Timur übergeben. Nach einer kurzen Rebellion wurde die Stadt 1383 noch einmal erobert und der letzte Kart-Herrscher 1389 durch Timurs Sohn Mīrānšāh beseitigt. Timur ließ die Befestigung der Oase, den äußeren Wall also, zerstören, und auch die Stadtmauer mit den berühmten eisernen Toren. Diese wurden als Beute nach Šahr-i Sabz gebracht.

### **Mogolistan**

Der nördliche und östliche Teil des Ulus Čağatai, östlich des Syr Darja bis etwa zum Altai, war den späteren persisch schreibenden Historiographen Irans und Transoxaniens als Mogolistan bekannt. Abschätzig nannten sie die mongolische und türkische Bevölkerung der Region auch »Jete« (Räuber); umgekehrt wurden die islamisierten turksprachigen Gruppen von den weiter im Nordosten lebenden Čağataiern als »Mischlinge« bezeichnet. Die *de facto* – Aufteilung des Gebiets Čağatai ergab sich wohl während der Auseinandersetzungen, die auf die Absetzung Tarmaširins folgten, und durch die Übernahme der Herrschaft im Südwesten durch Qara'unas-Amīre. Im Nordosten dagegen herrschten weiter Nachkommen Čağatais, zunächst Tuğluq Temür (bis 1362), der wohl im letzten Jahrzehnt seines Lebens Muslim war, dann sein Sohn Ilyās Khwāja. Beide versuchten, ihre Herrschaft über Transoxanien auszudehnen, ohne dauerhaften Erfolg. Ilyās Khwāja wurde vom Chef der mächtigen Duğlat, Qamar ad-dīn, 1365 in einer Rebellion getötet. Der Grund dafür war, dass Qamar ad-dīn die für die höchste militärisch-politische Position im Khanat (tü. *ulusbegi*) vorgesehene Person, ein Kind von nicht mehr als sieben Jahren, nicht akzeptieren konnte und das Amt für sich selbst beanspruchte: Sein Bruder war der Vorgänger gewesen. Er verneinte also das Recht des Khans, für diese Position vorsehen zu können, wen er wollte; das Amt war in seinen Augen eine Domäne der Duğlat. Wir begegnen hier zum ersten Mal einem Phänomen, das nicht ganz selten war: Im Schatten einer činggisidischen Herrschaft übernimmt eine bestimmte amiridische Familie eines der wichtigsten bzw. das wichtigste politisch-militärische Amt, macht es zu einem erblichen Besitzstand und greift gelegentlich auch nach der Khanswürde.

Qamar ad-dīn ging so weit, sich selbst als Khan ausrufen zu lassen, obwohl er natürlich kein Činggiside war; er war somit der Erste in der türkisch-mongolischen Welt nach Činggis, der diesen Schritt wagte. Opposition blieb nicht aus, sie erfasste auch die Duğlat selbst. In der darauf folgenden unübersichtlichen Situation unternahm Timur seinen ersten Feldzug nach Mogolistan (1371/1372), ein weiterer folgte 1377; in beiden Fällen war Timur siegreich, konnte aber die Region nicht dauerhaft unterwerfen. Ein weiterer (vorletzter) Zug fand dann 1389 statt, in dessen Verlauf Timurs Armee bis an das Tarbağatai-Gebirge und das Irtyš-Gebiet vorstieß, 1390 wurde Qamar ad-dīn zur Flucht über



den Altai gezwungen. Khidr Khwāja, der einzige der Söhne Tuġluq Temürs, der die Revolte des Qamar ad-dīn überlebt hatte, unterwarf sich Timur. Die Duġlat blieben stark, sie festigten ihre Positionen besonders in den Oasen des Tarim-Beckens. In die zentralen Teile Mogolistans wanderten nun aus dem Osten und Nordosten Kirgisen ein, diese Zuwanderung dauerte bis in das 18. Jahrhundert.

Die Beziehungen zu Timur und später zu dessen Nachfolgern waren nun einigermaßen freundlich, im späteren 15. Jahrhundert konnte Yūnus Khan (1472–1289) sogar eine Art Schiedsrichterstellung unter den Timuriden von Transoxanien einnehmen. Ehebindnisse zwischen Timuriden und Čaġatai-Khanen waren nun nicht selten; Yūnus war der Großvater mütterlicherseits von Bābur, dem Gründer der Dynastie der indischen Timuriden (1521–1858), auch »Großmoguln« genannt.

Seit etwa dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts war Mogolistan in Kämpfe mit den Oiraten (Qalmaq) des Altai verwickelt. Diese hatten 1408 Bešbaliq erobert, im weiteren Verlauf erreichten sie rasch das Ču-Tal. Nach dem Tod des mogolistanischen Herrschers Uwais Khan (etwa 1418–1429) wurden ihre Angriffe heftiger. 1456 erschienen oiratische Gruppen erst in Mogolistan, wo sie Esen Khan (1429–1462), dann tauchten sie 1457 am Syr Darja auf, wo sie den usbekischen Herrscher Abū l-Khair besiegten (s. S. 268F.). Auch in den Folgejahren hatte Yūnus Khan mit der Abwehr oiratischer Verbände zu tun.

Anfang des 16. Jahrhunderts mussten die Čaġatai-Khane ebenso wie die Timuriden Niederlagen durch die Šaibaniden und die von ihnen angeführte tribale Konföderation der Usbeken sowie durch die Kasachen hinnehmen. Unter Sa'īd Khan (1514–1532) gelang den Čaġataiern noch einmal eine territoriale Ausdehnung, das gesamte Tarim-Becken und nördlich des Tienschan das Siebenstromland wurden wiedergewonnen. Außerdem beauftragte Sa'īd den Mirza Muhammad Haidar Duġlat mit der Eroberung Kaschmirs (1531–1532), das noch nie zuvor unter čaġataiischer Herrschaft gestanden hatte.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übernahmen die mongolischen Oiraten auf der einen, die beiden Fraktionen der Khwājas »vom Schwarzen Berg« und »vom Weißen Berg« auf der anderen Seite die politische Macht. Besonders unter Hidāyatullāh, genannt Āfāq Khwāja, dem Haupt des »Weißen Berges« (gest. 1678), ist die Entstehung einer neuartigen politisch-religiösen Organisation zu beobachten, in welcher die Sufi-Scheiche darauf zielen, ihre Bruderschaft, eine Weiterentwicklung der Naqšbandiyya (s.S.334), auf die gesamte kontrollierte Gesellschaft auszudehnen. Territorial bezieht sich dieser Versuch auf das Gebiet der »sechs Städte«: Kaschgar, Yārkan, Khotan, Aqsu, Kuča, Turfan.

### **Östliche Teile des Ulus Joči**

Die Geschichte des Ulus Joči gehört zu weiten Teilen in die Geschichte Osteuropas. Insbesondere die Interaktion zwischen den Mongolen, deren Hauptsitz am Unterlauf der Wolga lag, und den russischen Fürstentümern, unter denen das Fürstentum Moskau bald eine Sonderstellung einnahm, kann hier nicht behandelt werden. Allerdings umfasste der Ulus Joči ursprünglich auch das Gebiet des heutigen Kasachstan sowie Teile Westsibiriens. Die Grenze zum Ulus Ögödei, später zum von Karakorum, noch später von Beijing aus kontrollierten Gebiet lag etwa am Irtyš.

Schon unter Batu (gest. 1255) soll der Ulus aufgeteilt worden sein. Vier Söhne Jočis, darunter Orda, der älteste, und Toqa Temür, bildeten die »Prinzen der Linken Hand«; fünf weitere, darunter Batu und Berke sowie Šiban, die »Prinzen der Rechten Hand«. Das entsprach dem bei türkisch-mongolischen Herrschaften üblichen Prinzip, einen »linken« und einen »rechten« Flügel zu organisieren. Die »Prinzen der Linken Hand« erhielten Leute und Weidegründe im Osten, die »Prinzen der Rechten Hand« solche im Westen. Der östliche Ulus ist in den russischen Quellen als Blaue Horde bekannt, während der westliche Teil die Goldene Horde genannt wurde.<sup>[37]</sup>

Der westliche Teil wird oft in Interaktion mit den russischen Fürstentümern einerseits und dem Ilkhanat andererseits gesehen. Insgesamt hatte die »Goldene Horde« in der Regel Konflikte mit dem ilkhanidischen Iran, während die Beziehungen zum mamlukischen Ägypten und zu Syrien gut waren. Die Qipčaq-Steppe war auch lange Zeit das Gebiet, aus dem die Militärsklaven Ägyptens kamen. Das Zentrum der »Goldenen Horde« lag an der unteren Wolga, in der »Saray« genannten Stadt. Erste Islamisierungstendenzen zeigten sich schon früh, als Berke (Regierungszeit 1257–1267), ein Bruder Batus, 1257 als erster Muslim als Herrscher eines mongolischen Teilreiches eingesetzt wurde. Seine Nachfolger allerdings waren keine Muslime. Erst Özbek (1312–1341), der 1321 zum Islam übertrat, leitete die massenhafte Islamisierung der »Goldenen Horde« ein. Die Regierungszeiten Özbeks und seines

Nachfolger Janibeg (bis 1357) gelten als der Höhepunkt der Macht der »Goldenen Horde«; allerdings waren auch diese Herrscher in ihren Bestrebungen, sich im alten Konflikt mit dem ilkhanidischen Iran durchzusetzen, letztlich erfolglos. Das gilt auch für die Zeit nach dem Zusammenbruch des Ilkhanats (ab 1335). In den sich an den Tod Janibegs anschließenden Nachfolgekämpfen setzten sich Činggisiden aus der »Linken Hand« durch, die dann noch einmal, vor allem unter Toqtamiš (Regierungszeit ca. 1377–1395), die Einheit des Gesamt-Ulus herstellen konnten.

Šiban und seine Leute erhielten die Gegend um den Ural-Fluss als Sommerweiden, die Karakum-Wüste und die Steppen zwischen Ču und Sari-Su als Winterweiden zugewiesen, darunter auch die Städte am unteren Syr Darja.

Orda hatte seine Weidegründe östlich davon, mit Zentrum im Gebiet des Alakol-Sees (im Osten des heutigen Kasachstans, in der Nähe des Emil-Flusses). Sein *yurt* enthielt keine Städte; in Zentralkasachstan sind allerdings für die einschlägige Zeit Dutzende von Ackerbau-Siedlungen nachgewiesen. Eine wichtige Einnahmequelle waren die aus Sibirien bezogenen Pelze. Marco Polo berichtet, diese seien wegen der Probleme beim Einsatz von Pferden in der Waldzone mit Hundeschlitten aus der Taiga abtransportiert worden. Zunehmend entwickelte sich dieser Ulus eigenständig. Schon Ende des 13. Jahrhunderts hatte Qoniči (1277–1296) eine eigene Garde (*kešig*). Diese selbständige Entwicklung steht im Zusammenhang mit den Kämpfen zwischen dem chinesisch-mongolischen Yüan-Staat einerseits und dem ögödeidisch-čagataidischen Staat Qaidus, in dem Qoniči zunehmend Qubilai und den Yüan zuneigte. Nach 1320 dehnte sich der Ulus »der Linken Hand« an den mittleren Syr Darja aus; die dort nomadisierenden Nachkommen Šibans gingen zu ihm über. Zentrum war nun die Gegend um die Stadt Signaq (heute Chiili), aber auch Jand und Otrar gehörten nun dazu. In dieser Zeit übernahm der Khan Irzan (1320–1344/1345) den Islam.

Während der Großen Pest Mitte des 14. Jahrhunderts scheinen die Nachkommen Ordas verschwunden zu sein. Die Herrschaft im Ulus übernahm Urus Khan, ein Nachkomme Toqa Temürs (1374–1376 oder 1377). Während der auf den Tod Janibegs (1357) im westlichen Ulus folgenden problematischen Periode gelang es den Nachkommen Toqa Temürs, auch dort die Herrschaft zu übernehmen. Der zunächst von Timur protegierte, dann in heftiger Auseinandersetzung mit ihm stehende Khan Toqtamiš kam nach mehreren vergeblichen Versuchen 1377/1378 im Kampf gegen einen Sohn Urus Khans endlich zu einem Sieg und wurde daraufhin in Signaq zum Khan erhoben. Er schlug 1381 den im westlichen Ulus mit diversen Marionetten-Khanen regierenden Qiyat-Amīr Mamai, der zuvor schon (1380) eine Niederlage gegen den Moskauer Fürsten Dmitrij Donskoj (Schlacht auf dem Schnepfenfeld) hatte hinnehmen müssen. Toqtamiš gelang es in der Folge, die Herrschaft auch über die russischen Fürstentümer wieder zu etablieren; bekannt ist die Einnahme und Plünderung Moskaus 1382. In der Auseinandersetzung mit Timur nahm Toqtamiš aber die alten Forderungen der Herrscher im Ulus Joči wieder auf: Kontrolle über Aserbaidschan, über Khwārazm und den mittleren Syr Darja. Toqtamiš blieb allerdings bei seinen Versuchen, diese Ansprüche durchzusetzen, ebenso erfolglos wie seine Vorgänger; zweimal drangen die Kämpfer der Qipčaq-Steppe in timuridisches Gebiet ein, von 1384–7 sind Münzen des Toqtamiš aus Khwārazm bekannt. Timur antwortete jeweils mit einem Vergeltungsfeldzug (1391 und 1395), die beide mit vernichtenden Niederlagen Toqtamiš' endeten. Dieser Feldzug führte Timurs Truppen weit nach Norden, er hat aber, anders als es oft dargestellt wird, Moskau nicht erreicht.

Toqtamiš lebte nach dieser Niederlage noch ca. zehn Jahre als Abenteurer, er ist zu einem nicht genau bekannten Zeitpunkt, wohl nicht lange nach Timur, gestorben. Seit dieser Zeit gab es činggisidische Herrschaft in der Qipčaq-Steppe nur noch in Teilgebieten; daneben bestanden amiridische Herrschaften.

Die Nogaäische Horde ist eine dieser amiridischen Herrschaften in der Nachfolge der »Goldenen Horde«, sie nomadierte im Bereich nördlich von Aralsee und Kaspischem Meer bis hin zum Irtyš. Der Ursprung der Bezeichnung ist nicht geklärt; die Bezeichnung in den persischen und türkischen Quellen ist »Ulus Mangit« nach der dominierenden Gruppe. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichte die Nogaäische Horde unter Edigü (1396–1411) und dessen Sohn Nūr ad-dīn (1426–1440). Diese beiden waren als oberste politisch-militärische Würdenträger (tü. *beglerbegi*) für eine lange Reihe von Khanen tätig. Die Basis der Mangit war zunächst die Gegend von Khwārazm, später lag sie zwischen der Wolga und der Emba; Zentrum war die Stadt Sarayçik (am Ural-Fluss). In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Nogaäische Horde in die Steppen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer zurückgedrängt, zunächst durch die šibanidischen Usbeken unter Abū l-Khair Khan, ab 1520 durch das entstehende kasachische Khanat. Die Nogaier wurden also gegen das Khanat der Krim gedrückt. Während des Vordringens der Kalmücken (Oiraten) ca. 1620 verschlug es sie nach Süden, in das Kaukasus-Gebiet. Viele Nogaier wurden allerdings in das kalmückische Khanat integriert.

Ein weiteres regionales Zentrum des Ulus Joči war Khwārazm. Die südlichen Teile um die alten Städte Kat und



Hazārasp gehörten zum Ulus Čağatai, der Hauptteil der Oase mit den berühmten Winterweiden am Ufer des Aralsees zum Ulus Joči. Neben den bereits erwähnten Mangit waren Qongrat dort ein wichtiger Faktor. Führende Vertreter einer Qongrat-Sippe, der Sufi, bildeten ab ca. 1361 eine eigene Dynastie in Khwārazm, wieder eine amiridische, mit Zentrum in der – durch die Mongolen zerstörten, nun aber wieder aufgebauten – Stadt Urganč. Die Qongrat-Sufi gingen in den 1380er Jahren mit dem Khan Toqtamiš ein Bündnis ein, dessen Oberherrschaft sie offenbar derjenigen Timurs vorzogen. Diese regionale Herrschaft – und die Stadt – wurden, auch wegen dieses Bündnisses, besonders gründlich von Timur zerstört (in mehreren Feldzügen zwischen 1372 und 1388). Der stromabwärts gelegene Nordteil der Oase wurde seither in der Hauptsache nomadisch genutzt. Von 1405 bis 1412 war Khwārazm das Zentrum der Mangit unter Edigü, damals einem Verbündeten Timurs; in der Folge kam die Oase unter timuridische Herrschaft, wurde allerdings zwischenzeitlich von dem činggisidischen Anführer der usbekischen Konföderation, Abū l-Khair Khan, erobert. In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts bestand wieder eine amiridische Regionalherrschaft. Mit Beginn des 16. Jahrhunderts setzten sich die Usbeken endgültig durch.

Das Khanat Sibir entstand Ende des 15. Jahrhunderts im Zerfallsprozess des Ulus Joči als eine činggisidische Regionalherrschaft. Benannt ist es nach dem Hauptlager, das sich in der Nähe von Tjumen' (Westsibirien) befand. In Sibirien bestanden bis zur russischen Eroberung drei politische Einheiten: Das genannte Khanat von Tjumen' – es umfasste Gebiete am Osthang des Urals und weiter südlich. Auch hier lagen die činggisidischen Khane in einem Verhältnis von Streit und Kooperation mit einer nicht-činggisidischen Linie, den Begs aus der Familie Taybugas, vielleicht eines Kereyid. Diese Familie stand dann im frühen 16. Jahrhundert an der Spitze eines eigenständigen Gebildes mit Zentrum in Isker/Sibir' (südlich von Tobol'sk). Ab 1555 beginnt der Prozess des »Anschlusses« an Russland; dieser Prozess wurde bis Ende des 16. Jahrhunderts abgeschlossen. Das Khanat von Sibir' wurde dann 1563 in der gleichen Gegend von Kūčūm Khan gegründet, der das Khanat von Tjumen' übernahm und seine Herrschaft über weite Teile Westsibiriens bis an den Irtyš ausdehnen konnte. Kūčūm war eines der Haupthindernisse bei der Expansion Russlands nach Sibirien, daher bot Russland alles auf, ihn zu stellen, einschließlich diplomatischer Bemühungen beim kasachischen Khan Tawakkul (1586–1598). 1598 wurde Kūčūm besiegt.

### **Die Mongolen in der Mongolei (1368–1634)**

Die Nachkommen Qubilais, Herrscher der Yüan-Dynastie, waren dem Anspruch nach auch Großkhane, wurden als solche aber im Wesentlichen nur vom Ilkhanat in Iran anerkannt. Sie hatten sich dem Buddhismus zugewandt, und die Namen der späteren Herrscher sind durch die ursprünglich indische Lehre vom Cakravartin-Herrscher geprägt. Sie sahen sich demnach als Weltherrscher, welche das Rad (skt. *cakra*) des buddhistischen Gesetzes (skt. *dharma*) drehen.

Die Yüan-Herrscher wurden 1368 durch eine Rebellion aus Beijing vertrieben; aus dieser ging die spätere Ming-Dynastie hervor. Sie erhielten die činggisidischen Ansprüche auf Herrschaft (auch in China) zunächst aufrecht, konnten sie aber nur teilweise und nur sporadisch durchsetzen. Ähnlich wie eine Reihe anderer post-mongolischer Staaten lag auch bei ihnen die Leitung der Staatsgeschäfte in der Hand eines obersten politisch-militärischen Beauftragten, in diesem Fall mit dem chinesischen Titel Taiši. Dieses Amt wurde zu einer erblichen Position der Oirat, die auch schon seit Činggis Khans Zeiten Ehepartner der Činggisiden gewesen waren. Wieder sehen wir ein Beispiel einer amiridischen Dynastie.

Die Ming, vor allem unter dem starken Yongle-Kaiser (1402–1426), griffen aktiv in die Kämpfe in der Mongolei ein. Sie unterstützten dabei jeweils die schwächere Fraktion, um den endgültigen Sieg eines der Kontrahenten nach Möglichkeit zu verhindern. Nach dem Tod des Yongle-Kaisers aber stiegen die Oirat zur bestimmenden Kraft auf. Unter dem Taiši Esen (1438–1454) erreichten die Oirat in der Mongolei einen Höhepunkt ihrer Macht. 1449 konnten sie den Ming-Kaiser gefangen nehmen, diesen Erfolg aber nicht so umsetzen, dass sie nachhaltig chinesische Ressourcen hätten nutzen können: Die chinesische Seite ließ den Kaiser fallen und setzte dessen Bruder ein.

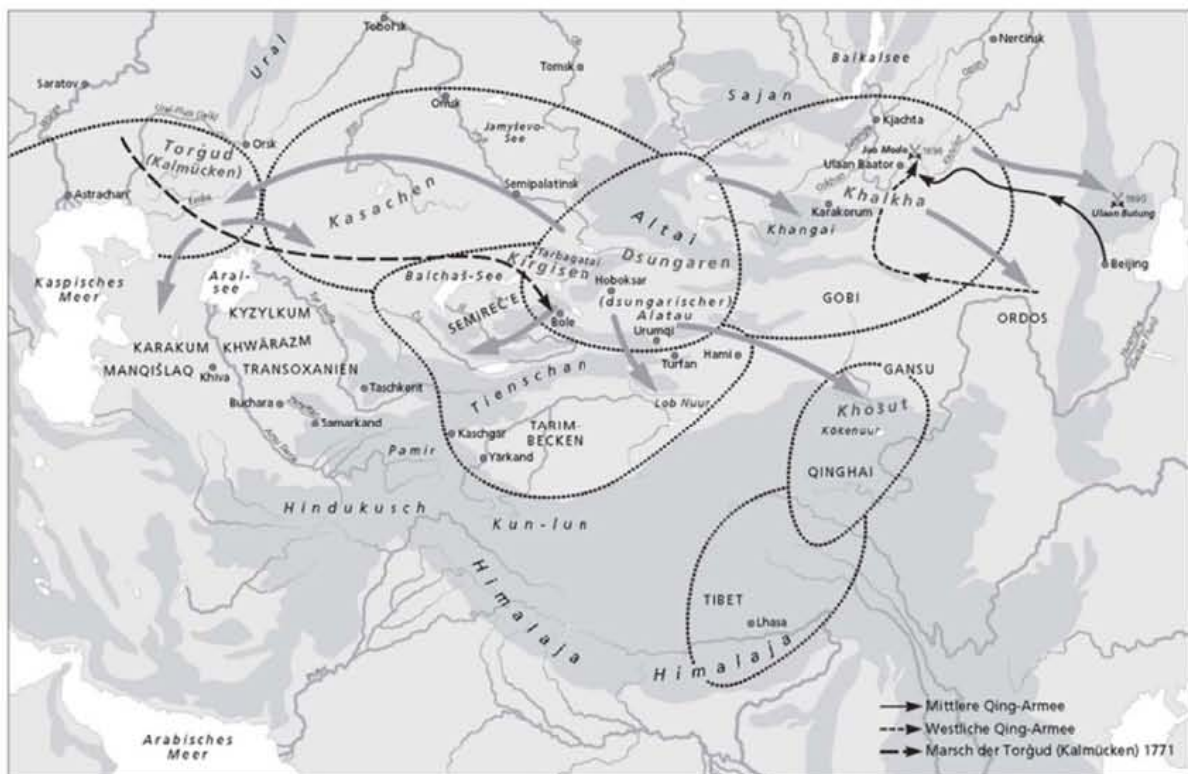
Esen ließ sich 1452 selbst zum Khan ausrufen. Das führte aber rasch zu Widerstand und einer insgesamt unübersichtlichen Lage (ähnlich wie in Mogolistan nach der vergleichbaren Aktion Qamar ad-dīns etwa 100 Jahre früher); 1455 kollabierte das oiratische Reich.

Nach dem oiratischen Intermezzo gelang Dayan Khan (1488–1533) die Wiedererrichtung činggisidischer Herrschaft in der Mongolei. Seine Basis lag im Osten des Landes, am südlichen Ende des Khangai-Gebirges, im Gebiet der Čahar/Chakhar. Das Amt des Taiši wurde nach einem Sieg über die südwestlichen Mongolen 1510 abgeschafft.



Bis 1570 weigerten sich die Ming, geregelte Handelsbeziehungen zu den Mongolen aufzunehmen. Sowohl Dayan Khan als auch sein Enkel Altan Khan (gest. 1582, regierte über vierzig Jahre) führten daher regelmäßig Raids gegen chinesisches Territorium aus. Es scheint, dass es ihnen nicht gelungen ist, die mongolischen Gruppen in einem Maß zu einigen, das für die Durchsetzung einer Politik ausreichte, über welche die Ressourcen Chinas für eine Staatsbildung in der Steppe hätten genutzt werden können. Auch mit der Wiedereinrichtung der Märkte 1570 gelang das nicht, denn Altan Khan konnte oder wollte den Zugang zu ihnen nicht monopolisieren: Eine Vielzahl von činggisidischen Herrschern, lokalen Khanen, beteiligten sich. Die činggisidische Herrschaft nimmt einen zunehmend lokalen Charakter an.

Die Mongolei zerfiel nun in zahlreiche Herrschaftsbereiche. Im Norden sind die Khanate der Khalkha erwähnenswert, von Ost nach West der Chechen/Sečen Khan, der Tüšiyetü Khan, der Jasaqtu Khan. Noch weiter westlich, an den Osthängen des Altai, hatte sich das Herrschaftsgebiet des Altyn Khan der nordwestlichen Khalkha herausgebildet, dessen Hauptgegner die westlich von ihm nomadisierenden Oirat waren. Diese lokalen činggisidischen Herrschaften waren es, welche die Qing ab dem frühen 17. Jahrhundert in ihr Herrschaftssystem eingliederten.



Karte 11 :Die oiratische Expansion im 17. und 18. Jahrhundert

5.

### Oirat (Dsungaren, Qalmaq, Kalmücken)

Die Oirat, ursprünglich eines der »Waldvölker«, sind keine Abstammungsgemeinschaft, sondern eine ethnisch und sprachlich heterogen zusammengesetzte Konföderation, zu der neben anderen auch Burjaten, Kereyid und Uiguren gehörten. In türkischsprachigen Quellen und in von diesen abhängigen Texten heißen sie Qalmaq, daher das russische »Kalmyk« und das deutsche »Kalmücken«. Die Bezeichnung »Dsungaren« kommt von mo. *züünġar* »Linker Flügel«. Aus praktischen Gründen werden hier die Oirat im Westen (bis zur Wolga) »Kalmücken« genannt, die Begründer des dsungarischen Reiches »Dsungaren«.

Die Oirat hatten als Ehepartner der Činggisiden eine herausgehobene Position. Vertreter aller vier Hauptlinien nach

Činggis hatten oiratische Frauen. Sie spielten somit in vielen Teilreichen eine große Rolle. Bei den Nördlichen Yüan konnten sie die Position des Taiši für sich monopolisieren, von dieser Position aus erklärte Esen (1438–1455) sich zum Khan. In Mogolistan war der oiratische Čuras-Clan von großer Bedeutung. Ein Oirat, Argun Aqa, war noch vor der Kampagne Hülegüs in Iran Statthalter von Khurasan geworden und blieb das auch danach. Eine andere Oirat-Sippe war in Aserbajdschan maßgeblich, sie spielte bei den Auseinandersetzungen nach dem Erlöschen der hülegüidischen Linie der Ilkhane (1335) eine große Rolle.

Die Oirat in der Mongolei lebten im Nordwesten des mongolischen Gebiets, zwischen dem Khangai-Gebirge im Osten und dem oberen Irtyš und Jenissej im Westen. Im Süden war die Gobi ihre Grenze. Es gab »Vier Oirat«, unterschiedlich definiert, meistens Dörbed, Torğud, Khošud und Čoros.

Nach dem Zusammenbruch des ersten oiratischen Reiches in der Mongolei wurden die Oirat zurückgedrängt. Sie hielten während der folgenden Generationen die nördliche Mongolei, bis sie 1552 Karakorum an Altan Khan verloren. Vom Altai aus verstärkten sie ihre Unternehmungen in westlicher Richtung, mit Vorstößen bis an den Syr Darja; sie wurden allerdings um 1520 von den Kasachen wieder aus dem Siebenstromland vertrieben. Ihre nördliche und nordwestliche Ausdehnung (unter Umgehung der kasachischen Steppen) ist nicht gut datierbar. Im Süden griffen Oiraten während dieser Zeit des öfteren Oasen im Tarim-Becken an, wurden aber von den Herrschern Mogolistans zurückgeworfen. Dennoch war ihr Einfluss in den Oasenstädten bereits klar spürbar.

In den Auseinandersetzungen mit dem Altyn Khan der nordwestlichen Khalkha, die 1608 begannen, suchten die Oirat zunehmend Unterstützung bei Russland. Beteiligt an den Kontakten mit Russland waren keineswegs nur Torğud-Gruppen, auch Dörbed und Khošud waren vertreten; auch der hauptsächliche Taiši der Čoros, Khara-Khula, hatte Sommerweiden zwischen Ob und Irtyš.

1625 löste sich die bis dahin bestehende oiratische Allianz auf. Grund waren Nachfolgestreitigkeiten bei den Khošud, in die auch die übrigen Gruppen involviert wurden. Im Ergebnis kam es zu zwei größeren Wanderungsbewegungen: der Torğud (und anderer) nach Nordwesten (Südsibirien und Wolga-Gebiet), der Khošud nach Süden und Südosten (Qinghai). Ein weiteres Ergebnis war die Gründung des dsungarischen Staates (vor allem Čoros).

Von der Mitte bis zum Ende des 17. und teilweise bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es somit drei oiratische Staaten: Das Khanat Tibet (1720 von den Qing erobert); das wolga-kalmückische Khanat (bis zur Rückwanderung der Torğud 1771); das Reich der Dsungaren (1758 von den Qing vernichtet).

Vor allem während des 17. Jahrhunderts und noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand ein »oiratischer Raum« als politisch-kultureller Bezugsrahmen der erwähnten Gruppen. Innerhalb dieses Raums konnten sich Gruppen und Personen gegebenenfalls auch rasch bewegen. Die herrschenden Familien aller drei Staaten waren miteinander verschwägert. Der große mongolische *quriltay* von 1640 brachte Khalkha-Mongolen, Oirat aus den verschiedenen Gegenden und buddhistische Lamas zusammen, konnte aber den allmählichen Prozess der Integration immer weiterer mongolischer Gruppen in die imperiale Organisation der Qing nicht verhindern.

### ***Oiraten (Khošud) in Tibet***

Die meisten Mongolen waren bis Anfang des 17. Jahrhunderts Buddhisten geworden. Tibet war daher ein wichtiger kultureller Bezugspunkt. Studienaufenthalte einzelner Mongolen in Tibet waren nicht selten. Aus vielen Gegenden kamen »Tee-Missionen« nach Lhasa; sie brachten Weihgaben für tibetische Lamas, waren aber gleichzeitig Handelsunternehmungen.

Die Khošud waren die einzigen Oirat, deren Anführer regelmäßig den Titel Khan führten. Sie leiteten sich genealogisch von Činggis Khans Bruder Joči Qasar her und konnten daher im weiteren Sinn als Činggisiden gelten. In einer komplexen Situation von Allianz und Konkurrenz mit den Führern der Čoros (Dsungaren) und der Dörbed, die gemeinsame Aktionen gegen die Kasachen und in Tibet umfasste, zogen die Khošud 1635 in ihrer Masse (es ist von 100 000 Personen die Rede) in das Gebiet des Kökenuur in der heutigen Provinz Qinghai. Ein Grund dafür waren die gleichzeitigen Bestrebungen des Čoros-Chefs Baatur Khung-Taiji, sich als Herrscher aller Oirat zu etablieren; er regierte 1635–1653 über das entstehende Dsungaren-Reich.

1642/1643 installierte Güüši-Khan von den Khošud in Lhasa die Gelbmützen-Sekte und ihren Dalai Lama. In der Folgezeit fanden Machtkämpfe in Tibet zwischen den verschiedenen geistlichen Führern (es konnte gelegentlich auch mehr als nur einen Dalai Lama geben) und ihren mongolischen Unterstützern sowie den



tibetischen »Regenten« (tibetisch *sDe-pa*) statt. Diese Situation erleichterte es den Qing, die Kontrolle über Tibet zu erlangen; 1720 konnten sie Lhasa einnehmen. Dieser Zug richtete sich allerdings vornehmlich gegen die Dsungaren, die kurz zuvor Lhasa erobert hatten; sie waren aber damit gescheitert, den von den Tibetern gewünschten Kandidaten für das Amt des Dalai Lama zu installieren – diesen brachten dann die Qing auf den Thron. Seither und bis in das späte 19. Jahrhundert herrschten die Qing in Tibet unangefochten. Mongolischer Einfluss war marginal.

Schon vor der Eroberung Tibets durch die Qing waren die Khošud-Herrscher in Qinghai unter die Herrschaft der Mandschu-Dynastie geraten (1697).

### ***Oiraten (Torğud) im Westen. Die Wolga-Kalmücken***

Die ersten Nachrichten über Kalmücken in russischen Quellen stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Unmittelbar nach der Eroberung der Khanate von Kazan' (1552) und Astrachan' (1556) bekamen die russischen Gouverneure mit ihnen zu tun. Aus anderen Quellen ist bekannt, dass sie im Winter 1603/1604 einen ersten Überfall auf Khwārazm unternahmen. Auf einer russischen Karte aus dieser Zeit werden die Weidegebiete der Oirat als eine weitgedehnte Zone dargestellt, die vom Jamyševo-See im Osten bis an den Jaik im Westen, im Norden bis an die russischen Städte in Sibirien reicht.<sup>[38]</sup> Seit Ende des 16. Jahrhunderts waren die Kommandanten der russischen Garnisonen im neu »erschlossenen« Sibirien in Kontakt mit oiratischen Gruppen. Im Jahr 1608 waren Oiraten an der Emba, 1609 trafen Trupps in Tomsk ein, die russische Unterstützung gegen Chinesen und Kasachen erbaten. 1613 überschritten Oiraten den Jaik. An der Wolga erschienen sie nicht später als 1632.

Nach den ersten Zügen und Überfällen, die vermutlich eher der Erkundung der Region und auch schon der Vertreibung bzw. der Integration der dort nomadisierenden Tataren (Nogaier) dienten, brachen 1628 etwa 50 000 Zelte (Haushalte) der Oiraten auf; noch in den 1630er Jahren lagen ihre Hauptweidegebiete östlich der Emba. Diese Kalmücken unter Khoo-Örlög (gest. 1644) hielten sich nun in einem langgestreckten Bogen von der Kaspischen Senke im Westen über die Steppen am Išim als Zentrum bis zur Dsungarei auf. Die Wahl dieser Route und dieser Regionen war dadurch bedingt, dass der direkte Weg durch die Kasachen versperrt war. Andererseits übten die russischen Städte am Südrand der Taiga auch eine Anziehungskraft als Handelsplätze aus; die Kalmücken beteiligten sich am Pelzhandel, indem sie die gleichen Waldvölker und Pelztierjäger, die auch den Russen die begehrte Ware lieferten, ebenso wie diese besteuerten. Auch Sklaven und Salz brachten sie in die russischen Städte.

Die Gründe für den Aufbruch sind nicht gut erkennbar. Manchmal wird Mangel an Weidegründen in der Dsungarei angegeben. Auch der zunehmende Druck durch die Ostmongolen, besonders die Khalkha des Altyn Khan, wird erwähnt. Es scheint auch so zu sein, dass die Migration in einen bereits recht weitgehend oiratischen Raum hinein erfolgte.

Die Bewegungen der einzelnen oiratischen Gruppen sind dabei nicht so systematisch, dass man ihnen die Absicht unterstellen könnte, genau das zu tun, was am Ende das Ergebnis war: die Errichtung eines mit Russland eng verbundenen oiratisch-kalmückischen Staates an der Wolga. Unter Ayuuki Khan (Taiši ab 1669, Khan der Kalmücken 1690–1724) wurden die Kalmücken jedenfalls formal russische Untertanen. Abkommen waren bereits vorher geschlossen worden. Abkommen mit Russland implizierten immer die Anerkennung der russischen Souveränität, diese Frage wurde von den Botschaftern der Zaren und den Steppenvölkern unterschiedlich interpretiert.

Seit Ayuuki jedenfalls leisteten die Kalmücken für Russland in Kämpfen gegen die Krim-Tataren und gegen Kaukasier Kriegsdienste, sie wurden auch im Nordischen Krieg (1700–1721) eingesetzt, 1722 kam es zu einer Begegnung zwischen Ayuuki und Zar Peter in Saratov an der Wolga. Russland mischte sich zunehmend in die Nachfolgefragen ein; wer Khan werden sollte, wurde immer mehr in Sankt Petersburg entschieden. Die Russen verlangten, die Kalmücken sollten andere russische Untertanen nicht überfallen, dazu gehörten sowohl Baschkiren als auch Nogaier, ab den 1730er Jahren auch die Kasachen. Auch wenn es russische Politik war, die Kalmücken als Bündnispartner, nicht als Untergebene zu behandeln, so kam es doch zu Unverträglichkeiten, etwa als Kalmücken bei Kriegseinsätzen wie normale Soldaten registriert werden sollten. Mit der zunehmenden Modernisierung (und das heißt auch Bürokratisierung) der russischen Herrschaft geriet das ursprünglich persönlich gedachte Verhältnis zwischen dem kalmückischen Khan und dem Zaren oder der Zarin in den Hintergrund.

Während der gesamten Zeit bis zur Rückwanderung der Kalmücken in die Dsungarei 1771 rissen die Verbindungen zwischen der Wolga und dem Altai und oft auch Tibet nicht ab. Mehrere »Nachzügler«-Wellen von Zuwanderern nach



Westen sind belegt, die Letzten kamen als Flüchtlinge nach der Zerschlagung des dsungarischen Staates durch die Qing 1758. Die oiratische Welt blieb ein allgemeiner Bezugsrahmen auch über große Entfernungen hinweg. Es ist insgesamt mit einer großen Beweglichkeit einzelner Personen und kleinerer Gruppen zu rechnen; eine ganze Menge von oiratischen Chiefs kannten sowohl die Dsungarei als auch Sibirien, Khwārazm, die Wolga. Die Wolga-Kalmücken waren also keineswegs eine isolierte oiratische Insel in einem Meer turkophoner Kasachen und Tataren. Allerdings zeigt die Geschichte der Rückwanderung auch, dass die Kalmücken zu diesem Zeitpunkt nicht mehr durch »eigenes« Gebiet ziehen konnten.

Die Rückwanderung selbst war von langer Hand geplant; der Kopf dahinter war Ubaši Khan (1744–1774). Es scheint, dass der Plan (oder die Option), in die ursprünglichen Gebiete zurückzukehren, nie ganz aufgegeben worden war. Nach dem Untergang des dsungarischen Staates und der Vernichtung der Dsungaren 1758 reifte bei den kalmückischen Führern offenbar der Entschluss, an deren Stelle zu treten. Dafür mussten sie die russischen Beobachter überlisten bzw. ausschalten. Der Ausbruch aus dem Verband des russischen Imperiums wurde von russischer Seite als Hochverrat gewertet. Während des Aufbruchs gab es aber auch Massaker an Russen und massenhaftes Wegtreiben von Vieh.

In den ersten Januartagen 1771 zog die Mehrheit der Kalmücken los. Wie viele es waren, ist nicht genau bekannt – vielleicht an die 200 000 Menschen; zurück blieben solche Torgud, die mit Ubaši Khan zerstritten waren, auch Gruppen von Dörbed und andere, nach unterschiedlichen Berechnungen zwischen 50 000 und 90 000 Personen. Schon am 20. Januar überschritten sie den Jaik, am 18. Februar erreichten sie die Emba, wo sie bis in den April blieben. Nachdem sie keine Verständigung mit Nurali-Khan, dem Anführer der kasachischen Jüngeren Horde, hatten erzielen können, mussten sie sich den Weg an den Balchaš-See freikämpfen. Russischen Abteilungen, die aus dem Fort Orsk am Südrural losgeschickt worden waren, gelang es nicht, sie aufzuhalten; das lag auch daran, dass die Kalmücken mit großer Geschwindigkeit zogen: anfangs etwa 25 km pro Tag, später um die 15 km, was für eine Wanderung mit Vieh bedeutet, dass die Tiere getrieben, nicht geweidet werden. Schon zu Beginn hatte man kleine Kinder und Kranke zurückgelassen, am Ende hatten die Kalmücken kaum noch Zelte, die Pferde waren so erschöpft, dass man sie nicht mehr reiten konnte. Nach großen Mühen und großen Verlusten durch Frost und Hitze, Durst, Hunger und Krankheit, nicht zuletzt durch kasachische, später kirgisische Überfälle erreichten die Kalmücken im August 1771 das Herrschaftsgebiet der Qing im Ili-Tal. Angekommen sind dort insgesamt vielleicht 90 000 Personen.

Die Torgud wurden nun in das Banner-System der Qing eingegliedert; ihre Hoffnung, sie könnten an das dsungarische Reich anknüpfen, sollte sich nicht erfüllen. Um weiter nomadisieren zu können, bekamen sie von der Mandschu-Regierung Vieh und Zelte.

Die an der Wolga verbliebenen Kalmücken leisteten weiter militärische Dienste in der russischen Armee. Sie sind in der Folge kein bedeutender politischer Faktor mehr gewesen. Die heutige kalmückische Republik als Teil der Russländischen Föderation liegt westlich der Wolga an deren Unterlauf, die Kalmücken sind daher ein mongolisches Volk in Europa.

### ***Dsungaren***

Die Dsungarei war seit dem 15. Jahrhundert das Kernland der Oiraten. Ihre Zentren dort lagen an den buddhistischen Klöstern in der Nähe des heutigen Bole (am bzw. im dsungarischen Alatau) und Hoboksar (am bzw. im Tarbagatai-Gebirge). Kirgiz und Tataren waren ihnen tributpflichtig. Das Gebiet enthielt nicht nur Weideland, vielmehr unterstützten die Dsungaren die Entwicklung von Ackerbau und städtischem Gewerbe.<sup>[39]</sup> Besonders der Gründer des dsungarischen Staates, Baatur Khung-Taiji (1635–1653), tat sich auf diesem Gebiet hervor. Er ließ eine steinerne Stadt errichten, in die er Handwerker und Bauern aus den Oasen des Tarim-Beckens bringen ließ. Handelsbeziehungen mit Sibirien und dem europäischen Russland dienten dem Aufbau der Landwirtschaft; systematisch verweigerte Russland die Lieferung militärisch wichtiger Güter. Mit der Zeit wurden die Dsungaren aber von Waffenlieferungen unabhängig. Auch Kanonen wurden in der Dsungarei gegossen. Dabei spielte der bei Poltava 1709 in russische Gefangenschaft geratene und 1716 zusammen mit einigen Kameraden bei der Suche nach Goldvorkommen von den Dsungaren gefangene schwedische Leutnant J. G. Renat eine bedeutende Rolle; er kam erst 1733 wieder nach Schweden zurück. Die Kanonen wurden auf Kamelen transportiert, wie es auch bei den Qing üblich war. Die Schweden unterwiesen die Dsungaren auch in Metall-Techniken, vor allem für militärische Zwecke.

Die Dsungaren entwickelten ab 1635 den Salzabbau am Jamyševo-See, wo sich in der Folge eine der größten Städte Sibiriens herausbildete, die auch für den China-Handel, u.a. mit Pelzen, von Bedeutung war. Nach Russland und China wurden auch Salpeter und natürlich Pferde und andere Tiere exportiert.

Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Basis ging auch unter den folgenden Herrschern weiter, chinesische Besucher waren von den Gärten und ausgedehnten Feldern beeindruckt. Auch Dsungaren widmeten sich dem Ackerbau, nach chinesischem Vorbild in Militärkolonien. Gefangene (Russen, Mandschus, Chinesen und andere) wurden daneben zur Arbeit in Werkstätten eingesetzt, in denen außer Waffen auch Textilien und Papier hergestellt wurden. Mit dem Beginn der Nachfolgestreitigkeiten 1748 wurde die Produktion allerdings eingestellt.

Das Staatsbildungsvorhaben der Dsungaren beinhaltete auch die Besteuerung der unterworfenen Bevölkerung. Einmal durch Arbeitsleistung: jeweils ein Drittel der Menschen musste sich in jährlicher Rotation für solche Arbeiten bereithalten. Mobile Steuereinnahmer zogen Abgaben in Form von Vieh von den Nomaden ein. Tribut von den Oasen des Tarim-Beckens, wo die Khwājas als Vertreter der Dsungaren weitgehend eigenständig wirkten, ergänzte die Staatseinkünfte. Auch Bauern wurden von den westlichen Zonen in die Dsungarei und das Ili-Tal umgesiedelt. Das Ziel dieser Maßnahmen ist am ehesten in der Stärkung im Kampf gegen die Qing zu sehen.

Baatur Khung-Taiji konnte die Herrschaft der Dsungaren weit nach Westen ausdehnen. In einem Feldzug gegen die Kasachen 1643 besetzten sie das Siebenstromland, viele kasachische Anführer der Älteren Horde mussten dsungarische Oberhoheit anerkennen. Nach einer problematischen Periode wegen Nachfolgestreitigkeiten nach Baatur Khung-Taijis Tod konnte dessen Sohn Galdan (1671–1697) die Erfolge fortsetzen. Galdan war in seiner Jugend nach Tibet geschickt worden und hatte dort lange Zeit studiert. Sein Sieg im Nachfolgestreit wird auch auf die Unterstützung durch den Dalai Lama und Khošud-Truppen zurückgeführt. Galdan war auch der einzige Herrscher der Dsungaren, der den Titel »Khan« trug – verliehen vom Dalai Lama. 1676 dehnte Galdan seine Herrschaft über das Gebiet der Khošud aus, deren Khan er töten ließ. Kurz darauf, 1679, eroberte Galdan die Oasen von Hami und Turfan, im gleichen Zug die weiter westlich gelegenen Oasen bis nach Kaschgar. Die bisher dort dominierenden Khwājas »vom Weißen Berg« wurden den Dsungaren tributpflichtig. Die letzten Čağataier aber wurden eliminiert.

Die Erfolge im Westen wurden durch Kampagnen gegen die Kasachen ergänzt. Die Dsungaren drangen zwischen 1681 und 1695 oft bis an den Syr Darja vor. Allerdings haben die Dsungaren eine territoriale Ausweitung nach Westen über das Tal des Ili hinaus offenbar nie angestrebt.

Im Zuge einer Auseinandersetzung zwischen zwei Khalkha-Herrschern griffen die Dsungaren 1688 in der nördlichen Mongolei ein. Dabei ging es auch um die Priorität für den Dalai Lama, die Galdan einforderte. Die Eroberung dieses Gebietes bedeutete daher unter anderem, dass der Jibzundamba Khutugtu, ein buddhistischer Lama, dessen Inkarnationslinie seit 1650 (bis 1924) in Urga (mo. Örgöö, das spätere Ulaan Baator) residierte, fliehen musste. Mit ihm und dem Tüšiyetü Khan flohen viele Khalkha in Qing-regierte Gebiete; andere Khalkha wandten sich nach Norden, in russisches Territorium.

Galdan traf 1690 bei Ulaan Butung (ca. 200 km nördlich von Beijing) auf eine Qing-Armee, die der Kangxi-Kaiser (Regierungszeit 1661–1722) persönlich befehligte, mit wohl ungewissem Ausgang.

Die Wende für Galdan kam von innen: Sein Neffe Tsewang-Rabtan rebellierte gegen ihn. Es gelang Galdan nicht, Tsewang-Rabtan entscheidend zu schlagen (1689), so dass dieser nach dem unentschiedenen Ausgang des Kampfes gegen die Qing neue Aktivitäten entfalten konnte. Erst 1694 kam Galdan wieder in die Mongolei. In einer unerhörten logistischen Leistung brachte der Kangxi-Kaiser im Frühjahr 1696 zwei Heeresabteilungen gleichzeitig in die Nähe des heutigen Ulaan Baator, wo Galdan lagerte. Dies war nur unter Anspannung aller Kräfte auch der mongolischen Verbündeten der Mandschus möglich. Die Schlacht bei Jao Modo – zwischen zwei völlig erschöpften und von Hunger und Krankheit geschwächten Heerhaufen – endete mit einer vernichtenden Niederlage Galdans, der sich mit nur wenigen Gefolgsleuten retten konnte. Kurz darauf setzte der Kangxi-Kaiser zur Verfolgung Galdans im Altai an, die allerdings abgebrochen wurde, als die Nachricht vom Tod Galdans eintraf. Ob er wirklich Selbstmord beging, ist offenbar nicht ganz gesichert.

Tsewang-Rabtan (1697–1727) begann seine Herrschaft mit einer Aktion gegen die Kasachen, die er 1698 vernichtend schlug. Die Dsungaren setzten die Attacken im Siebenstromland und bis an den Syr Darja fort, ein Höhepunkt war 1723–1725 erreicht. In Tsewang-Rabtans Regierungszeit fällt auch die dsungarische Intervention in Tibet (1717). Auch für russische Allianzen wurde von beiden Seiten gearbeitet, und auch hier hatten die Qing Erfolg: Mit den Verträgen von Nerčinsk (1689) und Kjachta (1727) konnten sie gleichzeitig auch ein dsungarisches Bündnis der Russen



verhindern.

Unterdessen hatten die Qing sowohl die Kokenuur-Region als auch Hami zurückgewonnen (1697), sie setzten ihre westliche Expansion fort und erreichten 1722 Urumqi.

Galdan Tseren (1727–1745) konnte 1730 einen großen Sieg über die Qing feiern. Wieder war der Kampf um die nördliche Steppe offen. Ein wegen Ermüdung beider Seiten geschlossenes Abkommen definierte 1739 den Altai als die Grenze zwischen Khalkha im Osten und Dsungaren im Westen; es sollte etwa zwanzig Jahre halten, bis zur Vernichtung der Dsungaren durch die Qing.

Nach Galdan Tserens Tod brachen wieder Nachfolgestreitigkeiten aus, in deren Verlauf der Qianlong-Kaiser (Regierungszeit 1735–1796) 1755 eingriff. Die Qing machten sich unter anderem den Khoit Amursanaa (1722 ?–1757) zunutze, der sich als Nachfolger der Čoros-Herrscher der Dsungaren sah und sich chinesischer Hilfe bedienen wollte, um seinerseits im weiteren Verlauf die Einigung der Oirat bzw. aller Mongolen voranzutreiben. Er rief sich zum Herrscher der Dsungaren aus, und mit kasachischer Unterstützung (Mittlere Žuz unter Ablai) plünderte er Qing-Garnisonen im Ili-Gebiet. Gegen den chinesischen General Jaohui erlitt er 1757 eine vernichtende Niederlage, floh nach Norden und starb in russischer Quarantäne (wegen Pocken) in der Nähe von Semipalatinsk. Ein gleichzeitig unter den Khalkha begonnener Aufstand verlief ohne Koordination mit Amursanaa und konnte auch die Unterstützung des Jibzundamba Khutugtu nicht gewinnen.



**Abb. 17** :Schlacht zwischen Dsungaren und Chinesen

Die siegreichen Qing richteten unter den Dsungaren ein Massaker an. Hunderttausende kamen um. Eine chinesische Quelle schätzt die dsungarische Bevölkerung auf 600 000 Personen. Davon seien 40 Prozent an Pocken gestorben, 20 Prozent zu den Russen und Kasachen geflohen, 30 Prozent habe die chinesische Armee getötet.<sup>[40]</sup> Die dsungarische Steppe war danach weitgehend menschenleer. Das Ziel dabei war offenbar, alle Perspektiven für einen mongolischen Widerstand gegen China zu brechen.

Die Oasenstädte im Tarim-Becken hatten 1754 im Schatten der chinesischen Siege über die Dsungaren einen Aufstand unternommen; sie weigerten sich auch, den Qing Tribut zu geben, und erschlugen die chinesischen Botschafter. Die Antwort war ein chinesischer Vormarsch nach Westen bis nach Kaschgar, das 1758 eingenommen wurde. Die Dsungarei und das östliche Turkestan wurden dem Qing-Gebiet eingegliedert. Zum ersten Mal seit dem Rückzug der Tang stand China wieder am Pamir.



6.

## Timur und die Timuriden

### Timur

In der Mitte des 14. Jahrhunderts begann sich die Teilung des Khanats Čağatai in zwei politische Landschaften abzuzeichnen:<sup>[41]</sup> Im Nordosten herrschten weiter Nachkommen Čağatais als Khane; für dieses Gebiet setzte sich die Bezeichnung Mogolistan durch. Im Südwesten, also in der Oasenlandschaft Transoxaniens und weiter südlich (im Hindukusch bis nach Kabul und darüber hinaus) war eine komplexe Situation entstanden. Regionale Herrschaften hatten sich herausgebildet, die in einer typischen Struktur Sommer- und Winterweiden sowie agrarische Gebiete und in der Regel auch ein städtisches Zentrum umfassten. So kontrollierten die Barlas die Region um Šahr-i Sabz, die Jalayir fand man im Norden, um Khujand (im Westen des Fergana-Beckens); die Suldus nomadisierten in Čağāniyān, ihr Zentrum war Balch. Die Landschaft südlich des Amu Darja war in mehrere Zonen gegliedert, mit jeweils den Winterweiden in den Niederungen am Fluss, den Sommerweiden in den mittleren und höheren Lagen des Tīrband-i Turkistān und in der Mitte den fruchtbaren Oasen mit größeren oder kleineren städtischen Zentren wie Šibarğān, Andkhūi oder Qunduz. In Qunduz hatten die Qaraʿunas ihr Zentrum, die in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Ober-Amīre im Ulus Čağatai stellten. Abstammungsgemeinschaften sind die wenigsten der genannten Gruppen. Viele lassen sich von militärischen Kontingenten herleiten, entweder persönlichen Gefolgschaften oder *tamma*-Truppen, die aus den Einheiten verschiedener Prinzen und Heerführer zusammengestellt worden waren.

Für die Politik im Ulus Čağatai war ein kompliziertes Geflecht von Allianzen und Konkurrenzen kennzeichnend, bei dem es möglich und auch üblich war, Unterstützung außerhalb zu suchen. Gleichzeitig wurden die Kämpfe nicht »bis aufs Letzte« ausgefochten: Die Gegner waren sich darüber im Klaren, dass der Gegner von heute der Verbündete von morgen sein könnte. Städte waren durchaus in der Lage, sich selbst zu verteidigen. Dabei kam es ganz gelegentlich auch zu Aktionen der »einfachen Stadtbevölkerung«, wie etwa 1365, als die Samarkander einen Angriff aus »Mogolistan« abwehren konnten. Allerdings zogen die Angreifer am Ende wegen einer Pferdesuche in ihrem Lager ab.

Zweimal griff Tuğluq Temür, der Khan der nordöstlichen Čağataier, im Südwesten ein, beide Male siegreich (1360/1361 und 1365), wohl mit dem Ziel, das alte einheitliche Khanat wiederherzustellen. Dies gelang jedoch nicht: Er konnte sich in Transoxanien nicht halten.

In diesem Kontext startete Timur seine außerordentliche Karriere. Geboren wurde er in der Nähe von Šahr-i Sabz (damals Kiš), vielleicht in den 1320er oder 1330er Jahren. Das Geburtsjahr 1335 oder 1336, das man oft liest, korrespondiert mit dem Ende der Ilkhan-Herrschaft in Iran, es handelt sich um ein wohl aus diesem Grund »gewähltes« Geburtsjahr. Er gehörte einer der maßgeblichen Familien der Barlas an, hatte aber keine Aussicht, durch Erbfolge die Führung der Gruppe zu erlangen. Allerdings konnte er, als der amtierende Chief der Barlas vor Tuğluq Temür zurückwich, für einen kurzen Augenblick – und im Auftrag des čağataiischen Khans – an dessen Stelle treten. Aber das war nur ein Moment; ansonsten war er, wie viele türkisch-mongolische Führer vor ihm und nach ihm, auf den Karrierepfad des *qazaqliq* angewiesen. Darunter versteht man ein unstetes Leben als »jugendlicher Recke«, der in vielfältigen Aktionen, möglicherweise bis zum Viehdiebstahl, eine Anzahl von Gefolgsleuten um sich schart; gelingt dies, steigt sein politisch-militärisches Ansehen, und er wird zu einem wichtigen Faktor in demjenigen Gefüge, das als Referenzrahmen dient (für Timur war das der Ulus Čağatai). Timur verbrachte seine frühen Jahre so. Einer seiner ersten Gefährten, Čaku Barlas, war für ihn etwa das, was Boʻorči oder Jelme für Činggis Khan waren: ein lebenslang treu an seiner Seite stehender Gefolgsmann, der später dafür mit hohen militärischen und politischen Positionen belohnt wurde. Amīr Husain, damals das Haupt der Qaraʿunas, war lange Zeit Timurs Bündnispartner; eine Zeitlang war der Herrscher von Herat, Malik Muʿizz ad-dīn Muhammad Kart, sein Auftraggeber.

1370 wurde Timur auf einem *quriltay* zum »Großemir« gewählt. Diesen Titel (pers. *amīr-i buzurg*) führte er bis an sein Lebensende. Er regierte nicht im eigenen Namen, sondern in demjenigen eines čağataiischen Khans, der aber ein Schatten-Khan blieb. Früh auch hatte Timur sich um Ehebindnisse mit činggisidischen Prinzessinnen bemüht, daher sein zweiter Titel *güregen* (mo. »Schwiegersohn«). Am häufigsten aber erscheint er in den Quellen als der »Herr der

Glückskonjunktion« (pers. *sāhib-qirān*). Das Ziel seiner Herrschaft dürfte schon früh gewesen sein, das Erbe der mongolischen Reiche sowohl im Ulus Čağatai als auch im erloschenen Ilkhanat anzutreten.

Als erste Aktion ließ Timur seinen langjährigen Verbündeten, später Konkurrenten, Amīr Husain ausschalten. Die Tötung Amīr Husains nahmen dabei Männer vor, die einen Blutrache-Anspruch gegen Husain geltend machen konnten.

Die nächsten Jahre widmete Timur der Sicherung seiner Herrschaft im Ulus Čağatai. Dabei mussten viele Männer, viele Gruppen mehr als einmal »unterworfen« werden; lange Zeit hat Timur gezögert, wichtige Figuren im Ulus töten zu lassen. Gleichzeitig begann er damit, die Truppen des Ulus zu einer Eroberungsarmee umzuformen. Die Armee blieb dabei im Kern eine Armee des Ulus Čağatai, auch wenn »Tadschiken« (d.h. nicht-türkische Männer mit sesshaftem Hintergrund) an manchen Stellen, unter anderem in Spezialtruppen bei Belagerungen, eine wichtige Rolle hatten. Unterworfenen Regionalherrscher mussten Heerfolge leisten. Dadurch hatte sich die politische Struktur des Ulus grundlegend verändert. Aus einer Mischung tribaler und nicht-tribaler Kräfte mit schnell schwankenden Allianzen war eine schlagkräftige, auf einen einzigen Mann ausgerichtete Eroberungsarmee geworden.

Militärische Aktionen in diesen ersten Jahren von Timurs Herrschaft dienten einem doppelten Zweck: Erstens die militärischen Kräfte des Ulus nach außen zu lenken, und zweitens diejenigen Chiefs, die – einem alten Muster entsprechend – sich nicht mit einer starken zentralen Führung arrangieren konnten oder wollten, daran zu hindern, sich außerhalb des Ulus Unterstützung zu beschaffen. Solche Aktionen gab es jedes Jahr; sie fanden vor allem gegen die Qongrat-Dynastie der Sufi in Khwārazm und gegen Mogolistan statt. Der letzte Feldzug gegen Khwārazm 1388 endete mit der vollständigen Zerstörung der Stadt Urganč; es heißt, Timur habe auf dem Gebiet der Stadt Gerste säen lassen. Die Kämpfe um Khwārazm sind in ihrer letzten Phase im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit den Herrschern in der Qipčaq-Steppe zu sehen.

Aber nicht nur Nachkommen Jočis wie die Herrscher am Syr Darja waren Timurs Gegner in der Steppe. Im Nordosten hatte er sich mit den damaligen Herrschern in Mogolistan auseinanderzusetzen. In den 1370er Jahren führte er mehrere Feldzüge gegen Qamar ad-dīn, den Duğlat-Amīr; eine weitere Kampagne fand 1389–90 statt, im Zusammenhang mit einem Bündnis, welches Qamar ad-dīn mit Toqtamiš geschlossen hatte. Aber Timur unternahm nichts, um seine Herrschaft dort zu befestigen. Anders in den ackerbaulich nutzbaren Zonen und Oasen, die der Kontrolle der nordöstlichen Čağataier (bzw. der Duğlat-Amire) unterstanden: 1375 setzte Timur einen Statthalter in Andijan im Fergana-Becken ein, 1377/1378 in Kaschgar.

1381–1383 folgte die Eroberung Herats, die endgültige Annexion des Gebietes der früheren Dynastie Kart 1388. Die folgenden Kampagnen Timurs gliedert man in den »Dreijährigen Feldzug« (1386–1388), den »Fünfjährigen« (1392–1396) und den »Siebenjährigen« (1399–1404/1405), die in der Hauptsache in Iran und im Kaukasus stattfanden, auch in Syrien und Anatolien. Berühmt ist die Niederlage des osmanischen Sultans Bāyezīd I. im Juli 1402 bei Ankara, bei welcher der Sultan in Timurs Gefangenschaft geriet.

Bei den Feldzügen in Iran (und darüber hinaus) sowie demjenigen 1398/1399 in Indien haben Timurs Truppen es an Grausamkeiten nicht fehlen lassen. Erwähnt seien die Massaker von Isfahan (1387), von Damaskus (1401) und von Delhi (1398), bei denen jeweils große Teile der Stadtbevölkerung abgeschlachtet wurden. Dazu wird vermutet, Timur habe sich mit dem Schrecken umgeben wollen, der sich mit dem Namen und den Taten Činggis Khans verbindet, und daher dem mongolischen Eroberer auch in dieser Hinsicht nachgeeifert. Bei Feldzügen in Steppengebiete konnte es ebenso zu Massakern kommen, besonders die beiden Feldzüge gegen Toqtamiš werden in ihren Konsequenzen hoch bewertet. Neben den Verwüstungen soll auch erwähnt werden, dass Timur – auch hier dem Beispiel der mongolischen Eroberer folgend – sowohl sesshafte als auch nomadische Bevölkerungen »umsiedelte«. Da die Kämpfer des Ulus Čağatai in Mengen außerhalb des Ulus, als Garnisonen oder als Truppen von Prinzen und Gouverneuren, stationiert waren, wurde eine militärisch aktive Population, in der Regel Nomaden aus westlichen Regionen Irans bzw. aus Anatolien, in das alte Zentrum der Herrschaft Timurs gebracht. Einzelpersonen, besonders Wissenschaftler, Künstler, Handwerker, wurden nach Samarkand geschafft, wo sie am Aufbau der Stadt als Timurs prachtvoller Hauptstadt mitarbeiteten.

Timur hat nur für die eroberten sesshaften Gebiete Irans eine Verwaltung errichtet. In den Steppengebieten hat er sich auf Strafexpeditionen beschränkt, in Syrien und Anatolien einerseits und in Indien andererseits war das Ziel der Feldzüge nicht die Eroberung. Provinzgouverneure waren in der Regel Söhne, später Enkel Timurs oder Gefolgsleute, später deren Nachkommen. Gouverneure wurden oft nach einigen wenigen Jahren versetzt. Die Verwaltung war in

zwei Abteilungen geteilt: In einem »zivilen« Diwan (der vor allem für Finanzfragen verantwortlich war) arbeiteten überwiegend persische Bürokraten (neben einigen turksprachigen Kollegen); im Militär-Diwan waren die obersten türkisch-mongolischen Heerführer zusammengefasst.

1403 nahm Timur eine Aufteilung der Reichsteile auf seine Söhne bzw. deren Nachkommen vor. Dabei erhielt der jüngste Sohn, Šāhrukh, den Osten (mit Khurasan, Hauptstadt Herat), Mīrānšāh den Westen; die Nachkommen Umar Šaikhs den Süden und diejenigen Jahāngīrs den Südosten.

Bei Timurs Tod – er starb am 17. oder 18. Februar 1405 in der Nähe von Otrar, am Beginn eines Feldzuges gegen »China« – war ein Nachfolger benannt: Pīr Muhammad b. Jahāngīr, der aber keine Zeit gehabt hatte, sich in dieser Rolle zu profilieren (andere designierte Thronfolger waren vor Timur verstorben), und daher aus dem Rennen um die Nachfolge bald ausschied.





Abb. 18 :Timurs Mausoleum in Samarkand

### Die Timuriden

Nach Timurs Tod zerfiel die riesige Eroberungsarmee rasch, der China-Feldzug wurde abgeblasen.<sup>[42]</sup> In einer mehrere Jahre dauernden kriegerischen Auseinandersetzung konnte sich im Osten Šāhrukh (1409–1447) durchsetzen – er hatte den Vorteil, auf der Grundlage seiner Hausmacht Herat abwarten zu können, bis die anderen Prätendenten sich einer nach dem anderen ausgeschaltet hatten. Seine Aktionen, mit denen er zumindest zeitweise die Kontrolle auch über den westlichen Iran erlangen konnte, sollen hier nicht geschildert werden. Die Herrschaft jenseits des Oxus, die er sich in einem Feldzug 1409–1411 gesichert hatte, übertrug er seinem zunächst noch sehr jugendlichen Sohn Ulug Bek. Auch Khwārazm konnte Šāhrukh für sich gewinnen.

Mit Šāhrukh bzw. Ulug Bek kommt die expansive Phase der timuridischen Herrschaft gegenüber dem Nordosten an ihr Ende. Zwar konnte Ulug Bek noch einen timuridischen Statthalter in Kaschgar durchsetzen, andererseits unterlag er aber 1425 einem Prinzen der nunmehr *ulus-i uzbek* genannten Reste der Blauen bzw. Weißen Horde mit ihrem Zentrum in Signaq am mittleren Syr Darja. Seither waren die Timuriden Transoxaniens gegenüber den Kräften jenseits des Syr Darja in der Defensive.

Šāhrukh gab auch die činggisidische Formulierung der obersten Regierungsmacht auf, er trug die Titel Sultan, auch Khaqan, und ließ sich gern als *pādišāh-i islām* bezeichnen: Er sah sich als islamischer Herrscher, sogar als »Herrscher des Islams«, ohne allerdings die Verbindungen zum türkisch-mongolischen Erbe ganz abzuschneiden. Ähnlich wie unter Timur lag die Macht in den Provinzen in der Hand von Familienmitgliedern, besonders den Söhnen Šāhrukhs, und Amīren, die er teilweise aus den Sippen rekrutierte, die schon seinem Vater in wichtigen Positionen gedient hatten, teilweise aber auch einen eher obskuren Hintergrund hatten. Wichtig sind auch Verwandte von Šāhrukhs mächtiger Frau Gauharšād. Bei einer insgesamt ruhigeren Entwicklung als unter Timur funktionierte das System bis in die 1430er Jahre ziemlich gut; die Regionen genossen eine weitgehend friedliche Periode. Gesandtschaften aus und nach China (nun unter Ming-Herrschaft) zeigen an, dass die weltpolitischen Traditionen der Mongolenzeit noch nicht ganz wirkungslos geworden waren. Erst der einsetzende Generationenwechsel und die damit verbundenen Änderungen im personalen Geflecht der Macht ab Mitte der 1430er Jahre brachten Instabilität. An den »Steppengrenzen« des timuridischen Machtbereiches, in Khwārazm, im Fergana-Tal und am Syr Darja, machten die činggisidischen Konkurrenten wieder Fortschritte. Schon 1434/1435 nahmen die Čağatai-Khane Mogolistans Kaschgar wieder ein; von dort wurden sie über das Gebirge hinweg im Fergana-Becken aktiv. Die neu entstehende šaibanidische Herrschaft über den *ulus-i uzbek* unter Abū l-Khair konnte 1430 und 1435/1436 den nördlichen Teil von Khwārazm kurzfristig einnehmen und war seither eine ständige Bedrohung. Mit Šāhrukhs Tod am 13. März 1447 war kein stabiles Herrschaftssystem mehr vorhanden; bereits vorher hatte es kriegerische Auseinandersetzungen um die Nachfolge gegeben, die nun mit großer Wucht ausbrachen. An ihnen waren Ulug Bek und sein Sohn Abd al-Latīf, außerdem Alā ad-daula und Abū l-Qāsim Bābur, Šāhrukhs Enkel von seinem politisch und künstlerisch aktiven Sohn Baisunğur (gest. 1433) sowie viele andere beteiligt. Ulug Bek konnte sich in Herat nur für kurze Zeit durchsetzen; sein eigener Sohn Abd al-Latīf ließ ihn nach einer Serie von Konflikten und Gefechten ermorden; er starb Ende Oktober 1449 in der Nähe von Samarkand. Auch in Transoxanien entbrannte also ein Nachfolgekrieg, in den sich Abū l-Khair Khan einmischte: Er brachte 1451 den Timuriden Abū Saīd Sultan auf den Thron. In Herat hatte sich fast gleichzeitig Abū l-Qāsim Bābur durchgesetzt (1452–1457).

Abū Saīd übernahm seinerseits 1459 die Herrschaft in Herat, nach einer neuen »Zwischenzeit«, in der die Stadt viele Herrscher und Prätendenten kommen und gehen sah; städtische Notabeln entschieden oft, ob die Stadt ihre Tore öffnen oder sich vielmehr verteidigen sollte. Die von Abū Saīd beabsichtigte Restauration timuridischer Herrschaft im Westen Irans scheiterte aber dramatisch: In einem Feldzug gegen die turkmenischen Aqqoyunlu von Aserbaidschan ging sein Heer unter, er selbst geriet in Gefangenschaft und wurde am 5. Februar 1469 getötet.

Die weitere Entwicklung ist für Khurasan und Transoxanien getrennt zu betrachten. In Transoxanien bestanden am Ende des 15. Jahrhunderts drei mehr oder weniger separate Herrschaften, hinzu kamen Regionen, in denen privilegierte Amīre das Sagen hatten. Diese alle hatten der šaibanidischen Offensive um 1500 wenig mehr entgegenzusetzen. Anders in Herat: Unter dem Herrscher Husain Baiqara (1469–1506) erlebten Stadt und Region noch



einmal eine Periode des Wohlstands und der kulturellen Entfaltung.

Husain Baiqara selbst ist ein Muster für eine *qazaqliq*-Karriere. Er trug wiederholt, von Rückzugsgebieten in Khwārazm aus und also vermutlich mit Deckung des šaibanidischen Herrschers Abū l-Khair Khan, Angriffe gegen Māzandarān und Khurasan vor. Seine erste Thronbesteigung in Herat 1469 verdankte er einem Handstreich, aber auch dem Umstand, dass man eben schon lange mit ihm rechnete. Er befestigte in der Folge den timuridischen Reststaat in Khurasan, ohne jedoch nach außen militärisch tätig zu werden: Auch die fragile Situation nördlich des Amu Darja nutzte er nicht aus. Anstelle von Expansion versuchte die Herater Regierung seiner Zeit, die Staatseinnahmen durch systematische Förderung der Landwirtschaft (auch durch agrarwissenschaftliche Experimente) zu steigern.<sup>[43]</sup> Herat war schon zuvor zu einer imperialen Oase, die landwirtschaftlich nutzbare Fläche durch weitere Kanalbauten ausgeweitet worden; nun ging es um Intensivierung. Aber auch die Timuriden von Herat zeigten sich militärisch der neuen, von Norden her kommenden Macht unter der Führung von Muhammad Šaibānī Khan nicht gewachsen; im Mai 1507 eroberten die Usbeken Herat.

Zahīr ad-dīn Muhammad Bābur, ein timuridischer Prinz, dessen Apanage ursprünglich im Fergana-Tal lag, stellte sich der usbekischen Übermacht wiederholt in den Weg, ging dafür auch zeitweilig ein Bündnis mit den schiitischen Safawiden ein. Nach seiner und der Safawiden Niederlage bei Ġijduwān 1512 aber musste er alle Versuche aufgeben, Samarkand für sich zu gewinnen. Er hatte 1504 die Herrschaft in Kabul übernommen, 1526 eroberte er Delhi; er ist der Stammvater der indischen Timuriden. Im Raum Kabul blieb die timuridische Herrschaft, nun der indischen Großmoguln, in direkter Nachbarschaft zu den usbekischen Staaten Zentralasiens bestehen.

### **Exkurs: Kriegführung in Zentralasien, timuridische Armeen**

Timur und seine Nachfolger hatten mehrere Formen militärischer Organisation: eine Art Massenaufgebot, eine »innere Armee« und die persönliche Gefolgschaft. Diese Formen lassen sich auch sonst bei in Steppentraditionen wurzelnden Armeen nachweisen, ebenso viele Züge der militärischen Taktik.<sup>[44]</sup> Generell muss aber auf die Verschiedenheit der Zustände verwiesen werden, besonders auf die Unterschiede zwischen der türkisch-mongolischen Welt der offenen Steppe und der Grenzen zu China und der türkisch-iranischen Welt mit der Mischung von Oasen und Steppen. Die Diskussion folgt Beispielen aus der Zeit Timurs, weil hier die Quellenlage besser ist als anderswo, die dargestellten Verhältnisse sind nur bedingt auf andere Räume und Perioden übertragbar.

Für die großen Feldzüge wird ein bedeutender Teil der wehrfähigen männlichen Bevölkerung des Ulus Čagatai herangezogen worden sein. Das Zusammenrufen der Kämpfer ist ein ständiges Motiv in den auf Timur bezogenen Quellen. Für die Mobilisierung waren besondere Amīre zuständig (sie führten einen eigenen Titel, *tuvačī*). Die Krieger mussten mit ihren eigenen Pferden, in der Regel mehrere für einen Mann, und mit einer bestimmten Ausrüstung erscheinen, die *tuvačī*-Amīre hatten auch die Aufgabe, die Anzahl der Krieger und die Qualität der Ausrüstung zu kontrollieren. Sie konnten die Ausrüstung auch ergänzen, das wurde in einem Protokoll festgehalten. Bestimmte Treffpunkte (*buljār*) waren ausgemacht, wo die einzelnen Kontingente sich versammelten. Als Anführer solcher Kontingente kamen in der Regel Söhne bzw. Enkel Timurs oder Amīre aus seinem engsten Gefolge in Frage; für die ersten Jahre von Timurs Herrschaft ist mit recht vielen, bis zu mehreren Dutzend, solcher Kontingente unter der Führung von Amīren zu rechnen. Über die Entlohnung der Krieger weiß man wenig, es kann davon ausgegangen werden, dass sie an der Beute beteiligt waren. Nach Abschluss einer Kampagne wurden die Krieger entlassen. Im Fall Timurs war dies nicht in jedem Jahr der Fall, bei anderen Feldherren darf man davon ausgehen, dass so große Truppen, wie sie bei einer Mobilisierung dieser Art zusammenkommen, nicht über den Winter zusammen blieben.

Timur nahm seine Frauen und Kinder, wie es üblich war, zumindest teilweise und gelegentlich während der Kampagnen mit, sie blieben mit einer Bedeckung in einer Art Stammlager (*uğruq*); dort kann sich auch der Kriegsschatz befunden haben. Zu diesem Stammlager gehörten auch die Viehherden, die das Heer mitführte, nicht zuletzt als Proviantreserve. Das *uğruq* eines Steppenherrschers oder -anführers war daher ein beliebtes Ziel überfallartiger Aktionen.

Das Grundprinzip der militärischen Organisation war bei vielen Armeen mit Steppenhintergrund das Dezimalsystem, auch wenn gelegentlich vermutet werden kann, hinter den Tausendschaften und Zehntausendschaften würden sich doch genealogisch (tribal) bestimmte Gruppen verbergen.

Eine besondere Form der militärischen Aktion war der schnelle Ritt ohne Gepäck (*ilğār*), der auch in relativ großen

Einheiten (durchaus mehr als eine Zehntausendschaft) durchgeführt werden konnte. Hier war das Überraschungsmoment entscheidend, der Überfall selbst fand meistens im ersten Tageslicht nach einem Nachtritt statt. Aber auch nächtliche Überfälle sind bezeugt. Die in dieser Form zurückgelegten Entfernungen konnten mehrere Tagesritte, d.h. mehrere hundert Kilometer, betragen. Solche *ilğār*-Ritte konnten auch mit einer Auswahl der mobilisierten Armee unternommen werden, sie waren nicht unbedingt Sache der professionelleren Truppen wie der persönlichen Gefolgschaft oder der »inneren« Armee. Die Überfallenen konnten sich dadurch zu retten versuchen, dass sie in alle Richtungen auseinanderliefen. Sich zu zerstreuen (so dass kein Gegner mehr fassbar ist) war auch sonst eine bekannte Taktik, die insbesondere denen zur Verfügung stand, die sich einem überlegenen Gegner gegenübersehen.

Die persönliche Gefolgschaft eines Steppenfeldherrn oder -herrschers war sein eigentliches Machtinstrument. Die Leibgarde Činggis Khans (mo. *kešig*) war nach diesem Muster gestaltet. Ein Prinz, der den Thron erobern wollte, brauchte schon in seiner Abenteurer-Phase (tü. *qazaqliq*) ein solches Gefolge aus Männern, die ihr eigenes Leben an dasjenige ihres Herrn banden und dafür, wenn er denn erfolgreich war, entsprechenden Lohn erwarten durften.

Eine kleinere Truppe (manchmal mit Begriffen bezeichnet, die übersetzt »innere Armee« bedeuten, tü. *ički*, pers. *laškar-i darūn*) war vermutlich dauerhaft verfügbar.

Die Eroberungsarmee Timurs war, wie die meisten Armeen in der Tradition der Steppe, in einen rechten und einen linken Flügel sowie ein Zentrum organisiert. Hinzu kam eine Vorhut, die oft noch von einer Späherlinie ergänzt war, und eine Versorgungseinheit. Die Versorgungseinheit (pers. *jība-khāna*) operierte meist in gewisser Entfernung von den kämpfenden Truppen. Sie führte nicht zuletzt Waffen und anderes militärisches Gerät mit sich. Waffen wurden gelegentlich auch an die Krieger ausgegeben.

Die Aufteilung in die beiden Flügel und das Zentrum betraf nicht nur die Armee, sondern ebenso diejenigen tribalen Gruppen, die in den politischen Verband eines Herrschers, dessen *ulus*, gehörten, so dass immer klar war, wer auf dem rechten und wer auf dem linken Flügel seinen Platz hatte. Diese Aufteilung ist früh nachweisbar (schon bei den Xiongnu), zieht sich durch die gesamte Geschichte der Steppenreiche hindurch und findet sich heute bei manchen modernen Nationen, etwa bei den Kirgisen.

Die Armeen Timurs bestanden wie die meisten Steppenarmeen aus Reiterei. Gepanzerte Krieger und manchmal auch gepanzerte Pferde waren nicht ganz selten, bildeten aber wohl kaum die Mehrheit, auch wenn bisweilen Wendungen wie »dreißig Trupps gepanzerte Krieger« vorkommen. Kämpfer zu Fuß sind ebenfalls belegt, sie konnten auch aus der sesshaften Bevölkerung mobilisiert werden. Die Hauptwaffe war der Bogen als Distanzwaffe, daneben Schwerter, Säbel und Lanzen für den Nahkampf. Gerade bei den Feldzügen Timurs in der türkisch-iranischen Welt waren aber nicht die offene Feldschlacht, sondern Belagerungen von Städten und Festungen das Hauptgeschäft. Dafür gab es spezialisierte Einheiten: Mineure und Alpinisten, außerdem Spezialisten für Belagerungsmaschinen und eine Art Feuerwerfer. Bei seinen Aktionen in der Großen Steppe (der türkisch-mongolischen Welt) ging es dagegen natürlich um Schlachten. Vor allem bei seinen Zügen gegen Toqtamiš hatte sogar Timur mit den logistischen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ansonsten von »sesshaften« Armeen in der Steppe berichtet werden: Mangel an Wasser und Nahrung für Mensch und Tier wegen unzureichender Ortskenntnis. Hinzu kam, dass der Gegner auswich, so dass es schwer war, ihn zu finden.

In der Schlacht nahmen die beiden Armeen Aufstellung, und der Ablauf, wie er in oft standardisiert wirkender Weise in den Quellen beschrieben wird, sah unabhängige Aktionen der beiden Flügel und des Zentrums vor. Durch schnellen Ritt suchte man die gegnerischen Reihen zu durchbrechen. Sobald man nahe genug gekommen war, schoss man so viele Pfeile wie nur möglich ab (Pfeilhagel). Vor der gegnerischen Schlachtreihe wurde dann kehrngemacht, die Angreifer ritten schnell zu ihren Ausgangspositionen zurück, wobei sie weiter Pfeile verschossen. Zumindest für die mongolischen Armeen der činggisidischen Zeit wird berichtet, dass die Krieger nach einem solchen Angriff das Pferd wechselten, um die nächste Welle zu starten. (Die kleinen mongolischen Pferde können einen Reiter mit Ausrüstung nur für eine kurze Zeit mit hoher Geschwindigkeit tragen.) Die Schlacht entschied sich dadurch, welche der beiden Seiten zuerst die Flucht ergriff. Fingierte Flucht kam oft vor. Dabei wurde der Gegner so weit vorgelockt, dass er die Zelte oder das Heerlager der scheinbar Fliehenden erreichte; wenn dann das Plündern begann, konnten diese sich neu formieren und die Plündernden überfallen.

Die Beute konnte, vor allem wenn die Gegner Nomaden waren, zu einem großen Teil aus Vieh bestehen. Nach Timurs Sieg über Toqtamiš z.B. soll so viel Beute gemacht worden sein, dass die Preise für Vieh bis in hyperbolische Tiefen sanken: Eine Quelle nennt den Preis von einem Dirham für 100 Schafe und einem Dinar für zehn Pferde.



7.

**Usbeken*****Die usbekische Konföderation unter Abū l-Khair Khan***

Im Jahr 1429 wurde ein junger Nachkomme Šibans, des fünften Sohns Jočis, auf einem *quriltay* zum Khan über den *ulus-i uzbek* gewählt: Abū l-Khair Khan. Das Zentrum der von ihm angeführten Konföderation, der Usbeken, lag zunächst weit im Norden, in Tura, zwischen dem Tobol und dem südlichen Ural-Gebirge, und damit in den Sommerweidegebieten. Der Aufstieg dieser neuen Gruppierung und ihr Sieg über ihre Rivalen kann im Kontext mit der Unterstützung gesehen werden, die sie durch Figuren aus dem Ulus Mangit erfuhr. Waqqās Bī, ein Enkel Edigüs, stieß kurz vor der ersten großen Unternehmung zur neuen Konföderation, einem Zug gegen Khwārazm, bei dem Abū l-Khair die Eroberung Urganč' gelang. (An den Ufern des Aralsees lagen wichtige Winterweidegebiete.) Die Stadt hielten die Usbeken diesmal nicht, konnten sich aber wenige Jahre später im Nordrand der Oase festsetzen. Über die folgenden Jahre wird in den Quellen wenig berichtet; 1446 eroberten sie Gebiete am mittleren und unteren Syr Darja, einschließlich der Stadt Signaq, die von nun an zur Hauptstadt Abū l-Khairs wurde. Von hier aus konnte er sich in die Nachfolgestreitigkeiten bei den Samarkander Timuriden einmischen, 1451 war seine militärische Unterstützung bei der Thronbesteigung Sultan Abū Sa'īds entscheidend. Nach dem Tod Abū l-Khairs (1468/1469) zerfiel die von ihm geführte Konföderation rasch wieder. Viele tribale Gruppen schlossen sich zwei činggisidischen Anführern an, die sich bereits früher (1459/1460 bzw. 1465/1466) von der usbekischen Konföderation getrennt hatten: Janibeg und Girai wandten sich nach Mogolistan. Deswegen, so heißt es, erhielten sie den Namen *qazaq* (»die Wegwandernden«). Im Kampf gegen diese Qazaq, die »Keimzelle« der kasachischen Konföderation, ist Abū l-Khair gefallen.

***Die Abulkhairiden in Transoxanien (16. Jahrhundert)***

Erst einem Enkel Abū l-Khairs, Muhammad Šaibānī Khan, gelang wieder eine glanzvolle politisch-militärische Karriere. Seine Jugend – er war noch zu Lebzeiten seines Großvaters geboren, vielleicht 1451 – verbrachte er in *qazaqliq*; nach Anfängen im Raum Astrachan' versuchte er später, am Syr Darja Anhänger um sich zu scharen, danach war die Gegend westlich von Khwārazm einschließlich Manqišlaq sein Stützpunkt.

Ab 1500 eroberte Muhammad Šaibānī Khan die timuridischen Staaten Transoxaniens. Bei den Eroberungen spielte durchaus auch die činggisidische Legitimation eine Rolle: Die Timuriden wurden als Nicht-Činggisiden wie Usurpatoren dargestellt, auch wenn ihre Herrschaft schon mehrere Generationen gedauert hatte. Die Hauptgegner der Usbeken in Transoxanien waren der timuridische Prinz Bābur – bis 1512 war Bābur in Transoxanien präsent –, daneben örtliche Kräfte, gewisse Fraktionen der Timuriden und ihrer geistlich-politisch-militärischen Unterstützer, auch aus Kreisen der inzwischen zu großem Einfluss aufgestiegenen Naqšbandiyya. 1507 gelang dann die Eroberung Herats von den Söhnen Husain Baiqaras. Wenige Jahre später (1510) aber wurde Muhammad Šaibānī Khan im Kampf gegen die Safawiden Shah Ismā'īls bei Marw getötet.

Khurasan wurde für lange Zeit zu einem umkämpften Gebiet zwischen Safawiden und Usbeken, die sich dort allerdings nie lange halten konnten. Besonders Muhammad Šaibānī Khans Neffe Ubaidallāh (Reg. 1533–1539, *de facto* seit 1512) machte sich hier einen Namen. Allerdings erlitt er 1529 eine vernichtende Niederlage gegen den iranischen Shah Tahmasp – hier spielte die iranische Artillerie eine Rolle. Am Ende des Jahrhunderts griff Abdallāh (Reg. 1583–1598, *de facto* seit 1557) Khurasan an, er konnte zeitweilig noch einmal große Teile der Provinz erobern. Allerdings konnte auch umgekehrt der safawidische Vorstoß, befehligt von Ismā'īls Stellvertreter Najm-ioānī und unterstützt von Bābur, von den Usbeken abgewehrt werden (bei Ğijduwān, November 1512), und die Iraner kamen auch später mit Versuchen, Balch den Usbeken zu entreißen, nicht zu dauerhaften Erfolgen. Damit bildete sich über das 16. Jahrhundert hin eine Grenze etwa entlang des Amu Darja aus, die auch zu einer Kulturgrenze wurde: Iran ging damals zur Zwölferschia als Staatsreligion über, während das usbekische Transoxanien bei der Sunna blieb.

Gegen die nördlichen und östlichen Gegner, sowohl die Mogolistaner als auch die neue Konföderation der Kasachen, gelang den abulkhairidischen Usbeken kein nennenswerter Erfolg. Ein erster Feldzug 1508–1509 gegen die Kasachen östlich des Syr Darja endete zwar siegreich, führte aber nicht zur Unterwerfung der nur wenige Jahrzehnte

zuvor »weggewanderten« Gruppen. Mit den Čagataiern Mogolistan gelangten die Abulhairiden jedoch zu einem »gutnachbarschaftlichen« Verhältnis.

Muhammad Šaibānī Khan hatte, hierin einer türkisch-mongolischen Tradition folgend, die eroberten Ländereien (die bekanntlich als Beute des herrschenden Clans zu betrachten sind) unter die wichtigsten Vertreter der Familie aufgeteilt. Diese Regionalherrschaften hat man Apanagen genannt. Sie waren das ganze 16. Jahrhundert hindurch der hauptsächliche Ort der politischen Macht; die Apanagenherrscher entschieden selbst, mit wem und gegen wen sie Krieg führten, und der Khan (das Oberhaupt der herrschenden Familie) war weder in militärischen noch in Finanzdingen befugt, Weisungen zu erteilen. Für die Mitglieder der herrschenden Familie wurde nun der Titel »Sultan« gebräuchlich.

Der Wert einer Apanage hing davon ab, ob in ihr erstens ausreichend gute Sommer- und Winterweiden vorhanden waren, ob sie zweitens ein gutes agrarisches Potential hatte und ob sie drittens eine Stadt enthielt, die auch Einkünfte aus Handel versprach. Šaibānī Khan hatte seinem eigenen Sub-Clan vor allem die neueroberten Gebiete Kurasans zugedacht, die allerdings mit der Niederlage 1510 nicht mehr zur Verfügung standen.

Kämpfe – und zwar zunehmend auch innerhalb der Dynastie mörderische Kämpfe – wegen der Aufteilung von Apanagen führten zu einer Krise in der Mitte des 16. Jahrhunderts, aus der Abdallāh aus dem abulhairidischen Sub-Clan der Janibegiden siegreich hervorging. Die Apanage dieses Clans war ursprünglich das undankbare Miyānkāl gewesen, ein recht kleines Gebiet zwischen Buchara und Samarkand; erst als Balch unter die Verfügung der Familie kam, gewann sie an Einfluss. Balch war auch der eigentliche Ausgangspunkt Abdallāhs, der zunächst im Namen seines Vaters Iskandar regierte. Abdallāh gelang es, so gut wie alle konkurrierenden Sub-Clans auszuschalten, er konnte die Apanagen am Ende mit seinen eigenen engeren Verwandten besetzen. Es scheint, er habe eine »erneuerte« abulhairidische Dynastie begründen wollen. In dieser Zentralisierung lag jedoch auch eine Gefahr für die Gesamtdynastie, wie die folgenden Ereignisse zeigen sollten.

### **Die Tuqai-Temüriden (1599–1747)**

Schon kurze Zeit nach dem Tod Abdallāhs übernahm eine andere činggisidische Dynastie die Herrschaft in Transoxanien.<sup>[45]</sup> Diese ist nach ihrem ursprünglichen Herkunftsort als Aštarkhaniden bekannt (sie kamen aus Astrachan); nach ihrem Ahnherrn nennt man sie auch Tuqai-Temüriden; nach ihrem Begründer heißen sie Janiden. Einige Vertreter der Familie hatten sich in den letzten Jahren der abulhairidischen Herrschaft als Heerführer und Gouverneure in Kurasan verdient gemacht, und sie waren daher eine Option für diejenigen Amīre, die nach dem Tod Abdallāhs und dem Mord an dessen Sohn Abd al-Mu'min nach Alternativen suchten. Anders als man manchmal liest, war die abulhairidische Dynastie keineswegs ganz ausgestorben, auch wenn Abdallāh sie sehr dezimiert hatte, und manche ihrer Vertreter sind in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts durchaus als Konkurrenten der neuen Herrscher in Erscheinung getreten.

Das Herrschaftsgebiet des Khanats war zu Beginn deutlich kleiner als dasjenige Abdallāhs; Taschkent, Balch, das Fergana-Becken und die Bergregionen im heutigen Tadschikistan gehörten noch nicht dazu. Im Süden, besonders in Balch, gelangen rasche Fortschritte, und Balch sollte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts neben Buchara das zweite Zentrum der Dynastie bleiben. Im Osten dagegen machten sich von Beginn an Kasachen, später auch Qalmaq (Oiraten) und Kirgisen bemerkbar. Neue Nomadengruppen wanderten von Nordwesten her ein, darunter die Qurama. Taschkent konnte nur formal unter Oberhoheit der Dynastie gehalten werden, oft waren kasachische Verbündete dort maßgeblich.

Recht bald kam es zu einer Art Doppelkhanat, mit einem Senior-Khan in Buchara und einem Junior-Khan (*qa'alkhan*) in Balch. Bis 1611 und dann wieder von 1642 bis 1645 und von 1681–1702 war Balch (als Sitz des Thronfolgers) Buchara tatsächlich untergeordnet, von 1611 bis 1642 und von 1651 bis 1681 bildete Balch ein eigenständiges Zentrum.

Die außenpolitischen Probleme der beiden Teilkhanate waren sehr unterschiedlich. Während Buchara sich überwiegend mit den Kasachen und anderen nomadischen Gruppen im Osten des Herrschaftsgebietes sowie mit dem Khanat von Khiva auseinandersetzen musste, waren für Balch der safawidische Iran und das timuridische Indien entscheidend. Iran hatte Herat inzwischen fest integriert.

Der Machtbereich der indischen Timuriden, der Großmoguln, Nachfahren Zahir ad-din Muhammad Bāburs, reichte im 16. und 17. Jahrhundert regelhaft bis an den Hindukusch, schloss also den Großraum Kabul ein. Kabul war in der



Tat Bāburs Sprungbrett nach Indien gewesen. Die Dynastie hatte bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Art zentralasiatische Ideologie aufrechterhalten. Man wusste in Agra und Delhi sehr gut über Vorkommnisse in Buchara, Balch und Kaschgar Bescheid. In den Auseinandersetzungen mit Iran war Qandahār der Zankapfel. Den Versuch, Balch an sich zu bringen und möglicherweise von dort aus die zentralasiatische »Heimat« der Dynastie zurückzugewinnen, unternahm die Mogul-Kaiser nur einmal. 1646 eroberte eine indische Armee Balch, musste die Stadt und Region aber schon im folgenden Jahr wieder räumen: Zwar hatte man die wichtigsten Plätze mit Garnisonen besetzen können, kam aber zu dem Ergebnis, dass es zu teuer sein würde, den Widerstand in der Ebene und in den Bergregionen zu brechen; mit großen Verlusten langte die Expeditionsarmee wieder in Kabul an.

Ab 1681 gab es zwar wieder ein formal einheitliches Khanat, aber die Schwäche des Staates war unverkennbar. Im Osten zeichnete sich eine neue Staatsgründung ab, das spätere Khanat von Kokand. Weiter im Norden machten die Bucharer 1688 den letzten erfolglosen Versuch, östlich des Syr Darja die Kontrolle zu erlangen. Der kasachische Khan Tauke (1680–1715) soll entlang des Syr Darja viele Städte beherrscht haben, etwa ein Dutzend 1680, zwei Dutzend 1696.<sup>[46]</sup> Die Übergänge zwischen Kasachen und Usbeken blieben in dieser Region durchlässig für Individuen und tribale Gruppen. Kasachen wurden oft von usbekischen Herrschern um militärischen Beistand gebeten (dies auch in Khiva), zunehmend gegen die Oiraten. Insgesamt gesehen ging das Khanat der Tuqai-Temüriden bereits geschwächt in die Auseinandersetzungen im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts.

### ***Die Arabšāhiden in Khwārazm (1511 – Mitte 18. Jahrhundert)***

Die usbekische Konföderation unter Muhammad Šaibānī Khan hatte auch Khwārazm erobert (1505), die Oase jedoch als Ergebnis der Niederlage bei Marw wieder verlassen. 1511 kam eine andere Dynastie dorthin, die sich ebenfalls über Šiban auf Joči zurückverfolgte. Diese Dynastie wird oft – nach einem Ahnherrn – als Arabšāhiden bezeichnet, manchmal auch – nach einem anderen Ahnherrn – als Yādgariden. Zum Territorium gehörte außer der Oasenregion am Amu Darja auch der Nordrand des Köpet Dağ; die khwārazmischen Apanagen waren so konstruiert, dass sie immer sowohl ein Gebiet im Norden als auch eines am Köpet Dağ umfassten. Auch Marw gehörte in der Regel zu Khwārazm (bzw. später zum Khanat Khiva).

Die Beziehungen dieser Dynastie zu den Abulhairiden in Transoxanien waren gespannt. Schon Ubaidallāh versuchte, Khwārazm an sich zu bringen. Am Ende des 16. Jahrhunderts gingen manche arabšāhidische Prinzen ein Bündnis mit dem safawidischen Iran gegen Khan Abdallāh ein, der seinerseits dieses Gebiet von 1595 bis 1598 besetzt halten konnte. Während des 17. Jahrhunderts versuchten die Herrscher von Buchara wiederholt, Khwārazm einzunehmen, doch ohne dauerhaftes Ergebnis; andererseits konnte Khwārazm ab 1655 mehrfach erfolgreich Züge auf bucharisches Gebiet unternehmen: drei Kampagnen unter Abū l-Ġāzī (Regierungszeit 1645–1662/1663), mehrere unter Anūša (Regierungszeit 1662/1663–verm. 1685). 1681 konnten die Khwārazmier für kurze Zeit Buchara besetzen.

Khiva – statt wie bisher Urganč – wurde Anfang des 17. Jahrhunderts zum Hauptort dieses Staates, für den sich in der russischen und später auch westlichen Literatur der Name Khanat Khiva durchsetzte. Usbeken machten dort nur einen Teil der Bevölkerung aus; der usbekische Bevölkerungsanteil wurde aber durch eine Zuwanderung aus nördlich gelegenen Steppengebieten gestärkt. Daneben sind neben einem turkisierten iranischen Substrat vor allem Turkmenen erwähnenswert, die bis heute einen bedeutenden Teil der Bevölkerung der Region ausmachen. Vom 16. Jahrhundert an sind sie ostwärts in die Oasenregion von Khwārazm eingewandert, und im 17. Jahrhundert machte sich ihr Einfluss schon sehr bemerkbar. Um 1770 waren sie eine bestimmende Kraft. Zu dieser Zeit war die Macht der Dynastie schon sehr zurückgegangen; Khane wurden am Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur aus der arabšāhidischen Dynastie, sondern aus dem schier unerschöpflichen Reservoir von Nachkommen Jočis in den Steppenregionen rund um Khwārazm genommen. Daher gab es auch eine Reihe »kasachischer« Khane in Khwārazm. Als Gegenbewegung bildete sich eine Koalition von »Sarten« (turkophonen nicht-tribalen Stadtbewohnern) vor allem im Süden der Oase und einer Familie der usbekischen Qongrat, die das Amt und den Titel *inaq* innehatten. Diese Qongrat-Amire konnten zunächst mit verschiedenen »Schatten-Khanen« regieren, bis sie am Anfang des 19. Jahrhunderts selbst die Khanwürde beanspruchten.

Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts entwickelte die Dynastie ein Interesse an sesshafter Wirtschaft und städtischer Kultur, was sich u.a. auch in Bewässerungsbauten niederschlug. Bedeutend blieb Khwārazm während der ganzen Zeit als Umschlagplatz zwischen Sesshaften und Nomaden und als Knotenpunkt des Fernhandels.



8.

### Kasachen

Die Bezeichnung »Kasachen« kommt als Bezeichnung für eine politische Konföderation im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts in den Quellen auf, zunächst meist als »usbekische Kasachen«; eine ethnische Bezeichnung ist »Qazaq« erst deutlich später geworden.

Während der Herrschaft des Šiban-Nachfahren Abū l-Khair waren keineswegs alle Činggisiden damit einverstanden, dass dieser Mann Khan war. Nach seinen Niederlagen gegen die Oiraten 1457 wuchs der Unmut. Zwei Nachkommen Urus Khans und damit Tuqai Timurs, eines anderen Sohnes Jočis, namens Girai und Janibeg entschlossen sich, aus dem Verband des Ulus Abū l-Khair Khans auszuschneiden, und nomadisierten mit ihren Anhängern weg in das Gebiet Mogolistan, wo der dortige Khan Esen sie gut aufnahm und ihnen Weidegebiete entlang des Ču zuwies. Den Beginn des besonderen Ulus der Qazaq-Uzbek datiert man auf das Jahr 1464–1465.

Nach dem Tod Abū l-Khairs (1468) schlossen sich viele frühere Gefolgsleute den beiden »Abtrünnigen« an; Girai und Janibeg wurden in den folgenden Jahren deutlich zur dominierenden Macht in der Steppe zwischen dem Ural und dem Irtyš. Abū l-Khairs Enkel, der spätere Eroberer Transoxaniens, war gezwungen, seinerseits ein *qazaqliq*-Leben zu führen, das ihn bald in Astrachan, bald am Syr Darja, dann zwischen Buchara und Khwārazm sah.

Den Kampf gegen die Činggisiden aus dem Hause Šibans setzten die Kasachen, wie sie nun genannt werden sollen, auch nach der usbekischen Eroberung Transoxaniens fort. Es ging dabei nicht zuletzt um die Kontrolle über die Städte am mittleren Syr Darja, von Taschkent abwärts. Mit Handelsverboten und anderen Maßnahmen gegen kasachische Händler versuchten die neuen abulkhairidischen Herren dieser Städte, ihren Gegnern die Möglichkeit zu nehmen, sich mit Produkten der sesshaften Wirtschaft zu versorgen.

In der Folgezeit traten die kasachischen Herrscher allmählich aus dem Schatten der Čağataier Mogolistan heraus. Die kasachische Staatlichkeit bleibt dabei prekär: Auch wenn die Aussage des mogolistanischen Historikers Muhammad Haidar Duġlat, bezogen auf das Jahr 1533 – die Kasachen seien ganz von der Bildfläche verschwunden –, rhetorisch überspitzt ist, verweist er doch auf Phasen, in denen die Herrschaft der Khane sehr fragil war: Gemeint ist die politische Existenz des kasachischen Ulus.

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts nahm die Präsenz der Oiraten im östlichen Siebenstromland und nördlich des Balchaš-Sees zu. In diesem Zusammenhang gingen die Kasachen auch Bündnisse mit den Herrschern von Transoxanien ein. Abdallāh nutzte die verbündeten Kasachen unter anderem in seinen Unternehmungen gegen konkurrierende Bewerber um den Thron. Dies Bündnis war aber nicht dauerhaft: Der kasachische Khan Tawakkul (1582–vermutlich 1598) löste sich von Abdallāh, wohl weil er die versprochenen Städte am Syr nicht erhalten hatte. Tawakkul bedrohte bei den folgenden Unternehmungen nicht nur Taschkent, sondern sogar Samarkand. Taschkent bleibt auch im 17. Jahrhundert Zentrum der Auseinandersetzung; immer öfter aber erhielten kasachische Khane und Sultane Gebiete und Städte als »Verbündete« der Herrscher Transoxaniens.

Ab Anfang des 17. Jahrhunderts ist bei den Kasachen die Aufteilung in drei »Žuz« (vom kas. Wort für »hundert«) nachweisbar, drei Konföderationen, die nicht genealogisch definiert sind. Die »Große« oder »Ältere Horde« (*Ulu Žuz*) hatte ihre Weidegebiete im Osten, im Siebenstromland, die »Mittlere« (*Orta Žuz*) im Zentrum, die »Kleine« oder »Jüngere Horde« (*Kiři Žuz*) im Westen.

Das wichtigste Problem für das kasachische Khanat war der Kampf gegen die Dsungaren. Besonders seitdem diese, in der nördlichen Mongolei gegen die Qing gescheitert, sich im Westen mit weiteren Weidegründen und Viehherden versorgten, war dies Problem akut. Seit 1698 folgten dsungarische Unternehmungen im Siebenstromland dicht aufeinander. Nach 1723 mussten die Anführer der »Älteren Horde« die dsungarische Oberhoheit anerkennen, ihre Gebiete blieben bis 1758 dem dsungarischen Verbund einverleibt. Als auf neuerliche Angriffe der Dsungaren ein Tiersterben folgte, mussten die Kasachen 1723 zu Fuß fliehen. Der »barfüßige Fluchtmarsch« (kas. *aqtaban šubryndy*) wurde legendär. Er führte die Kasachen unter anderem an den mittleren Zerafšan, wo sie als Viehräuber und Störenfriede auffielen; sie mussten sich, um ihr bisheriges Leben weiterführen zu können, neue Viehherden beschaffen. Die Kasachen der Jüngeren und der Mittleren Horde einigten sich auf Abū l-Khair (gest. 1748), den bisherigen Khan der Jüngeren Horde, als gemeinsamen Khan, und unter seiner Führung konnten sie einige Erfolge erzielen. Allerdings war das gemeinsame Handeln der drei kasachischen Gruppen nur von kurzer Dauer. Erst nach der Vernichtung der

Dsungaren durch die Qing 1758 gelang es den Kasachen der Mittleren Horde unter Khan Ablai (1771–1781), der den dsungarischen Prätendenten Amursanaa zeitweise gegen die Qing unterstützt hatte, die alten Weidegebiete wieder zu besetzen.

In den ersten Januartagen 1731 wandte sich Abū l-Khair über den russischen Unterhändler Muhammad Tevkelev an die Zarin Anna Ioannovna (Regierungszeit 1730–1740) mit der Bitte, als russischer Untertan aufgenommen zu werden. In dem Schreiben versprach er, der Zarin treu zu dienen, was auch militärische Dienstleistungen einschloss, ferner die russischen Untertanen, besonders Baschkiren, Kalmücken und Ural-Kosaken, nicht zu behelligen, Karawanen freien Durchzug zu gewähren und sie zu schützen sowie jedes Jahr 4000 Fuchsfelle als *jasaq* zu geben.<sup>[47]</sup> Der Schritt war nicht unumstritten: Tevkelev notierte in seinen Tagebüchern heftige Streitigkeiten zwischen dem Khan und den tribalen Führern. Abū l-Khair nannte Tevkelev gegenüber auch Gründe für seinen Schritt: Da er mit Bucharra und Khiva sowie den Kalmücken und den Dsungaren im Krieg gelegen hatte, war es sein Interesse, eine Beruhigung herbeizuführen. Mit den Khanaten war das schon gelungen. Wenn er nun im Westen den Rücken freibekäme, könnte er gegen die Dsungaren kühner agieren. Es war den Kasachen bekannt, und Tevkelev wiederholte es auch, dass Russland nicht ohne eine solche Untertänigkeitserklärung Bündnisse einging und dass dabei die Zahlung von *jasaq* und die Stellung von Geiseln erwartet wurden. Im Gegenzug konnten die kasachischen Anführer auf Unterstützung durch Russland, Handelsmöglichkeiten und Geschenke hoffen. Nach den Khanen und Sultanen der Jüngeren Horde taten noch 1731 auch karakalpakische Anführer, 1740 Khane und Sultane der Mittleren Horde diesen Schritt, 1742 folgten viele Anführer der Älteren Horde. Im Laufe der Zeit nahmen dann, ähnlich wie bei den Wolga-Kalmücken, die russischen Einflussnahmen immer mehr zu, besonders bei der Wahl bzw. Ernennung von Khanen. Schon bei Nurali Khan von der Jüngeren Horde (gest. 1790) war der russische Einfluss entscheidend.

Die russische Position, in den entsprechenden Erklärungen tatsächliche Unterwerfungen zu sehen, setzte sich also allmählich durch. Bis heute wird 1731 in der russischen Historiographie als der Beginn der »freiwilligen Anschlussbewegung der Kasachen an Russland« (*prisoedinenie*) interpretiert.

9.

### **Kirgisen**

Ob es eine Verbindung zwischen den antiken und frühmittelalterlichen Qirgiz und den neuzeitlichen Kirgisen gibt, ist nicht geklärt. Es ist auch nicht unumstritten, seit wann Kirgisen im Tienschan leben, der Zeitrahmen reicht bis in das 17. oder sogar 18. Jahrhundert; andere Autoren gehen entweder von einer sehr frühen Besiedlung der Region durch Kirgisen aus oder zumindest von Kirgisen in Mogolistan. Sicher ist, dass kirgisische Gruppen zusammen mit kasachischen gegen die Dsungaren kämpften und unter ihnen zu leiden hatten. Kirgisen scheinen ein wichtiges Element der Politik im Tarim-Becken schon zur Zeit der Khwājas gewesen zu sein: kirgisische Gruppen bildeten einen Teil des regional vorhandenen militärischen Potentials. Die von Kokand unterstützten Khwāja-Aktionen im Tarim-Becken fanden jeweils auch mit kirgisischen Kämpfern statt, und die Verbindung zwischen Kirgisen und den Naqšbandī-Scheichen zeigte sich sogar noch 1898 beim Aufstand des Dūkčī Īšān gegen die Russen.

Nach der Niederlage und Vernichtung der Dsungaren sind überwiegend Kasachen, aber auch Kirgisen in das Ili-Gebiet eingewandert, und von da an scheinen Kirgisen insbesondere die Hochlagen der Gebirge (im Tienschan, aber auch im Pamir) zu nutzen.

B

**Wirtschaft,**

1.

**Auswirkungen der mongolischen Eroberung**

Die mongolische Eroberung und ihre Folgen werden mit Recht auch in wirtschaftlicher Hinsicht als ein Einschnitt in der Geschichte Zentralasiens gewertet. Dabei geht es um drei miteinander verbundene Aspekte: Erstens den Rückgang der städtisch-agrarischen Wirtschaft, zweitens die Zunahme des Pastoralnomadismus und drittens die Frage der Entwicklung des Handels, besonders des transkontinentalen Handels infolge der sogenannten *pax mongolica*.

**Rückgang der städtisch-agrarischen Wirtschaft**

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die städtische und die ackerbäuerliche Wirtschaft Zentralasiens in der Mongolenzeit schwer beeinträchtigt worden sind, nicht zuletzt durch demographischen Rückgang. Dabei muss aber auch die regionale Spezifik betont werden. Denn die Schäden durch die mongolische Eroberung sind durch unterschiedliche Faktoren bedingt.

Auf der einen Seite sind die Zerstörungen durch die Eroberung selbst zu nennen. Dies traf vielleicht die Städte der nordöstlichen islamischen Welt am heftigsten, also die Regionen Transoxanien und Khurasan (einschließlich Herat, Marw und Balch). Aber auch an der Grenze zu China waren einige Regionen flächendeckend zerstört worden, so das tangutische Reich von Xixia. Legendär sind die Zerstörungen, welche die Mongolen im Reich der Jin (Nordchina) angerichtet haben. Weniger betroffen waren solche Städte und agrarischen Regionen, deren Herrscher sich Činggis Khan »freiwillig« unterwarfen. Hierzu gehören die zum Uiguren-Reich von Qočo gehörenden Regionen, weitgehend die städtischen Gebiete nördlich des Tienschan und generell diejenigen Landschaften, die zuvor dem Reich der Qarakhitai eingegliedert waren, wie die Städte des Tarim-Beckens.

Weiter ist in vielen Fällen der wirtschaftliche Rückgang, der durch die Eroberung selbst verursacht wurde, einschließlich der demographischen Verluste (Kampfhandlungen, Massaker, Versklavungen), gar nicht entscheidend, so dramatisch die Verwüstungen auch geschildert werden. Vielmehr kommt hinzu, dass die Mongolen in den ersten Jahren keine Maßnahmen trafen, den Ackerbau (wieder) zu fördern. Außerdem kamen die innermongolischen Kämpfe hinzu, während deren viele Regionen und Städte noch einmal und teilweise mehrfach »erobert« wurden. Auf die Beispiele Bucharra und Herat wird auf den folgenden Seiten eingegangen.

Bei den Auswirkungen auf die ackerbäuerliche Wirtschaft: muss auf die Anfälligkeit der Bewässerungsanlagen verwiesen werden. Bewässerung bedarf jährlicher intensiver Wartungsarbeiten. Wird im Spätwinter die Reinigung der Kanäle und die Erneuerung der Einlassbauwerke versäumt, verringert sich die zur Verfügung stehende Wassermenge schon im ersten Jahr dramatisch, um bis zu 50 Prozent kann die Wasserführung sinken. Da für die Arbeiten an großen Bewässerungssystemen, etwa demjenigen des Zerafsan, immer große Mengen von Arbeitskräften benötigt wurden (Quellen aus dem 15. Jahrhundert nennen Tausende Bauern, die an den Kanälen eines einzigen Grundherrn zu arbeiten hatten; die russische Kolonialverwaltung im 19. Jahrhundert hat ebenfalls jeweils Tausende von eingesetzten Männern gezählt), fällt mit einem demographischen Einbruch, wie er durch Kriege oder auch durch Seuchen oder Hungersnöte hervorgerufen werden kann, die in einem bestimmten Bewässerungssystem lebende Bevölkerung schnell unter eine kritische Grenze, unterhalb deren die Anzahl der Menschen nicht mehr ausreicht, um das System instand zu halten. Die ackerbäuerliche Landwirtschaft ist dann auf kleinere Systeme, die sich im dörflichen Maßstab betreiben lassen, angewiesen. Großräumige Bewässerung kommt dann möglicherweise nur noch in Restgebieten vor.

Es ist sehr schwer, die Verluste einzuschätzen, welche die Bevölkerung der am stärksten betroffenen Gebiete während der mongolischen Invasion hinnehmen musste. Von Samarkand berichtet ein chinesischer Reisender um 1230, die Stadt habe nur noch ein Viertel ihrer vorigen Einwohner, viele davon seien verarmt. In der Gegend trieben sich Gruppen von verelendeten Bauern herum. Die Stadt Herat soll 1234, als der Wiederaufbau begann, nur



40 Einwohner gehabt haben, sieben Jahre später ergab eine Zählung 6900 Einwohner. Bei diesen Angaben darf aber nicht vergessen werden, dass diese Städte auch vor der mongolischen Invasion schon viel zu leiden gehabt hatten: Samarkand war 1212 vom Khwārazmšāh Muhammad b. Tekeš erobert worden, dabei brannte die Stadt ab. Herat war anfangs des 13. Jahrhunderts zwischen den Gūriden, dem Khwārazmšāh und lokalen Akteuren heiß umkämpft, auch diese Stadt wechselte in den letzten 15–20 Jahren vor der mongolischen Eroberung mehrfach den Besitzer.

Buchara wurde im Februar 1220 von den Mongolen unter persönlicher Führung von Činggis Khan erobert. Die Zerstörung Bucharas wurde sprichwörtlich; spätere Autoren ließen gerade hier den Eroberer den Eroberten erklären, er sei als Gottesgeißel gekommen. 1238 fand in Buchara und Umgebung einer der wenigen »Volksaufstände« statt, die es gegen die Mongolen überhaupt gegeben hat, ein Siebmacher aus Tārāb namens Mahmūd war der Anführer. Die Revolte wurde äußerst blutig niedergeschlagen. Nach einer gewissen Erholung (vor allem griffen die Reformen Mōngke Khans, die von dem Provinzgouverneur Mas'ūd Beg umgesetzt wurden) geriet die Stadt in die Auseinandersetzungen, mit denen die »kollegiale Verwaltung« der sesshaften eroberten Gebiete beendet wurde: Der mongolische Herrscher Irans, Hülegü Khan, eroberte Buchara 1263 und ließ einige tausend (in der Quelle: 5000) Menschen töten, die seinem Gegner Batu vom Ulus Joči »gehört« hatten. Noch einmal eroberten mongolische Truppen aus dem Iran die Stadt 1273, diesmal unter Abaqa Khan, wieder waren ein Gemetzel und die Versklavung zahlreicher Einwohner die Folge. Die Gegenmaßnahmen der čagataischen Lokalherren trafen die Bevölkerung noch einmal schwer. Gemeinsame Sache machten die ilkhanidischen und die čagataischen Truppen 1276, als sie vor allem die ländliche Bevölkerung der Oase Buchara heimsuchten. Von der unter Qaidu 1269 getroffenen Regelung, die Mongolen wollten sich aus dem Fruchtländ und von den Städten fernhalten, hat also zumindest Buchara nicht profitiert. Im Ergebnis soll die Stadt mehrere (sieben) Jahre ganz unbewohnt gewesen sein. Noch einmal wurde Buchara 1316, wie es in den Quellen heißt, vollständig verwüstet. Kein Wunder, dass der arabische Reisende Ibn Battūta die Stadt in den 1330er Jahren wenig bevölkert und ruinös vorfand. Eine Stiftungsurkunde von 1299 zeigt auf der einen Seite, dass bereits (wieder) viel gebaut wurde, andererseits enthält eine weitere Stiftungsurkunde von 1326 unübersehbar Hinweise auf unbebautes Land und wüst liegende Siedlungen.<sup>[48]</sup> Bauherren und Stifter sind in beiden Fällen nicht etwa Gouverneure oder Herrscher: Bei der Stiftung von 1299 ist der Stifter ein hoher Würdenträger mit offenbar iranischem Hintergrund, bei derjenigen von 1326 handelt es sich um die Stiftung eines sufischen Meisters aus der Bruderschaft der Kubrawiyya zugunsten des Komplexes von Fathābād bei Buchara.

Das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch hatte Buchara seine frühere zentrale Stellung verloren, zumindest was Militär und Politik, aber auch Handel angeht. In der Wissenschaft und zunehmend der islamischen Mystik blieb die Stadt aber von Bedeutung. Erst mit der usbekischen Eroberung zu Beginn des 16. Jahrhunderts kehrte der frühere Glanz ein wenig zurück. Im 16. und 17. Jahrhundert und auch später noch war Buchara wieder ein Knoten in einem internationalen Netzwerk von Handelsbeziehungen, und auch die Oase blühte wieder auf, wenn auch die Ausdehnung der Ackerbaufläche aus der vormongolischen Periode in der vorkolonialen Zeit nicht wieder erreicht werden konnte.

Herat ist ein anderes Beispiel für eine von den Mongolen in mehreren Wellen vollkommen zerstörte Stadt (1220/1221). Wie erwähnt, sank die Einwohnerschaft praktisch auf null, das politische Zentrum der Region verlagerte sich von der Stadt in die für ihre Sommerweiden berühmte Bergregion Bādġīs.

Herat ist die einzige Stadt im persophonen Raum Zentralasiens, für die es eine Stadtgeschichte aus der Mongolenzeit gibt; der Autor, Saifi, schildert den Beginn des Wiederaufbaus gewissermaßen als Neugründung.<sup>[49]</sup> Fünfzehn Jahre, so Saifi, habe es praktisch keinen Ackerbau gegeben, erst das Zusammenwirken von mongolischer Zentralregierung und örtlichen Notabeln habe die beiden Elemente: Regierung und Ackerbau wieder ermöglicht. Anders als Buchara wurde Herat aber schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts zur Hauptstadt einer Vasallendynastie, der Kart. Diese vermochten es, ihre Stadt und ihre Region sehr weitgehend aus den Verwüstungen herauszuhalten, die Buchara über das erste Jahrhundert nach der Eroberung immer wieder betrafen. Dabei konnten sie auf die tatkräftige Unterstützung der Stadtbevölkerung und der Notabeln rechnen. Auch die eindrucksvollen Befestigungsanlagen, für die Herat schon lange berühmt war, wurden wieder aufgebaut und ergänzt. Die Bewässerungsanlagen im Tal des Harī-Rūd wurden von nun an bis in das ausgehende 15. Jahrhundert (dann unter timuridischer Herrschaft) kontinuierlich ausgebaut: Herat wurde zu einer »imperialen Oase«, die Region zur landwirtschaftlichen Grundlage eines zentralisierten mächtigen Staates. Maria Subtelny hat gezeigt, dass unter den Timuriden hinter der Ausweitung der Ackerbaufläche und der wissenschaftlichen Intensivierung der Landwirtschaft und des Gartenbaus in dieser Oase das Bestreben stand, die fiskalische Grundlage des Staates zu sichern, der sich durch Eroberungen nicht mehr finanzieren



konnte.<sup>[50]</sup> Das Ende der timuridischen Herrschaft (šaibanidische Eroberung 1507) bedeutete noch nicht den Bruch, dieser kam erst mit der Machtübernahme durch die Safawiden 1510, die mit der timuridischen Tradition brachen und die Stadt »šhiitiisierten«; im weiteren Verlauf wurde Herat zu einer teilweise heftig umkämpften Stadt an der Peripherie des Safawidenreichs und verlor immer mehr an Bedeutung.

Von den Städten in der östlichen persophonen Welt dürfte nur Samarkand einen ähnlichen Weg wie Herat aus der Mongolenzeit genommen haben, und auch hier kann man auf den politischen Willen eines Herrschers verweisen, nämlich Timur, der aus Samarkand seine prachtvolle Hauptstadt machte; die nachmongolische Stadt wurde allerdings nicht an der gleichen Stelle wieder aufgebaut. Manche kleineren Städte, wie Šahr-i Sabz und Karši im Becken des Kaška-Darja, verdanken ihre nachmongolische Bedeutung gleichfalls dem politischen Willen von Herrschern. Andere Städte, vor allem Marw, haben die wirtschaftliche, teilweise politische Bedeutung, die sie vor der Mongolenzeit hatten, nie wiedergewonnen. Das Zentrum Khwārazms, die Stadt Urganč, war während des 13. und 14. Jahrhunderts bis zu ihrer Zerstörung durch Timur auch ein politisches Zentrum gewesen; ihr endgültiger Niedergang öffnete den Weg für den Aufstieg der Stadt Khiva, die seit dem 16. Jahrhundert für die Oasenregion Khwārazm maßgeblich war.

Weiter im Osten, besonders im Tarim-Becken und im Gürtel sesshaft-urbaner Kultur nördlich des Tienschan, waren die Entwicklungen ganz anders. Eine Stadt wie Almaliq, die ein Zentrum des Qarluqen-Herrschers gewesen war, der sich Činggis Khan schon früh angeschlossen hatte, konnte im 13. und 14. Jahrhundert gedeihen. Dies war auch politisch bedingt, hatte doch Čağatai sein Heerlager in der Nähe. Daher erklärt sich auch, dass ausgerechnet hier bis in das 14. Jahrhundert eine kontinuierliche Prägung guter Silbermünzen nachweisbar ist, während in Transoxanien bis auf Buchara und Samarkand ein Rückfall in die Naturalwirtschaft angenommen wird, zumindest was den regionalen Wirtschaftskreislauf angeht. Otrar am Syr Darja, während der Eroberung gleichfalls stark zerstört, muss ein quirliges Handelszentrum gewesen sein. Dennoch ist auch in dieser Region ein Rückgang der städtischen Bevölkerung anzunehmen. Die Städte im Siebenstromland erreichten ihrerseits wohl im 11. und 12. Jahrhundert ihre größte Ausdehnung und Bevölkerungszahl vor der kolonialen Periode im 19. Jahrhundert. Nach dem 14. Jahrhundert wird dann ein allgemeiner Rückgang angenommen.

Die Städte im Gansu-Korridor, wo sich das politische und wirtschaftliche Zentrum der Xixia befunden hatte, hatten unter den Eroberungen sehr gelitten. Der demographische Einbruch war dramatisch bis zu fast völliger Entvölkerung. Der Wiederaufbau einschließlich der Bewässerungsanlagen begann ab 1266, auch durch Zuwanderung stabilisierte sich die Lage allmählich. Aber noch in der Qing-Zeit gab es ausreichend Ausbaureserven, um ein umfangreiches Ansiedlungsprogramm zu ermöglichen.

Der demographische Rückgang wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts noch durch die Pest verschärft, deren Auswirkungen für Zentralasien bisher kaum abgeschätzt werden können.

Eine zentrale Folge des demographischen Rückgangs kann man darin sehen, dass nunmehr die Arbeitskraft in der Landwirtschaft das knappste Gut war, nicht Land und nicht einmal Wasser; auch in den Städten scheint es an Arbeitskräften gefehlt zu haben. Wiederbevölkerung von Städten, teilweise auch von ländlichen Regionen konnte auf verschiedene Weise versucht werden: Erstens kam es vor, dass Gefangene (das waren nicht zuletzt qualifizierte Handwerker) aus der Mongolei zurückgeschickt wurden (mehrere Berichte für Herat). Zweitens konnten Bevölkerungen umgesiedelt werden. Dies betraf sowohl bäuerlich-ländliche als auch nomadische Gruppen. Im urbanen Kontext soll Timurs Politik erwähnt werden, der aus vielen eroberten Regionen nicht zuletzt Handwerker und Wissenschaftler umsiedeln ließ. Die imperialen Bauten in Šahr-i Sabz sind so unter anderem durch Gefangene aus Khwārazm errichtet worden.

Drittens scheint Sklaverei in einem bis dahin nicht gekannten Umfang genutzt worden zu sein, wobei terminologisch und inhaltlich die Grenze zwischen »Gefangenen« und »Sklaven« nicht klar zu ziehen ist: Menschen, ob an Kampfhandlungen beteiligt oder nicht, waren regelmäßig Teil der Kriegsbeute und wurden gefangen, um verkauft zu werden.

### ***Exkurs: Sklaverei und Sklavenhandel bis ins 18. Jahrhundert***

Sklaverei und Sklavenhandel waren im antiken und mittelalterlichen Zentralasien gut bekannt und relativ weit verbreitet, und zwar sowohl im urbanen und ruralen Kontext als auch in der Steppe. Sklaven kamen aus vielen Regionen, nicht zuletzt aus Indien. Sie wurden zur Hausarbeit, aber auch für produktive Arbeit eingesetzt, darunter

durchaus auch in größerem Umfang als gut ausgebildete Handwerker. Für die Arbeit mit den Viehherden wurden Sklaven ebenfalls gebraucht, allerdings in wohl geringerem Maße und nicht für Pferdeherden. Militärsklaverei kam in islamisch geprägten Gesellschaften seit ca. 840 vor; die historischen Wurzeln dafür werden von manchen Autoren in zentralasiatischen Kontexten gesucht. Die Bedeutung der Militärsklaverei in Zentralasien selbst ist aber nie so groß gewesen wie im Nahen Osten.

Schon die Xiongnu hatten Sklaven, manche Berechnungen gehen von bis zu 10 Prozent der Gesamtbevölkerung aus; sie akzeptierten Sklaven auch als Teil von Tributzahlungen. Die Lieferung von Menschen als Teil von Tribut ist auch aus einem islamischen Kontext belegt: Die Tributleistung Kabuls bestand im 9. Jahrhundert u.a. in 2000 türkischen Sklaven jährlich, mit einem Marktwert von 600000 Dirham. Die Zentren der islamischen Welt waren unter den größten Märkten für Sklaven, und türkische Sklaven waren nicht nur als Soldaten sehr gefragt. Neben den Sāmāniden war auch der in den Steppengebieten Südrusslands und der Ukraine beheimatete Staat der Khazaren (ca.650–ca.965) ein wichtiger Lieferant.

Auch die frühen Türk-Staaten kannten Sklaverei, Kriegsgefangene wurden versklavt, darunter viele Chinesen. Bei einem Raid im Jahr 698 sollen 80000 bis 90000 Menschen weggeführt worden sein. Aber nicht alle Sklaven waren Kriegsgefangene. Es kam auch vor, dass Menschen sich selbst oder Familienmitglieder in einer Notlage als Sklaven verkauften, das scheint besonders unter den Steppenvölkern vorgekommen zu sein. Schuldsklaverei ist ebenfalls belegt.

Die mongolische Invasion führte in großem Umfang zur Verschleppung von Menschen aus vielen Teilen Asiens in die Mongolei. Die Handwerker-Viertel der Hauptstadt Karakorum waren nicht zuletzt von solchen Menschen bewohnt, die unfreiwillig dorthin gekommen waren.

Belege für den Einsatz von Sklaven für landwirtschaftliche Arbeit fehlen, was das islamische Zentralasien angeht, für die vormongolische Zeit fast völlig. Für die Mongolenzeit jedoch gibt es Hinweise darauf. In den erwähnten Stiftungsurkunden aus Buchara etwa werden Sklaven und deren Familien namentlich genannt; ihre Aufgaben reichten von Ackerbau und Viehhüten bis zu Verwaltung und Eintreiben von Abgaben. Sie wurden durch den Stifter freigelassen, doch unter der Bedingung, dass sie das Land weiter bebauten. Sklavenarbeit im häuslichen Kontext war auch vorher weit verbreitet, dürfte aber nach der Mongolen-Invasion noch alltäglicher geworden sein. Für die Bewohner des Sufi-Konvents von Fathābād etwa sollten 100 Diener sorgen, darunter auch Sklaven. Auch aus dem 15. Jahrhundert gibt es Stiftungsurkunden, in denen Sklaven zur Haus- und Feldarbeit vorgesehen sind, in der Größenordnung von einigen Dutzend Personen. Die Urkunden der bucharischen Jūybārī-Khwājas belegen, dass sie Sklaven neben der Feldarbeit auch für eine Keramik-Manufaktur benutzten. Hagiographische Quellen über diese Khwājas sprechen für das 16. und 17. Jahrhundert von Hunderten, ja Tausenden von Sklaven, die auf deren Ländereien eingesetzt wurden, außerdem zur Hausarbeit. Aus der hagiographischen Literatur kann man ferner entnehmen, dass auch kleinere und mittlere landwirtschaftliche Betriebe im 14. oder 15. Jahrhundert durchaus einen oder zwei Sklaven halten konnten.

Nach Feldzügen wie demjenigen Timurs nach Nordindien 1398, bei dem die Stadt Delhi verwüstet und ungeheure Mengen von Gefangenen als Sklaven weggeschleppt wurden, brachen die Preise für Sklaven auf den zentralasiatischen Märkten ein. Zu »normalen« Zeiten (um 1470) nennt eine örtliche und zeitgenössische Quelle für den Sklavenmarkt in Herat einen Umsatz von 20000 Personen jährlich.

Der Sklavenhandel mit Russland florierte im 17. Jahrhundert, Preise für Sklaven auf den sibirischen Märkten von Tobol'sk, Tara und Tjumen' schwankten zwischen 6 und 25 Rubel für einen Erwachsenen und 3 und 23 Rubel für ein Kind; in den dsungarischen Lagern und in der Baraba-Steppe waren Sklaven für Preise zwischen 5 und 8 Rubel zu haben. Russische Sklaven kosteten in Buchara zwischen 40 und 50 Rubel, und russische Gesandte, deren Aufgabe immer auch darin bestand, Sklaven freizukaufen, mussten oft noch mehr geben. Manche Sklaven wurden auch freigelassen: Aus den Berichten einer Gruppe von Gefangenen, die aus den zentralasiatischen Khanaten freigekommen war, kann man schließen, dass Sklaven durchschnittlich 12 Jahre bei ihren Herren verblieben. Die gescheiterte militärische Khwārazm-Expedition von Fürst Bekovič-Čerkasskij 1717 führte dazu, dass etwa 3000 Menschen, vor allem Russen, aber auch einige Kalmücken, in Gefangenschaft und damit in Sklaverei gerieten. Für die 1740er Jahre wird der Bestand an russischen Sklaven in den zentralasiatischen Steppenregionen auf etwa 500 bei den Turkmenen am Aralsee, weitere 3000 bis 4000 bei den Karakalpakern und eine unbekannte Anzahl bei den Kasachen geschätzt. Persische Sklaven in Khwārazm waren ebenfalls zahlreich: Nādir Šāh ließ bei seiner Eroberung der Oase 1740 zwischen 12000 und 20000 Sklaven frei, die er nach Khurasan zurückbrachte.



Auch in späteren Jahrhunderten blieben Sklaven also ein wichtiges Reservoir für Arbeitskraft, nicht zuletzt zur Arbeit in der Landwirtschaft und besonders an den Bewässerungsanlagen.

Parallel zur vermehrten Nutzung von Sklaven auch für landwirtschaftliche Arbeit lässt sich beobachten, dass die persönliche Freiheit von abhängigen Bauern (Pächtern) ebenfalls beschnitten wurde. Tendenzen, diese Bauern »an die Scholle zu binden«, sind unverkennbar. Zu diesen Tendenzen gehört, dass etwa im Tarim-Becken Land und die Personen, die es bebauen, in gleicher Weise zur »Domäne« eines mongolischen Herrn gerechnet werden konnten. Auch aus dem westlichen Zentralasien gibt es solche Belege. Auf die Stiftungsurkunden aus Buchara war schon verwiesen worden. Häufiger und wichtiger aber sind diejenigen Fälle, in denen ein Herr (oft, aber nicht immer ein Vertreter der mongolisch-türkischen Amire) Bauern »Schutz« verspricht (pers. *himāyat*). Bauern waren aus manchen Gründen unterwegs: Sie verließen ihre Dörfer, wenn sie die Abgaben nicht mehr aufbringen konnten, was auch für die vormongolische Periode gut belegt ist, oder wenn sie ihres Lebens nicht mehr sicher waren, etwa durch unkontrollierte Aktionen von türkisch-mongolischen bewaffneten Haufen. In solchen Fällen suchten sie offenbar einen Schutzherrn. Wir erfahren von diesem Vorgang aus den Quellen dadurch, dass die Herren, deren Länder nun verlassen lagen und daher keine Einnahmen mehr erbrachten, sich beim Herrscher darüber beschwerten. In der Regel erging dann ein Erlass, dass die Bauern zurückkehren sollen. *Himāyat* wurde in Herrscherurkunden gelegentlich generell untersagt.

Trotz dieser Tendenzen zur »Bindung an die Scholle« wäre es falsch, von Leibeigenschaft zu sprechen. Zum Ersten gibt es bislang keine Möglichkeit, das Ausmaß der Einschränkung von Mobilität abzuschätzen – wir wissen daher nicht, ob dies die Regel oder die Ausnahme war. Zweitens kennt das islamische Recht keinen personenrechtlichen Status zwischen dem Freien und dem Sklaven. Drittens betrifft die Einschränkung offenbar nur die Freizügigkeit, also das Recht, einen Herrn zu verlassen und sich einen anderen zu wählen, nicht aber andere persönliche Rechte. Auch große Landbesitzungen wurden nicht von einer Zentrale aus bewirtschaftet, sondern an eine Vielzahl von Bauern in Pacht gegeben, die bei den Entscheidungen im Arbeitsprozess, einschließlich der Auswahl der angebauten Früchte, frei waren.

2.

### **Zunahme des Pastoralnomadismus**

Die mongolische Eroberung bewirkte weitreichende Änderungen in der Zusammensetzung der nomadischen Bevölkerungsgruppen in der Steppe, sie brachte auch einen Zustrom von Nomaden in die agropastoralen Zonen. Dieser Zustrom lässt sich aber nicht quantifizieren. Auch die Frage, in welchem Umfang Ackerland in Weide umgewandelt wurde, lässt sich nicht allgemein beantworten, sie muss regionalspezifisch betrachtet werden, auch wenn in vielen bis dahin ackerbäuerlich genutzten Gegenden, vor allem marginalen, nach archäologischen Oberflächenerkundungen von einem Absinken des Ackerbaus praktisch auf null auszugehen ist und daher mehr Flächen als Weide genutzt worden sein können.

In vielen Regionen wird das relative Gewicht der nomadischen Bevölkerung und der nomadischen Produktion gewachsen sein. Neben Khwārazm ging die sesshafte und städtische Kultur auch im Siebenstromland und generell in den Gebieten nördlich des Tienschan zurück, aber nicht sofort nach der mongolischen Eroberung und erst gewissermaßen als Spätfolge der Eroberung (und möglicherweise der Pest); gegen Ende des 15. Jahrhunderts, mit dem Vordringen der Kasachen in dieses Gebiet sind vermutlich nur noch wenige städtische Siedlungen vorhanden. Die Städte auf der Nordost-Seite des Syr Darja dagegen entwickelten sich weiter als Handelsplätze zur kasachischen Steppe hin.

3.

### **Entwicklung des Handels, *pax mongolica***

Die Mongolen sind berühmt für ihre Förderung des Handels, besonders des Fernhandels. Die *pax mongolica* – ein von den Zeitgenossen als solcher empfundener Zustand von Sicherheit der Handelsrouten – ist zunächst einmal für die Dauer des mongolischen Gesamtreichs anzunehmen (ca. 1220–1260), aber auch danach für etwa weitere 100 Jahre bis zum Untergang wesentlicher Teilreiche (in Iran um 1335, in China 1368). Unter *pax* ist dann angesichts der häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen auch nicht »Friede« zu verstehen, sondern die Möglichkeit, auf bestimmten

Routen (das mussten nicht immer dieselben sein) Handel zu treiben. Dabei war das Problem den mongolischen Herrschern durchaus bewusst: 1307 konnten sich alle Teilreiche noch einmal auf ein – allerdings kurzlebiges – Friedensabkommen einigen, das eben der Förderung des Fernhandels dienen sollte.

Unter mongolischer Herrschaft wurden von China ausgehend Grundlagen des Wirtschaftens mit Papiergeld geschaffen. Im Reich der Yüan war dies erfolgreich, weil das Papiergeld einen Silberstandard hatte und konvertierbar war; in Iran scheiterte die Einführung des Papiergelds, weil diese Voraussetzungen nicht gegeben waren. Aus Zentralasien außerhalb des Herrschaftsgebiets der Yüan-Dynastie sind Versuche mit Papiergeld nicht bekannt. Aber auch in der Zirkulation von Münzgeld schufen die mongolischen Herrscher günstige Voraussetzungen für den Handel. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden in Zentralasien gute Silbermünzen mit konstantem Gewicht und geregelter Feinsilbergehalt geprägt und in Umlauf gebracht. Weitere Münzreformen fanden im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts statt, die mit dem Namen des čagataischen Herrschers Kebeg verbunden sind.

Handelspartner der mongolischen Herrscher und Heerführer waren überwiegend muslimische Kaufleute, auch in China. Sie versorgten die Haushalte der mongolischen Führungsschicht mit Luxusgütern, sie gaben Kredit und boten Möglichkeiten zur Investition. In Zusammenarbeit mit mongolischen Herrschern und Heerführern begründeten sie ein System von Handelspartnerschaften (tü. *ortaq*). Ögödei soll besonders viel Geld in dieses System investiert haben; dies führte zu einem Abfluss von Geld aus der Staatskasse und bewirkte daher ein Ansteigen der Steuerlast. Zeitweise gelang es muslimischen Kaufleuten, große Teile Nordchinas in Steuerpacht zugeteilt zu bekommen. Den Steuerpflichtigen liehen sie dann die geforderten Beträge zu Wucherzinsen aus; es musste durch herrscherliche Verordnung festgelegt werden, dass die Zinsen nicht höher als das verliehene Kapital sein durften.

Die Mongolenzeit sah einen Aufschwung des transkontinentalen Handels. China rückte erstmals unmittelbar in das Blickfeld europäischer Reisender, Händler und Missionare. Jean de Plano Carpini, Wilhelm von Rubruck und andere haben Beschreibungen der Wege durch Zentralasien verfasst. Marco Polo auf europäischer, Ibn Battūta auf arabischer Seite haben unschätzbare Berichte hinterlassen. Die transkontinentalen Handelsrouten wurden ergänzt durch ein Netz »maritimer Seidenstraßen«, das China mit Indien, Ostafrika, der arabischen Welt und dem Mittelmeerraum verband, bis auf chinesischer Seite aus bislang nicht ganz geklärten Gründen 1433 der kaum dreißig Jahre zuvor begonnene staatliche maritime Fernhandel wieder eingestellt wurde.<sup>[51]</sup>

Mit dem transkontinentalen Handel ging ein lebhafter kultureller Austausch einher, der besonders für China und Iran gut untersucht ist.<sup>[52]</sup> Er bezieht sich auf so unterschiedliche Bereiche wie Historiographie, Geographie und Kartographie, Landwirtschaft, Essen und Trinken, Medizin, Astronomie und vieles mehr. Kaufleute, Ärzte, Verwaltungsfachleute, Musiker, Künstler und Kunsthandwerker, Missionare, Gelehrte waren von einem Ende des Kontinents zum anderen unterwegs – nicht immer, aber oft freiwillig. Die von seinen Zeitgenossen so bestaunte Karriere Marco Polos in China ist daher im Grunde so ungewöhnlich nicht.

#### 4.

#### **Neue Handelswege**

Die transkontinentalen Handelsrouten wurden ab dem Ende des 15. Jahrhunderts (Vasco da Gama erreichte Indien im Mai 1498) durch den durch die Portugiesen erschlossenen Seeweg von Europa nach Indien um Afrika neu fokussiert. In diesem Zusammenhang wurde lange Zeit davon ausgegangen, dass um 1500 das »Ende der Seidenstraße« erreicht gewesen und Zentralasien seither an den Rand der Weltgeschichte gerückt sei. Diese These ist nicht mehr Stand der Forschung. Vielmehr geht man heute von einer Umorientierung der Handelsrouten aus, wobei andere – zunehmend auch europäische und indische – Teilnehmer wichtig werden. Insgesamt muss der Rückgang des transkontinentalen Handels als ein viel langsamerer Prozess denn bisher gesehen werden, wobei dieser Rückgang erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dramatischere Formen annimmt.

Das System der Seidenstraßen war schon vor der mongolischen Eroberung teilweise obsolet geworden, weil China schon lange kein Monopol mehr auf die Produktion von Seide hatte. Im Übrigen galt bereits in der Mongolenzeit den europäischen Käufern chinesische Seide gegenüber der mittelöstlichen als minderwertig. Allerdings lieferte China immer noch große Mengen von Seide in die nördlich und westlich angrenzenden Steppenregionen, und Berichte über den transkontinentalen Handel legen nahe, dass immer noch große Mengen von chinesischen Textilien weit nach Westen kamen. Aber das System der »Seidenstraßen« war keineswegs nur für den Handel mit Seide geeignet. Andere



Produkte außer Seide waren immer wichtig. Chinesisches Porzellan etwa war in Iran und in Europa (dort bis in das 18. Jahrhundert) gleichfalls sehr gefragt. Durch den neuen Seeweg um Afrika waren zunächst auch in der Hauptsache die Wege nach Westeuropa betroffen, aber Westeuropa war eben keineswegs der einzige Marktteilnehmer.

Auch die russische Eroberung Sibiriens ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die damit verbundene Verlagerung der Handelsrouten in die Waldzone hat wohl zu einer zumindest teilweisen Umorientierung der alten »Pelzstraße« geführt. Dennoch kam der Karawanenhandel durch die Steppen und Wüsten Zentralasiens keineswegs zum Erliegen. Für diese neuen Handelsverhältnisse gibt es zwar keine griffige Bezeichnung wie »Seidenstraße«, doch blieben die transkontinentalen Handelsnetze weiter wichtig. Allerdings lässt sich ein Nachlassen des Handels nicht verkennen, und der Anteil zentralasiatischer Kaufleute am Handel dürfte geringer geworden sein. Besonders die direkten Verbindungen zwischen Russland und China seit dem Ende des 17. Jahrhunderts können sich nachteilig auf die Position der »bucharischen« Kaufleute ausgewirkt haben. Dies kann über die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits zu einer Destabilisierung der Herrschaften in der Steppe und in den Oasen Zentralasiens beigetragen haben, weil die Herrscher einen wichtigen Teil ihrer Ressourcen nicht mehr wie sonst kontrollierten.

Im Folgenden werden einige der besonders wichtigen Handelsbeziehungen vorgestellt: zwischen den Dsungaren und Russland, zwischen den Dsungaren und China (dies auch in der Form von »Tributmissionen«), zwischen »Buchara« (als Kurzbezeichnung für das muslimische westliche Zentralasien) und Russland und Indien.

5.

#### **Handel zwischen der Dsungarei, »Buchara« und Russland**

Zwischen dem Reich der Dsungaren und Russland gab es einen schwunghaften Handel, für den für die Jahre von 1724 bis 1728 beispielhafte Zahlen vorliegen, die hier wegen der Größenordnungen angeführt werden (die teilweise heftigen Schwankungen bleiben an dieser Stelle unerklärt):<sup>[53]</sup>

<b>Jahr</b>	<b>Exporte in die Dsungarei</b>	<b>Importe aus der Dsungarei (in Rubel)</b>
1724	3633	4446
1725	3621	3691
1726	16203	4837
1727	11679	4041
1728	12233	18413

Dsungarische Karawanen waren in den sibirischen Handelsstädten von Semipalatinsk bis Tobol'sk ein vertrauter Anblick. Dsungaren und Russen konkurrierten um die »Tributzahlungen« der sibirischen Völker, die aus Pelzen bestanden. Die Ost-West-Verbindungen wurden durch Nord-Süd-Routen durch Zentralasien ergänzt, die Indien mit Iran und Russland verbanden.<sup>[54]</sup> »Bucharische« Händler waren in Iran, Indien, Russland, Sibirien, in der Steppe und auch in China weiterhin tätig. Vor allem auf den Handelsrouten zwischen Turkestan, Sibirien und China waren die »Bucharer« so präsent, dass die russische Regierung ihnen Restriktionen auferlegte. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts versuchte Russland, den Verkauf hochwertiger Pelze an »bucharische« Kaufleute zu unterbinden. Der Handel mit Karakul-Fellen ist ebenfalls früh nachweisbar, er verlief zunächst über Astrachan', etwa in den 1730er Jahren verlagerte er sich weiter nach Osten. Der Austausch mit Sibirien betraf in der Hauptsache die Lieferung von Pferden (diese aber in vergleichsweise geringen Mengen, vielleicht einige hundert Tiere pro Jahr) und Textilien, Farbstoffen und Arzneipflanzen, darunter *ravend cini* (pers. *rīvand-i čīnī*, tü. *ravend çini*), eine rhabarberähnliche Pflanze, die sehr nachgefragt war und deren Aufbereitung und Vertrieb von »bucharischen« Kaufleuten kontrolliert



wurde. Seit dem 17. Jahrhundert ging auch Tabak nach Sibirien. Von dort wurden Pelze und andere »Waldprodukte« bezogen. In den russischen Siedlungen Tobol'sk, Tara und Tjumen' gab es bucharische Kolonien, zu denen auch Bauern gehörten. Der Handel zwischen Zentralasien und diesen Städten ist aus den russischen Zollregistern gut erschlossen.

6.

### Handel zwischen Zentralasien und Indien

Dem Handel zwischen Zentralasien und Indien wird seit einiger Zeit vermehrt die Aufmerksamkeit der Forschung zuteil. Dieser Handel dürfte sich mit der Machtübernahme der Timuriden in Nordindien (1526) deutlich verstärkt haben. Indische Handelskolonien waren in Zentralasien, in Iran und Russland bis zur Oktoberrevolution vertreten, zunächst mit einem Schwerpunkt in Astrachan', seit dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts in Orenburg. Ab dem 16. Jahrhundert waren Inder aus der Gegend von Multan und aus anderen Regionen des Subkontinents in Buchara und Samarkand tätig; manche Hinweise gibt es für deutlich frühere Präsenz.



Abb. 19 :Pferdemarkt in Samarkand, 19. Jahrhundert

Pferde aus Zentralasien waren in Indien schon lange sehr gefragt, das Volumen des Handels nahm nun aber stark zu. Der indische Bedarf an Pferden für die Kavallerie zunächst des timuridischen Zentralstaates, später zusätzlich der Regionalstaaten belief sich im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf bis zu 100 000 Tiere jährlich. Von diesen Tieren wurde der größte Teil aus Zentralasien importiert; der mittlere Preis für ein turkestanisches Pferd in Nordindien lag in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei 400 Rupien. Die Händler erwarben die Pferde von nomadischen Züchtern in Buchara, Balch oder Herat auf Märkten, die im Frühjahr stattfanden, die Pferde waren dann wegen ihres vergleichsweise schlechten Zustandes billig. Sie wurden den Sommer über auf Weiden im Raum Kabul oder Qandahār gekräftigt und danach in das Indus-Gebiet gebracht. Einen Teil der Pferde verkauften die zentralasiatischen Händler schon in Kabul, die weitere Vermarktung lag in afghanischer oder indischer Hand. Neben Pferden exportierte Zentralasien auch Früchte nach Indien, und es ist ein Indiz für die gute Infrastruktur der Handelswege, dass sogar frische Früchte dorthin gelangen konnten.

Indien exportierte Textilien, in erster Linie Baumwolle, nach Zentralasien, aber auch Sklaven waren – zumindest bis in das 18. Jahrhundert – ein zentrales Handelsgut. Neuere Schätzungen ergeben, dass Indien über die Jahrhunderte

Hunderttausende Sklaven nach Zentralasien exportiert hat. Indigo und andere Farbstoffe machten einen weiteren bedeutenden Teil indischer Exporte aus. Einiges davon wurde nach Russland weiterverhandelt. Baumwollsachen, die aus Zentralasien nach Russland gelangten, stammten vermutlich teilweise aus Indien, weil Baumwolle in Zentralasien bis in das 19. Jahrhundert keine prägende Anbaupflanze war. Das russische Interesse an direkten Handelsverbindungen mit Indien – das sich bis in das 19. Jahrhundert fortsetzt – zeigt, wie bedeutend dieser Handel war.

Am Handel zwischen Zentralasien und Indien waren auf beiden Seiten nicht nur Kaufleute, sondern auch Hofkreise, führende Amire und Familien wie die Jüybāri-Khwājas beteiligt. Offizielle Missionen genossen Vergünstigungen wie Erleichterungen bei den oft hohen Zöllen.

7.

### **Tributmissionen – Handel mit China**

Auch in der Ming- und Qing-Periode hat China den Außenhandel als Tributhandel begriffen. Der Hof gestattete Zugang zur Hauptstadt und den Handel an der Grenze nur unter bestimmten Bedingungen, die politisch ausgehandelt wurden. Damit setzte sich die Situation aus der Tang-Zeit fort. Es ist letzten Endes das System der *heqin*-Verträge, das bis in die Neuzeit fortwirkt: China tritt in Austausch mit den Völkern und Staaten der Steppe, weil es erstens bestimmte Produkte braucht, vor allem Pferde, und weil die verantwortlichen Bürokraten zweitens zur Auffassung kommen, es sei billiger, den »Barbaren« die erwünschten materiellen Vorteile zu geben, als Krieg gegen sie führen zu müssen. Auf der anderen Seite war die Staatenbildung in der Steppe in nicht geringem Maße vom Zugang zu Ressourcen Chinas abhängig; Zugang zu landwirtschaftlichen Produkten und Märkten in Südsibirien, der Dsungarei und/oder im Tarim-Becken war eine gewisse Alternative, aber immer nur die zweitbeste Lösung.

Während der Yüan-Periode war die Versorgung mit Pferden für China kein Problem; während der Ming-Zeit allerdings scheiterten alle Versuche, innerhalb der Grenzen Chinas für Militärdienst verwendbare Pferde zu züchten, so dass man wieder auf den Import angewiesen war.

Chinesische diplomatische Missionen brachten immer Geschenke mit, oft solche, um welche die Partner gebeten hatten. In weit größerem Umfang aber gingen Geschenke an Missionen, die von außerhalb nach China kamen. Solche Gesandtschaften ersuchten immer auch um die Genehmigung, in der Hauptstadt Handel treiben zu dürfen. Für das Personal dieser Gesandtschaften waren je nach Rang unterschiedliche Mengen von Geschenken definiert. Außerdem wurden die Gesandtschaften während ihres Aufenthaltes in China beherbergt und verköstigt.

In den Übereinkünften mit den auswärtigen Mächten ging es China einmal um die Begrenzung des Personals solcher Gesandtschaften sowie ihrer Dauer und Häufigkeit, zum anderen um die Austauschrate von Handelsgütern. So versuchte China die Zahl der Gesandtschaftsmitglieder zu begrenzen, die Esen Khan schickte, sie war von weniger als 100 über etwa 1000 im Jahr 1431 auf mehr als 2000 im Jahr 1444 und schließlich 3000 bis 3500 im Jahr 1448 explosionsartig angestiegen. Die chinesische Weigerung, dies weiter zu akzeptieren, war einer der Gründe für den dann folgenden Krieg zwischen Esen Khan und den Ming. Auch diese Taktik – große Gesandtschaften, um die Gefolgsleute an sich zu binden – hatten schon die Khane der Uiguren in ihrem Umgang mit den Tang verwendet. Mit diesen Gesandtschaften wurden besonders die Interessen der führenden Gefolgsleute eines Khans bedient, weil sie bei diesen Gelegenheiten Luxusgüter bekommen konnten, die durch Raids nicht zu beschaffen waren (neben hochwertigen Textilien auch z.B. Porzellanwaren und Papier); »einfache« Steppenkrieger waren möglicherweise mehr für Überfälle, weil es ihnen um Güter des täglichen Bedarfs ging wie Getreide, Textilien, Metallwaren.

Außer Pferden (und anderen Tieren) boten die Mongolen auch Pelze an. So brachte die Gesandtschaft des Jahres 1446 neben 800 Pferden auch 130 000 Eichhörnchenfelle, 16 000 Hermelin- und 200 Zobelfelle.<sup>[55]</sup>

1490 wurde bei den Austauschraten für den Handel mit »westlichen Barbaren« folgender Umtausch festgelegt: Für ein »westliches« (d.h. großes und für den Krieg geeignetes) Pferd: fünf Gewänder aus gutem Satin; für ein durchschnittliches Pferd (d.h. ein Kleinpferd des mongolischen »Pony«-Typs): ein Ballen feine Seide, acht Ballen gröbere Seide, Papiergeld im Wert von zwei Ballen gröberer Seide; für ein Fohlen: drei Ballen gröbere Seide.<sup>[56]</sup>

Die Tributmissionen hörten jedoch gegen 1500 vollständig auf, da die Ostmongolen zu sehr miteinander im Kampf lagen, um solche Missionen organisieren zu können. In den folgenden Jahrzehnten weigerten sich die Ming, überhaupt Gesandtschaften zuzulassen; mongolische Raids auf Grenzgebiete nahmen zu. Erst mit 1570 änderte sich das. Die neu



eingerrichteten Pferderrrkte in den Grenzdrrkten Xuanfu, Datong und Shanxi verzeichneten schnell wachsende Umsätze:<sup>[57]</sup>

**Alle drei Distrikte gemeinsam:**

1570	60 000 <i>tael</i> (Silbereinheit, 1 <i>tael</i> entspricht 37,8 g)
1571	70 000 <i>tael</i>
1577	270 000 <i>tael</i> , davon 10 Prozent politische Hilfsleistungen

**Nach Distrikten angeordnet, 1612:**

Distrikt	Pferdemärkte	Hilfszahlungen	Gesamt
Xuanfu	185 000	52 000	237 000
Datong	100 000	22 000	122 000
Shanxi	40000	14 000	54 000
Gesamt	325 000	88 000	413 000

Allerdings ließen die Ming nach 1570 nur Grenzmärkte, keine großen Tributmissionen mehr zu; diese waren auf 150 Mann begrenzt. An den Grenzmärkten allerdings blühte auch der private Handel mit Getreide, Textilien und Haushaltsgeräten für die Mongolen. Für die Zeit von ca. 1500 bis 1570 gilt die These, dass es bei den militärischen Auseinandersetzungen an der chinesisch-mongolischen Grenze nicht zuletzt um den Zugang zu Grenzmärkten ging. Ein hoher chinesischer Beamter formulierte es in einem Memorandum so: »Wenn es Grenzmärkte und Tribut gibt, gibt es keinen Krieg.«<sup>[58]</sup>

Neben Seide war Tee ein häufig exportiertes chinesisches Produkt. Tee war, so die chinesische Auffassung, für die Nomadenvölker ebenso unentbehrlich wie Pferde für China. Die Initiative für den Handel »Tee gegen Pferde« ging dabei von der Ming-Regierung aus, die 1375 die erste Handelsmission entsandte. Vom Ende des 14. Jahrhunderts an bis 1449 (als wegen der Gefangennahme des Kaisers durch Esen Khan das System zusammenbrach) folgte der Handel »Pferde gegen Tee« dem Goldtäfelchen-System. Dabei erhielten ausgewählte mongolische und türkische Chiefs eines von insgesamt 41 Goldtäfelchen, die als Berechtigungsausweis für legalen Handel an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten dienten. In diesem System wurden Austauschraten festgelegt: Zunächst 30–40 *jīn* (18–24 kg) Tee pro Pferd, später, nach Qualität der Pferde gestaffelt, 50–120 *jīn* (30–72 kg).<sup>[59]</sup> Die im freien Handel (also im Schmuggel) erzielten Preise für Pferde lagen höher. Der Umfang des Handels war beträchtlich: 13 518 Pferde gegen eine halbe Million *jīn* Tee (300 t) im Jahr 1397. Während der »Vorwärts-Strategie« des Yongle-Kaisers stieg der Bedarf an Pferden, und die Anzahl der im Besitz der chinesischen Armee befindlichen Tiere wuchs von 310 617 im Jahr 1415 auf ca. 1,2 Millionen Tiere im Jahr 1422; entsprechend wurden die Teeproduktion und der Handel mit »befreundeten Barbaren« gesteigert. Die Pferdellieferanten kamen vor allem aus den Regionen Hami und Turfan und aus dem Kökenuur-Gebiet (also nicht aus den nördlichen Steppenregionen, mit denen die Ming im Krieg lagen).

In der Mitte des 15. Jahrhunderts hörte das Goldtäfelchen-System auf zu funktionieren. Ein Hauptproblem war die Logistik des Teetransports von den Produktionsgebieten in Sichuan zur Nordwestgrenze. Vor allem weil die chinesische Regierung wegen dieser logistischen Probleme das Monopol über den Teehandel nicht aufrechterhalten konnte und



weil das politische Kräfteverhältnis sich zuungunsten der Ming geändert hatte, sank erstens der Anteil der Regierung am Import von Pferden: 1503 war er auf etwa ein Drittel gesunken; zweitens sank die Qualität der Pferde, obwohl der Preis stieg: im genannten Jahr erwarb die Regierung ca. 10 000 Pferde für mehr als eine halbe Million *jīn* Tee. Eine Teilprivatisierung des Handels folgte, auch trat Silber jedenfalls teilweise an die Stelle von Tee. Silber wurde immer wichtiger und die Kontrolle der Regierung immer schwächer, auch wenn privater Handel mit Tee nach wie vor illegal war. 1512/1513 brach der Handel »Tee gegen Pferde« dann endgültig zusammen, weil die Kökenuur-Region von einem den Ming feindlich gesonnenen Chief und Hami von Turfan erobert wurde, die Lieferanten für Pferde also entfielen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Pferde waren ein zentrales Handelsgut, das Zentralasien exportierte, und zwar in besonders großen Mengen nach China und nach Indien, weniger nach Russland und Sibirien. Weder Indien noch China waren in der Lage, sich von diesen Importen kriegstauglicher Pferde zu befreien. In politischer Hinsicht hat dies den zentralasiatischen Staaten besonders China gegenüber einen Hebel in die Hand gegeben. Entsprechende Handelsbeziehungen waren für das 14. bis in das 18. Jahrhundert prägend. Neben Pferden sorgten auch andere Handelsüter wie Pelze, Sklaven, getrocknete und frische Früchte, Textilien und immer noch Seide, nun auch Tee für Umsätze entlang transkontinentaler Handelsrouten, die sich zwar nur punktuell quantifizieren lassen, aber immer bedeutend waren. Zentralasiatische Partner waren dabei keineswegs passiv, sondern wirkten im Gegenteil gestaltend auf die Handelsbeziehungen ein. Die Handelsbeziehungen zwischen Zentralasien und Indien befanden sich zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert auf einem besonders hohen Niveau, und der Austausch mit Russland nahm seit dem späten 16. Jahrhundert kontinuierlich zu, so dass von einem »Ende der Seidenstraße« nur insofern gesprochen werden kann, als die Lieferung von Seide aus China in den Mittelmeerraum tatsächlich keine Rolle mehr spielte. Andere Produkte und Routen prägten nun das weiter sehr lebhaftes System der transkontinentalen Karawanenstraßen, in dem den Kaufleuten und Städten Zentralasiens immer noch eine bedeutende Rolle zukam.



Abb. 20 :Tuchverkäufer, 19. Jahrhundert

8.

**Produzierendes Gewerbe, regionaler Handel**

Der Fernhandel macht nur einen kleinen Teil des Gesamtvolumens im Handel einer Stadt aus; die meisten Güter finden ihre Abnehmer in der Region. Der Basar versorgt außer der Stadt selbst ihr ländliches Umland und die Steppen- und Bergregionen mit den dort lebenden Nomaden. Für das 16. Jahrhundert ist besonders die Situation in Samarkand gut erschlossen.<sup>[60]</sup> Die Stadt hatte am Ende des Jahrhunderts keine herausgehobene politische Position mehr und ist daher vor allem als Handels- und Gewerbezentrum zu betrachten.

In Samarkand lebten im 16. Jahrhundert schätzungsweise bis zu 100 000 Einwohner. Eine Mehrheit der Menschen war im produzierenden Gewerbe tätig, also als Handwerker. Eine strikte Trennung von Produktion und Handel gab es nicht, aber die Arbeitsteilung in der Produktion war sehr weit fortgeschritten. So gab es für jede Art von Textilien ein eigenes Gewerk. Metallfachleute, auch in der Bearbeitung von Eisen, waren ebenso hoch spezialisiert (so gab es Schmiede, die nur Nägel oder nur Nadeln herstellten). Ein Katalog von Gewerken führt mehr als 130 Bezeichnungen auf. Eine »zunftmäßige« Organisation lässt sich nicht endgültig nachweisen, doch setzte sich der Brauch fort, die einzelnen Gewerbe in bestimmten Basargassen zusammenzufassen. Eine gewisse Organisiertheit gab es: Bei der Prüfung von Lehrlingen treten Häupter (pers. *akābirān*, wörtlich »Große«) auf. Gelegentlich findet sich ein Mann in herausgehobener Stellung, mit fiskalischen und Kontrollaufgaben in bestimmten Bereichen, die ein einzelnes Handwerk auch überschreiten können (Produktion von und Handel mit Seidengeweben, Baugewerbe).

Manchmal hießen ganze Stadtviertel (*kūy*, eine abgeschlossene Gruppe von Sackgassen) nach einem Gewerbe, in Samarkand etwa nach den Steinmetzen oder nach den Herstellern von zweirädrigen Karren. Ebenso konnten Stadtviertel nach der Moschee heißen, die wiederum nach einer Berufsgruppe genannt war, etwa »Stadtviertel der Metzger-Moschee«. Frauen dürften in vielen Betrieben mitgearbeitet haben, aber nur selten wurden Frauen als Gewerbetreibende erwähnt, etwa als Kürschnerin.

Die meisten Betriebe waren sehr klein, nur in einigen Branchen gab es größere Betriebe. Bei der Papierherstellung etwa – Samarkand war für feine Papiere berühmt – konnten bis zu 20 Personen in einem Betrieb arbeiten. Oft hatten die Handwerker ihre Werkstätten, gleichzeitig Läden, gemietet, die Eigentümer waren nicht selten Stiftungen. Städtisches Grundeigentum befand sich aber überwiegend in Streubesitz, viele Handwerker waren eben auch Eigentümer ihrer Läden und Werkstätten. Dies lässt sich an Urkunden aus Balch und Buchara zeigen. Für Buchara ist ebenso belegt, dass Frauen oft sowohl städtischen als auch stadtnahen ländlichen Grundbesitz hatten.

Innerhalb der Handwerkerschaft ist eine soziale Schichtung nachweisbar: Einige Meister waren wohlhabend genug, dass sie Geld verleihen konnten. (Wegen des Zinsverbots im islamischen Recht können die Zinssätze nicht angegeben werden.) Lehrlinge begannen schon als Kinder, in der Regel in der Werkstatt ihres Vaters, das Handwerk zu erlernen. War der Meister nicht der Vater des Lehrlings (oft bei Waisen), wurde ein Ausbildungsvertrag geschlossen, der die Zahlung eines Lehrgelds vorsah; der Lehrling lebte dann in der Familie des Meisters. Manchmal arbeiteten auch Männer in Gewerken, die nicht die Berufe ihrer Väter waren.

Die Produktion der städtischen Handwerker war zu einem guten Teil auch für den regionalen und überregionalen Austausch bestimmt. Das betraf nicht zuletzt Textilien. In der Steppe war der einfache und preiswerte, dabei haltbare und feste Baumwollstoff *karbās* besonders gefragt. Bei einer Gelegenheit stattete der sufische Meister Khwāja Ahrār (gest. 1490) nach einem Überfall Leute in Taschkent mit großen Mengen *karbās* aus, womit sie gefangene Familienangehörige bei den Usbeken auslösen sollten. *Karbās* wurde auch nach Russland geliefert. Die Leute in der Steppe trugen oft Leder und Häute, auch Pelz, was ihnen den Abscheu der Städter eintrug (der Vergleich mit Wölfen lag nahe); wohlhabende Nomaden hatten dagegen auch Seide und andere Textilien. Die Steppenleute lieferten im Austausch Häute und Felle als Grundprodukte für das städtische Handwerk, außerdem Ziegenhaar, aus dem Kaschmir und Paschmina (von pers. *pašmīna*: »Wollprodukt«) hergestellt wurden. Ziegenhaar wurde aus dem südlichen Tarim-Becken und den Gebirgsregionen nach Kaschmir geliefert und ist heute eines der wichtigsten Exportprodukte der Mongolei nach China.

Die Rohstoffe für das städtische Gewerbe kamen zu einem großen Teil aus der Umgegend, auch Seidenfäden oder Kokons sowie Baumwolle. Viele Farbstoffe dagegen mussten importiert werden, Indigo etwa, aber auch andere.



## C

**Gesellschaft**

## 1.

**Rechtssysteme im Kontakt**

Die Mongolen unter Činggis Khan kannten wohl zwei normative Systeme: zum einen gewohnheitsrechtliche Regeln (mo. *yosun*) und zum anderen herrscherliche Erlasse (*jasag*, in islamischen Quellen *yāsā*).<sup>[61]</sup> Die gewohnheitsrechtlichen Regeln hatten auch mit der Verehrung der Geister und der Furcht vor ihnen zu tun. Dies wird erwähnt im Zusammenhang mit den Tabus bei der Nutzung von Wasser, besonders zum Waschen, und dem Verbot der Verunreinigung von Wasser (es war auch Gästen streng untersagt, fließende Gewässer durch Fäkalien zu verunreinigen). Auch die Reinigungsrituale durch Räuchern oder das Hindurchführen von Gästen und ihrem Gepäck zwischen zwei Feuern gehören hierher.

Die Gemeinschaft bei den Mongolen seit Činggis Khan war einerseits durch das Gefolgschaftsverhältnis zu einem Khan, andererseits durch die Anerkennung eines Gesetzes gegeben. Die Gesetze haben also auch gemeinschaftstiftenden Charakter. Činggis Khan gilt daher nicht umsonst als Gesetzgeber ebenso wie als Begründer einer neuen Gemeinschaft.

Die *Yasa Činggis Khans* ist nicht als Text erhalten. Die Angaben in muslimischen Quellen sind spärlich, die Informationen aus chinesischen und mongolischen Quellen reichlicher und präziser. Die Vorstellung, Činggis habe bei einer bestimmten Gelegenheit, etwa aus Anlass seiner Ernennung zum Khan 1206, die *Yasa* im Ganzen verkündet, ist nicht mehr Stand der Forschung. Es wird sich eher um zunächst mündlich verbreitete Einzelsätze gehandelt haben, die erst später aufgezeichnet wurden. Die *Yasa* ist auch kein vollständiges Rechtssystem, weite Bereiche, etwa das Familienrecht, berührt es gar nicht. Besonders umstritten war später, ob und wenn ja welche Regelungen zur Nachfolge und zur politischen Ordnung die *Yasa* enthalten habe.

Činggis Khan hat durch seine Rechtsverordnungen die tribale Ordnung zu überwinden getrachtet. Das zeigte sich unter anderem bei den frühen Vorschriften zum Beutemachen: Die Kämpfer sollten nicht mehr bei den Beutestücken »stehen bleiben«, sondern weiterkämpfen. Die Verteilung der Beute behielt der Khan sich vor. Weitere Vorschriften galten dem Gehorsam, vor allem in der Schlacht, der Heerfolge, der Pflicht, bei der Zehnschaft zu verbleiben, der man zugewiesen war, und der Verantwortlichkeit jeder Gruppe des Dezimalsystems für seine konstituierenden Teile. Die Strafen waren drastisch, auf viele Vergehen stand die Todesstrafe.

Bei allen Delikten zwischen Menschen (Mord, Körperverletzung, Eigentumsdelikte) stand im mongolischen Recht des Mittelalters und der Frühen Neuzeit der Ausgleich des entstandenen Schadens im Vordergrund. Der Täter wurde also verurteilt, den Schaden zu ersetzen. Dafür gab es ausführliche Angaben. Vieh, nicht selten in »Neunergruppen« (spezifische Kombinationen von Pferden, Rindern und Kleinvieh), war das häufigste Zahlungsmittel. Bei Personenschäden konnte auch eine Tochter aus der Familie des Täters an die Familie des Opfers gegeben werden. Bei Mord wurde neben der Todesstrafe auch zusätzlich eine Ersatzleistung verfügt. Im Lauf der Zeit traten die Exekutionen zugunsten der Ersatzleistungen in den Hintergrund, auch ein Ergebnis der imperialen Strukturen.

Mit dieser Auffassung von »ausgleichender Gerechtigkeit« gerieten die Mongolen in Konflikt mit den Rechtsvorstellungen der benachbarten, teilweise unterworfenen Länder. In der chinesischen Rechtsauffassung ging es nicht so sehr um den Ausgleich zwischen der Gruppe des Opfers und der Gruppe des Täters, sondern um die Ahndung des Regelverstößes an sich, so dass das Opfer in den Hintergrund trat; obwohl sich die chinesische Auffassung im Lauf des 14. Jahrhunderts durchsetzte, blieb der mongolische Kompensationsgedanke – bei Mord auch die Familie des Opfers zu entschädigen – erhalten. Ähnlich ist die Konfliktlinie mit den russischen Rechtsvorstellungen: Repression, d.h. Strafe für den Täter, ist der Grundgedanke des Strafrechts. Im islamischen Rechtsraum konnte zwar die Ersatzleistung zwischen Täter und Opfer bei Personenschaden greifen (wenn das Opfer oder ggf. dessen Angehörige auf die Ausübung von *talio* verzichteten), aber bei Eigentumsdelikten war dies nicht möglich.

Für viele Rechtspraktiker in den von den Mongolen unterworfenen Regionen war das mongolische Strafgericht (*jarǰu*) nicht hinnehmbar, weil dort eher von der Schuld als von der Unschuld des Angeklagten ausgegangen wurde, außerdem konnten Geständnisse durch Folter oder durch ökonomische Sanktionen herbeigeführt werden.

*Jarǰu*-Gerichte waren vor allem mit »politischen« Straftaten wie Verrat und Untreue von Männern im Gefolge des Herrschers befasst und bestanden als solche auch unter Timur und den Timuriden bis zu ihrer Abschaffung unter Šāhrukh, angeblich 1411; *jarǰu*-Gerichte sind aber noch viel später belegt.

Neben diesen grundsätzlichen Unvereinbarkeiten sind noch einige einzelne Punkte zu nennen. In China konnte man sich an die mongolische Praxis des Levirats nicht gewöhnen (bei der eine Witwe an den Bruder, meistens den jüngeren, des Verstorbenen verheiratet wurde); das war im islamischen Recht ähnlich. Ebenso war für Muslime die mongolische Praxis, Opfertiere nicht auszubluten, sondern gerade das Blut nicht fließen zu lassen, ein Skandal.

In timuridischer Zeit kam es zu einer Art misstrauischer Koexistenz zwischen der türkisch-mongolisch-činggisidischen Tradition und der – auch und gerade von Timur – behaupteten Scharia-Orientierung. Die Herrscher bezogen sich neben dem islamischen Recht auch auf die činggisidische *Yasa* und auf das Herkommen (tü. *töre*), nicht zuletzt im Hofzeremoniell (Sitz- und Stehordnung). Feindliche Quellen haben denn auch, wie schon früher der syrische Rechtsgelehrte Ibn Taimiyya (gest. 1328) in Bezug auf die Mongolen in Iran, angezweifelt, dass es sich bei diesen Eroberern und ihren Herrschern wirklich um Muslime handelte. Im timuridischen Machtbereich waren es nicht zuletzt sufische Meister, die sich für die Einhaltung der Scharia einsetzten. Dabei spielten neben Fragen des persönlichen Verhaltens der Herrscher, vor allem der Geschlechtertrennung, dem Alkoholenuss und der Verwendung von Saiteninstrumenten, auch die Steuerpolitik und das Eindämmen von Machtkämpfen eine Rolle. Noch bis in das 16. Jahrhundert richtet sich die Polemik von islamischen Würdenträgern, nicht zuletzt aus dem Umfeld der Naqšbandiyya, gegen die Vermischung von islamischem mit mongolischem Recht. In der »*Yasa*-Scharia-Synthese« des 16. und 17. Jahrhunderts war der *Yasa* das herrscherliche Zeremoniell zugeordnet, ebenso die Nachfolge- und Legitimierungsfragen, die sich aus dem činggisidischen dynastischen Prinzip ergaben. Erst mit der Ablösung dieses Prinzips in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hörte auch die Berufung auf die *Yasa* Činggis Khans auf, Formen islamischer Legitimierung gewannen an Bedeutung.

Spätere mongolische Rechtsliteratur ist immer auch unter politischen Gesichtspunkten zu sehen: Bei einem politischen Neubeginn sollte es – zur Konstitution einer neuen Gemeinschaft – auch ein neues Rechtswerk geben. Anders als bei den Verfügungen Činggis Khans handelt es sich hier aber nicht mehr um herrscherliche Erlasse, sondern um ausgehandelte Texte. Dies beginnt mit dem Gesetzeswerk Altan Khans (1543–1582). Es wurde teilweise mit den Ming, teilweise mit dem Dalai Lama ausgehandelt. Die gemeinschaftsbildende Funktion von Rechtswerken wird besonders deutlich bei dem berühmten *Oiratischen Gesetzbuch* von 1640, dessen Grundversion auf einer *quriltay*-Versammlung der Oirat und der Khalkha verhandelt und beschlossen wurde. Die beiden Gruppen planten, gemeinsam gegen die vordringenden Mandschu vorzugehen. An der Versammlung nahmen auch zahlreiche buddhistische Geistliche teil. Fortgeschrieben wurde es allerdings nur auf der oiratischen, besonders der kalmückischen Seite.

Die letzte mongolische Sammlung von Rechtstexten ist das *Khalkha jirum* (entstanden 1709–1770), wieder von einer Gruppe von Potentaten niedergelegt. Es galt besonders für die umfangreichen Ländereien des Jibzundamba Khutugtu und die abhängigen Bauern und Hirten, die dort arbeiteten.

2.

### **Soziale Verhältnisse auf dem Lande**

Für die vormongolische Zeit gibt es so gut wie keine Quellen zu Besitzverhältnissen auf dem Lande. Das ändert sich in der nachmongolischen Zeit allmählich, besonders für die spättimuridischen Regionen und für Transoxanien in der nachfolgenden Zeit, so dass in aller Vorsicht einige Aussagen getroffen werden können.

Großgrundbesitz und kleine Eigentümer finden sich in enger Nachbarschaft, und es ist nicht möglich, allgemein das Überwiegen der einen oder anderen Besitzform festzustellen, die regionalen Unterschiede dürften groß sein. Der große Grundbesitz lag dabei einmal in der Hand der Krone bzw. des Staates (zwischen den beiden Instanzen wurde immer weniger ein Unterschied gemacht), daneben hauptsächlich in der Hand von Personen, die der türkisch-mongolischen militärisch-politischen Elite angehörten, also von Amiren und ihren Familien. Daneben kamen Mitglieder aus der eher

iranischen Verwaltungselite vor. Ein besonderer Fall sind fromme Stiftungen. Die in der nachmongolischen Zeit mancherorts betriebenen Erschließungsprojekte mit neuen oder wiedereingerichteten Bewässerungsanlagen waren in der Hand des Herrschers oder der Amīre. Ein nicht unbedeutender Teil des Grundbesitzes gehörte Frauen, zum Teil als kleiner Grundbesitz. Viele von ihnen waren Frauen und Töchter von Amīren.

Die zentralasiatischen Oasengebiete wiesen zwei Nutzungsmuster auf. Ein kleiner Teil des Landes, dorf- und stadtnah, konnte ganzjährig bewässert werden. Dort gediehen Gemüse und Obst, Wein und andere Spezialkulturen (einschließlich Baumwolle). Der kastilische Botschafter Ruy Gonzalez de Clavijo hat Samarkand als von Gärten und Parks eingehüllt beschrieben, so dass die Stadt gar nicht zu sehen war. Melonen, Früchte jeder Art waren in der Stadt ebenso reichlich und wohlfeil zu haben wie Getreide. Maulbeerbäume entlang der Bewässerungskanäle lieferten die Grundlage für die Seidenraupenzucht. Baumwolle erwähnt Clavijo nur in sehr allgemeiner Form. Ähnliche Beschreibungen könnte man für andere Städte auch erwarten, sogar für Dörfer. Weiter entfernt von den Siedlungen lagen die Getreidefelder, die nur zweimal oder dreimal bewässert werden können; sie lagen jedes zweite Jahr brach. Flächenangaben in Urkunden beziehen sich bei Gartenland immer auf ein Flächenmaß, Obstbäume und Weinstöcke wurden bei Verkauf gezählt. Bei Getreideland kommen auch Maße vor, denen Hohlmaße (zum Abmessen der erforderlichen Saat) zugrunde liegen; ein anderes Maß ist das Ochsespann (pers. *juft-i gāw*), mit dem man eine bestimmte Fläche bearbeiten kann. Kleinbäuerliche Wirtschaften konnten auf weniger als einem Hektar Anbaufläche beruhen.

Die Dorfgemeinschaft bestand in manchen Gegenden in der Weise fort, dass die zu ihr gehörenden Ländereien nicht real (in der Fläche) geteilt werden konnten; diese Dörfer konnten aber als Ganzes verkauft werden, ebenso Bruchteile davon, die sich dann als Anteile an den Erträgen verstehen. Bruchteilgemeinschaften an Grundstücken kommen, etwa als Konsequenz des islamischen Erbrechts, nicht selten vor, wie sich dann daran feststellen lässt, wie Aufkäufer die entsprechenden Bruchteile nacheinander erwerben, was z.B. für die Jūybārī-Khwājas in mehreren Fällen belegt ist.

Die Abgabenlast muss in zwei große Gruppen unterteilt werden: Die »normalen« Abgaben (meistens als Anteil von der Ernte ausgedrückt) und die »außergewöhnlichen« Abgaben, die natürlich ebenso regelmäßig eingezogen wurden und die ebenfalls oft in Anteilen von der Ernte vorzustellen sind. Insgesamt kann man davon ausgehen, dass den Bauern eben gerade genug zum Leben übrig blieb.

Die »normalen« Abgaben betragen vielleicht um die 30 Prozent der Ernte. Davon gingen, je nach dem juristischen Status des Landes, ein Drittel an den Grundherrn und zwei Drittel an den Staat (das entspricht der islamrechtlichen Kategorie *kharāj*) oder andersherum: zwei Drittel an den Grundherrn und ein Drittel an den Staat (islamrechtlich *uṣr*, »Zehent«). Von dem System, nach dem der Abgabenanteil zumindest auf Staatsland in den Oasen des Tarim-Beckens proportional zu einer »idealen« Ernte von etwa dem Zehnfachen der Aussaat berechnet wurde, ist weiter westlich nichts bekannt.

Steuerbefreiung kam vor; der Herrscher konnte seinen Anteil an den Abgaben verleihen oder vergeben. Vollkommen steuerfreies Land (pers. *milk-i hurr-i khālis*) entstand jedoch nicht durch Verleihung, sondern durch eine komplizierte Operation, in welcher die Krone und ein Grundbesitzer *kharāj*-Land so aufteilten, dass zwei Drittel Staatsland (ar. und pers. *mamlaka*) und ein Drittel eben steuerfrei wurde. Diese Form ist seit dem späten 15. Jahrhundert dokumentarisch belegt und ist seit dem 17. Jahrhundert kontinuierliche Praxis; in der juristischen Literatur ist diese Möglichkeit schon im 14. Jahrhundert beschrieben. Der relative Anteil von Staatsland wird für die Oasen des Tarim-Beckens nach chinesischen Quellen nicht sehr hoch angesetzt, mit nicht mehr als 15 Prozent; weiter westlich muss er nicht höher gelegen haben.

Die Krone verlieh die ihr zustehenden Einkünfte (aus Kron- bzw. Staatsland und von Land in Privatbesitz) in verschiedenen Formen als bedingte Verfügung gegen Dienst: vor allem an militärische Befehlshaber, aber auch an Zivilpersonen, Amtsinhaber und andere. Die Termini dafür (mo. *soyurgāl*, pers. *tankhwāh* oder *darūbast*, ar. *iqṭāʿ*) wirken oft wie Synonyme. Der Begriff *soyurgāl* wurde auch für die Vergabe einer Apanage an ein Mitglied der herrschenden Familie benutzt, die Vergabe bezieht sich dann neben den steuerrechtlichen auf eine Vielzahl politischer, militärischer und juristischer Aufgaben und Befugnisse. Ansonsten ist von der Vergabe solcher Befugnisse nicht auszugehen. Die Verleihungen werden in der Tendenz erblich, so dass die Herausbildung von tribal-amiridischen Herrschaftsgebieten, die man schon im 14. Jahrhundert beobachten kann, mit diesem Instrument zusammenhängt.

»Außergewöhnliche« Abgaben sind unter vielen Bezeichnungen bekannt. Ein Teil davon war als Entlohnung für Amtsinhaber vorgesehen, andere gingen auf außergewöhnliche Ereignisse zurück, einschließlich von Festen am Hof.



Oft werden sie unter Sammelbegriffen wie ar. und pers. *ikhrājāt* »Abgaben« zusammengefasst. Willkür und Missbrauch bei der Einhebung von Abgaben waren an der Tagesordnung, wie man aus Beschwerden erfährt. In einigen Fällen verweisen die Quellen auch auf bäuerliche Reaktionen auf solche Zustände: Die Bauern konnten entweder versuchen, einen anderen Herrn zu finden, unter dessen Schutz sie sich dann begaben (s.o. zu *himāyat*), oder aber sie verließen ihre Dörfer, ohne dass wir erfahren, wohin sie gingen. Religiöse Würdenträger können hier eine bedeutende Rolle gespielt haben – dabei ist die Grenze von Schutz, den die Bauern suchen und den der Khwāja gewährt, zu Zahlungsverpflichtungen an den Khwāja fließend. Beispiele sind die Naqšbandī-Scheiche Khwāja Ahrār und die Jūybarī-Khwājas im westlichen Zentralasien. Besonders die Fraktion der »Khwājas vom Weißen Berg« scheint im 17. Jahrhundert in den Oasen des Tarim-Beckens eine vergleichbare Struktur quasi-verpflichtender Abgaben installiert zu haben.<sup>[62]</sup>

3.

### Stiftungen als »Agrobusiness«

Neben dem privaten großen Grundbesitz waren die frommen Stiftungen erwähnt worden. Für Zentralasien ist die Kombination eines frommen Zweckes, nicht selten der Finanzierung einer Medrese, eines Khānaqāh (Versammlungsort und Gästehaus für Sufis), eines Schreins oder einer Moschee, mit der Weitergabe der Verfügung über das gestiftete Vermögen innerhalb der Familie die Regel. Der wohltätige Zweck wird oft auch durch regelmäßige Speisungen, nicht selten in großem Umfang, täglich und/oder zu bestimmten Festtagen im islamischen Kalender, unterstrichen.

Bei den gestifteten Besitzungen handelt es sich meistens um landwirtschaftlich genutzte Grundstücke, daneben auch städtischen Grundbesitz, Mühlen, Bäder, Läden bis zu ganzen Basarstraßen und Marktkuppeln. Die ersten großen nachmongolischen Stiftungen aus dem Raum Buchara sind schon erwähnt worden. In der Timuridenzeit sind weitere sehr große Stiftungen entstanden. Gut belegt sind Stiftungen in Herat, Balch und Samarkand. Im 16. und 17. Jahrhundert kommen weitere große Komplexe hinzu, und bestehende Einrichtungen erhalten weitere Stiftungen. Einer der Zwecke konnte sein, den Grundbesitz der Erbteilung zu entziehen, es wird auch vermutet, Stiftungsland sei weniger durch Konfiskationen bedroht gewesen. Was die Dauerhaftigkeit der Stiftungen angeht, waren viele Stifter erfolgreich: Von den Stiftungen zugunsten des Fathābād-Komplexes bei Buchara hören wir noch im 19. Jahrhundert, ebenso von den Stiftungen Khwāja Ahrārs in Samarkand und Taschkent. Auch die Stiftungen für den Schrein Alīs bei Balch bzw. Mazār-i Šarīf bestanden bis in das 19. und 20. Jahrhundert.<sup>[63]</sup> *waqf*-Land (s.S.185) war nicht automatisch steuerfrei, sondern behielt bei der Stiftung die gleiche Steuerkategorie, die es als Privatbesitz gehabt hatte. Im 19. Jahrhundert schuldeten die Stiftungsländereien der Ahrāris immer noch 20 Prozent der Ernte, waren also islamrechtlich gesehen *kharāj*-Land. Neben den großen Stiftungen, die auch den politischen Einfluss der Nachkommen des Stifters sichern halfen, gab es Hunderte von kleineren, nicht zuletzt zugunsten von Stadtviertel-Moscheen. Die Aufsicht über das Stiftungswesen übte eine Amtsperson aus (ar. *sadr*). Dieses Amt entstand gegen Ende des 14. Jahrhunderts – am Ende des 15. Jahrhunderts musste der Herater Timuride Sultān Husain Baiqara mehrere Personen ernennen, weil die Stiftungen so zahlreich geworden waren.

Stiftungen sind immer auch die materielle Grundlage für den politischen Einfluss einer Familie, einer religiösen Strömung oder Bruderschaft. Besonders dort, wo Schreine die Begünstigten sind, kann es auch Konkurrenz um die Stiftungsmittel geben. Stiftungen sind gleichfalls eine materielle Grundlage für die kulturelle Blüte der späteren Timuridenzeit – vor allem in der Architektur.

Die großen Stiftungen setzten regelhaft einen Nachkommen des Stifters als Verwalter (ar. *mutawallī*) ein. Oft gingen auch Ämter an der von der Stiftung unterhaltenen Institution an Nachkommen des Stifters, etwa dasjenige des Medrese-Lehrers (ar. *mudarris*). Bei herrscherlichen Stiftungen konnte sich gelegentlich eine bestimmte Familie im Amt des Verwalters etablieren, so die Ansāris am Schrein von Mazār-i Šarīf.

Für die Verwaltung großer Ländereien (sowohl in Privatbesitz als auch bei Stiftungen) sind zwei Modelle nachgewiesen. Das erste ist ein Modell direkter Verwaltung durch eine Zentrale, die allerdings nicht in das Alltagsgeschäft der – meist landwirtschaftlichen – Arbeit eingreift. Dies Modell setzt eine weitentwickelte Buchhaltung und Kontrolle (über Verträge, Lieferungen, steuerrechtliche Angelegenheiten, Lagerbestände usw.) voraus. Die abhängigen Bauern arbeiteten auf der Grundlage von Pachtverträgen, welche die Aufteilung der Ernte in einem

bestimmten Verhältnis zwischen Grundherr und Pächter vorsahen. Die Kontrolle übten der Grundherr bzw. dessen Bevollmächtigte unter anderem durch Inspektionsreisen aus. Beispiele für dieses Modell sind: die Verwaltung der Stiftung der Āfāq Begim in Herat und Umgebung, errichtet 1506,<sup>[64]</sup> die Verwaltung der Güter von Khwāja Ahrār (und später von dessen Stiftungen)<sup>[65]</sup> und die Verwaltung der Scheiche von Jūybār bei Buchara, die sich in dem Komplex Čahār Bakr befand. Beim zweiten Modell vergab die Verwaltung der Stiftung die Einkünfte an einen Gesamtpächter, der dafür eine feste Summe an die Stiftung zahlte und dann seinerseits die Ernteteilungs-Pachtverträge mit den abhängigen Bauern abschloss. Das erste Modell bot dabei die Möglichkeit, unter Ausnutzung der vorhandenen Techniken rationaler Rechnungslegung und teilweise auch der wissenschaftlichen Erkenntnisse in Agronomie und Bewässerungsbau die Landwirtschaft profitabler zu betreiben. Vor allem in der späteren Timuridenzeit haben wohl einige Stiftungen entsprechende Möglichkeiten genutzt. Ansonsten war der Ruf der Stiftungsländereien schlecht – das kann auch damit zusammenhängen, dass im Fall der Vergabe der Einkünfte an einen Gesamtpächter notwendige Investitionen, z.B. in das Bewässerungssystem und in die Lagerhaltung, deswegen unterblieben, weil die entsprechenden Verträge in der Regel nur kurzfristig, mit einer Höchstdauer von drei Jahren, abgeschlossen werden sollten.

Die Stiftung war auch ein Instrument zur Erschließung neuer landwirtschaftlicher Gebiete. Das lässt sich besonders gut am Beispiel der Stiftung für den Schrein von Mazār-i Šarīf zeigen. Es scheint, dass Sultān Husain die »Wiederentdeckung« des Grabes von Ali b. Abī Tālib bei Balch als Chance gewertet hat, in seinem eigenen Machtbereich ein weithin ausstrahlendes Pilgerzentrum zu errichten. Gleichzeitig ließ sich so die Oase von Balch, die noch von der Mongolenzeit her wirtschaftlich problematisch war, neu entwickeln. Die Stiftung, die er für diesen Schrein einrichtete, beruhte auf der Wiederherrichtung oder dem Neubau eines Kanalsystems innerhalb der Gesamtoase, dem »18-Kanäle«-System (pers. *haḏdah nahr*), dem »Königskanal« (pers. *nahr-i šāhī*), der mitsamt dem von ihm bewässerten Land gestiftet wurde. Der Timuride sandte auch fähige Verwalter nach Balch; in dieser Gruppe wird der Ahnherr der späteren Verwalterfamilie vermutet. Im Fall von Mazār-i Šarīf handelte es sich um steuerfreies Land, das vom Sultan erst in diesen Zustand versetzt wurde; die Steuerfreiheit zu erhalten war in der Folge ein wichtiges Ziel der Verwalter. Im Lauf der Zeit hat dann die Siedlung, die um den Schrein herum entstand, die alte Stadt Balch abgelöst; der Schrein wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch zu einem politischen Zentrum, zum Zentrum eines »Schrein-Staates«.



D

**Religion, Kunst, Literatur**

1.

**Islamisierung der Steppen**

Die Mongolenzeit bedeutete für die Muslime Zentralasiens eine unterschiedlich lange, aber nie ganz kurze Zeit der Herrschaft von Nicht-Muslimen, wobei man für Teile der Region im Grunde die Herrschaft der Qarakhitai als Herrschaft von Nicht-Muslimen mitrechnen muss. Damit entfiel für längere Zeit die Förderung der islamischen Wissenschaften durch die Herrscher und ihre Familien in Form von Ämtern, Stiftungen und Zugang zu staatlichen Ressourcen. Dies traf vor allem die islamische Gelehrsamkeit, weil ja auch das islamische Recht seine dominierende Stellung nicht überall aufrechterhalten konnte. Die Beiträge aus Zentralasien zu den islamischen Wissenschaften wie der prophetischen Überlieferung, der koranischen Exegese, der spekulativen Theologie und dem (besonders hanafitischen) Recht, die vor der mongolischen Eroberung so prominent waren, gingen nach dem 13. Jahrhundert sehr zurück. Ebenso sind kaum noch Beiträge zur arabischen Sprache und kaum noch Schriften in arabischer Sprache nennenswert; einiges kam noch aus den timuridischen Hauptstädten Herat und Samarkand.

Später wird die Kulturgrenze zwischen dem schiitischen safawidischen Iran (ab 1501, Eroberung Herats durch die Safawiden 1510) und den weiter sunnitischen persophonen Regionen Zentralasiens für den Prozess der zunehmenden Isolierung des sunnitischen Zentralasiens verantwortlich gemacht. In der Tat verstärken sich seither die Verbindungen innerhalb der sunnitischen Persophonie, die einen eigenen literarischen Bezugsraum bildet, zu dem das persisch schreibende Zentralasien mit Afghanistan sowie Mogul-Indien gehören.<sup>[66]</sup>

Die Islamisierung der Mongolen und Türken der Steppengebiete begann schon bald nach der mongolischen Eroberung. Wir haben wenig Berichte darüber, wie »einfache« Menschen zum Islam gekommen sind; die Quellen erzählen vor allem von Übertritten von Herrschern. Dabei entsteht der Eindruck einer Islamisierung »von oben nach unten«, die aber nicht der einzige Weg gewesen sein muss. Neben dem Hergang der Islamisierung selbst ist auch von Interesse, in welcher Form die Konversion in den Quellen verstanden und gedeutet wird.<sup>[67]</sup>

Einer der ersten Činggisiden, die den Islam angenommen haben, ist nach Auskunft der vorhandenen Berichte Berke, ein Sohn Jočis, der einige Zeit nach dem Tod seines Bruders Batu (1255) zum Herrscher im Ulus Joči wurde (1257). Er war offenbar bereits Muslim, als der Gesandte des französischen Königs Louis IX. (Saint Louis), Wilhelm von Rubruck, ihn 1253 auf seinem Weg in die Mongolei traf. Die Konversion Berkes wird in den Quellen lokalisiert, und zwar in Buchara, und sie wird einem Sufi-Meister zugeschrieben, dem Kubrawī-Scheich Saif ad-dīn Bākhārzi (gest. 1261).

Die auf Berke folgenden Herrscher im Ulus Joči waren keine Muslime. Dennoch können wir davon ausgehen, dass die Islamisierung in den Steppengebieten Fortschritte machte.

Im Ulus Čagatai war der erste Činggiside, dessen Islamisierung von Bedeutung ist, Tarmaširin Khan (Regierungszeit 1331–1334); wieder verlegen die Quellen die Konversion nach Buchara, und wieder stehen Sufi-Meister im Mittelpunkt der Erzählungen. Einige der auf Tarmaširin folgenden Herrscher waren wieder Nicht-Muslimen. Die Khane des späteren Mogolistan traten etwa eine Generation später zum Islam über, auch bei Tuğluq Temür wird ein Sufi-Scheich erwähnt.

Im Ulus Joči wird die Islamisierung des ganzen Ulus mit dem Übertritt Özbek Khans (Regierungszeit 1313–1341) in Verbindung gebracht. Er soll im Jahr 1320–1321 konvertiert sein, und zwar »an der Hand« eines Sufi-Meisters aus dem Kontext der Yasawiyya-Bruderschaft, Saiyid Ata. Diese Figur ist weitgehend konstruiert. Hier soll darauf verwiesen werden, dass Saiyid Ata in den hagiographischen Berichten mit Buchara in Verbindung gebracht wird, aber auch mit »Turkestan«: Dorthin sollen die zusammen mit Özbek Khan konvertierten Mongolen und Türken nach ihrer Islamisierung gegangen sein. Dies hängt sicher mit der späteren Erklärung der Bezeichnung »Usbeken« als Gefolgsleute Özbek Khans zusammen (und ist daher eine Rückprojektion), ist aber insofern charakteristisch, als dass die Islamisierung auf diese Weise die Grundlage einer (neuen) Gemeinschaft bildet und sich daher nicht einfach auf die Glaubensüberzeugung einer Person, und sei es eines Herrschers, bezieht. Özbek Khan wird in der Darstellung dieser Quellen somit zu einem Islamisierer und gleichzeitig zum Begründer einer Gemeinschaft, die dann später zu einer



Nation wird.

Nach Özbek Khan waren alle Herrscher im Ulus Joči Muslime. Allerdings berichten Quellen noch lange Zeit, bis in das 15. und 16. Jahrhundert, sie hätten in der Steppe Menschen angetroffen, die sie nicht für Muslime hielten. (Das muss allerdings für die Selbstdefinition dieser Menschen nicht unbedingt etwas heißen.)

Gleichzeitig mit den Lebenden der Gemeinschaft traten in der Sicht der Menschen auch ihre Ahnen zum Islam über, die man sich von nun an als Muslime vorstellte; denn die Ahnen blieben für die Konstitution der Gemeinschaft essentiell. Dazu gehört auch die Islamisierung der Abstammungslegenden, die dann z.B. statt eines Mutter- oder Vaternamens eine muslimische Instanz auftreten lassen. Auch Orte können auf diese Art »islamisiert« werden, ein Beispiel dafür ist Sairam am Syr Darja.

Mit dem Übertritt zum Islam war nicht sofort die Übernahme der rituellen Pflichten verbunden. Bis heute heißt es von den Kasachen und Kirgisen (und anderen), sie seien »nur oberflächlich« islamisiert. Damit ist gemeint, dass diese Muslime Pflichten wie das fünffache tägliche Ritualgebet in ihrer Mehrheit nicht erfüllen. Der Verzehr alkoholischer Getränke (etwa der vergorenen Stutenmilch, Kumys) war auch nach der Konversion natürlich weit verbreitet; auf der anderen Seite hören wir von Berke Khan, er habe in seinem Heerlager Schweinefleisch verboten (Schweine lassen sich nicht in mobiler Weidewirtschaft halten). Bei den Bestattungsriten ist ebenfalls mit nicht-muslimischen Formen zu rechnen: Der Khan der Jüngeren Horde Abū l-Khair wurde 1748 in seinem Reitergewand und mit Waffen beigelegt; für Muslime rituell vorgeschrieben ist eine Bestattung nur in einem Leichentuch und ohne Beigaben.

Noch weniger als die rituelle Observanz wird sich die Weltsicht der Konvertiten sofort geändert haben. DeWeese beschreibt überzeugend die Verbindungen, die zwischen der alten – vorislamischen – Weltsicht der Steppenleute und der »neuen« – islamischen – gezogen werden können. Wir haben es insgesamt gesehen mit einem »nativisierten« Islam zu tun. Alte Formen werden eben gelegentlich auch zu islamischen umdefiniert.

2.

### Sufische Bruderschaften

Sufische Bruderschaften prägen den Islam in Zentralasien (und nicht nur dort) seit der Mongolenzeit. Ihr Aufstieg hat auch mit der erwähnten Situation des »exoterischen« Gelehrten-Islams unter der Mongolenherrschaft zu tun, dem die offizielle Förderung durch die Herrscher fehlte.

Trotz des Rückgangs in den islamischen Wissenschaften ist der Beitrag Zentralasiens zur islamischen Weltkultur auch nach der Mongolenzeit bedeutend: Einige der wichtigsten sufischen Bruderschaften, nämlich die Kubrawiyya, die Naqšbandiyya und die Yasawiyya, sind dort entstanden. Alle drei gehen auf die Mongolenzeit zurück, entweder weil die als solche angesehenen »Gründungshelden« (*heroi eponymoi*) in diese Zeit datiert werden oder weil die entsprechenden Strukturen sich damals herausgebildet haben.

Für die sufischen Bruderschaften ist die Bindung einer Gruppe von Adepten an einen Scheich (pers. *pīr*) kennzeichnend. In vielen Fällen leben die Adepten gemeinsam in einem *khānaqāh* genannten Gebäude, das gleichzeitig als Unterkunft für Gäste dient (aus solchen Gästehäusern ist die Einrichtung offenbar entstanden). Der älteste bekannte Text, der das gemeinsame Leben einer Gruppe von Adepten mit ihrem Scheich regelt, stammt aus Nišāpūr im östlichen Iran, aus dem 11. Jahrhundert.

Die zentralasiatischen sufischen Bruderschaften sind durchweg scharia-orientiert, d.h., es gibt so gut wie keinen Platz für eine von sunnitischer Observanz abweichende Praxis. Insbesondere der in anderen Gegenden und Gruppen nicht unübliche Einsatz von Drogen und Stimulantien bei den sufischen Übungen war bei den meisten Sufis in Zentralasien verpönt. Das ist die Lehre, die Praxis kann anders gewesen sein: Reisende aus dem 19. Jahrhundert berichten auch von sufischen Opiumhöhlen, und es gibt in örtlichen Quellen schon viel früher Hinweise darauf. Tanz und Musik kommen nur bei einigen Gruppen vor.

Die Landschaften des islamischen Zentralasiens sind mit (teilweise großen und prächtigen) Schreinen (ar., pers, tü. *mazār*, wörtlich »ein Ort, der besucht wird«) förmlich übersät. Viele dieser Schreine sind wirklich oder angeblich Stätten, an denen sufische Meister begraben sind. Nur eine Minderheit bezieht sich auf Persönlichkeiten der vormongolischen Perioden, so der Schrein des Islamisierers und Begründers der qarakanidischen Dynastie, Satuq Buğra Khan, in der Nähe von Kaschgar und der Schrein des Propheten-Schwiegersohns und Veters Alī b. Abī Tālib bei Balch – dieser hat der heutigen Stadt Mazār-i Šarīf, »edler Schrein«, den Namen gegeben. Schreine können

auch »gefunden« werden, das war mit dem zuletzt genannten Schrein Alis bei Balch gleich zweimal der Fall, im 12. und dann wieder im 15. Jahrhundert. Die Mehrheit wird mit mongolenzeitlichen oder späteren Sufi-Meistern in Verbindung gebracht: Najm ad-dīn Kubrā (gest. angeblich 1220) in »Alt-Urganč«; Köhne-Urganč im Norden von Khwārazm, heute in Turkmenistan; ebenfalls in Khwārazm (aber in Usbekistan) der Schrein von Ulli Pīr (Uluġ Pīr), der dem Abd al-Qādir al-Gīlānī (gest. 1160) zugeschrieben wird – hier handelt es sich um eine »Stätte, die der Heilige betreten hat« (pers. *qadamgāh*); Bahā ad-dīn Naqšband (gest. 1389) in der Nähe von Buchara; Ahmad Yasawī (gest. angeblich 1166) in der Stadt Turkestan, heute in Kasachstan; Āfāq Khwāja in der Nähe von Yārkand (gest. 1694); Zangī Ata bei Taschkent (ungewisse Daten, 14. Jahrhundert) und viele andere. Bedeutend waren und sind Schreine in Herat: der Sufi-Dichter Jāmī (gest. 1492) und, mit Bezug auf einen älteren Meister, Abdallāh Ansārī (gest. 1089), dessen Schrein seit der Timuridenzeit gezielt entwickelt wurde. Einige Heiligtümer haben mit vorislamischen Propheten zu tun, insbesondere Takht-i Sulaimān in der Nähe von Oš (Kirgisistan) oder auch der »Hiobsquell« (Čašm-i Ayūb) in Buchara. Einige dieser Pilgerstätten bestehen aus mehreren Schreinen, oft kommt ein »Frauenschein« hinzu, der dann (überwiegend) von Frauen aufgesucht wird. Frauenschreine sind heiligen Frauen gewidmet, die in der Regel in einem engen Verwandtschaftsverhältnis mit dem parallelen »Männerschrein« gesehen werden.

Manche Schreine sind gleichzeitig Zentren ökonomischer und politischer Macht gewesen, Sitz von regelrechten Dynastien von Schreinverwaltern, oft in Zusammenhang mit umfangreichem Stiftungsbesitz. Beispiele dafür sind die Jūybārī-Khwājas in der Nähe von Buchara, die Ahrārīs bei Samarkand und die Ansārī-Familie, die den Schrein von Mazār-i Šarīf kontrollierte. Die Geschichte dieser Familien lässt sich in einer Kombination von urkundlichen und narrativen Quellen zum Teil vom 15. oder 16. bis zum 20. Jahrhundert nachzeichnen.

Die sufischen Bruderschaften bzw. gewisse Vertreter, etwa die »Schreindynastien«, sind nicht nur bei der Islamisierung der Mongolen und der Steppenregionen von großer Bedeutung. Sufis haben auch in der Politik eine herausragende Rolle gespielt. Sie dienten den Herrschern als Berater, als Spezialisten für Kontakt zur übersinnlichen Welt, als Beschaffer von Legitimation. Auf der anderen Seite haben zumindest einige massiv in die Art eingegriffen, wie die Herrschaft ausgeübt wurde. Sie haben sich – manchmal ausschlaggebend – zu Nachfolgefragen geäußert, sie haben sich für Scharia-Konformität z.B. bei der Steuereinhebung eingesetzt, sie haben zwischen ihrer Klientel und den Herrschern vermittelt.



**Abb. 21** :Naqšbandi-Adepten beim stillen Gottesgedenken

Die Kubrawiyya, so benannt nach dem eben erwähnten Najm ad-dīn, war besonders im 14. und wohl auch noch im 15. Jahrhundert einflussreich (den Komplex Fathābād bei Buchara hat auch Ibn Battūta besucht, Saif ad-dīn Bākhārī ist als derjenige bekannt, der Berke Khan zum Islam gebracht hat). Der Kubrāwī-Scheich Alī Hamadānī (gest. 1365) ging nach Kaschmir, womit die Islamisierung dieser Region begann. Später wandten sich Teile der Kubrawiyya der Zwölfer-Schia zu; die letzten wichtigen Kubrāwī-Scheiche in Zentralasien lebten wohl im 17. Jahrhundert.

Die Yasawiyya ist zu einer hauptsächlich im türkischsprachigen Milieu tätigen Bruderschaft geworden. Besonders berühmt ist die Sammlung *Hikmetler* (»Weisheitssprüche«), die ihrem Eponymos, Ahmad Yasawī, in großen Teilen zu Unrecht zugeschrieben wird. Yasawī-Gruppen sind eher locker organisiert, an den – lauten – Zeremonien des Gottesgedenkens nahmen ganze Dörfer (oder andere Gemeinschaften) teil.

Die Naqšbandiyya<sup>[68]</sup> ist benannt nach Bahā ad-dīn Naqšband. Die entsprechende sufische Strömung heißt aber erst seit ca. 1500 generell so (früher: Khwājagān, »die Meister«). Sie hat sich im Lauf der Zeit über die gesamte islamische Welt verbreitet, vor allem in der sunnitischen Persophonie und im türkischsprechenden Raum. Seit dem 15. Jahrhundert hat sie sich in Zentralasien allmählich als die dominierende Bruderschaft durchgesetzt. Ihre Hauptvertreter verhandelten mit den Herrschern ihrer Zeit auf Augenhöhe: Khwāja Ahrār (Zentrum Samarkand, gest. 1490) mit den späten Timuriden in Samarkand und Herat; der Dichter Jāmī und der Wesir und Dichter Nawāī gehörten zu seinen Verehrern. Zu Beginn der »usbekischen« Herrschaft im 16. Jahrhundert waren seine Nachkommen daher bei den Herrschern weniger gut angesehen. Zu den Ahrārīs traten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Jūybārī-Khwājas (Zentrum bei Buchara), die einen Zweig der Schüler des Makhdūm-i A'zam (»Größter Meister«, st. 1542, Zentrum in Dahbid bei Samarkand) repräsentieren. Sie sind gewissermaßen zu spirituellen Partnern der späteren Abulhairiden und dann auch der Toqay-Temüriden geworden (bis ins 18. Jahrhundert). Auf Makhdūm-i A'zam führen sich auch die beiden Khwāja-Fraktionen im Tarim-Becken zurück, die »Khwājas vom Weißen Berg« und die »Khwājas vom Schwarzen Berg«, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts als örtliche Machthaber in einem problematischen Unterordnungsverhältnis zu den Dsungaren im Raum Kaschgar-Yärkand-Aqsu wirkten.

In der Lehre und rituellen Praxis sind die Naqšbandīs besonders genau an der Scharia orientiert, ihre Übungen sind unauffällig und können auch einzeln und sogar unbemerkt in der Öffentlichkeit ausgeführt werden. Ihr Ideal fassen sie mit dem Slogan »Mit der Hand bei der Arbeit, mit dem Herzen bei Gott« (pers. *dast ba-kār wa dil ba-yār*) bzw. »Zurückgezogenheit in der Gesellschaft« (pers. *khalwat dar anjuman*) zusammen. Damit ist ein (schon im vormongolischen östlichen Iran gut nachweisbares) Ideal des einfachen Lebens gemeint, das sich auf – scharia-rechtlich – erlaubten Erwerb, die so erreichte Genügsamkeit und die Orientierung auf Gott konzentriert (innerweltliche Askese). Die Naqšbandīs hatten daher ihre Gefolgschaft auch in den sesshaften ländlichen und »einfachen« städtischen Milieus. Gelehrte und Literaten sowie politisch Mächtige kamen erst später hinzu. Allerdings ist die Politiknähe seit dem 15. Jahrhundert bei vielen Naqšbandī-Meistern ein charakterisierender Zug.

Die Naqšbandiyya hat sich – in Partnerschaft mit den indischen Timuriden, beginnend mit deren Begründer Bābur – zu einem wichtigen kulturellen Band zwischen Indien und Zentralasien entwickelt, zu einer Achse der sunnitischen Persophonie. Schon Khwāja Ahrār hat in Kabul eine Medrese erbauen lassen; einige seiner Nachkommen gingen nach Indien, als sie in Samarkand vorübergehend an Einfluss verloren. Auch Jūybārī-Khwājas kamen oft als Botschafter für Abulhairiden und Toqay-Temüriden an Höfe der Timuriden in Indien. Umgekehrt wirkte die indische Naqšbandiyya, wiederum über Kabul vermittelt, nach Zentralasien zurück.

### 3.

#### **Buddhismus bei den Mongolen**

In der Mongolei ist der Buddhismus schon vor dem 13. Jahrhundert nachgewiesen, auch wenn die Mongolen vermutlich zur Zeit von Činggis Khan keine Buddhisten waren. In großem Maße buddhistisch waren auf jeden Fall benachbarte Reiche und Regionen, vor allem das tangutische Reich der Xixia dürfte viele Buddhisten gezählt haben, aber auch das Jin-Reich der Jurchen. Nach der mongolischen Eroberung von Tibet 1240 kam ein bedeutender buddhistischer Lehrer, der Sa-skya Pandita, auf Einladung von Köten, Sohn Ögödeis, nach Gansu. Sein Neffe war



der 'Phags-pa Blo-gros-ryal-msthan (1235–1280), der im Auftrag Qubilai Khans die nach ihm benannte 'Phags-pa Schrift entwickelt hat. Die von diesen beiden Lehrern vertretene Richtung setzte sich nun unter den Buddhisten des Yüan-Reiches durch. Vor der Islamisierung waren Buddhisten auch bei westlichen mongolischen Herrschern in prominenter Stellung; in Iran etwa betrieb der Ilkhan Abaqa eine vehement pro-buddhistische Politik; der erste islamisierte Khan im Ulus Čağatai, Tarmaširin (1331–1334) war, wie man aufgrund seines Namens annimmt, ebenfalls Buddhist gewesen.

Die Quellenlage für die folgende Zeit ist schlecht; größere Mengen buddhistischer Texte sind erst aus der Zeit um 1700 erhalten. Diese Texte erlauben jedoch den Schluss, dass auch in der vorangehenden Periode der Buddhismus unter den Mongolen weiterlebte.

Wie dem auch sei: Die Mission des – später als solchen erkannten – Dritten Dalai Lama, des Lehrers der Gelugpa-(»Gelbmützen«)-Sekte, bSod-nams-rgya-mcho (Sonam Gamcho, 1543–1588), in der Mongolei war eine Zäsur. Dem Dritten Dalai Lama gelang es nämlich, den Altan Khan für seine Lehre zu gewinnen. Die beiden schlossen ein Bündnis zum gegenseitigen Nutzen: Der Altan Khan verlieh dem Lama den Titel »Dalai Lama« (»Ozeanischer Lama«), und der Lama sah im Khan den Cakravartin-Herrscher. Eine großangelegte Förderung des Buddhismus in der spezifischen Ausprägung der Gelugpa-Sekte begann, für welche die Gründung des Klosters Erdeni Zuu (in der Nähe der alten mongolischen Hauptstadt Karakorum) stehen mag (1586). Das Bündnis manifestierte sich auch darin, dass als Vierter Dalai Lama ein Urenkel des Khans identifiziert wurde. Wieweit mit dieser politischen Orientierung – im Grunde auf die legitimatorischen Vorstellungen der späten Yüan-Zeit – auch bereits rituelle oder weltanschauliche Änderungen eingetreten sind, ist fraglich; auch bei den Mongolen, welche zum Buddhismus kamen, ist, wie bei den islamisierten Mongolen und Türk im Westen, die Konversion zunächst eine politische Entscheidung.

Neben der Inkarnationslinie des Dalai Lama wurden noch zwei weitere hochrangige Linien installiert, beide der Gelbmützen-Sekte zugehörig. Eine davon ist diejenige des Jibzundamba Khutugtu (»Hochwürdiger Geheiliger«, eine tibetisch-mongolische Zusammenstellung), der, wie erwähnt, ein Bündnis mit den Khalkha der nördlichen Mongolei hatte. Seit 1650 residierte er in Urga/Örgöö (später Ulaan Baator). Acht Inkarnationen gab es bis 1924. Die andere Inkarnationslinie ist diejenige des Čangda Khutugtu (seit 1693), der für die unter der Herrschaft der Qing stehenden Mongolen zuständig war.

Unter dem Fünften Dalai Lama (Ngawang Losang Gyamcho, 1617–1682) entstand das System politischer Herrschaft in Tibet, das Dreieck zwischen dem Dalai Lama, dessen Regenten und einem mongolischen Khan. Zu dieser Zeit auch setzte sich die Gelbmützen-Sekte in Tibet – und in der Mongolei – endgültig durch. Der Tod des Fünften Dalai Lama wurde durch den Regenten zunächst geheim gehalten, was zu der Verwirrung, die es um die folgende Inkarnation gab, beigetragen hat. Dass es am Ende die Qing waren, die den von den Tibetern gewünschten Dalai Lama nach Lhasa bringen und installieren konnten, war für ihren Sieg sowohl über die Khošud als auch die Dsungaren (1717–1720) nicht ohne Bedeutung.

Schon während der Yüan-Zeit wurden buddhistische Texte ins Mongolische übersetzt, aber die Hauptmasse der Übersetzungen (aus dem Tibetischen) ist in die Zeit zu datieren, in welcher in der Steppe bereits viele Klöster bestanden.

Auch Kunst und Architektur bei den Mongolen waren nun dem Buddhismus verpflichtet. Chinesische und vor allem tibetische Einflüsse machten sich immer mehr geltend; die Behandlung typisch mongolischer Sujets verrät aber die eigenständige Entwicklung. Illustrierte Handschriften, teilweise zweisprachig (chinesisch und mongolisch), sind seit der Zeit Altan Khans erhalten. Bemerkenswert sind auch die Wandmalereien im Kloster Mayidari Zuu, erbaut 1575 auf Geheiß von Altan Khan. Weitere Klöster wurden noch unter Altan Khan erbaut, die Bautätigkeit nahm nach Übernahme der Herrschaft durch die Qing noch zu. So gab es in der Gegend von Höhhot (Innere Mongolei) 15 Klöster.

#### 4.

#### Historiographie

Historische Werke in arabischer Sprache wurden seit der Mongolenzeit in Zentralasien nur noch ausnahmsweise verfasst. Türkische Historiographie nahm nicht zuletzt die Form »populärer« narrativer Quellen an und wird daher im folgenden Abschnitt behandelt. Zur »gelehrten« Historiographie gehören jedoch zwei Werke aus Khwārazm, beide von einem Herrscher dieser Oase verfasst, Abū l-Ġāzī Bahādur Khan (1645–1662/3), die *Genealogie der Türken* (*Šajara-i*

*turk*) und die *Genealogie der Turkmenen* (*Šajara-i tarākima*). Diese nehmen beide auch Elemente aus der populären, eher oralen historischen Tradition auf, sind aber auch als Beiträge zur »gelehrten« Historiographie gedacht.

Die Ansätze zu türkischer Historiographie, die es unter Muhammad Šaibānī Khan gegeben hatte, haben sich am Ende nicht durchgesetzt; bis in das 18. Jahrhundert blieb in Transoxanien und im Tarim-Becken das Persische die übliche Sprache in der Geschichtsschreibung.

### **Mongolische Historiographie**

Die historische Literatur in mongolischer Sprache beginnt mit der *Geheimen Geschichte der Mongolen*. Sie ist die wichtigste Quelle für das Leben Činggis Khans. Weder der Autor noch das genaue Datum der Abfassung der *Geheimen Geschichte* sind bekannt, der Text selbst nennt nur ein »Rattenjahr«. Damit kommen die Jahre 1228, 1240, 1252 in Frage, wobei sich eine Mehrheit der Experten für 1240 ausspricht. Auch wenn der Autor nicht bekannt ist, so muss es sich um einen der nicht zahlreichen Männer gehandelt haben, die bereits früh die neuentwickelte mongolische Schrift beherrschten.

Die *Geheime Geschichte* ist somit nach dem Tod Činggis Khans, vermutlich unter dem Großkhan Ögödei verfasst worden. Das Leben des großen Eroberers und das weiterverfolgte Projekt der Weltherrschaft werden daher im Blick auf die Ergebnisse erzählt. Dabei ist Temüjin/Činggis in diesem Buch keineswegs nur ein Held, aber die berichteten Schwächen fügen sich in ein Konzept von Herrscherpersönlichkeit (etwa dass persönliche Tapferkeit nicht immer ausschlaggebend ist), das mit den wankelmütigen Gegenspielern Jamuġa und Toġril kontrastiert wird. Der größere Teil des Textes behandelt Temüjins Jugend, die Zeit, die bei türkischen Prätendenten der *qazaqliq*-Phase entspräche.

Die *Geheime Geschichte* wird heute außer als Quelle für das Leben Činggis Khans und die frühen Eroberungen auch als ein literarisches Denkmal, eine Erzählung von Weltrang betrachtet und untersucht. Sie wurde in mehrere europäische Sprachen übersetzt.

Die mongolische historische Literatur setzt erst im späten 16. Jahrhundert wieder ein, mit Werken, die sich sowohl der Tradition der *Geheimen Geschichte* als auch dem Buddhismus verbunden sehen. Besondere Beachtung verdient die *Goldene Sammlung* (*Altan tobči*) des Lubsang Danzin (verfasst um 1700); in diesem Werk ist ein sehr großer Teil der *Geheimen Geschichte* enthalten. Der Autor verbindet die Geschichte der mongolischen Herrscher mit der Kosmogonie und der Heilsgeschichte des tibetischen Buddhismus. Ein anderes zentrales Werk dieser Zeit ist die *Juwelengleiche Sammlung* (*Erdeni-yin tobči*) des Saġang Sečen (entstanden 1662). Der Autor, selbst ein Nachkomme Činggis Khans, bringt neben den buddhistischen Bezügen ein gutes Bild der mongolischen Geschichte.

### **Persische Historiographie**

Im betrachteten Zeitraum sind in Zentralasien eine schier unübersehbare Fülle persischer historiographischer Werke entstanden. Die Brücke zu China und den mongolischen Quellen schlägt allerdings ein in Iran verfasstes monumentales Werk, die *Sammlung von historischen Büchern* (*Jāmi' at-tawārikh*) des ilkhanidischen Wesirs Rašid ad-dīn Fadlallāh bzw. einer Kommission (nach chinesischem Vorbild) unter seiner Leitung (gest. 1313). Er hatte Zugang zur inneren, auch zur geheim gehaltenen Überlieferung der herrschenden Familie. Die Verbindung von chinesischer und mongolischer mit islamischer historiographischer Tradition ist ein Beispiel für die zahlreichen Anregungen und kulturellen Austauschbeziehungen (sowohl von Ost nach West als auch umgekehrt), die gerade zwischen Iran und China zwischen ca. 1260 und ca. 1330 nachweisbar sind. Rašid ad-dīns universalhistorisches Werk spiegelt so auch den universalen Blick der Mongolenzeit wider.

Innerhalb der persischen Historiographie der Zeit unterscheidet man eine »Herater Schule«, die vor allem in der Timuridenzeit aktiv war. Ihr *maître à écrire* ist vielleicht Šaraf ad-dīn Alī Yazdī (gest. 1454), der mit der literarischen Überarbeitung des *Buchs der Siege* (*Zafar-nāme*, gemeint sind die Feldzüge Timurs) seines Vorgängers Nizām ad-dīn Šāmī Maßstäbe gesetzt hat. Unter Šāhrukh wirkte Hāfiz-i Abrū (gest. ca. 1430), dessen Magnum Opus *Auszug aus den Geschichtswerken* (*Zubdat at-tawārikh*) dem Prinzen Baisunġur gewidmet ist; es ist die wichtigste einzelne Quelle für die Zeit bis ca. 1427. Sein Fortsetzer, Abd ar-Razzāq Samarqandī (gest. 1482), führt den Bericht bis ca. 1470 weiter. Zwei Autoren, Großvater und Enkel, repräsentieren die späte Timuridenzeit: Mirkhwānd (gest. 1498) mit seinem *Garten der Reinheit* (*Rauzat as-safā*) und Khwāndamīr (gest. 1534 oder 1537) mit dem *Lieblingbuch der Feldzüge*

und *Biographien* (*Habīb as-siyar*).

Die Herater Schule der persischen Geschichtsschreibung hat stilbildend gewirkt. Sie setzt den ethisch-rhetorischen Stil der vormongolischen Werke fort und wird oft eben wegen der sehr betonten Verwendung rhetorischer Figuren getadelt (in dem Sinn, dass die historische Aussage – oft ist der Bericht von Ereignissen gemeint – hinter der Rhetorik kaum noch erkennbar sei). Die neuere Forschung versucht, die Art der Weltdeutung und Sinnproduktion auch und gerade in der Rhetorik, in den Metaphern und ihren Verkettungen, im Spiel von Aussage und Kommentar, von Prosa und Poesie zu analysieren.

Für die persische Historiographie Transoxaniens sind seit dem 16. Jahrhundert Werke kennzeichnend, die im Auftrag eines Herrschers verfasst wurden und nur dessen Regierungszeit behandeln. Weit entfernt ist man von dem welthistorischen Anspruch, den Rašid ad-dīn so eindrucksvoll behauptet, und auch die großen dynastiegeschichtlichen Entwürfe der Herater Schule, ihrerseits eingefügt in Universalgeschichte, kommen nicht mehr vor. Das lässt sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts beobachten. Spätere Werke reflektieren eine Vielzahl von Motivationen und Ansätzen, es gibt dann auch vom Hof unabhängige Autoren, die vorher weitgehend fehlen.

5.

#### »Populäre« narrative Literatur (mit Hagiographie)

Die türkischen Literaturen der Zeit sind nicht zuletzt mündlich überlieferte Epen, die später entweder schriftlich niedergelegt oder – im 19. Jahrhundert – von vor allem russischen Ethnographen aufgezeichnet wurden. Der Barde (tü. *akin*) war eine verbreitete Gestalt; sowohl in Versen als auch in Prosa trug er vor. Die epischen Zyklen der Kasachen und Usbeken (*Alpamiš*), der Kirgisen (*Manas*) oder der Karakalpaken (*Qirq qiz*) sind zumindest in manchen Versionen auch durch die Auseinandersetzungen mit den Dsungaren gefärbt; der Gegner des türkisch-islamischen Helden ist in der Regel ein Qalmaq. Die Texte unterrichten uns auch über die Gründungs- und Abstammungsmythen der Turkvölker, sind also in diesen Schichten älter als das 17. oder 18. Jahrhundert. Für diese Texte insgesamt ist typisch, dass es zu verschiedenen Zeiten schriftliche Versionen gibt, die durchaus in das »gelehrte« historiographische Schrifttum aufgenommen worden sind. So enthält Rašid ad-dīns Weltgeschichte auch eine (persische) Version der eher mythischen frühen Geschichte der Oğuz, das *Oğuz-nāme*. Ein anderer Autor, der sich um die Verschriftlichung der oralen Tradition verdient gemacht hat, ist Ötemiš Hājjī, der im 16. Jahrhundert in Khwārazm lebte und schrieb, sein *Činggis-nāme* ist in gewisser Weise parallel zum *Oğuz-nāme* zu denken. Die spätere »gelehrte« Historiographie des Abū l-Ġāzī Bahādur Khan nimmt diese Tradition gleichfalls auf. Das Changieren zwischen mündlicher und schriftlicher Überlieferung (mit den sich daraus ergebenden Konsequenzen für Textgestalt und -inhalt) ist für die populäre episch-historische Literatur und für die Hagiographie kennzeichnend.

Zusammen mit dem Aufkommen der sufischen Bruderschaften steigt die hagiographische Literaturproduktion nach der Mongolenzeit kräftig an. In diesen Texten werden Aussprüche der sufischen Meister festgehalten; einen wesentlichen Bestandteil machen außerdem Berichte von Wundertaten aus, die ihnen zugeschrieben werden. Der »Sitz im Leben« dieser Texte sind wohl die Schreine der verstorbenen Sufi-Meister, wo den Besuchern entsprechende Geschichten erzählt wurden. Auch für Hagiographie ist daher ein Oszillieren zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit charakteristisch; auch nach der schriftlichen Fixierung bleibt das mündliche Erzählen (und somit Anpassen) der Geschichten alltäglich. Noch heute kann man an den Schreinen Zentralasiens entsprechende Geschichten hören.

Anders als die »gelehrte« Hof-Historiographie, wo die Taten des Herrschers, die Legitimation seiner Herrschaft, die Weltdeutung aus Sicht der militärisch-politischen Führungsgruppe im Mittelpunkt stehen, berichtet die Hagiographie auch vom Leben der »einfachen« Menschen – auch wenn dies auf eine sehr besondere Weise geschieht. Die Grenzen zwischen Hagiographie und »gelehrter« Hof-Historiographie sind sonst nicht immer klar zu ziehen: In der Hof-Historiographie werden nicht selten Erzählelemente angetroffen (vor allem wenn es um sufische Scheiche geht), die auch für die hagiographische Literatur typisch sind.

Die hagiographische Literatur Zentralasiens ist bis in das 17. und 18. Jahrhundert überwiegend persisch, allerdings beginnt Türkisches schon mit dem späten 15. Jahrhundert, der Anteil des Türkischen steigt seither an.

6.



## Dichtung

Das Čagataiische, die osttürkische Literatursprache, ist vor ihm belegt, aber es ist der Dichter Ališir Nawāī (1441–1501), welcher als ihr erster großer Meister gilt. Er hat wichtige Genres der persischen Dichtung für das Türkische adaptiert, etwa den Zyklus von fünf epischen Gedichten. In seine Sprache hat er viele Elemente des Persischen übernommen. Gleichzeitig mit ihm wirkte im spätmuridischen Herat Nūr ad-dīn Abd ar-Rahmān Jāmī (gest. 1492), dessen Dichtung ganz von sufischen Gedanken durchdrungen ist. Beide schufen neben Gedichten auch hagiographische Texte (Nawāī ergänzte Jāmīs persische Sammlung von Kurzbiographien sufischer Meister der Vergangenheit und Gegenwart durch die türkischen Meister). Beide waren Anhänger des Naqšbandī-Lehrers Ubaidallāh Ahrār. Nawāī soll außerdem ein guter Musiker und Musikkenner gewesen sein; allerdings wissen wir nicht, wie die Musik geklungen haben mag, die am Hof von Husain Baiqara gespielt wurde. Ein weiteres Denkmal der čagataiischen Literatur dieser Zeit ist das *Bābur-nāme*, vom timuridischen Prinzen Zahīr ad-dīn Muhammad Bābur (1483–1530), dem Begründer der Dynastie der indischen Timuriden. Es ist ein Ego-Dokument, eine Lebensbeschreibung aus der Sicht des Verfassers, in elegant-flüssigem, ansprechend direktem und ans Mündliche erinnerndem Turki verfasst. Es bietet außer den Erinnerungen Bāburs eine Menge von Beobachtungen und Details zu Natur und Gesellschaft.

Der literarische Geschmack der späten Timuridenzeit war auf das Verrätselte gerichtet, literarische Genres wie das Rätselgedicht oder das verklausulierte Chronogramm blühten. Die höfische Literatur war aber gleichzeitig Vorbild für die literarischen Bemühungen breiterer Schichten, vor allem unter den Sekretären der timuridischen Behörden, aber auch zum Beispiel unter Handwerksmeistern suchte man den großen Vorbildern nachzueifern. Literarische Zirkel waren sehr besucht, und man wusste, dass man mit einem gelungenen Vers die eigene Karriere sehr befördern konnte. Die große Zahl der Literaten ist in der anthologisch-biographischen Literatur (pers. *taḍkira*) belegt, die sich vom 15. bis zum 19. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute.

Die Verbindung sufischen Denkens und sufischer Terminologie mit Dichtung ist in der persischen Dichtung lange vor der Mongolenzeit schon prominent, sie wird aber danach zum ganz bestimmenden Charakterzug. Die wichtigsten persisch, teilweise persisch und türkisch schreibenden Dichter Zentralasiens nach der Timuridenzeit sind wohl Sūfi Allāhyār (schrieb um 1700) und Bīdil (1644–1720), der in Indien lebte, aber einer der beliebtesten Dichter des islamischen Zentralasiens wurde. Sūfi Allāhyār's Texte – sowohl persisch als auch türkisch – wurden so prominent, dass der ethisch-religiöse Unterricht in den Schulen für Knaben (ar. *maktab*, »Koranschulen«) auf ihrer Grundlage stattfand. Bīdils Dichtung, eine Weiterentwicklung des verrätselten und rhetorisch hochkomplexen »indischen Stils« der persischen Dichtung (pers. *sabk-i hindī*), wurde zur Grundlage eines eigenen Tätigkeitszweiges, der »Bīdil-Rezitation« (pers. *bīdil-khwānī*). Sehr beliebt waren auch die (čagataiischen) Verse des Bābā Rahīm Mašrab (hingerichtet 1711 in Balch), der wegen seiner oft gesellschaftskritischen Haltung zu einem Volkshelden wurde. In einer heute als Turkmenisch wahrgenommenen Sprache schrieb Makhtūmqulī (1733–1783), der zum Nationaldichter Turkmenistans wurde.

7.

## Bildende Kunst und Architektur

Das timuridische Herat war außer einem Brennpunkt der persischen und der aufkommenden čagataiischen Literatur auch ein Zentrum der Malerei, insbesondere der Buchmalerei. Diese ist mit dem Namen Bihzād (1460–1535) verbunden. Bihzād konnte auf einer bereits langen Tradition der Buchmalerei aufbauen; die Produktion kunstvoll und aufwendig gestalteter Bücher war etwa im Skriptorium des Prinzen Baisunğur b. Šāhrukh (gest. 1427) gepflegt worden. In der Miniaturmalerei der Timuridenzeit zeigt sich besonders deutlich, wie sehr in der zentralasiatisch-iranischen kulturellen Produktion Anregungen aus China aufgenommen wurden. Die Herater Tradition fand Fortsetzer nicht nur im westlichen Iran, in Tabrīz und Isfahan, sie wurde auch im Osmanischen Reich sehr bewundert und hat die Entwicklung der Malerei auch dort nachhaltig geprägt. Auch in Indien griff man auf entsprechende Modelle zurück, gestaltete sie aber neu – naturnäher und farbenfroher; dort sind auch europäische Züge früher nachweisbar. In Zentralasien selber nahm die Bucharer Schule der Buchmalerei die Herater Manier auf, entwickelte sich das 16. Jahrhundert hindurch dann aber getrennt von der iranischen Malerei. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ließ die

Produktivität der Bucharer Schule nach, und aus dem 17. Jahrhundert sind nur noch wenige illustrierte Handschriften bekannt. Im 18. Jahrhundert endlich scheint die heimische Produktion mehr oder weniger ganz erloschen zu sein; stattdessen wurden nun illustrierte Handschriften aus Kaschmir importiert.

Erst aus der timuridischen Zeit sind eine große Anzahl Bauwerke erhalten geblieben: Die vormongolische Architektur ist nur in einigen wenigen Beispielen heute noch vorhanden, und im ersten Jahrhundert nach der Eroberung wurde wenig gebaut.

Die timuridischen Hauptstädte Herat und Samarkand wurden von Timur und seinen Nachfolgern mit religiösen und säkularen Bauten reich ausgestattet. Daneben bauten Timur und die Timuriden an vielen weiteren Plätzen in ihrem Machtbereich, Timur etwa in der Stadt, die das Zentrum der Barlas im Ulus Čagatai gewesen war, Šahr-i Sabz im Süden von Samarkand. Dies war Teil eines politischen Konzepts: Das wirtschaftliche, intellektuelle und künstlerische Potential der von ihm beherrschten Regionen wollte Timur in seiner Hauptstadt konzentrieren. Damit gab er ein Beispiel, dem seine Söhne und Enkel folgten.

Neben den repräsentativen Bauten kam auch der Festungsbau nicht zu kurz: In Samarkand und Herat sowie in anderen Städten wurden auch die Zitadellen ausgebaut. Ferner gehörte es zu einem guten Herrscher, dass er die Basarstraßen erneuerte. Auch haben die Herrscher, Mitglieder der herrschenden Familie und weitere Würdenträger eine große Zahl von Lehreinrichtungen (ar. *madrassa*) gestiftet, Schreine an Heiligengräbern und Sufi-Konvente (pers. *khānaqāh*) und natürlich Moscheen errichten lassen. Für die Mitglieder der herrschenden Familie entstanden prunkvolle Mausoleen. Als eine Besonderheit soll auch das Observatorium nicht unerwähnt bleiben, das Ulug Bek in der Nähe von Samarkand erbaute und betrieb; die Überreste des riesigen Sextanten sind erhalten. Die dort erarbeiteten Sterntafeln blieben lange Zeit die genauesten weltweit.

Besonders die großen Schreine Zentralasiens gehen zu einem guten Teil auf die Timuridenzeit zurück. Auch die Nekropole Šāh-i Zinda bei Samarkand, wo viele Frauen der Timuriden bestattet sind, ist um einen Schrein gruppiert, denjenigen des Prophetengefährten Quoam b. Abbās, von dem eine Legende sagt, er habe sich während der Eroberung der Stadt durch die Araber in einem Brunnen verbergen müssen – da erwarte er noch heute das Ende der Zeit. Šāh-i Zinda, »der lebende König«, ist daher sein Beiname. Das Mausoleum Gūr-i Amīr »Grabstätte des Fürsten«, Timurs eigenes Mausoleum, war ursprünglich nicht für ihn gedacht. Unter den weiteren Schreinen, die von Timur bzw. Timuriden errichtet worden sind, sind zu nennen: der Schrein von Ahmad Yasawī in Turkestan, der Komplex von Abdallāh Ansārī in Herat. Insbesondere die Kuppelform des Gūr-i Amīr hat die nachtimuridische Architektur weit über Zentralasien hinaus geprägt.



Abb. 22 : Bauarbeiten (unter timuridischer Herrschaft). Miniatur, Kamāl ad-dīn Bihzād zugeschrieben

Buchara dagegen hat in timuridischer Zeit eine geringere Rolle gespielt. Hier dominieren Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert: Die religiösen Bauten umfassen die große Moschee (zu welcher das vormongolische Minarett gehört), deren Fassadenschmuck das Datum 1514 trägt, die Medrese Mīr-i Arab und weitere. Auch die berühmten Marktkuppeln stammen aus dem 16. Jahrhundert – sie werden Abdallāh Khan zugeschrieben. Spätere Bauten, wie das Lab-i-Hauz-Ensemble (Medresen und Sufi-Konvente), wurden im 17. Jahrhundert errichtet. In dieser Zeit entstand in Samarkand das Ensemble des Registan mit den drei Medresen (Ulug Beks Medrese aus dem 15. Jahrhundert, »Tillā Qārī« und »Šīr-dār«). Nicht an allen Medresen wurden lediglich die islamischen Wissenschaften gepflegt; von der Ulug-Bek-Medrese in Samarkand weiß man, dass dort Mathematik und Astronomie wichtig waren.

Besonders monumental gerieten die Moscheebauten Timurs und der Timuriden. Die Bibi-Khanum-Moschee in



Samarkand übertraf alles Vorherige, bei besonders kurzer Bauzeit; bald wies sie Schäden auf, und Erdbeben setzten ihr früh zu. Ostentatives Bauen für den Islam, sowohl den Islam der Gelehrten als auch für den der Sufi-Meister (was kein Gegensatz sein muss), Prachtentfaltung in der eigenen Hauptstadt, Bauten auch für die wirtschaftliche Infrastruktur – das war Teil der herrscherlichen Selbstdarstellung. Heute sind viele der Bauten – vor allem in Usbekistan – restauriert, allerdings werden wissenschaftliche Maßstäbe bei den Arbeiten nicht immer beachtet.

In den Stadtpalästen von Samarkand, Šahr-i Sabz und Herat haben Timur und seine Nachkommen allerdings nicht gelebt. Bei vielen lässt sich – außerhalb von Feldzügen – ein an die nomadischen Weidewanderungen angelehntes Mobilitätsmuster erkennen, bei dem die Hauptstadt am ehesten die Rolle eines Winterquartiers spielte. Aber auch dann traf man sie selten *intra muros* an. Der Park und der darin befindliche Pavillon-Komplex vor der Stadt waren deutlich wichtiger. Der seit der Antike bekannte persische Garten wurde von ihnen so weiterentwickelt, dass große Mengen von Tieren sich im Park aufhalten konnten, ja sogar Jagdgehege waren denkbar. In einem solchen Park empfing Timur u.a. 1404 den kastilischen Gesandten Ruy Gonzalez de Clavijo. Daneben waren solche Parks auch Zentren von landwirtschaftlichen Komplexen, in denen unter wissenschaftlichen Kriterien nach Möglichkeiten der Ertragssteigerung geforscht wurde.<sup>[69]</sup>

Die Kultur der Timuridenzeit, besonders des timuridischen Herat, hat als ein Modell für viele Jahrhunderte in vielen Ländern der islamischen Welt gewirkt. In der Historiographie blieb Šaraf ad-dīn Alī Yazdī's Auffassung maßgeblich, in der Malerei Bihzād und seine Schule; die Palastgärten der Timuriden wurden legendär. Die Architektur orientierte sich an den Monumentalbauten Samarkands und Herats, die Dichtung an der Verbindung mit dem Sufismus. Zweisprachigkeit Türkisch-Persisch nahm zu und wurde in manchen Kreisen die Regel. Von diesem timuridischen kulturellen Modell sind nicht nur die späteren Jahrhunderte in Transoxanien und im Tarim-Becken geprägt, sondern auch das timuridische Indien, der safawidische Iran und das Osmanische Reich; die Kultur der »Persophonie«, sowohl der schiitischen in Iran selbst als auch der sunnitischen östlich und westlich davon, erreichte in dieser Zeit ihre stärkste Prägekraft und ihre größte Ausdehnung, mit einem knappen Ausdruck: von Konya bis Kalkutta.<sup>[70]</sup>

## IV

**Zentralasien unter fremder Herrschaft (Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1991)**

## A

**Herrschaft und Politik**

## 1.

**Einleitung**

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann eine Periode der politischen Herrschaft fremder (d.h. nicht-zentralasiatischer) Mächte, die in den einzelnen Regionen unterschiedlich lange dauerte, verschiedene Formen annahm und daher auch nicht überall gleich intensiv war, aber im Grunde alle Regionen betraf. Drei Weltmächte waren beteiligt: China unter der mandschurischen Qing-Dynastie (1644–1911), welche schon früh begann, die Mongolei zu integrieren, und zwischen 1756 und 1759 auch die Dsungarei und das Tarim-Becken besetzte; Tibet war ca. 1730 zu China gekommen. Russland hatte in seiner Ostexpansion um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Pazifik erreicht. 1689 schlossen China und Russland den ersten Grenzvertrag (Nerčinsk). Die Definition der russisch-chinesischen Grenze war seither ein wichtiges Thema zentralasiatischer Politik, und generell gilt für die nun anbrechende Zeit ein neues Verständnis von Territorialität und Grenze: Grenzen werden zunehmend als Linien gedacht, die Definition des Territoriums wird zu einem zentralen Kriterium von staatlicher Herrschaft.

Russland rückte im Anschluss von der Waldzone aus südlich in die Steppen- und später Wüstengebiete vor, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ungefähr die Grenzen erreicht waren, die bis zum Zusammenbruch der UdSSR Bestand hatten.

Großbritannien hatte, ausgehend von der politischen Expansion der East India Company im indischen Subkontinent, die 1756 die Herrschaft in Bengalen übernommen hatte und bis Anfang des 19. Jahrhunderts bis an den Indus vorgerückt war, zunehmend Interessen auch in Zentralasien entwickelt, die mehrfach zu Interventionen in Afghanistan führten. Der Konflikt zwischen Russland und Großbritannien um die Aufteilung von Interessenssphären in Zentralasien ist als »Great Game« bekannt. Die bis zum Ersten Weltkrieg festgelegten Interessenssphären blieben auch in der Zwischenkriegszeit und während des Kalten Krieges als solche bestehen.

Neben diesen Entwicklungen, die ihren Ursprung außerhalb Zentralasiens hatten, führen weitere Überlegungen zur Annahme einer Epochengrenze um 1740: Erstens nahm mit den ersten »Bitten um Aufnahme als russische Untertanen«, die kasachische Khane und Sultane ab 1731 an die Zaren richteten, das Vordringen Russlands in der Steppe eine neue Form an. Zweitens hatte die Episode Nādir Šāh in Zentralasien (1740–1747) langfristige und weitreichende Konsequenzen: Die bisherige Staatenwelt wandelte sich grundlegend. Statt eines jedenfalls dem Anspruch nach einheitlichen Khanats entstanden nun die drei Staaten, die Khanate von Kokand und Khiva und das Emirat oder Khanat von Buchara, die bis zur russischen Eroberung (1865–1873) die Region prägten. Khiva und Buchara bestanden als Protektorate bis zur Oktoberrevolution, danach als Volksrepubliken bis zu ihrer Eingliederung in die Usbekische SSR fort. Gleichzeitig, und ebenfalls als Folge der Herrschaft Nādir Šāhs, entstand das Durrānī-Reich in Afghanistan (ab 1747). Allen vier Staaten ist gemeinsam, dass die Herrscher in ihnen ihre Legitimation nicht mehr aus der Abstammung von Činggis Khan bezogen, mit ihnen endete also in diesem Teil Zentralasiens die činggisidische Ära.

## 2.

**Afghanistan bis zur britischen Intervention**

Das Territorium des heutigen Afghanistans war geteilt. Der Norden mit Balch, später Mazār-i Šarīf, gehörte

zur »usbekischen« Welt, Balch war eine der hauptsächlichen Städte des tuqay-temüridischen Khanats. Der Westen (mit Herat) war Teil Irans. Im Osten mit Kabul und im Süden herrschten die indischen Timuriden, die nur einmal, Mitte des 17. Jahrhunderts, nördlich über den Hindukusch vorrückten. Qandahār war zwischen Indien und Iran umkämpft (im timuridischen Machtbereich 1595–1622 und 1638–1649). Eigenständige »afghanische« Herrschaften gab es nur auf lokaler Ebene.

Mit der zunehmenden Schwäche der safawidischen Dynastie Irans änderte sich das Bild. Die Gouverneure von Qandahār und Herat konnten sich Anfang des 18. Jahrhunderts gegen die regional wichtigen Paschtunen-Gruppen nicht mehr durchsetzen, die Hotak-Ġilzai in Qandahār und die Abdālī in Herat. Qandahār fiel 1709 an den Chief der Hotak-Ġilzai, Mīr Wais; unter dessen Sohn Mahmūd (ab 1717) begannen sie eine Expansion nach Westen, die aufzuhalten den Safawiden nicht mehr gelang. 1722 konnte Mahmūd die safawidische Hauptstadt Isfahan erobern. Gleichzeitig hatten die Abdālī unter Abdallāh 1717 die Herrschaft in Herat übernommen, konnten sie aber über die Provinz selbst zunächst nicht ausdehnen. Sie gerieten bei entsprechenden Versuchen in Konflikt mit den Hotak-Ġilzai.

In Iran entstanden nach der Eroberung Isfahans durch die Hotak-Ġilzai mehrere regionale Herrschaften. In der Rückschau war diejenige, an deren Spitze der Afšār-Turkmene Nadr stand, die wichtigste, ihr Zentrum war Mašhad. Nadr herrschte, nachdem er seine Konkurrenten beseitigt und sich des safawidischen Prätendenten Tahmasb entledigt hatte, von 1736–1747 als Nādir Šāh. Er besiegte die »Afghanen« unter Mahmūds Nachfolger Ašraf 1729 und gewann 1731 auch die Kontrolle über Herat. Qandahār folgte 1739. In beiden Fällen wurden große Teile der afghanischen Kämpfer, der Abdālī und der Ġilzai, in die Armee des Eroberers eingegliedert. Schon 1738 hatte er Kabul genommen, und in seiner wohl berühmtesten Kampagne (1739) plünderte er Delhi, von wo er u.a. den Pfauenthron und den Koh-i-Noor nach Iran brachte. 700 Millionen Rupien soll die Beute insgesamt wert gewesen sein.

1737 hatte Nādīrs Sohn Rezā Qulī Balch eingenommen. Ein Feldzug nach Transoxanien folgte 1740; der bucharische Herrscher Abū l-Faiz Khan unterwarf sich, wurde aber in seiner Position belassen. Dagegen eroberten Nādir Šāhs Truppen Khwārazm, der dortige Herrscher Ilbars Khan wurde hingerichtet.

Dieser Feldzug hatte eine regelrechte Erschütterung der politischen Verhältnisse zur Folge. Das politisch-militärische Gleichgewicht zwischen Iran, Indien und dem »usbekischen« Mittelasien war zerstört. Die bisherigen dynastischen Akteure, die Safawiden in Iran, die Timuriden in Indien, die činggisidischen Tuqai-Temüriden im usbekischen Raum, wurden durch neue Herrscher ersetzt, und neue politische Strukturen entstanden.

### **Das Durrānī-Reich**

Die Abdālī in Nādir Šāhs Armee folgten nach der Ermordung des Eroberers ihrem Chief Ahmad Šāh (1747–1772), einem Sadozai Abdālī, der nach der Einnahme von Qandahār 1747 ebenda gekrönt wurde. Dabei nahm er den Titel »Durr-i Durrān« (»Perle der Perlen«) an, der auch namengebend für die Abdālī wurde, die seither Durrānī hießen. Ahmad Šāh schmiedete eine Allianz auch mit den Ġilzai, auch wenn er seiner eigenen Konföderation den Vorzug gab. Seine persönliche Macht als Schah beruhte aber auf einer Gefolgschaft nicht tribal gebundener Truppen, iranischer Qizilbaš (»Rotmützen«, so waren die Anhänger der Safawiden genannt worden).

Bis 1762 konnte Ahmad Šāh ein Gebiet erobern, das außer dem heutigen Afghanistan auch Kaschmir, große Teile des heutigen Pakistans und Teile der iranischen Provinz Khurasan umfasste.

Das Durrānī-Reich war nicht zuletzt auf der militärischen Stärke der Paschtunen aufgebaut, die sich dem Schah auch wegen der Aussicht auf reiche Beute, vor allem in Indien, angeschlossen hatten. Sobald diese Aussicht schwächer wurde oder ganz entfiel, schwand auch die Loyalität ihrer Anführer. Schon 1767 nahmen die Sikhs Lahore ein, sie brachten den größten Teil der indischen Provinzen an sich. Unter Ahmad Šāhs Nachfolger Timūr Šāh (1772–1793) machten sich zentrifugale Tendenzen in vielen Gebieten bemerkbar. Das Durrānī-Reich zerfiel in zahlreiche Regionalherrschaften; dynastische Kämpfe mündeten in den Sturz der Sadozai-Dynastie und in die Machtübernahme der Barakzai-Muhammadzai.<sup>[71]</sup>

Wegen der überwiegend von turkophonen Gruppen besiedelten Gebiete nördlich des Hindukuschs gab es zwischen den Durrānī-Amīren (und allen späteren Herrschern in Kabul) und den Amīren von Buchara bis zur endgültigen Fixierung der Staatsgrenzen durch die europäischen Großmächte eine oft kriegerische Konkurrenz; lange Zeit konnte sich eine große Anzahl lokaler Herrschaften in diesem Raum behaupten.



3.

### Die Entstehung der transoxanischen Khanate

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts reichte die Integrationskraft des Khanats von Buchara nicht mehr aus, um die regionalen Machtansprüche zu kontrollieren. Die militärische Unterstützung der usbekischen nomadischen Gruppen und ihrer Amīre musste der tuqay-temüridische Khan sich immer öfter erkaufen, und oft entsprachen seine Mittel nicht mehr den Ansprüchen. Dies wird als ein Grund dafür angesehen, dass Überfälle auf Karawanen und sesshafte Kulturen sich häuften.<sup>[72]</sup> Regionale Herrschaften werden besser sichtbar, so ab 1709 die Herrschaft von Ming-Amīren im westlichen Fergana-Tal, auf welcher das spätere Khanat von Kokand beruhte, aber auch tribale Herrschaften wie diejenige der Keneges von Šahr-i Sabz (die erst 1856 dem Emirats von Buchara einverleibt wurde), diejenige von Burqut-Amīren in Nurata, von Yüz-Amīren in Ura-Tepe, von Ming-Amīren in Urgut in der Region Samarkand und andere. Auch die usbekischen lokalen Herrschaften im heutigen Afghanistan gehören hierher, seit ca. 1680 die Qatağan von Qunduz und zeitweise von Balch, seit 1707 die Ming in Balch, Maimana, Andkhūi und anderen Orten. Diese wurden nach der Besetzung der Region 1737–1747 nur vorübergehend von den Durrāni an Kabul gebunden, schon Ende des 18. Jahrhunderts zerfiel das Gebiet in zehn bis zwölf lokale Herrschaften. Im Fergana-Becken waren außer den Ming noch Yüz-Amīre in der Region Khujand und Naqšbandī-Scheiche (bis 1710) in Čadak im Norden des Tals von Bedeutung.

Besonders in der Zeit nach 1710 drohte eine Spaltung des Khanats: Keneges und Khitai-Qipčaq, deren Gebiete im mittleren Zerafšan-Tal lagen, bildeten ein Bündnis, das 1722 in Samarkand auch einen Gegen-Khan ausrief, Rajab Khan, einen Činggisiden, der aber nicht der herrschenden Dynastie entstammte.

In den nächsten Jahren bestimmten Auseinandersetzungen mit den nach Transoxanien geflohenen Kasachen das Bild. Die Kasachen schlossen mit wechselnden usbekischen Gruppierungen Bündnisse; die bucharische Seite versuchte, mit den Dsungaren eine Übereinkunft zu erreichen. In der Zeit bis 1729, als der bucharische Herrscher Abū l-Faiz Khan zumindest Buchara und Samarkand wieder kontrollierte, belagerten Kasachen mehrfach Buchara. Beide Städte und ihr Umland waren 1730 so schwer verwüstet, dass man von einem Wendepunkt in ihrer Geschichte sprechen kann. Die Einwohnerzahl von Samarkand ging so stark zurück, dass es auch heißt, die Stadt sei ganz unbewohnt gewesen.

Die Kasachen lockerten den Druck auf die Oasengebiete Transoxaniens, als ihnen zwischen 1727 und 1730 aufgrund einer vorübergehenden Einigung eine Reihe militärischer Erfolge gegen die Dsungaren gelangen.

Der Bedrohung durch Nādir Šāh hatten die zentralasiatischen Staaten Buchara und Khiva nichts entgegenzusetzen. Die Artillerie Bucharas bestand aus insgesamt 14 Kanonen und Mörsern. Feldartillerie war so gut wie nicht vorhanden; in den Kämpfen zwischen Buchara und Samarkand hatten die Bucharer ein einziges Stück mitgenommen – dieses Geschütz war von der indischen Armee 75 Jahre zuvor zurückgelassen worden; es explodierte, als ungeschulte Soldaten den Versuch machten, es abzufeuern. Die Armee Nādir Šāhs dagegen war mit Artillerie und Handfeuerwaffen gut ausgerüstet.

Der Mann hinter dem Thron in Buchara war Muhammad Hakīm Beg, das Haupt der maßgeblichen Familie der usbekischen Mangit. Das entsprechende Amt, dasjenige des *ataliq*, hatte die Familie (mit Unterbrechungen) schon seit 1714 inne, sie war damit in einer ähnlichen Ausgangsposition wie die amiridischen Dynastien der späteren Mongolenzeit. Muhammad Hakīm Beg und sein Sohn Muhammad Rahīm, der nach dem Tod des Vaters 1743 dessen Position einnahm, handelten die Bedingungen der Unterwerfung aus, als Nādir Šāh mit seiner Armee 1740 den Amu Darja überschritt; Abū l-Faiz Khan hatte sie nur zu übernehmen. Darunter war auch, dass das Khanat Truppen für die iranische Armee stellen sollte. Auch Muhammad Rahīm Beg diente (mindestens vier Jahre) für Nādir Šāh, er nahm an einem Feldzug im Kaukasus teil, aber er kommandierte 1746 auch eine Strafexpedition nach Buchara gegen unruhige Usbeken.

Nach der Ermordung Nādir Šāhs 1747 ließ Muhammad Rahīm Beg den letzten regierenden Činggisiden Bucharas, Abū l-Faiz Khan, ermorden. Er stützte sich u.a. auf eine kleine persönliche Gefolgschaft afghanischer Kämpfer, die er aus der Armee Nādir Šāhs »geerbt« hatte. Eine Weile regierte er – formal immer noch *ataliq* – mit diversen meist jugendlichen Schatten-Khanen, bis er sich 1756 zum Khan ausrufen ließ. Die Regel, der Herrscher müsse Činggiside sein, war gebrochen.

Auch in Khwārazm war die Position des Khans im frühen 18. Jahrhundert sehr schwach geworden. Gegensätze zwischen dem agrarisch geprägten Süden der Oase, dem Bereich der »Fünf Städte« (einschließlich Khiva) und dem eher nomadischen Norden des Deltas, wo usbekische Mangit und Qongrat neben Karakalpaken und Kasachen nomadisierten, waren ständig präsent. Turkmenen – sowohl im Aralsee-Gebiet als auch am SW-Rand der Oase – gewannen spürbar an Einfluss. Die Khane wurden oft aus dem Reservoir an Činggisiden »berufen«, welches die kasachische Steppe bereithielt. Das war für die Handelsverbindungen mit Russland (nach Orenburg) von Vorteil, vor allem während der Umorientierung des Handels in der Steppe auf Khwārazm, die durch die dsungarischen Angriffe auf die Städte am mittleren Syr Darja bedingt war. Solche »kasachischen« Khane regierten Khiva oft während des 18. Jahrhunderts. Der erste Mann hinter dem Thron trug den Titel *inaq*; diese Position war eine Domäne von Qongrat-bzw. Mangit-Amiren. Činggisidische Khane regierten in Khiva nominell noch bis 1804: Eine Dynastie von Qongrat-Amiren folgte, die sich aus der Position *inaq* heraus auf den Thron gebracht hatten. Diese Dynastie wird deswegen auch »Inaqiden« genannt.

Khwārazm war ein Ziel für Nādir Šāh, weil der Khan Ilbars (1727–1740) sich in Khurasan eingemischt hatte. Khwārazm wurde erobert, der heftige Widerstand des Khans und seiner Kämpfer gebrochen, Ilbars enthauptet. Nādir, so heißt es, fand in Khiva Tausende (die Angaben schwanken zwischen 12 000 und 20 000) persische (schiitische) Sklaven vor, die er freiließ.

Die Herrschaft von Kokand entstand aus der Befestigung einer tribal-regionalen Herrschaft im westlichen Fergana-Tal (1709–1710). Träger waren Ming-Amire, die von ihrer Basis östlich von Khujand aus die regionale Macht der Naqšbandi-Scheiche von Čādak zerstörten. Die neue Hauptstadt Kokand wurde 1740 gegründet, und bis Ende des Jahrhunderts kontrollierten die Ming-Amire von Kokand das ganze Fergana-Becken.

#### 4.

#### **Das Vordringen Russlands**

Die Moskauer Großfürsten, später Zaren, hatten von Novgorod die Interessen im sibirischen Pelzhandel übernommen. Zobel und Hermelin vor allem wurden von den Pelztierjägern der Taiga eingehandelt, sie bildeten eine Hauptstütze des russischen Außenhandels. Parallel verliefen Ende des 15. Jahrhunderts die Auseinandersetzungen mit Kazan', das Ivan IV. (Ivan Groznyj, »der Schreckliche«) 1552 einnahm. Im weiteren Verlauf kamen die übrigen »tatarischen« Khanate an Russland, 1556 dasjenige von Astrachan' und 1598 Sibir'. Das Khanat der Krim bestand bis Ende des 18. Jahrhunderts fort, der Staat der Wolga-Kalmücken verlor nach und nach seine Eigenständigkeit. Russland erwartete, dass die Anführer der Steppenvölker, wenn sie Hilfe und Geschenke von Russland wollten, sich zu russischen Untertanen machten (russ. *poddanstvo*, »Eigenschaft als Untertan«), Geiseln stellten und Tribut leisteten; vor allem über die letzten beiden Punkte konnte aber verhandelt werden.

Russlands Expansion im Waldgürtel Sibiriens folgte den Handelsinteressen im Pelzhandel und wurde weitgehend von Kaufleuten und Abenteurern vorangetrieben. Einer von diesen war Ermak (Jermak) Timofeevič (gest. 1584 oder 1585), der Küčüm Khan von Sibir' 1582 an der Tura besiegte und dessen Hauptstadt eroberte.

Gründungen von Handelsposten, die gleichzeitig Festungen waren, mit kleinen Garnisonen, die sich eigentlich selbst versorgen sollten, lange aber von Getreidelieferungen aus dem europäischen Russland oder von Räubereien in der Gegend abhängig waren, markieren die russische Expansion nach Sibirien: von Tobol'sk 1587 über Irkutsk 1632 bis Nerčinsk am Amur 1651, Ochotsk an der Pazifik-Küste 1647 und Chabarovsk 1652. In dieser Expansionsbewegung wurde Russland zu einem Empire (ein Ausdruck, den Zar Peter I. zuerst 1721 für Russland benutzte). Sehr bald begannen auch Siedler in die neuen Regionen zu strömen; Russlands »vagabundierende« Bevölkerung (russ. *guljašćie ljudi*) sorgte dafür, dass die Anzahl erwachsener Männer in Sibirien von 169 000 im Jahr 1719 auf 412 000 im Jahr 1792 anstieg.

Die Auseinandersetzungen mit China begannen im fernen Osten, an der Nordgrenze der Mandschus. Die Verhandlungen, die zum ersten Grenzabkommen (Nerčinsk 1689) führten, zeigten, dass beiden Seiten daran gelegen war, lokale Mittelsmänner und örtliche Interessen nicht zum Zuge kommen zu lassen. Ein Indiz dafür ist, dass die Verträge auf Latein abgeschlossen wurden – für die chinesische Seite verhandelten jesuitische Patres, für die Russen Offiziere polnischer Abstammung. Eine Alternative wäre Mongolisch gewesen, das beiden Seiten leichter zu Gebote gestanden hätte. Die Grenze wurde im Gelände durch Steine markiert. In einem weiteren Vertrag (Kjachta 1727) wurde



der Grenzverlauf korrigiert und Kjachta selbst zum einzigen Handelsposten zwischen Russland und China gemacht. Die chinesisch-russische Grenze wurde immer wieder neu verhandelt, bis sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts den heutigen Verlauf erreichte.

In der nächsten Phase richtete sich die russische Expansion mehr nach Süden, in die kasachische Steppe hinein. Seit Bestehen von Festungen und Handelsposten der Russen am Nordrand der Steppe war Russland kontinuierlich in die Auseinandersetzungen in der Steppe hineingezogen worden. Russland griff aber auch selbst ein. Im Zuge der weit ausgreifenden Pläne unter Peter I. wurden zwei Unternehmungen gestartet: 1717 rückte Fürst Bekovič-Čerkasskij Richtung Khiva vor; die Abteilung wurde vernichtet, die Überlebenden versklavt. 1715 zog ein Trupp unter Ivan Buchgol'c (Buchholtz) von Tobol'sk aus den Irtyš aufwärts bis an den Jamyševo-See, wo ein Fort errichtet werden sollte; der Auftrag des Zaren lautete, die Route zu den bei Yärkand vermuteten Goldlagern zu erkunden und durch Forts zu sichern. Außerdem war der Jamyševo-See ein wichtiges Zentrum der Salzproduktion und bis zum Aufstieg von Kjachta das wichtigste Handelszentrum in Sibirien. Dsungaren vertrieben die Russen von dort, diese bauten dann ein Fort am Platz des heutigen Omsk. Die Gründung von Semipalatinsk folgte 1718, Ust-Kamenogorsk 1720. Damit war Russland bereits tief in kasachisch-dsungarisches Gebiet vorgedrungen. Neben der Kontrolle der kasachischen Steppe und der durch sie führenden Handelswege war Russland in der petrinischen Zeit an der Begründung direkter Handelsbeziehungen mit Indien interessiert.

Die wichtigste Gründung war Orenburg (1734), als russisches Zentrum für die kasachische Steppe in administrativer, militärischer und kommerzieller Hinsicht bestimmt. Orenburg übernahm rasch die Rolle, die zuvor Astrachan' als Handelsplatz gehabt hatte, u.a. wurde es zum Zentrum der indischen Diaspora. Es war auch ein Zentrum für den Handel mit den Kasachen: 1747 allein brachten Kasachen 7000 Pferde und 28 000 Schafe dorthin.

Eine Reihe von Festungslinien sicherte die neue Steppengrenze. Es gab u.a. die Jaik-Linie, die Orenburger, die Išim- und die Irtyš-Linie. Die Garnisonen waren klein, aber mit Kanonen ausgerüstet. Die kasachischen Chiefs sahen in Russland zunehmend eine wichtige Macht, mit der verbündet zu sein sich durchaus auszahlen konnte. Besonders wichtig war es, militärische und materielle Unterstützung zu erlangen. Solche Bitten setzten sich – was die Ältere Horde angeht – bis in die 1840er Jahre fort. Das Verfahren, materielle Unterstützung durch Eintritt in die russländische Untertanenschaft begleiten zu lassen, fand auch bei den Turkmenen der Manqišlaq-Halbinsel Anwendung (1801) sowie später bei Yomut-Turkmenen, die zwischen Khiva und Iran siedelten. Auch Kirgisen suchten darum nach, russländische Untertanen zu werden (1870er Jahre).

Von einem geplanten und über die längere Sicht einheitlichen Vorgehen Russlands in den Steppen- und Oasenregionen Zentralasiens kann nicht die Rede sein. Mehrere Taktiken wurden ausprobiert, Institutionen vor Ort und Ministerien im Zentrum hatten oft unterschiedliche Interessen. Die Kosaken-Regimenter waren zu Beginn fast völlig unabhängig. Auf die Einwanderung von »vagabundierenden« Bevölkerungsgruppen nach Sibirien ist schon verwiesen worden; es blieb eine der komplexesten Aufgaben der zarischen Verwaltung, die Bewegungen von Siedlern zu lenken.

Um die Kasachen politisch und militärisch zu kontrollieren, setzte die russische Seite bald auf die Unterstützung der Khane, bald auf die Stärkung von Chiefs. War es während des Aufstandes von Emel'jan Pugačëv (1773–1775) noch darum gegangen, den Khan der Jüngeren Horde Nurali (gest. 1790) zu neutralisieren (zahlreiche Kasachen waren dennoch beteiligt), richtete sich die Rebellion von Syrym Batyr Datov in den 1790er Jahren auch gegen die Khane. Ein Auslöser für Unzufriedenheit war immer das Ausbleiben der zugesagten Unterstützung. Zunehmend kamen auch religiöse Faktoren ins Spiel. Im Hintergrund wird, wie früher bei den Baschkiren, die fortschreitende Eingrenzung der Kasachen durch russische Festungen und Handelsplätze sowie die einsetzende Wegnahme von Land durch russische und ukrainische Siedler gesehen. Im 19. Jahrhundert, vor allem in den 1830er und 1840er Jahren, ist davon auszugehen, dass Khiva und Kokand ihrerseits Ansprüche auf die nomadischen Bevölkerungen der Steppe erhoben, etwa in der Art, dass sie Abgaben von ihnen verlangten.<sup>[73]</sup> Der gescheiterte Feldzug von General Perovskij gegen Khiva 1840, der in den die Oase Khwārazm umgebenden Wüsten steckenblieb, hing auch mit diesen Fragen zusammen.

Der wichtigste Aufstand der Kasachen (1837–1847) stand unter der Führung von Sultan Kenesary Kasimov, einem Enkel Ablai Khans von der Mittleren Horde, dessen Ziel gewesen sein soll, ein unabhängiges kasachisches Khanat wiederherzustellen. Diese Aufstände und Bewegungen werden heute nationalistisch gedeutet, Syrym Batyr und Kenesary Kasimov zu Nationalhelden gemacht.



Diese Phase des russischen Vordringens in der Steppe endete mit der Auflösung der – nach Bildung der Bukeischen Horde zwischen den Flüssen Ural und Wolga 1801 vier – kasachischen Horden: zuerst die Mittlere 1822, die Jüngere 1824, die Bukeische 1845 und die Ältere 1848. Stattdessen wurde eine russische Territorialadministration eingeführt, die mit Chiefs, nicht mit Khanen und Sultanen zusammenarbeitete.

Die nächste Etappe der russischen Expansion betrifft die Eroberung der drei zentralasiatischen Staaten (1865–1873) und die Niederwerfung der Turkmenen (1881). Mit der Einnahme von Marw 1884 und weiter nach Süden gerichteten Unternehmungen der Russen nahm die Sorge in Britisch-Indien und London zu, Russland könne nach den Zugängen dorthin streben und diese Pläne auch umsetzen; die Pamir-Grenzkommision setzte 1895 einen Grenzverlauf fest, und 1907 wurde in einem russisch-britischen Abkommen die Grenzziehung zwischen dem Russländischen Reich, China und Afghanistan so bestimmt, dass es keine gemeinsame Grenze zwischen Russland und Britisch-Indien gab (die Grenze hat bis heute Bestand). Insgesamt wurde durch die Grenzziehungen in Zentralasien in der Region ein bis dahin unbekanntes Konzept von Grenze durchgesetzt, das insbesondere in den Turkmenen-Gebieten, aber auch in den Bergregionen zwischen Afghanistan und Tadschikistan oder zwischen Kasachstan, Kirgisistan und China zur Unterbrechung von Handels- und Weiderouten führte. Die britisch-afghanischen Auseinandersetzungen wurden 1893 durch die Definition der Grenze entlang der Durand-Linie beendet, welche die Paschtunen-Gebiete in »afghanische« und »indische« (heute pakistanische) teilte (und noch heute teilt).

5.

### **Qing-China in Zentralasien**

Die Auseinandersetzungen, in denen die mandschurische Qing-Dynastie (1644–1911) die Macht in China übernahm, können an dieser Stelle nicht geschildert werden. Dennoch müssen einige Aspekte der Qing-Herrschaft erwähnt werden, insbesondere die Eingliederung der Mongolen in das neue Regierungssystem.<sup>[74]</sup> Außerdem ist festgestellt worden, dass die Qing-Dynastie nicht in dem Tempo und möglicherweise nicht in dem Ausmaß sinisiert wurde, wie frühere Darstellungen nahelegen: Der mandschurisch-mongolische Anteil wird in der neueren Forschung mehr herausgestellt. Die Qing entfalteten, vor allem während der Regierungszeiten des Kangxi- und des Qianlong-Kaisers (1661–1722 und 1736–1795), eine außerordentliche Dynamik; das Reichsgebiet Chinas vergrößerte sich in dieser Zeit auf gut das Doppelte. Die bisher außerhalb Chinas gelegenen nomadischen Gebiete Zentralasiens, besonders die Mongolei, wurden in das Staatsgebiet integriert, die bisherigen erbitterten Gegner, Mongolen und andere Nomaden einerseits und die ackerbäuerlichen Chinesen andererseits, kamen unter eine Herrschaft. Mongolische Staaten hörten bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg auf zu existieren. Auch Tibet und Xinjiang kamen zu China. China erreichte unter den Qing im Wesentlichen die heutigen Grenzen; allein die Mongolei hat sich bislang aus diesem Territorium als neuer Nationalstaat herausgelöst.

Diese Dynamik wird darauf zurückgeführt, dass es den Qing gelang, eine chinesisch-zentralasiatische Synthese zu erreichen, die allerdings den zentral- und ostasiatischen Islam nicht einbezog.

Ähnlich wie für die Mongolen zur Zeit Činggis Khans war auch für die ersten Mandschu-Herrscher die Etablierung eines neuen militärischen Systems wichtig. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts organisierte Nurhaci (reg. 1616–1626) die von ihm unterworfenen bzw. eingegliederten Mandschu-Stämme in »Banner«, zunächst vier, später acht. Ein Banner ist eine militärische Einheit, die in der Regel nicht auf tribalen Zugehörigkeiten beruht. Ein Banner mobilisierte nominell 7500 Kämpfer und war später als Territorialeinheit definiert dadurch, dass dies Gebiet eine festgelegte Anzahl von Kämpfern stellen konnte. Die Banner-Chiefs mussten in Abständen Karten ihrer Region anfertigen lassen, die dann an das Lifanyüan abgeliefert wurden. Ein Banner ist aber auch eine Fahne, die numinos aufgeladen war. Es gab ein Ganz Gelbes, Weißes, Rotes und Blaues Banner sowie die gleichen Farben als Geränderte Banner. Diese Organisation war nicht den Mandschus vorbehalten, es gab auch Mongolen und Chinesen als Bannerleute, beide wurden als eigene Abteilungen in die Banner integriert. Die Mongolen wurden später in eigenen Bannern organisiert, von denen es eine große Anzahl gab, diese Banner bestanden parallel zu den Acht Bannern.

Für die Eingliederung der Mongolen in das Reich der Qing ist die Aufteilung in Innere und Äußere Mongolen zentral. Die Inneren Mongolen südlich der Gobi wurden schon früh in 49 Banner gegliedert, die weitgehend den herkömmlichen tribalen Unterscheidungen entsprachen. Diese Banner wurden in sechs Bünden oder Ligen zusammengefasst. Die Äußeren Mongolen, insbesondere die nördlichen Khalkha, bildeten nach ihrer Unterwerfung



1691 zunächst 34 Banner, später, bis 1759, wurden es 86. In der Äußeren Mongolei bestand daneben das ältere Aimaq-System fort: Es gab vier Aimaq, ab 1725 fünf, diese waren mit den alten Aimaqs identisch, so dass die Chiefs der Aimaqs in ihren Positionen verblieben, nun als Liga-Fürsten. So blieben die früheren Herrschaftsgebiete des Jasaqtu Khan, des Tüšiyetü Khan, des Sečen Khan und des Sayin Noyan Khan *de facto* erhalten. Die Banner der Äußeren Mongolei waren dabei viel kleiner als diejenigen der Inneren Mongolei. Nach der Unterwerfung der Dsungaren und anderen Oirat kamen neue Banner für die Dörbed und Torgud hinzu, auch für die in Xinjiang verbliebenen Dsungaren (Öölöd).

Mit Hilfe des Systems der Acht Banner gelang es, den Einfluss der tribalen Führer zurückzudrängen. Auch wenn Zehner usw. keine Rolle spielten, ist eine Parallele zu den früheren Dezimalsystemen doch unverkennbar. Das System war auch wichtig bei der Eingliederung mongolischer Verbündeter. Durch Heiratsallianzen (zunächst in Einzelfällen, später dutzend-, am Ende tausendfach) wurden mongolische und mandschurische Familien der führenden Sippen miteinander verbunden. Denjenigen Mongolen, die sich den Mandschus anschlossen, wurden viele Privilegien gewährt. Gruppen der Khalkha und andere, die sehr nahe an den Gebieten der Mandschuren lebten, waren die Ersten, die auf die Bündnisangebote eingingen. Das Bündnis wurde von den Mandschu-Herrschern dann zunehmend als Unterwerfung verstanden, vor allem seitdem Nurhaci 1616 die Spätere Jin-Dynastie ausgerufen hatte: Er knüpfte damit an die vormongolischen Jin an, mit deren tragender Gruppe, den Jurchen, sein Stamm verwandt war.

Eine wichtige Phase bei der Eingliederung der Mongolen in den Herrschaftsverband der Mandschus (Spätere Jin) war die Auseinandersetzung mit dem Khan der Čahar/Chakhar, Ligdan Khan (1592–1634).<sup>[75]</sup> Ligdan Khans Vorhaben, die mongolischen Stämme unter seiner Führung wieder zu einigen, scheiterte an der vorangeschrittenen Lokalisierung der Mongolen; diese trug gleichzeitig dazu bei, dass die nun zahlreichen Khane immer öfter eigenständig Bündnisse auch mit nicht-mongolischen Partnern schlossen. Ligdan Khans sehr heftig geführte Kampagnen gegen die Khane waren daher dafür mitverantwortlich, dass diese immer mehr auf die Seite der Mandschus wechselten.

Mit Ligdan Khan unterlag 1634 auch der činggisidische Legitimitismus: Ligdan hatte auf sein Recht zur Herrschaft aufgrund seiner Abstammung gepocht; Nurhaci und sein Nachfolger Huang Taiji (1627–1643) verwiesen auf ihre Erfolge als Resultat des Mandats des Himmels und forderten Mandschus, Mongolen und Chinesen auf, dies anzuerkennen. Nach Ligdans Tod wurden daher Versuche, eine činggisidische Herrschaft in der Gesamtmongolei zu errichten, nicht mehr unternommen. Als Ausdruck davon kann man die Übertragung eines kaiserlichen Siegels der Yüan-Dynastie verstehen, das 1635 an Huang Taiji kam und sich vorher im Besitz Ligdan Khans befunden hatte.

Die Bedeutung der Mongolen im Reich der Mandschus nahm in dieser Zeit zu. 1631/32 erließ Huang Taiji Regelungen für die ihm unterstehenden Mongolen, die u.a. Weidegebiete betrafen. Jedes Banner erhielt festgelegte Weidegebiete; damit wurde die Tendenz zur Lokalisierung mongolischer Gruppen weiter verstärkt.

Der Sieg über Ligdan Khan und die Chakhar führte 1636 zur Aufgabe der Bezüge auf die Jurchen-Jin und zur Gründung der Qing-Dynastie, der dann 1644 der Sturz der Ming gelang (daher datiert man den Beginn der Qing als chinesische Dynastie auf 1644). Mit der Ausrufung der Qing war aber offenbar mehr gemeint als nur der Beginn einer neuen chinesischen Dynastie. Es handelte sich in gleicher Weise um eine bewusst gesetzte Zäsur in der Geschichte der Mongolen. Dafür spricht auch, dass Huang Taiji von nun an sich dem tibetischen Buddhismus verpflichtet sah. Erst 1635 ließ er in Mukden, der damaligen Hauptstadt, den Mahākāla-Tempel errichten. Die Herrschaft bei den Mongolen beruhte ihrerseits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auf einer Kombination von činggisidischer Abstammung und Unterstützung durch den Dalai Lama; Ligdan Khan hatte sich durch die Beauftragung der großen Übersetzung des buddhistischen Kanons »Kanjur« ins Mongolische bleibende Verdienste erworben. Nicht unterschätzt werden soll auch die tibetische Version der Lehre vom Cakravartin-Herrscher, die von den Qing ebenso aufgegriffen wurde.

1638 traf die Qing-Regierung eine weitere wichtige Maßnahme zur Eingliederung der Mongolen: Das »Ministerium zur Regierung der Außenprovinzen« (chin. *lifanyüan*) wurde begründet. Dies Amt wird gelegentlich als »Barbarenamt« oder »Kolonialamt« bezeichnet.<sup>[76]</sup> Das Amt war das Instrument der Qing, die nomadischen und die chinesischen Kulturformen miteinander zu integrieren. Das Personal bestand überwiegend aus Mandschus und Mongolen. Das Lifanyüan versah die Verwaltung derjenigen Gebiete, die nicht China im engeren Sinn waren; diese Gebiete wurden nicht in die chinesische Provinzialstruktur aufgelöst: Die Mongolei und Tibet waren nie, Xinjiang erst ab 1884 chinesische Provinz. Stattdessen handelte es sich um »Äußere Reichsgebiete«, deren Verwaltung eben dem Lifanyüan anvertraut war. In seiner regionalen Gliederung unterschied das Amt zwischen Inneren und Äußeren Mongolen sowie später Xinjiang einschließlich der muslimischen Begs. Es war aber auch für die Organisation der



besonderen innerasiatischen Rituale zuständig, mit denen die Qing einerseits ihre zentralasiatischen Untertanen integrieren, zum andern ihre eigenen zentralasiatischen Wurzeln betonen wollten. Unter diesen Ritualen sind die »Pilgerfahrt zum Kaiser« und die »Kaiserliche Jagd« besonders bemerkenswert. Die »Pilgerfahrt« verpflichtete alle diejenigen Würdenträger, die Ämter und Titel vom Kaiser verliehen bekommen hatten (dazu gehörten auch die muslimischen Begs in den Oasen Xinjiangs), in regelmäßigen Abständen den Kaiserhof aufzusuchen. Die Tradition der zentralasiatischen Präsenzkultur setzt sich hier fort. Die »Kaiserliche Jagd« fand im Herbst auf den kaiserlichen Jagdgründen von Mulan statt, die wiederum in den Weidegebieten der Khorchin-Mongolen lagen. An ihr nahmen ebenfalls mandschurische und mongolische, später auch türkisch-muslimische Würdenträger teil. Das Jagdritual wird in Parallele gesehen zum chinesischen Ritual des Ersten Pflügens (chin. *qingeng*), bei welchem der Kaiser in eigener Person auf einem dafür abgetrennten Feld eine Furche zieht. Das Jagdritual unterstreicht so das auf Inklusion von nomadischen und ackerbäuerlichen Formen abgestellte Ritualverständnis der Qing-Kaiser.

Die Qing beanspruchten seit ihrer Begründung (was die Späteren Jin nicht getan hatten) die Herrschaft in drei Gebieten: der Mandschurei, der Mongolei und China.

In den folgenden Jahrzehnten bemühten sich die Qing-Herrscher um weitere Bündnisse in der Mongolei. Dabei spielte die Möglichkeit einer Allianz zwischen Khalkha (im Norden) und Oirat (im Westen), die seit 1640 (Zusammenkunft von Vertretern der genannten Gruppen und Proklamation des »oiratischen« Gesetzes) deutlich war, eine beherrschende Rolle. Nach und nach gelang es den Qing aber, immer mehr Mongolen auf ihre Seite zu ziehen. Dies war die Voraussetzung für die Feldzüge des Kangxi-Kaisers bis in die nördliche Mongolei (1690–1697), bei denen die Dsungaren besiegt und die Unterwerfung und Integration der Khalkha besiegelt wurde. Mit diesen Feldzügen stellten die Qing-Armeen unter Beweis, dass sie nunmehr auch in der Steppe Krieg führen konnten, was chinesischen Armeen bis dahin in dieser Weise nicht gelungen war.

Die Kämpfe gegen die Dsungaren gingen danach weiter; Gegenstand war auch die Vorherrschaft in der nördlichen und nordwestlichen Mongolei. In diesen Kämpfen siegten die Qing schließlich; die Eroberung des Tarim-Beckens nach einer Revolte der dortigen Khwājas schloss sich an (1756–1759). China beanspruchte, dem chinesischen Selbstverständnis von universaler Herrschaft folgend, Autorität weit über die eigentlichen Grenzbefestigungen hinaus. Alle Gebiete, welche die Qing von den Dsungaren übernommen hatten, waren dem Grunde nach unter der Hoheit von Beijing; das schloss daher nicht nur das Ili-Gebiet, sondern auch die kasachisch und kirgisisch besiedelten Gebiete nördlich des Tienschan ein. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden hier lineare Grenzen gezogen.

Die Herrschaft der Qing in Xinjiang und der Mongolei blieb lange stabil. Die nicht-chinesischen Gebiete profitierten von der insgesamt wirtschaftlich positiven und politisch friedlichen Entwicklung unter den Qing. Gleichzeitig begann die Ansiedlung von Han-Chinesen in Xinjiang: Sträflinge, die dorthin verbannt wurden, Beamte, Händler oder Bauern, Letztere überwiegend in der Dsungarei (nördliches Xinjiang). Die Ansiedlung von Bauern wurde ab 1831 auch staatlich gefördert. Die Qing regierten die Region mit Hilfe einheimischer Familien von Begs, die in das Titel-System eingegliedert wurden. Begs waren teilweise transkulturell, konnten sich sowohl in der chinesischen als auch in der türkisch-islamischen Kultur bewegen. Auch in religiöser Hinsicht bedienten die Qing sich eines Systems der indirekten Herrschaft.

Gelegentliche Ausbrüche und Revolten vor allem der muslimischen Bevölkerung der Oasenstädte gab es seit 1825/1826, sie wurden von Nachkommen der Khwājas (der Fraktion vom Weißen Berg, seltener vom Schwarzen Berg) angeführt und gelegentlich von Kokand zumindest unterstützt, wenn nicht getragen; Kokander Handelsprivilegien wurden zu einer immer wichtigeren Forderung.<sup>[77]</sup> Die Revolten wurden von der Qing-Verwaltung aber zunächst mit meist geringer Mühe niedergeschlagen. Erst mit der zunehmenden Schwäche der Qing in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem gleichzeitig zunehmenden Interesse europäischer Großmächte, Großbritannien und Russland, an der Region, änderte sich die Lage, die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich, die Aufstände wurden häufiger und bitterer. Die von Kokand aus agierenden Khwājas konnten an Unzufriedenheit wegen steuerlicher Überlastung anknüpfen: 1857 konnten Walī Khan, ein Neffe, und Buzurg Khan, ein Sohn des von den Qing 1828 hingerichteten Jahāngīr aus der Linie der Khwājas vom Weißen Berg, für kurze Zeit größere Teile der Oasenlandschaft besetzen. Jahāngīr war 1826 mit Unterstützung Kokands losgezogen, bis 1830 behielt Kokand in den Tarim-Oasen bis nach Khotan Zollrechte. Wichtig war bei den Unternehmungen der Khwājas die Unterstützung durch kirgisische Chiefs, die ihnen als Adepten in der Naqšbandī-Bruderschaft verbunden waren.

Während einer für China aufgrund eines Aufstandes chinesischer Muslime (Dunganen) im Gansu-Korridor und im



Raum Kuča schwierigen Situation gelang es dem ehemaligen Kokander Militärführer Ya'qūb Beg 1865, Kaschgar an sich zu bringen.<sup>[78]</sup> Er bediente sich dabei eines Khwājas als nominellen Herrschers, den er aber 1867 fallenließ, um selbst die Herrschaft zu übernehmen. Ya'qūb Beg konnte seine Herrschaft allmählich über weitere Oasen ausdehnen. Dabei waren aus Kokand stammende Truppen entscheidend, die mit der Herrschaft Khudāyār Khans unzufrieden waren. Die meisten Kommandopositionen in der reorganisierten Armee waren von Kokandis besetzt. Ya'qūb Begs Regierung war an den islamischen Stil Kokands angelehnt, bis dahin war Reisenden nach Kaschgar und Yärkand aufgefallen, dass sich Frauen dort freier auch in der Öffentlichkeit bewegen konnten als in den westlichen Khanaten. Seine Islamisierungspolitik (Kontrolle der Pflichtgebete, Kleiderordnung auch für Männer, Verbot von Alkohol und Glücksspiel) ließ ihn als einen Fremdherrscher erscheinen. Ya'qūb nahm Beziehungen zum osmanischen Sultan Abdülaziz (reg. 1861–76) auf, in dessen Namen er auch Münzen prägen ließ. England galt er als Verbündeter im »Great Game«, dort sah man ihn als einen (neben Afghanistan weiteren) Pufferstaat zwischen dem sich nach Süden ausbreitenden Russländischen Reich und Britisch-Indien vor. Großbritannien unterstützte Ya'qūb Beg auch in der Beschaffung und Herstellung von modernen Feuerwaffen; die meisten Waffenlieferungen kamen allerdings aus dem Osmanischen Reich.

1877 gelang den Qing der Gegenschlag: General Zuo Zongtang besiegte Ya'qūb Beg (der unter nicht ganz geklärten Umständen starb) und eroberte Kaschgar; er hatte sich für diese Aufgabe als Gouverneur von Gansu qualifiziert, wo er zuvor die Dunganen-Aufstände niedergeworfen hatte. Die Verwüstungen – vor allem durch den Dunganen-Aufstand 1864 – müssen sehr schwerwiegend gewesen sein.

Im Anschluss an die Niederwerfung des Aufstandes wurde Xinjiang – der Name, »Neues Gebiet«, wurde aus diesem Anlass kreiert und Urumqi zur Hauptstadt ernannt – in das chinesische Provinzsystem eingegliedert (1884). Die Chinesen versuchten nun, direkter zu regieren. Amtsträger mit zentralasiatischem (mandschurischem, mongolischem, türkisch-islamischem) Hintergrund wurden zunehmend durch Han-Chinesen ersetzt. Die Begs aber behielten eine wichtige Position als Vermittler.

6.

### **Afghanistan bis ins 20. Jahrhundert – Britische Interessen**

Britisch-Indien war die wichtigste überseeische Besetzung des Empire, und die Sorge um die Zugangswege führte schon früh zur »Vorwärts-Strategie«, möglichst ein Glacis rund um Indien zu besetzen. Mit ebendieser Sorge sahen die britischen Verantwortlichen, dass Iran 1837/1838 Herat belagerte und dass russische Berater in der iranischen Armee präsent waren, ferner, dass Russland immer weiter auf die Khanate von Buchara und Khiva vorrückte. Man fasste den Entschluss, den Amīr von Kabul, Dost Muhammad (1826–1863), nicht zu unterstützen, sondern ihn durch einen Spross der gestürzten Sadozai-Linie, Šāh Šujā', zu ersetzen. Eine britisch-indisch-afghanische Armee besetzte 1839 Qandahār und Kabul. Es gelang den Briten und ihrem Schützling aber nicht, stabile politische Verhältnisse herzustellen. Im Januar 1842 verließen die Briten Kabul, die Truppe wurde in der Nähe des Khyber-Passes vollständig vernichtet.<sup>[79]</sup> Dost Muhammad kehrte 1843 nach Kabul zurück. In der Folge brachte er, auch weil die politische Macht der Stammesführer und besonders der Durrānī-Eliten geschwächt war, eine prekäre Einheit Afghanistans zuwege. Auch die usbekischen Emirate nördlich des Hindukusch kamen (wieder) unter die wie auch immer formale Oberherrschaft Kabuls, der Amu Darja wurde endgültig als Grenze gegenüber Buchara festgelegt. Bucharische Ansprüche auf die usbekischen Gebiete hatten unter Amīr Nasrallāh 1839 zur Eroberung Balchs geführt. Herat wurde definitiv »afghanisch«, nachdem im Ergebnis einer britischen Intervention die zweite iranische Belagerung 1856 abgebrochen wurde; die Iraner wurden 1860 von Turkmenen vertrieben.

Britische Subsidien nahmen in der Finanzierung der afghanischen Königsherrschaft eine immer wichtigere Rolle ein, 1863 entschieden sie die Thronfolge. Allmählich setzten, wenn auch zögernd, erste modernisierende Reformen ein, ein öffentlicher Postdienst wurde begründet, die erste öffentliche Schule in Kabul eröffnet. Fabriken und Werkstätten entstanden, vor allem für den Bedarf der Armee. Die Grenzziehungen wurden immer präziser, auch die Grenze gegen Iran im Südwesten (Provinz Sīstān) wurde nun definiert.

Im Zusammenhang mit den russischen Eroberungen in Zentralasien und der im Rahmen des »Great Game« immer wichtigeren Einhegung eines auch nur vermuteten russischen Einflusses nahm London ab 1874 die »Vorwärts-Strategie« wieder auf.

Der zweite britisch-afghanische Krieg (neuerliche Besetzung von Kabul) 1878/1879 hatte die »Pufferstaat«-Lösung als Ergebnis, die die britische Seite nutzen wollte, den russischen Einfluss in der Region zu neutralisieren. Dem diente der Vertrag von Gandamak (25. Mai 1879), in dem Afghanistan auf eine eigenständige Außenpolitik verzichtete und gegen höhere Subsidien einen entscheidenden Einfluss Großbritanniens akzeptierte. Auf afghanischer Seite blieb auch unter Abd ar-Rahmān Khan (1880–1901) die Festigung der territorialen Einheit gegen lokale und tribale Herrschaften das Hauptanliegen: Die zentrale Region Hazārajāt und die bislang noch nicht islamisierte Region Kāfiristān (nach der Eroberung und Zwangsislamisierung der Bewohner 1896 in »Nūristān«, »Land des Lichts«, umbenannt) kamen erstmals unter die Kontrolle Kabuls. Die Modernisierung setzte sich langsam fort, mit der formalen Abschaffung der Sklaverei 1895 und einer Reihe von Infrastrukturbauten. Diese beschränkten sich aber auf die Stadt und Region Kabul. Investitionen in das Bildungswesen blieben sehr gering.

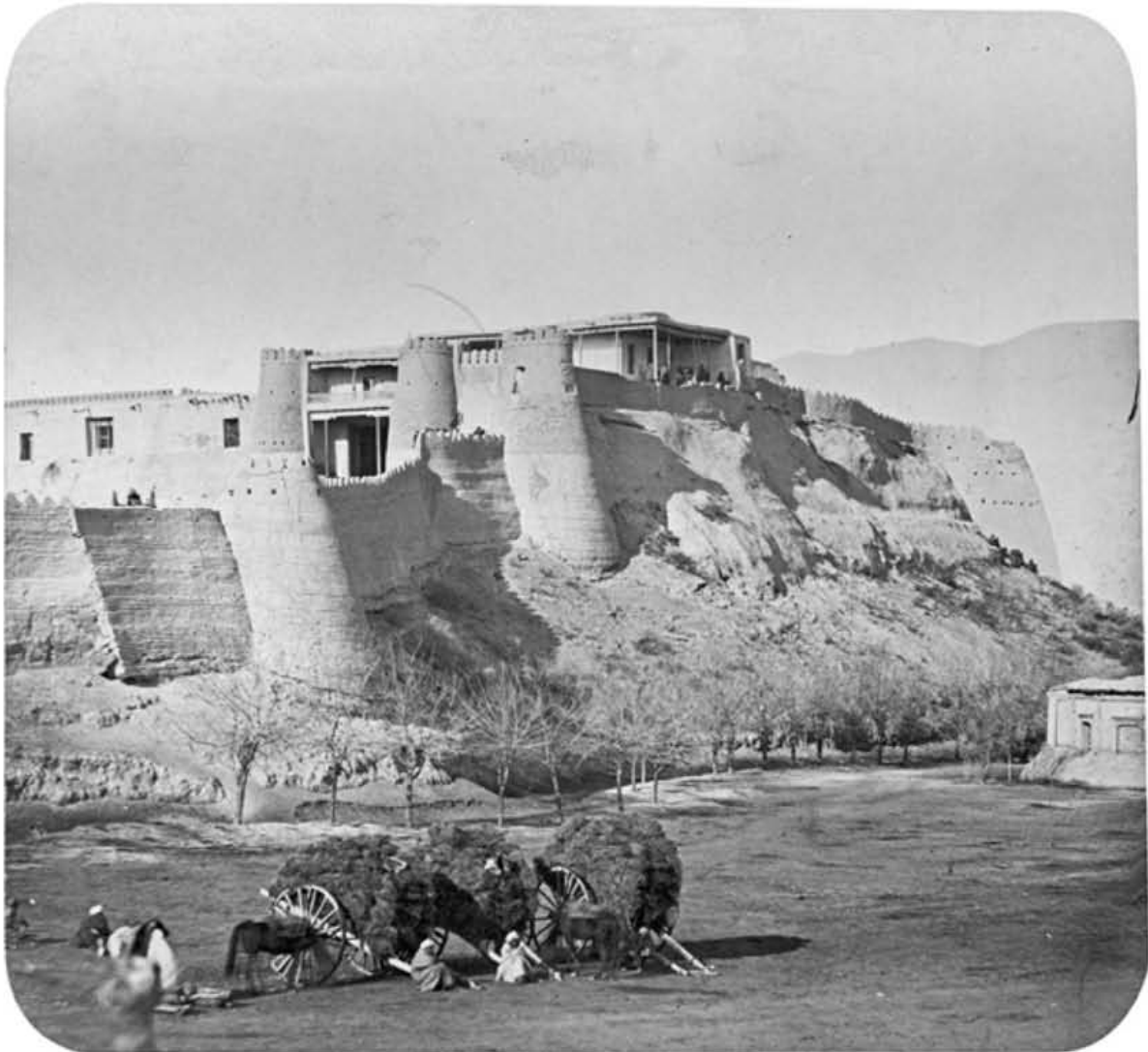
Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Afghanistan zum ersten Mal ein gefestigter Staat mit international anerkannten Grenzen. Von außen inspiriert, bildeten sich zwei Hauptströmungen für Reformen: eine anti-britische (und pro-osmanische), die von Mahmūd Tarzī (1865–1933) angeführt wurde, und eine pro-britische, die dem britisch-indischen Modell folgend, eher an technischen Reformen interessiert war. Tarzī begründete die politische Bewegung (s.S.452ff.) der »Jungafghanen« (pers. *jawānān-i afġān*), die in mancher Hinsicht mit der Jadīd-Bewegung im russischen Turkestan vergleichbar ist.

Das britische Protektorat über Afghanistan endete nach dem Ersten Weltkrieg 1919. König Amānallāh (1919–1929) folgte in seinem Reformprogramm am ehesten der Tarzī-Strömung: Nach dem Vorbild Atatürks in der Türkei und Rezā Šāhs in Iran unternahm er europäisierende Reformen, immer aber auf die Hauptstadt und ihre unmittelbare Umgebung konzentriert. Seine Regierungszeit endete im Ergebnis eines Paschtunen-Aufstandes mit der Übernahme der Regierung durch einen tadschikischen Rebellen (Bača-yi Saqao, »Sohn des Wasserträgers«), der sich aber nicht halten konnte. Die folgenden Herrscher einschließlich Zāhir Šāh (1933–1973) nahmen zunächst viele der Reformen zurück, die Liberalisierungsphase war zu Ende.

7.

### **Die Khanate und Emirate bis zum Ende ihres Bestehens. Russische Kolonialpolitik**

In der Periode der »drei Emirate« bzw. Khanate nach Nādir Šāh begannen im später russischen Zentralasien Reformen, die im Osmanischen Reich etwa gleichzeitig (mit der Regierungszeit Selims III., 1789–1807) einsetzten. Alle drei Staaten organisierten nun stehende Heere, die nicht einfach mit der militärischen persönlichen Gefolgschaft des Herrschers identisch waren. Diese Heere, in Khiva und Kokand schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in Buchara erst unter Nasrallāh (1827–1860) prominent, sollten die tribalen Truppen früherer Zeiten ersetzen. Die Bedeutung der Artillerie und der Infanterie stieg entsprechend. In Buchara wurden auch sozial Deklassierte, etwa Sklaven oder Freigelassene, oder Außenseiter rekrutiert, z.B. Bergtadschiken (diese auch in Kokand). In Khiva blieb der Anteil tribaler Truppen hoch, nur handelte es sich zunehmend um Turkmenen. In Kokand standen neben nicht-tribalen Gruppen zwei Parteien im Vordergrund, Kirgisen und Qipčaq. Auch in den Verwaltungen, nicht zuletzt Bucharas, fanden Männer aus bisher den herrschenden Kreisen fernstehenden Gruppen immer häufiger Karrieremöglichkeiten. Zunehmend wurden Grenzen im Gelände linear definiert, die Territorialität nahm zu; das gilt auch für die innere Ordnung der Khanate (Provinzen und Distrikte). Die administrative Struktur verfestigte sich zu definierten Rängen und Hierarchien. Die Unterschiede zwischen den drei zentralasiatischen Staaten sind aber andererseits so groß, dass sie getrennt behandelt werden sollen.



**Abb. 23** :Die Zitadelle von Kokand

### ***Kokand***

Das Emirat, später Khanat von Kokand begann mit der Begründung einer regionalen Herrschaft im westlichen Fergana-Tal. Unter den Ming-Amiren des 18. Jahrhunderts gelang die territoriale Konsolidierung (Erdana Beg, 1740–1769). Erdana Beg ging auch ein Bündnis mit Ahmad Šāh Durrānī ein, möglicherweise gegen unruhige Kasachen und Kirgisen.

Ālim Khan (1798–1810) nahm als erster Ming-Herrscher von Kokand den Titel »Khan« an. Mit ihm setzte eine Phase der territorialen Expansion Kokands ein, die sich unter seinen Nachfolgern Umar (1810–1822) und Muhammad Ali (Madali) Khan (1822–1842) fortsetzte. Die Expansion richtete sich zunächst den Syr Darja abwärts (Taschkent bis Sairam, 1803–1809), die Festung Aq Masjid (heute Kzyl Orda) wurde 1820 gegründet. Dies war die Grundlage für weitere Expansion ostwärts, im Norden des Tienschan, bei der Kokand die Integration und Unterwerfung von Kasachen und Kirgisen beabsichtigte. Zur Kontrolle der gewonnenen Gebiete und ihrer Bewohner ließen die Kokander Herrscher vor allem auf dem Gebiet des heutigen Kirgisistan eine große Menge von Festungen errichten, vielleicht nach russischem Vorbild; am weitesten östlich lag Karaköl (heute Prževal'sk), östlich des Issyk-Köl-Sees. Diese Gebiete standen dem Grunde nach unter der Oberhoheit der Qing, die zunächst das Vordringen von Kasachen und Kirgisen in



die früher von Dsungaren genutzten Weidegründe am Ili hatten verhindern wollen, dies aber schon bald nach der Qianlong-Periode nicht mehr durchsetzen konnten.

Eine zweite Expansionsrichtung Kokands wies nach Süden, in das Pamir-Gebiet und Badachschan hinein. Hier kamen die Kokander wiederum in Konflikt mit den Qing über die Abgrenzungen. Die dritte Expansionsrichtung betraf die Oasen des Tarim-Beckens selbst, in denen Kokand sich immer mehr als ein entscheidender Einfluss erwies. Bei dieser Expansion ging es wohl auch um Kontrolle über Handelswege und Migrationsrouten, in Richtung auf Ladakh und weiter in den indischen Subkontinent. Eine Rolle spielten dabei der Opiumhandel durch das Tarim-Becken und andere Wege in das Innere Chinas sowie der Sklavenhandel. Bis Großbritannien die Opiumkonvention von 1912 unterzeichnete, kam die Masse des Opiums aus dem Subkontinent, Afghanistan war noch kein wichtiger Opium-Exporteur.

Kokand expandierte also in der Hauptsache auf Kosten der Qing. In der Auseinandersetzung mit Buchara war das Khanat weniger erfolgreich, so dass Kokand die Vorherrschaft in Zentralasien, nach der manche Herrscher wohl gestrebt haben, nicht erlangen konnte.

Die Kokander Herrscher haben durch Bewässerungsbauten in großem Stil ihre Einkommensbasis zu verstärken gesucht. Bemerkenswert sind der Šahr-i Khan-Sai in der Nähe von Andijan (120 km lang, bewässerte Fläche 77700 ha), gebaut unter Umar Khan, und der Khan Ariq in Taschkent (1835) sowie der Kanal, mit dem die Stadt Turkestan (Yasi) eine bessere Versorgung erhielt (1853–1858). Entsprechende Aktivitäten setzten sich bis an den Vorabend der Eroberung durch Russland fort. Non-food-Kulturen wie Seide und Baumwolle wurden so in größerem Maßstab angebaut.

Nach der bucharischen Besetzung Kokands 1842 brachen Gegensätze innerhalb des Khanats auf, die bis zu seiner Eroberung (1865), späteren Aufhebung und Annexion durch Russland (1876) nicht mehr aufhörten. Besonders wichtig war die Konkurrenz zwischen Kirgisen und Qipčaq, einer nomadisch-sesshaften turkophonen Gruppe im Fergana-Becken. Der Mann hinter dem Thron zur Zeit von Khudāyār Khan (drei Regierungszeiten, 1845–1858, 1862–1863, 1865–1875/1876) war Musulmān Qulī, ein Qipčaq. Der Auflösung des Khanats waren häufige Aufstände von Kirgisen vorausgegangen. Diese Probleme werden dafür verantwortlich gemacht, dass das Khanat seit den 1830er Jahren seine bis dahin dynamische Entwicklung nicht in der gleichen Weise fortsetzen konnte.

### ***Buchara unter den Mangit***

Wie wir gesehen haben, ist der dynastische Wechsel von den Tuqai-Temüriden zu den Mangit mehr als das, es handelte sich um einen wichtigen Schritt zum Ende des činggisidischen Prinzips der Herrschaft.<sup>[80]</sup> Muhammad Rahīm Khan (reg. als *ataliq* 1747–1756, als Khan bis 1759) hatte viel von den iranischen Truppen gelernt, in denen er gedient hatte. Es gelang ihm, das Territorium des neuen Emirats zu stabilisieren. Noch einmal kam es kurz nach seinem Tod zu Bestrebungen, das alte činggisidische Prinzip wieder einzuführen, dahinter standen die Chiefs der lokalen und tribalen Herrschaften, deren Macht Muhammad Rahīm hatte einschränken wollen. Viele lokale Herrschaften erklärten sich für unabhängig, es gelang nur mühsam, sie wieder einzuverleiben; wie bereits erwähnt, blieben die Keneges von Šahr-i Sabz bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger selbständig, und andere Gruppen wie die Khitai-Qipčaq im mittleren Zerafšan-Tal waren immer wieder unruhig.

Mit Šāh Murād (1785–1800) kam ein Mann auf den Thron, dem es neben der dynastischen auch um religiöse Legitimierung ging. Dazu betrieb er ein umfangreiches Programm der inneren Islamisierung: Er setzte islamisch nicht legitimierte Steuern außer Vollzug, er restaurierte die frommen Stiftungen, er förderte die islamischen Bildungseinrichtungen. Daneben bemühte er sich um die Landwirtschaft, besonders das Bewässerungswesen; allerdings sind Projekte von dem Ausmaß, wie sie im Fergana-Becken unter Kokander Herrschaft stattfanden, nicht überliefert. Die Islamisierungspolitik fand auch darin ihren Ausdruck, dass Murād in seiner auswärtigen Expansionspolitik insbesondere auf iranische, d.h. schiitisch regierte Gebiete zielte, wobei es ihm gelang, Marw an sich zu bringen. Nur zerstörte er dabei den lebenswichtigen Staudamm, und die Oase verfiel so, dass sie Besuchern aus der Periode des russischen Vorstoßes dorthin (1884) als ein gottverlassener Ort erschien. Die Bevölkerung wurde nach Buchara umgesiedelt und zwangsweise zum sunnitischen Islam »bekehrt«. Die Region Marw war seither zwischen Buchara, Khiva und Iran umkämpft, bis die dortigen Turkmenen sich durchsetzten.

Šāh Murād ist als »Derwisch auf dem Thron« in die Geschichtsbücher eingegangen, wofür u.a. sein frugaler

Lebensstil verantwortlich war. Sein Sohn und Nachfolger Amīr Haidar (1800–1826) stammte mütterlicherseits von Abū l-Faiz Khan ab, also von einem Činggisiden; er nutzte daher die činggisidischen Symbole der Herrschaft wie die Inthronisierung auf dem weißen Filz. Als Herrschaftstitel bevorzugte er allerdings den alten Kalifen-Titel »Beherrscher der Gläubigen« (ar. *amīr al-mu'minīn*), der schon seit dem 16. Jahrhundert auch von činggisidischen Herrschern genutzt worden war.

Buchara war in seinen Bemühungen um territoriale Expansion nur mäßig erfolgreich. Die Auseinandersetzungen mit Khiva (wegen Marw), mit Kokand (wegen Ura-Tepe) und mit Afghanistan (wegen Balch) brachten keine dauerhaften Erfolge. Zwar konnte Buchara unter Amīr Nasrallāh die Stadt Kokand selbst 1842 besetzen, zwar war Balch zwischen 1817 und 1850 nominell unter bucharischer Herrschaft, aber beide Gebiete konnten nicht gehalten werden. Dauerhafte Erfolge stellten sich vielmehr erst in der Protektoratszeit (nach 1868) ein, als die russische Kolonialmacht dem Emirats die Besetzung der Bergregionen im heutigen Tadschikistan ermöglichte (Ost-Buchara).

### **Khiva. Turkmenen**

Das Khanat Khiva kann vielleicht am wenigsten territorial definiert werden: Einerseits ist die Oasenlandschaft am Unterlauf des Amu Darja recht klar konturiert, andererseits erhoben die Khane von Khiva Herrschaftsansprüche auch über die Karakalpakien östlich der Oase Khwārazm und in der kasachischen Jüngerer Horde im Norden. Wir hatten gesehen, dass »kasachische« Činggisiden oft zu Khanen in Khiva berufen wurden. Ansprüche machte Khiva auch unter den Turkmenen bis nach Khurasan geltend. Lange Zeit galt die »Landseite« der Herrschaft Khwārazm, die Oasen am Nordrand des Köpet Dağ, als ebenso wichtig wie die »Wasserseite«, das eigentliche Khwārazm, und die Turkmenen waren in früheren Jahrhunderten verpflichtet gewesen, große Mengen von Schafen für die Küche des Herrschers von Khiva zu stellen. Das Verhältnis der Khane und der Turkmenen kehrte sich mit der Zeit um. Schon 1767–1770 kam es während fortgesetzter Raids von Yomut-Turkmenen zur Eroberung der Stadt Khiva, mit verheerenden Konsequenzen: Die Ackerflächen sollen brach gelegen haben, nur 40 Familien, so die Quelle, verblieben im Bereich der »Fünf Städte«.

Die Schwäche des Khanats nahm im 19. Jahrhundert nach einer anfänglichen Konsolidierung unter den ersten Inaq-Herrschern wieder zu. Diese versuchten, den Status der tribalen Bevölkerung, vor allem in der Armee, zu reduzieren, mit wechselhaftem Erfolg. Die Turkmenen blieben wichtig: Sie waren es, die nach der bucharischen und der iranischen Oberhoheit über Marw am Ende das übernahmen, was von der Oase noch übrig war. Das war ein Ausdruck dafür, dass nun weder die iranischen noch die bucharischen noch die khwārazmischen Ansprüche, die turkmenischen Gebiete südlich der Karakum-Wüste zu kontrollieren, noch durchgesetzt werden konnten. Turkmenen waren gleichzeitig ein wichtiger Faktor in der Armee von Khiva. Sie wurden durch die Institution des *atliq* (von tü. *at* »Pferd«) gebunden, bei dem Turkmenen ein Stück bewässertes Land erhielten, meistens am Ende eines Kanals, wofür sie einen berittenen ausgerüsteten Krieger stellen mussten. An den von der Wasserversorgung her vorteilhafteren (und sichereren) oberen Teilen der Kanäle saßen dagegen turkophone Ackerbauern, die zu Militärdiensten nicht herangezogen wurden. Der unbefriedigende Verlauf der militärischen Kampagnen in der Mitte des 19. Jahrhunderts und die *atliq*-Struktur führten ab 1855 zu immer größeren Aufständen von Turkmenen gegen Khiva, die ihrerseits für die ökonomische und militärische Schwäche des Khanats während der russischen Eroberung 1873 mitverantwortlich waren.

Die Turkmenen gliederten sich in mehrere tribale Konföderationen, die Tekke, Yomut, Salor, Ersari, Sari, Göklen, Čaudor und andere. Diese waren aber in der Regel nicht die politisch und militärisch handelnde Einheit, diese lag vielmehr auf einer deutlich niedrigeren Ebene. Charakteristisch waren die »tribalen Festungen«, von denen es eine große Menge gab. Zu größeren Einheiten schlossen die Turkmenen sich in dieser Zeit (anders als Kasachen oder Usbeken) kaum noch zusammen. Bei den Turkmenen werden »sesshafte« (*čumur*) und »nomadische« (*čārwā*) Landsleute unterschieden, die aber ähnliche soziale Strukturen aufweisen. Auch die Formen der Raubzüge (turkmenisch *alaman*) sind die gleichen; *alaman* können auch zu Fuß durchgeführt werden. Turkmenen waren für einen guten Teil des Angebots auf den zentralasiatischen Sklavenmärkten verantwortlich, vor allem seitdem Indien als Lieferant durch Iran ersetzt worden war; die religiöse Differenz zwischen den zwölfschiitischen Iranern und den hanafitisch-sunnitischen Turkmenen galt als Legitimation für die Versklavung. Nicht zuletzt wegen der zentralen Bedeutung Khivas für den Sklavenhandel hatte das Khanat in Russland den Ruf eines Räubernests. Schon die erfolglose Expedition von General Perovskij im Winter 1839/40 diente auch der Beendigung des Sklavenhandels,



daneben standen Interessen an der Kontrolle der Kasachen (vor allem der Jüngeren Horde) und der Handelswege durch die kasachische Steppe.

### ***Russische Eroberung und russische Kolonialpolitik***

Die russische Eroberung Zentralasiens südlich des Steppengürtels begann im Osten der Region; das weitere Ausgreifen in die Steppe und an ihren Südrand wurde damit begründet, dass anders die Steppengebiete nicht befriedet und kontrolliert werden könnten. An manchen Stellen wurde der Ablauf aber gewiss nicht zuletzt durch Eigenmächtigkeit örtlicher Verantwortlicher bestimmt.<sup>[81]</sup> Das erste der drei Khanate, mit dem Russland nach der Auflösung der vier kasachischen Horden zu tun bekam, war demzufolge Kokand. Bereits bei der Gründung des Forts Raimovskoe (später Aral'skoe) im Gebiet der Mündung des Syr Darja in den Aralsee 1847 kam es zu ersten Zusammenstößen. 1853 nahmen die Russen die Kokander Festung Aq Masjid; 1854 gründeten sie, schon am Rande des Tienschan, die Festung Vernoe (Vernyj, das heutige Almaty). Damit war Russland in Gebiete vorgedrungen, die seit Anfang der 1830er Jahre in den Einflussbereich Kokands (nicht mehr Chinas) gehörten. Bald darauf wurde die russisch-chinesische Grenze im Tienschan definiert (1864), der Verlauf gilt im Wesentlichen heute noch. In den folgenden militärischen Auseinandersetzungen konnte die Kokander Armee nicht standhalten. Mit einer gewissen Eigenmächtigkeit, deren Ausmaß nicht ganz geklärt ist, erstürmte eine kleine Truppe unter M. Černjaev im Juni 1865 Taschkent, die Stadt war mit damals ungefähr 100 000 Einwohnern einer der bedeutendsten Handelsplätze in Zentralasien. Offiziell hieß es, damit habe man einer bucharischen Intervention zuvorkommen wollen; in der Tat hatte Buchara 1865 Kokand besetzt. Aus den bisherigen russischen Eroberungen wurde das Generalgouvernement Turkestan gebildet, dessen erster Gouverneur, General K. P. von Kaufmann (1867–1882), mit außerordentlich weitreichenden Vollmachten ausgestattet war. Kokand war nun auf das Fergana-Becken reduziert, bis es 1876 ganz aufgelöst und das Territorium zum größeren Teil annektiert wurde (die Bergregionen des heutigen Tadschikistans fielen an Buchara). In einem neuerlichen Krieg erlitt der bucharische Amir Muzaffar ad-din 1868 verheerende Niederlagen, das Emirat kapitulierte. Russland ließ es als Protektorat (mit einem russischen Residenten und bald auch ohne das Recht, eine eigenständige Außenpolitik zu betreiben) fortbestehen, allerdings kamen wichtige Teile, darunter die Stadt und Region Samarkand, zum Generalgouvernement Turkestan. Bemerkenswert leicht gelang auch die Eroberung Khivas 1873, wo sich kaum Widerstand zeigte; auch Khiva bestand als Protektorat weiter, musste aber alle Gebiete rechts des Amu Darja abtreten. Unter den für Khiva militärisch wichtigen Yomut-Turkmenen richteten die Russen ein Massaker an. In einem letzten Feldzug eroberte Russland die Turkmenengebiete, die Erstürmung der Festung Gök-Tepe (bei Ashgabat) unter Skobelev ist als ein turkmenisches Trauma im Gedächtnis geblieben: Auch als Rache für eine unerwartete Niederlage, die eine russische Truppe unter Lomakin im September 1879 in einem Gefecht gegen die Akhal-Tekke hatte hinnehmen müssen, endete der Sturm auf Gök-Tepe im Januar 1881 in einem Massaker, dem Tausende von Tekke zum Opfer fielen. Die Russen wurden dabei von einem Kontingent von Yomut-Turkmenen unterstützt;<sup>[82]</sup> ein einheitliches turkmenisches Handeln gab es also nicht. Damit war der turkmenische Widerstand gebrochen, die Gebiete bis Marw (1884) konnten die Russen kampflos einnehmen. Mit dem Vordringen in das Pamir-Gebirge 1895 war die russische Eroberung Zentralasiens an ihr Ende gekommen. Weitere Vorstöße, etwa im Ili-Gebiet oder südlich von Marw, wurden auf diplomatischem Wege vor allem durch Widerstand Großbritanniens gestoppt.

Die russische Regierung ordnete die neuen Besitzungen in Zentralasien in zwei große Gouvernorate, das Generalgouvernement der Steppen und das Generalgouvernement Turkestan (Zentrum Taschkent), sowie einige Bezirke, die von anderen Provinzen aus verwaltet wurden. Die beiden Protektorate Buchara und Khiva standen außerhalb dieser Struktur. Turkestan seinerseits war in mehrere Bezirke (russ. *oblast'*) gegliedert. Die Aufteilung folgte in der Hauptsache strategischen und intern-administrativen Überlegungen. Ethnische Kriterien spielten keine, historische eine untergeordnete Rolle.

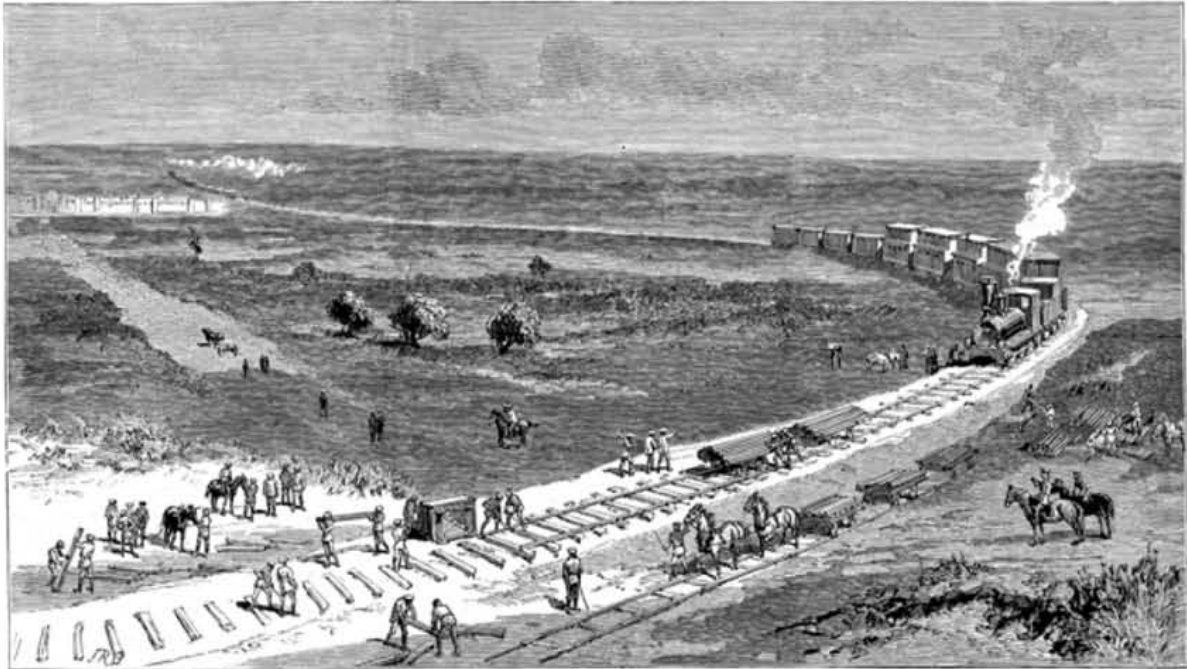
Das Generalgouvernement der Steppen bestand aus den Bezirken Akmolinsk und Semipalatinsk. Zuständig für die Verwaltung Turkestans und der Steppengebiete waren hier das Kriegs-, dort das Innenministerium; die Angelegenheiten der Protektorate regelte das Außenministerium. Russland hat also nie eine dem chinesischen Lifanyuan oder dem britischen India Office oder dem Colonial Office vergleichbare Institution aufgebaut. Die sich überkreuzenden Zuständigkeiten, die noch durch unterschiedliche Sichtweisen örtlicher Administratoren und der zentralen Instanzen komplizierter wurden, sind für viele Schwankungen der russischen Kolonialpolitik verantwortlich.



Dies wurde – neben sehr vielen Korruptionsskandalen – besonders von der Revisions-Kommission unter Vorsitz von Graf Pahlen 1908/9 festgestellt, deren Bericht eine wichtige Quelle für Turkestan unter russischer Herrschaft ist.<sup>[83]</sup>

Die russische Kolonialverwaltung beruhte auf der Trennung von Kolonisierten und Russen, die »Einheimischen« hießen *inorodcy*, »Fremdstämmige«, oder *tuzemcy*, »Eingeborene«. Die Einheimischen erhielten gewisse Rechte, sie wurden auch in die örtlichen Verwaltungen integriert. Taschkent erhielt eine Stadtduma, ein Drittel der Sitze (24) wurden mit Einheimischen besetzt. Die örtlichen Ältesten (usb. *oqsoqol*, »Weißbart«) waren wichtige Ansprechpartner. Überall wurde die Sklaverei abgeschafft. Die obere Ebene der Verwaltung in den früheren Staaten wurde aufgelöst; die russische Verwaltung arbeitete also nicht mit den höheren Chargen der früheren Staaten zusammen, sondern schuf eine eigene untere Ebene von Vermittlern. Diese wurden zunehmend als eine »Wand« empfunden, die zwischen den Russen und ihren asiatischen Untertanen stand. (Die Qing verfolgten bis 1884 die Politik, die *hākim-beg* genannten Familien der Nobilität zu kooptieren; erst danach griffen sie tiefer in die Verwaltung ein.) Besonders bei der Verwaltung der Bewässerungssysteme konnten die Russen aber ohne örtliche Kompetenz nicht auskommen. Auf der anderen Seite wurde der Tätigkeit orthodoxer Missionare ein Riegel vorgeschoben. Die russische Herrschaft wurde zunächst – vor allem von islamischen Würdenträgern – als Herrschaft von Ungläubigen abgelehnt, bald aber mehrten sich die Stimmen, welche die Russen für die *pax russica* und das Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen lobten. Auch für die technischen Neuerungen, die Eisenbahn und den Telegraphen, priesen turkestanische Dichter die Kolonialherren. Später wurden dann kritische Töne wieder deutlicher, dann bereits mit dem Sprachduktus der Moderne.

Unter den kolonialtypischen Infrastrukturmaßnahmen ist an erster Stelle die Eisenbahn zu nennen (der Telegraph war allerdings früher da, Taschkent war 1873 angeschlossen). Der Bau der ersten zentralasiatischen Eisenbahn wurde im September 1881 von Krasnovodsk am Kaspischen Meer aus begonnen, nur wenige Monate nach der Erstürmung und dem Massaker von Gök-Tepe. Der Zweck war zunächst ein klar militärisch-strategischer, nämlich die Stärkung der militärischen russischen Präsenz in der Region gegenüber dem wachsenden britischen Einfluss; die Bahn unterstand daher zunächst auch einem militärischen Reglement. Sie diente weiter der Sicherung der neuen Grenze gegen Iran. Der Anschluss an den Handelsverkehr auf dem Kaspischen Meer, sowohl nach Astrachan' als auch nach Baku, war nur ein Nebenaspekt. Erst später wurden ökonomische Überlegungen zentral. Die Bahn wurde – nun unter zivilem Regime – bis 1898 bis Taschkent geführt, über Marw, an Buchara vorbei (die Station Kagan, auch »Neu-Buchara« liegt einige Kilometer südlich der Altstadt, sie war die russische Siedlung Bucharas) nach Samarkand und Taschkent. 1906 kam eine direkte Verbindung Taschkent-Orenburg hinzu, das zentralasiatische und das europäisch-russische Netz wurden so zusammengeführt. Die wirtschaftliche Bedeutung der Bahn kann seither nicht hoch genug eingeschätzt werden, sie machte den Export der zentralasiatischen Produkte, vor allem Baumwolle und Karakul-Felle, nach Europa erst möglich, und ebenso die Einfuhr von Nahrungsmitteln, besonders Getreide, nach Zentralasien, wo immer mehr Flächen unter Baumwolle kamen und daher für Getreideanbau nicht mehr verfügbar waren.



**Abb. 24** :Die transkaspische Eisenbahn

Ein immer drängenderes Problem war die teilweise staatlich geförderte, teilweise »wilde« Einwanderung von Siedlern aus den europäischen Reichsteilen in gewisse Gegenden in Zentralasien: den Nordrand der kasachischen Steppe, das Siebenstromland, aber auch das Fergana-Tal. Den Anfang machten überall die Kosaken, die von der zarischen Regierung kaum kontrolliert wurden.<sup>[84]</sup> Sie dienten als Wehrbauern und als Besatzungen der Festungen entlang der Steppengrenze. Selten bebauten sie das Land selbst, die von den Kosakenregimentern kontrollierten Flächen waren riesig. Neue Kosaken-Truppen wurden in Zentralasien aufgebaut, so in Semireč'e als Abteilung der sibirischen Kosaken (ab 1867). Der Zustrom von Siedlern in die kasachischen Gebiete nahm mit der Bauernbefreiung in Russland 1861 zu. Turkestan war zunächst für Siedler nicht zugänglich, diese Schranke fiel 1889, und 1891 erklärte das neue Steppen-Statut das Land der Nomaden zum Staatseigentum. Die russische Regierung traf Maßnahmen zur Regulierung der Landnutzung, indem sie Normen für nomadische Nutzung festlegte und so »überschüssige« Flächen nachweisen ließ. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts schwoll der Siedlerstrom weiter an, und 1916 lebten in den überwiegend kasachischen und kirgisischen Gebieten ungefähr 1,4 Millionen Siedler, ein Viertel der Gesamtbevölkerung.

Widerstand gegen die koloniale Herrschaft gab es in zwei Zusammenhängen. Eine Reihe von Aufständen waren religiös motiviert. Am prominentesten unter diesen ist die Aktion von Dükčī Īšān, der Andijaner Aufstand von 1898: Dükčī Īšān und eine Gruppe von Adepten der Naqšbandiyya überfielen eine russische Kaserne, es gab einige Opfer. Die geplante Unterstützung durch kirgisische Gruppen führte nicht zum erhofften Resultat, der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen. Einen teilweise religiösen Hintergrund hatte auch die Unruhe in Taschkent während eines Cholera-Ausbruchs 1892, weil die russischen Behörden besonders auf die Beseitigung der Verstorbenen Wert legten und dabei muslimische Vorstellungen unberücksichtigt blieben.

In anderen Widerstandsbewegungen war das religiöse Element weit schwächer. Soziale Gründe überwogen. In dieser Hinsicht ist der große Aufstand von Kasachen und Kirgisen, aber auch Usbeken und Turkmenen im Jahr 1916 am bedeutsamsten. Zentren lagen in der Region Semireč'e und im Nordwesten Kasachstans, wo die russischen Siedlungen am dichtesten vertreten und die Einengung der sesshaften und nomadischen Kasachen und Kirgisen am deutlichsten waren, und im Fergana-Becken. Träger waren keineswegs nur nomadische Gruppen. Der Auslöser dieses Aufstandes war der Erlass vom 25. Juni 1916, dem zufolge die wehrfähigen Männer auch der vom Kriegsdienst bisher befreiten Völker für Arbeiten in der Etappe mobilisiert werden sollten. Diesem Befehl zu folgen weigerten sich zunächst Männer



aus den Regionen Samarkand und Khujand. Die Unruhen setzten sich im östlichen Fergana-Becken fort. Am 21. Juli wurde in ganz Turkestan das Kriegsrecht ausgerufen. Aber der Aufstand nahm immer größere Ausmaße an. Im August befanden sich die Region Semireč'e und Teile der Region Syrdarja in offenem Aufruhr, erst Ende des Monats konnten russische Truppen den Aufstand niederschlagen, in einigen Regionen gab es bis in den Oktober Aktionen. Die Aufständischen gingen gegen Siedler und ihre Dörfer vor; während Armee und Verwaltung im ganzen Bezirk Semireč'e lediglich 177 Tote zu beklagen hatten, gab es unter der Zivilbevölkerung allein der Distrikte Pišpek (Biškek) und Prževal'sk 2227 Todesopfer, wozu noch über 1000 Vermisste gezählt werden müssen. Die Gesamtzahl der Opfer unter den Siedlern kann auf etwa 10000 veranschlagt werden. Die Siedler waren seither bewaffnet, was während des Bürgerkrieges von Bedeutung war. Über die Opfer unter den Aufständischen gibt es keine verlässlichen Zahlen, eine Schätzung nennt 100000 bis 200000 Personen.<sup>[85]</sup>

Im Nordwesten Kasachstans wurde ein kiptschakisches Khanat ausgerufen, mit einem gewählten Khan (Abdugafar Džanbojsunov) und unter Beteiligung des Bolschewiken Alibi Džangildin, das bis zu 50 000 Kämpfer mobilisieren konnte.

Eine sehr große Anzahl von Kirgisen, aber auch Kasachen zog es vor, das Territorium des Russländischen Reiches zu verlassen und auf chinesisches Gebiet auszuweichen. Die kirgisische Bevölkerung im Semireč'e verringerte sich um gut ein Drittel, in den benachbarten kasachischen Distrikten war es ähnlich. Die Verluste bei den Viehherden sollen an die 60 Prozent betragen haben. Auf die von ihnen verlassenen Flächen und auf diejenigen der Opfer zogen Siedler. Nur ein Teil derjenigen Kasachen und Kirgisen, die nach China wegnomadisiert waren, kam nach der Revolution zurück.

Der Steppenaufstand von 1916 war spontan, es gab keine Gesamtleitung. Auch die bereits bestehenden Oppositionsgruppen etwa der kasachischen Intelligenzija hatten kaum einen Einfluss auf das Geschehen. Die von den zaristischen Behörden vermutete osmanische bzw. deutsche Propaganda kann ebenfalls nicht nachgewiesen werden. Die russische Seite versuchte im Nachhinein, Rädelführer zu identifizieren, und nahm eine Menge von Personen fest, deren natürliche Autorität sie auch in dieser Lage zu Repräsentanten ihrer Gruppen und zu Führungspersönlichkeiten machte.

Die Zielrichtung der Gewalt zeigt, dass es die Siedlungspolitik und der Verlust der Lebensgrundlage waren, was den Aufstand motivierte. Andere Gründe kommen hinzu, wie Übergriffe der Kosaken auf die Nomaden und eine seit langem aufgestaute Wut über die Entwicklung. Besonders erwähnenswert sind umfangreiche Requisitionen von Vieh und Sonderkontributionen in Geld, die der einheimischen Bevölkerung auferlegt worden waren. Möglicherweise wären Kasachen und Kirgisen bereit gewesen, als Kavallerie in der russischen Armee zu kämpfen, der Erlass aber ließ sie argwöhnen, sie sollten als Kanonenfutter dienen.<sup>[86]</sup>

Der Aufstand von 1916 war der größte Aufstand im Zarenreich zwischen den Revolutionen von 1905 und 1917. Er bedeutete in gewisser Weise das Ende des russischen kolonialen Projektes in Zentralasien.

8.

### **Sowjetische Geschichte Zentralasiens**

Die um 1900 etablierten imperialen Ordnungen in Zentralasien brachen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts teilweise zusammen. Die Qing-Dynastie stürzte 1911, die staatliche Ordnung implodierte. Die Mongolei erklärte sich für unabhängig; in Xinjiang kamen nationalistische Bestrebungen erst später zum Zuge. Mit den Revolutionen im Russländischen Reich 1917 gingen Versuche zentralasiatischer Oppositionsgruppen einher, Autonomie zu erlangen. Sie wurden im Zuge der Stabilisierung der Sowjetmacht niedergeschlagen und in einen spezifisch sowjetischen Nationsbildungsprozess umgeleitet. Dieser resultierte in der dann sowjetischen Begründung zentralasiatischer Nationen, die sich institutionell im Prozess der Errichtung der fünf zentralasiatischen Unionsrepubliken ausdrückte.

Die Umstrukturierung der Gesellschaft nach der Oktoberrevolution folgte im Allgemeinen dem gesamtsovetischen Verlauf. Es gibt daher die Phasen des Bürgerkriegs bzw. »Kriegskommunismus«, der Neuen Ökonomischen Politik (russ. NEP), der Fünfjahrpläne usw. bis hin zur Perestrojka. Auf diese gesamtsovetischen Entwicklungen kann hier nicht eingegangen werden. Die Darstellung konzentriert sich auf die für Zentralasien besonderen Punkte: Nationalitätenpolitik während des Bürgerkriegs, die Niederwerfung regionaler und überregionaler Autonomiebestrebungen, die Nationale Abgrenzung (russ. *razmeževanie*), die Islampolitik, besonders die



(zwangsweise) Abschaffung der Verschleierung, und in der Phase der Fünfjahrpläne (parallel zur Kollektivierung) die zwangsweise Sesshaftmachung der zentralasiatischen Nomaden (besonders der Kasachen).

### **Die russischen Revolutionen in Zentralasien**

Schon die erste russische Revolution 1905 hatte zu einer Politisierung der neuentstandenen zentralasiatischen Intelligenzija geführt. Der Zusammenbruch der Autokratie in der Februarrevolution 1917, die folgende Periode der »Doppelherrschaft« und danach die Oktoberrevolution waren von Versuchen vor allem der regionalen Intelligenzija begleitet, Autonomierechte durchzusetzen.<sup>[87]</sup> Dabei gab es zwei Arten von Autonomie: eine territoriale, bei der die autonome Regierung eines definierten Territoriums eine Menge von Kompetenzen auch gegenüber dem Zentrum (Petrograd, später Moskau) haben würde, und eine »kulturelle«, bei der es, unabhängig vom Territorium, um Rechte nicht-russischer Bevölkerungsgruppen im Rahmen der russischen Provinzialverwaltung ging. Für Turkestan war die erste Form entscheidend.

Die Februarrevolution wurde in Turkestan und den Steppengebieten auch von der muslimischen Bevölkerung begrüßt, und bald gab es der neuen Ordnung angepasste Organe und politische Parteien, von denen die »Gemeinschaft der islamischen Gelehrten« (tü. *ulamā jam'iyati*) die einflussreichste war (Vorsitz: Širali Lapin). Die »Reformer« (aus der Jadid-Bewegung hervorgegangen) organisierten sich überwiegend in dem »Islamischen Rat« (pers. *šūrā-yi islāmiyya*). In den Steppengebieten hatte die politische Gruppierung »Alaš-Orda« eine dominierende Stellung. Die russischen Revolutionäre hatten als ihre eigene Plattform die Räte-Organisation gebildet. An den Räten (russ. *sovet*) waren Muslime kaum beteiligt. Vor allem der Taschkenter Arbeiter- und Soldatenrat hatte zur muslimischen Bevölkerung der Stadt keine nennenswerte Verbindung. Sein Gegenspieler war die von der Provisorischen Regierung eingesetzte Turkestan-Kommission unter dem Vorsitz des Orientalisten Nalivkin. In ihr waren aber weder die »Gemeinschaft« noch der »Islamische Rat« repräsentiert. Strittig war von Anfang an das Ausmaß an Autonomie, das den nicht-russischen Völkern zustand. Die meisten muslimischen Politiker waren wie die Menschewiken und andere für ein eher föderatives Prinzip, die Bolschewiken für ein starkes Zentrum. Am 31. Oktober 1917 übernahm der Taschkenter Sowjet die Macht, viele Mitglieder der Turkestan-Kommission wurden verhaftet. Aber schon bald formierten sich Gegenkräfte unterschiedlicher Art: General Dutov (von den »Weißen«) erklärte Anfang November seinen Widerstand und übernahm Orenburg, damit war die Verbindung zwischen Taschkent und Petrograd unterbrochen; das führte sehr bald zu einer weiteren Verschärfung der Versorgungssituation. Unterbrochen war bald auch die transkaspische Eisenbahn: Ashgabat war von Juli 1918 bis Anfang 1920 das Zentrum einer eigenen, von Großbritannien unterstützten Republik unter Leitung von Anhängern der Partei der »Sozialrevolutionäre« (SR). Dessen ungeachtet konnten die Bolschewiken in allen europäischen Siedlungen Turkestans rasch die Macht übernehmen. Sie stützten sich dabei so gut wie ausschließlich auf Russen, besonders Soldaten, aber auch Eisenbahnarbeiter, später Siedler. Die Revolution war in Turkestan zunächst eine Angelegenheit der Europäer.

Die turkestanischen Autonomisten versammelten sich am 26. November 1917 zum Vierten Außerordentlichen Muslimischen Kongress in Kokand, der zwei Tage später die »Turkestaner Autonomie« (auch Kokander Autonomie, usb. *Turkiston Muxtoriyati*) ausrief. Premierminister wurde M. Tanyšbaev, in der Regierung saßen außerdem noch wichtige Vertreter der reformorientierten Intelligenzija wie M. Čoqaev, der Tanyšbaev bald ablöste. Die Kokander Autonomie wurde rasch niedergeschlagen, zwischen dem 6. und dem 9. Februar 1918 wurde Kokand beschossen und erobert. Die Stadt wurde stark zerstört, zahlreiche Personen standrechtlich erschossen.

Im weiteren Verlauf bildeten sich mehrere Lager. Die Revolutionäre von Taschkent stützten sich auf ihren eigenen »Rat der Volkskommissare« (russ. *sovnarkom*). Vor Ort wurden sie von Soldaten der alten Armee oder, wie in Teilen des Fergana-Beckens, von armenischen Nationalisten unterstützt. Die jadid-orientierten Reformer waren einstweilen ausgeschaltet. Die Hauptgegner des Taschkenter Sovnarkom waren örtliche Kommandanten (usb. *qo'rboshi*), die vor allem im Fergana-Becken bis in das Jahr 1920 hinein den größten Teil des ländlichen Raums kontrollierten. Diese Kommandanten, in der sowjetischen Literatur unter der abwertenden Bezeichnung *Basmači* bekannt (der Begriff bedeutet »Räuber«), hatten unter der Provisorischen Regierung und/oder der Kokander Autonomie oft wichtige Positionen (etwa als Polizeioffiziere) innegehabt. Besonders wichtige Kommandanten waren Ergaš Bek und Madamin Bek. Die Politik des Taschkenter Sovnarkom und seiner örtlichen Verbündeten verschärfte den Hunger unter der muslimischen Bevölkerung, so dass in manchen Gegenden, etwa im Semireč'e, wo die



Versorgungslage noch vom Aufstand 1916 her nicht wieder normalisiert war, akute Hungersnot herrschte. Aber auch im Fergana-Becken und sogar in Taschkent selbst war die Lage ernst.

Die *Basmači*-Kommandanten konnten sich als örtliche Kräfte stabilisieren. Versuche regionaler Koordination zeitigten durchaus Erfolge, aber eine einheitliche Struktur entstand nicht. Die Kämpfe waren erbittert, vor allem im Fergana-Gebiet, sowohl die sowjetische als auch die *Basmači*-Seite griffen zu wahllosen Repressalien und gewaltsamen Requisitionen unter der Bevölkerung. Die Opfer von Kampfhandlungen, Hunger und Epidemien (besonders Typhus) in der Zeit von 1918–1924 werden auf 1,5 Millionen Menschen geschätzt.

Mit dem Frühjahr 1918 begann die sowjetische Zentrale in Moskau, eine neue Politik gegenüber Turkestan und den Steppengebieten zu formulieren, mit dem Ziel, jeweils territoriale Autonomien im Rahmen des sowjetischen Gesamtstaats zu ermöglichen. So wurde Turkestan zu einer eigenen territorialen Körperschaft innerhalb der RSFSR, mit einer eigenen Verfassung (Herbst 1918).

Die Sowjetmacht machte somit Angebote an die muslimische Mehrheitsbevölkerung: Im Juli 1919 forderte das Zentrum (»Moskau«) die proportionale Repräsentation von Einheimischen in den örtlichen Organen; eine Abteilung für die Organisation von Muslimen in der Kommunistischen Partei wurde gebildet, das »Muslimische Büro« (*Musbjuro*, gegründet im März 1919, Vorsitz T. Ryskulov; später durch das »Zentralasiensbüro«, *Sredazbjuro*, abgelöst), an dessen Arbeit auch prominente Reformer wie Munavvar Qārī teilnahmen. Diese Politik ist unter dem Schlagwort »Indigenisierung«, russ. *korenizacija* (wörtlich »Einwurzelung«) bekannt, sie erfasste bis Ende der 1920er Jahre den gesamten Partei- und Sowjetapparat; dann wurde sie beendet. Nach der Wiederherstellung der Verbindung zu Russland über die Orenburger Eisenbahn im Oktober 1919 übernahm die Zentralregierung die Kontrolle in Turkestan. Die Maßnahmen zur Bekämpfung des Hungers griffen besser, seit sie von Muslimen koordiniert wurden. Ende 1919 wurde den nach China geflohenen Kasachen und Kirgisen Amnestie und die Restitution ihrer Felder und Weidegebiete versprochen. Eine Menge von Siedlern wurden in der Tat von den widerrechtlich angeeigneten Grundstücken vertrieben. Im Zuge der Abwendung vom »Kriegskommunismus« wurden die 1919 enteigneten Stiftungsländereien 1922/3 wieder eingerichtet, die Aufhebung der Scharia-Gerichte wurde rückgängig gemacht sowie weitere islamfeindliche Maßnahmen aufgehoben. Auch für die lokalen *Basmači*-Kommandanten gab es Angebote, die nach und nach dazu führten, dass diese sich in die Rote Armee eingliedern ließen – Ergaš Bek und Madamin Bek um die Jahreswende 1919/20. Langsam kam so die Rote Armee unter dem Kommando von Michail Frunze dem Ziel der politisch-militärischen Niederwerfung des Aufstandes näher, auch wenn die Kämpfe im Fergana-Becken noch lange andauerten; nach 1925 wurden sie allerdings in der Hauptsache von afghanischem Territorium aus vorgetragen.

Eine zweite Gruppe von *Basmači*-Kämpfern war im Osten des Emirats von Buchara aktiv (1920 bis in die späten 1920er Jahre); dort ging es in der Hauptsache um die Wiederherstellung des 1920 aufgelösten Emirats. Der wichtigste Kommandant in Ostbuchara war Ibrāhīm Bek Loqai. Das Engagement des osmanisch-jungtürkischen Führers Enver Pascha (im Kampf mit Truppen der Roten Armee in der Nähe von Duschanbe im August 1922 getötet) blieb eine Episode – das unterstreicht den Umstand, dass der Pan-Turkismus in der *Basmači*-Bewegung zwar vorhanden, aber nicht dominierend war.<sup>[88]</sup>

In den Steppengebieten versuchte die von kasachischen Reformern gebildete Alaš-Orda ihre Konzeption eines föderativen Russlands durchzusetzen. Verhandlungen mit der zentralen Sowjetregierung und dem Volkskommissar für Nationalitätenfragen, Stalin, brachten keine befriedigenden Ergebnisse, so dass sich die Alaš-Orda wohl auch unter dem Eindruck der äußerst blutigen Niederschlagung der Kokander Autonomie im Mai 1918 zu einem Bündnis mit Dutov und Kolčak (also den Weißen) entschloss. Versuche, eigene militärische Einheiten aufzubauen, scheiterten jedoch, und auch der Aufbau eigener staatlicher Strukturen blieb in Anfängen stecken. Die Loyalität der Bevölkerung mit Alaš-Orda wurde nicht dadurch gestärkt, dass auch er ohne Requisitionen nicht auskam. Hunger und Typhus suchten die Steppe ebenso heim wie Turkestan oder Sibirien.

Die Weißen waren zu einem gleichberechtigten Umgang mit den Kasachen nicht bereit, so dass, nachdem sich in der zweiten Jahreshälfte 1918 die politisch-militärische Situation geändert hatte, Alaš-Orda ebenso wie die baschkirische Autonomie (unter A. Z. V. Togan) wieder in Verhandlungen mit der Sowjetregierung eintrat. Die sich bietenden Möglichkeiten der »sowjetischen Autonomie« waren hier wie in Turkestan entscheidend für die Neubestimmung der Position der Nationalisten. Die wichtigsten Führer wurden in die Kommunistische Partei kooptiert, allerdings blieben sie bei föderalistischen Grundüberzeugungen. Im Ergebnis kam es auch hier zu einer territorialen Autonomie; am 26. August 1920 trat das Dekret über die Gründung der Kasachischen Autonomen SSR im Rahmen der RSFSR in



Kraft.

Die beiden Protektorate, das Khanat von Khiva und das Emirat von Buchara, waren von den revolutionären Ereignissen zunächst nicht betroffen. Dies änderte sich erst nach der Oktoberrevolution. Die Spannungen, die sich im Khanat von Khiva (und zwischen diesem und der revolutionären Regierung in Taschkent) aufgebaut hatten, führten zur Übernahme der Macht im Khanat durch Sowjettruppen und zur Abdankung des Khans am 2. Februar 1920. In der Folge wurde die Khwārazmische Volks-Sowjetrepublik gebildet, die unter der Führung der »Jungen Khivaner« und gewisser Turkmenengruppen bis zu ihrer Eingliederung in die Usbekische bzw. die Turkmenische SSR Bestand hatte. Widerstand kam vor allem von Turkmenen unter Junaid Khan, der die zentrale Figur in den letzten Jahren des Khanats gewesen war.

In Buchara hatte sich die Kontroverse zwischen den Jadīd-Reformern und den Konservativen um den Amīr seit einer blutigen Konfrontation 1910 immer weiter verschärft. Der Amīr von Buchara war überdies zu einer Referenzgröße für den *Basmači*-Widerstand im Fergana-Becken und im übrigen Turkestan geworden. Viele Jungbucharer mussten nach Turkestan fliehen. »Den Orient revolutionieren« war eine Parole der Bolschewiken, die sie schnell aufgriffen: der Amīr musste gestürzt werden.<sup>[89]</sup> Ende August 1920 griffen Einheiten der Roten Armee unter Kolesov und Gruppen der Jungbucharer unter Faizullāh Khojaev Buchara an, am 2. September besetzten sie die Stadt. Der Amīr Ālim Khan floh, erst nach Ostbuchara, später nach Afghanistan, wo er den Schutz des Königs Amānallāh genoss. Von Afghanistan aus hielt Ālim Khan vor allem mit den *Basmači*-Kämpfern in den Bergregionen Ostbucharas (Tadschikistans) Kontakt. Kurz nach der Flucht des Amīrs wurde die Bucharische Volks-Sowjetrepublik gegründet. Präsident wurde Faizullāh Khojaev, Abdurra'ūf Fitrat war Erziehungsminister. Während ihres Bestehens – sie ging 1924/25 in der Usbekischen SSR auf – hatten die Jungbucharer an der Regierung auf der einen Seite mit den *Basmači* im Osten zu kämpfen, sich auf der anderen Seite gegen die Bolschewiki zu behaupten. Ihr Reformmodell war immer noch eher an die osmanischen und jungtürkischen Vorstellungen angelehnt als an die Positionen Moskaus.

### **Nationale Grenzziehung (*razmeževanie*)**

Die Herausbildung von als »Nation« definierten ethnischen Gruppen (nach den Merkmalen Territorium, Sprache, Kultur, Wirtschaft, gelegentlich Abkunft) erfolgte im russisch regierten Zentralasien erst unter der Sowjetmacht. Diejenigen Ethnonyme, die wir heute benutzen, haben bis ins 19. oder sogar 20. Jahrhundert oft eine andere Bedeutung. »Usbeken« waren z.B. nomadisch lebende tribale Gruppen, die im Khanat von Buchara militärisch entscheidend waren. Die sesshaften Bewohner (ganz gleich ob turkophon, iranophon oder bilingual) Zentralasiens bezeichnete man vielerorts, aber nicht überall, als Sarten. Die Menschen selbst identifizierten sich in der Regel entweder über ihren Wohn- oder Herkunftsort (z.B. »Kāšgarliq«, »aus Kaschgar«), über ihre tribale Zugehörigkeit, wo vorhanden (bei Turkmenen und manchen Usbeken sehr wichtig, aber auch bei Kirgisen und Kasachen), über die »Horde« (bei Kasachen). In der Abgrenzung zu Nicht-Muslimen (z.B. den chinesischen oder russischen imperialen Beamten) konnte man sich auch als »Muslim« identifizieren. Es gab daneben noch andere Formen der Selbst- und Fremdwahrnehmung: Die sesshaften turkophonen Muslime der Oasenstädte des Tarim-Beckens etwa grenzten sich sowohl von den benachbarten Nomaden als auch von den sprachlich und kulturell sehr ähnlichen Bewohnern des Fergana-Beckens ab, auch wenn es keine als Ethnonym verwendete Selbstbezeichnung gab; die Bezeichnung »Uiguren« für diese Menschen ist eine spätere Schöpfung. In den Oasenstädten selbst lebten unterprivilegierte Gruppen, unter anderem Nachkommen von Sklaven, die als auch »ethnisch« different wahrgenommen wurden. Ähnliche Differenz-Wahrnehmungsmuster dürfen für das russische Zentralasien angenommen werden, wo etwa unter den Turkmenen ebenfalls Abkömmlinge von Sklaven eine »ethnische« Gruppe bildeten. Hinzu kommen die supratribalen privilegierten Abstammungsgruppen, die sich u.a. arabische Genealogien geschaffen hatten.

Die zentralasiatischen Nationalisten der Revolutionszeit sahen ihre Region als ein »Turan« oder »Turkestan«, Land der Türken, und gingen von einer einheitlichen zentralasiatisch-türkischen Kultur aus. Dies schlug sich in einem Beschluss von 1920 nieder, dem zufolge die neugeschaffene Turkestanische Autonome SSR »ein Land der Türken« sein sollte. Diese Resolution wurde nicht umgesetzt, der dahinter vermutete »Pantürkismus« als eine schädliche Abweichung verurteilt. In Übereinstimmung mit den entsprechenden Richtlinien des Zentrums entwickelten nun zentralasiatische Akteure Szenarien für territoriale Einheiten. Im Oktober 1924 wurden Beschlüsse zur Einrichtung



einer Usbekischen und einer Turkmenischen SSR gefasst. Die Kasachische ASSR blieb zunächst und noch bis 1936 innerhalb der RSFSR. Kirgisistan bestand nun als Kirgisisches Autonomes Gebiet, wurde ebenfalls 1936 zu einer eigenen Sowjetrepublik. Tadschikistan war zunächst als ASSR Bestandteil der usbekischen SSR, es wurde 1929 zur Tadschikischen SSR und damit Titularrepublik innerhalb der UdSSR.

Die nationale Abgrenzung war also ein mehrere Jahre andauernder Prozess. Die neuen Grenzen (die nach dem Zusammenbruch der UdSSR zu internationalen Grenzen wurden) wurden von Kommissionen vorbereitet, die versuchten, auf der Grundlage ethnographischer Forschung ethnisch homogene Gebiete zu bilden. Allerdings lagen für große Räume weder Forschungen noch statistische Erhebungen vor: Für das gesamte frühere Emirat Buchara gab es keine Zahlen, nur sehr approximative Schätzungen. Weiter waren, wie erwähnt, zentralasiatische Akteure maßgeblich an der *razmeževanie* beteiligt, die Sowjetmacht kam zentralasiatischen Vorstellungen durchaus entgegen. Dabei wirkten deren Vorstellungen aber nicht immer »ethnisch neutral«, das betraf besonders die iranophonen Gruppen: »Tadschiken« wurden von »Persisch-Sprechern« unterschieden, wobei den Tadschiken die Bergregionen des vormaligen Ost-Buchara zugeordnet wurden. So konnte man vertreten, dass die Städte im Zerafšan-Tal und die südlich davon gelegenen Gebiete, die überwiegend iranophon oder bilingual waren, nunmehr zu »Usbekistan« gehören sollten. Gegenden, in denen komplexe Gemengelagen vorherrschten, waren die Region Taschkent (zwischen »Kasachen« und »Usbeken«) und das Fergana-Becken (zwischen »Usbeken«, »Tadschiken« und »Kirgisen«) sowie Khwārazm (zwischen »Usbeken«, »Turkmenen«, »Karakalpaken« und »Kasachen«). Besonders wichtig war der Sowjetmacht wohl, handhabbare Größen zu bekommen; ein besonderes Ziel der *razmeževanie*-Politik kann die Ausschaltung »traditioneller« Führungsgruppen mit genealogischer und/oder religiöser Legitimation gewesen sein. Die Grenzziehung an sich war an vielen Stellen, wenn auch nicht generell, willkürlich; es war aber vielmehr die Entscheidung, »Nationalität« zur Grundlage territorial-administrativer Einheiten zu machen, die für Konfliktpotential sorgte.<sup>[90]</sup>

Der Zwang zur Eindeutigkeit ließ Opfer zurück. Wer bisher »Sarte« war, musste nun usbekische oder tadschikische (oder eine andere) Farbe bekennen. Besonders in denjenigen Regionen des heutigen Usbekistans, in denen Zweisprachigkeit (usbekisch-tadschikisch) weit verbreitet war und ist und die Hauptsprache in einer Familie auch von einer Generation zur anderen wechseln kann, können willkürlich anmutende Selbstidentifikationen beobachtet werden. Man kann insgesamt sagen, dass auf der Grundlage der seit längerem zusammengetragenen ethnographischen Kenntnisse im Prozess der »Grenzziehung« Nationen auch »erfunden« worden sind, in Zentralasien etwa die »usbekische Nation«, aber auch das Ethnonym »Uigure« – Letzteres wurde auf einer Tagung in Taschkent im Mai/Juni 1921 den türkischsprechenden sesshaften Bewohnern der chinesischen Provinz Xinjiang »verliehen«.

Die Liste derjenigen Nationalitäten, unter denen die Bewohner Zentralasiens in Volkszählungen wählen konnten, war über die zarische und sowjetische Zeit unterschiedlich lang. Die transethnische Kategorie »Sarte« wurde ab 1926 nicht mehr angeboten. Die (nach späterer Auffassung) »tribalen« Zugehörigkeiten »Qipčaq«, »Qurama« und andere wurden nur gelegentlich abgefragt. Die Liste der möglichen ethnischen Zuordnungen im Zensus 1926 enthielt 190 Namen, diejenige von 1939 nur noch 62 (zu denen allerdings 30 Diaspora-Nationalitäten kamen, etwa »koreanisch«).

Zugleich mit der nationalen Aufteilung mussten auch die Sprachen der Nationen definiert werden. Mit der Entscheidung gegen ein panturanisches Turkestan war die Entscheidung gegen eine allgemeine Schriftsprache impliziert. Am Ende wurde auch das Tadschikische als eine vom Persischen getrennte Schriftsprache kreiert.

Die unter den Tataren und anderen Turkvölkern Osteuropas weitverbreitete Forderung nach einer »kulturellen Autonomie« spielte in Zentralasien nur eine geringe Rolle (der Hintergrund ist die in vielen Fällen zu beobachtende diasporaartige Streuung der Tataren).

### **Islampolitik**

Von allen europäischen Imperien hatte das russländische die längste Vorgeschichte im Umgang mit muslimischen Untertanen, vor allem in der Wolga-Region, später auch auf der Krim und im Kaukasus. Nachdem zu Anfang muslimische Eliten kooptiert worden waren, versuchte man, die Tataren an der Wolga zwangsweise zu christianisieren. Unter Katharina II. (1762–1796) wurden diese Versuche aufgegeben. Im Rahmen einer Toleranzpolitik gründete die russische Regierung 1789 die »Geistliche Mohammedanische Versammlung« (russ. *Duchovnoe magometanskoe sobranie*, ar. meist *mahkama islāmiyya*) mit Sitz in Ufa (1797–1802/3 in Orenburg). Es handelte sich um eine



Institution innerhalb der Gerichtsverwaltung des Reichs, die Versammlung wurde aber bald zu einer Adresse für alle möglichen Anliegen, etwa für Beschwerden über Mullas. Die Institution sollte die islamischen Würdenträger prüfen und zur Einsetzung vorschlagen, innerhalb gewisser Grenzen hatte sie auch gerichtliche Kompetenzen. Die Versammlung nahm, im Auftrag des Zaren, Funktionen wahr, die unter muslimischer Regierung dem Sultan oder dem von ihm ernannten Würdenträger zugekommen waren. Später wurde die Zuständigkeit der »Geistlichen Versammlung« auch auf kasachische Gebiete übertragen, allerdings nie auf die Steppengebiete insgesamt. Das blieb aber immer tastend: Die Islampolitik des russländischen Reiches entwickelte sich zwischen mehreren Optionen.

Die Muslime der Steppengebiete orientierten sich sowohl nach Norden und Westen (also an den Tataren der Wolga-Region und Sibiriens) als auch nach Süden (also an den Zentren islamischer Bildung in den Oasengebieten, vor allem Buchara). Islam in der Steppe hatte viele Gesichter, das der sunnitischen Orthodoxie war nur eines davon. Andere Formen bezogen sich auf die Verehrung von Gräbern (ar. *mazār*) und schlossen die als Muslime gedachten Ahnen (kas. *aruq*) ein. Die geringe Observanz und die Präsenz von Heilern, Wanderpredigern, Wahrsagern usw. im Gewand sufischer Meister und Adepten führten russische Beobachter zu der Schlussfolgerung, die Kasachen seien, wenn überhaupt, dann nur »oberflächlich« bzw. »dem Namen nach« islamisiert.

Im weiteren Verlauf entwickelten russische Verantwortliche (auch aufgrund von Erfahrungen im Nordkaukasus) einen Generalverdacht gegen sufische Präsenz, und auch der »bucharische«, später sogar der »tatarische« Islam kam unter Fanatismusverdacht. Man versuchte also, die als nicht-islamisch wahrgenommenen gewohnheitsrechtlichen Regelungen zu stärken, und hoffte ansonsten, die Kasachen würden sich im Lauf der Zeit von der Überlegenheit der russischen Zivilisation und der russländischen Institutionen überzeugen. Der Gegensatz zwischen Gewohnheitsrecht (ar. *urf* bzw. *adat*) und Scharia-Recht wurde als ein sehr tiefer, fast absoluter angenommen. Der kasachische »Aufklärer« Čokan Valichanov hat zu der Formulierung dieser Politik viel beigetragen, daneben waren auch russische Orientalisten beteiligt.

Gleichzeitig erlebten islamische Bildungsinstitutionen in der Steppe einen Aufschwung, etwa in Semipalatinsk, das zu einem der wichtigsten entsprechenden Zentren im russländischen Reich wurde. Trotz der russischen Versuche, »Mullas« aus der Steppe herauszuhalten, fand also eine Islamisierung statt. In den 1860er Jahren war es den Repräsentanten der »Geistlichen Versammlung« sogar verboten, in der Steppe aktiv zu werden.

Die Zuständigkeit der »Geistlichen Versammlung« wurde nie auf die Steppengebiete insgesamt und auch nie auf Turkestan ausgedehnt. Für Turkestan hatte der Gouverneur, General v. Kaufmann, die Politik der Nichteinmischung bzw. Nichtbeachtung (russ. *ignorirovanie*) formuliert. Es war unter dieser Regelung für die Muslime Turkestans leichter als anderswo im Russländischen Reich, Schulen oder Moscheen zu errichten. Allerdings wurden die Spitzen der (Kokander) Islamverwaltung abgeschafft, ohne dass eine der »Geistlichen Versammlung« vergleichbare Struktur an ihre Stelle getreten wäre. Die Scharia-Gerichte bestanden fort, die Qadis wurden nun (von Versammlungen von Ältesten und Nachbarschaftsvorstehern) gewählt; allerdings blieben die Ämter in der Hand der auch bis dahin führenden Familien. Erstmals gab es Qadi-Kollegien (pers. *mahkama-yi šar'īyya*), erstmals auch gab es territoriale Gerichtsbezirke. Neben die Scharia-Gerichte traten Bi-Gerichte, welche nach dem (kasachischen) Gewohnheitsrecht urteilen sollten.<sup>[91]</sup> Daneben waren staatliche russische Gerichte für Strafsachen und für wichtige Privatsachen zuständig, ebenso für Streitfälle, in denen Russen involviert waren. Eine komplexe plurale Situation entstand, und scharfe Grenzen zwischen den jeweils angewendeten rechtlichen Systemen können nicht immer gezogen werden. Zunehmend entwickelten sich Instanzen der russischen Verwaltung, etwa die Stadtkommandantur von Taschkent, zu Appellationsinstanzen auch in Streitfällen, die von Scharia-Gerichten behandelt worden waren.

Auch die frommen Stiftungen (*auqāf*, Sing. *waqf*) bestanden fort, einige wurden von den Russen übernommen. Ziemlich rasch wurden russische Behörden auch hier zu Vermittlungs- und Entscheidungsinstanzen in Streitfällen, vor allem was die Besetzung von Positionen angeht.

Die russische Kolonialverwaltung versuchte, die Mobilität insbesondere von Derwischen einzuschränken, und auch die wegen der verbesserten Verkehrsverbindungen deutlich steigende Zahl der Mekka-Pilger beobachtete man gelegentlich mit Sorge. Dessen ungeachtet gelang es den zentralasiatischen Muslimen zunehmend, internationale Netzwerke zu knüpfen, die insbesondere in das Osmanische Reich (einschließlich Mekka und Medina), aber auch nach Indien reichten. Innerhalb des Russländischen Reiches waren Kontakte zu tatarischen Zentren an der Wolga und auf der Krim sowie in Aserbaidshan wichtig.

Nach der Oktoberrevolution erlebten die Muslime Turkestans in der Phase der Herrschaft des Taschkenter



Sovnarkom zunächst eine stark anti-islamische Politik, die in den ersten Jahren der NEP weitgehend zurückgenommen wurde.<sup>[92]</sup> Die integrative Haltung der Sowjetmacht in dieser Zeit endete im Jahr 1927 mit einer Reihe von Kampagnen, unter denen diejenige zur zwangsweisen Entschleierung der Frauen (ar. *hujūm*, wörtlich »Angriff«), zu anderen Fragen des Familienrechts, zur Aufhebung der Scharia-Gerichte und zur Auflösung der Medresen (und teilweise der islamischen Elementarschulen – ar. *maktab*) sowie die Enteignung der Stiftungen zu nennen sind.

Städtische Frauen wohlhabenderer Kreise trugen in Zentralasien einen *paranja* genannten Burka-ähnlichen Ganzkörperschleier, zu dem ein *čāčvān* genannter Gesichtsschleier kam. Frauen auf dem Land, Nomadenfrauen und allgemein Frauen, die arbeiteten, trugen oft nur ein Kopftuch. Der *Paranja* wurde zu einem Symbol der unterdrückten Stellung der Frauen, und sobald es Frauenorganisationen (der Partei, russ. *ženotdel*) gab, griffen sie dieses Thema auf. Daneben waren Päderastie, Polygamie, die Verheiratung von Minderjährigen und die zwangsweise Verheiratung von Mädchen ein wiederkehrendes Problem. In die Kritik kam auch der »Brautpreis« (tü. *qalyım*), der von der Familie des Bräutigams an die Familie der Braut gezahlt werden musste und oft sehr hoch war. Positiv forderten die Frauen Bildungsmöglichkeiten (sowjetischer Art) für Mädchen und Bewegungsfreiheit für Frauen im öffentlichen Raum. Diese war eingeschränkt: Frauen durften nur in Begleitung eines Mannes, der für sie *ehetabu* war, das Haus verlassen – das galt aber wieder in der Hauptsache für die städtischen Mittel- und Oberschichten. In der ersten Jahreshälfte 1927 warfen in zahlreichen teilweise spektakulären Veranstaltungen Frauen den Schleier ab. Das geschah in vielen Fällen freiwillig und in großer Freude, in anderen war durchaus auch Zwang im Spiel.<sup>[93]</sup> Auf die sehr heftigen Reaktionen nicht nur der islamischen Würdenträger, sondern vieler Muslime allgemein, die bis hin zu Morden an den nunmehr entschleierten Frauen und vor allem an den Agitatorinnen gingen, waren Partei und Sowjetmacht nicht vorbereitet.

In den 1930er Jahren ließ der Druck nach. Andere Formen der Verschleierung (Kopftuch o.Ä.) wurden nicht angegriffen. In manchen Gegenden blieb auch der *Paranja* bis zum Tod der Trägerinnen präsent. Durch die weite Verbreitung von Frauenarbeit und durch die zunehmend flächendeckende Bildung für Mädchen wurde für viele Frauen der *Paranja* aber »von allein« obsolet.

Die Rückkehr der Stiftungen in der NEP war auch dadurch begründet, dass ohne die Mittel der Stiftungen das Schulwesen insgesamt zusammenzubrechen drohte – die Sowjetmacht hatte aus Finanznot den Aufbau eines säkularen Schulwesens drastisch verlangsamen und sogar zurückfahren müssen. Noch 1927 gingen weit mehr Kinder in islamische als in sowjetische Schulen. Durch entsprechende Vorschriften, »moderne« Fächer (wie Naturwissenschaften, Mathematik und Russisch) in den Lehrplan aufzunehmen, bekamen die von den *Jadid*-Reformern geführten Schulen gewaltigen Auftrieb. Sie wurden später sowjetisiert, allerdings blieb die religiöse Unterweisung zunächst möglich.

Die höheren islamischen Lehranstalten gerieten schneller in das Visier der Sowjetmacht. Ihnen wurde die materielle Grundlage in Gestalt der Stiftungen entzogen, und gleichzeitig hatten ihre Absolventen keine Aussichten mehr, als Imame oder Qadis ein Auskommen zu finden: 1927 ist auch das Jahr, in dem die Kampagnen zur Schließung und Umwandlung von Moscheen einen ersten Höhepunkt erreichten. Die Enteignung der Stiftungen war 1929 weitgehend abgeschlossen, noch bevor die Kollektivierung voll griff. Die Scharia-Gerichte hatten bereits 1927 aufgehört, legal zu existieren. Schon vorher waren ihnen immer mehr Kompetenzen entzogen worden. Allerdings gingen eine ganze Reihe von Qadis nunmehr als Angestellte von Sowjet-Gerichten weiter ihrer Arbeit nach, und es dauerte noch eine ganze Weile, bis das Gerichtswesen völlig säkularisiert war.

Die anti-islamische Politik gehörte zum Bestreben der KPdSU, eine ideologische Monopolstellung zu erringen, und war daher ein Teil der anti-religiösen Politik allgemein, die in unterschiedlichem Maße alle in der UdSSR vertretenen Religionen betraf (darunter auch das zentralasiatische Judentum und den Buddhismus bei den mongolischen Burjaten und Kalmücken). Die Verfolgung des Islams ging so weit, dass allein der Besitz von Büchern, besonders Handschriften, in arabischer Schrift gefährlich war. Daher haben viele Menschen ihre Bücher versteckt oder vergraben, massenhaft wurden Handschriften beschlagnahmt (und verbrannt), einige nur fanden den Weg in das entstehende sowjetische wissenschaftliche System. Islamische Würdenträger galten ebenso wie Rabbiner und Lamas von vornherein als feindlich. Den stalinistischen Verfolgungswellen der 1930er Jahre fielen viele von ihnen zum Opfer.

Die »harte Linie«, die das Jahr 1927 zu einem Wendepunkt gemacht hatte, wurde erst während des Zweiten Weltkriegs offiziell aufgehoben. Im Zuge des nationalen Bündnisses der Völker der UdSSR gegen die Aggression Hitlerdeutschlands erhielten auch die Muslime Zentralasiens wieder eine legale Existenz. 1943 wurde die »Geistliche Verwaltung der Muslime Zentralasiens« (russ. *Sredneaziatskoe Duchovnoe Upravlenie Musul'man*, abgekürzt



SADUM) gegründet. Von Taschkent aus leitete sie die offiziellen religiösen Institutionen: für den gesamten Zuständigkeitsbereich (die fünf zentralasiatischen Sowjetrepubliken) zwei höhere Lehranstalten (in Taschkent und in Buchara), an denen jeweils einige Dutzend Studierende sich auf die Tätigkeit als Imam vorbereiteten, und ein sehr weitmaschiges Netz von legalen Moscheen. SADUM war auch für die Auswahl der Mekka-Pilger zuständig. Einige Medrese-Studenten konnten für längere Zeit in arabischen Ländern studieren. SADUM stand bis 1989 unter der Leitung von Männern aus der Familie Babakhan, ab 1990 spalteten sich Muftiate der unabhängigen Republiken ab.

Nach einer neuen Repressionswelle in den letzten Jahren Stalins (»Kosmopolitismus«-Kampagne) ging in der »Tauwetter«- und der »Stagnations«-Periode die Verfolgung der nicht registrierten religiösen Aktivitäten zurück, so dass man heute gelegentlich hört, es habe in der Sowjetunion keine Verfolgung religiös-islamischer Aktivitäten gegeben. Erst gegen Ende der 1980er Jahre erlebte Usbekistan (und in geringerem Umfang andere Unionsrepubliken) eine letzte anti-islamische Kampagne.

### ***Kollektivierung. Ende des Nomadismus in der Sowjetunion***

Die Kollektivierung der Landwirtschaft mit den Kampagnen »Vernichtung des Kulakentums als Klasse« und der Sesshaftmachung der Nomaden (besonders der Kasachen) hat in vielen Gebieten der UdSSR zu katastrophalen Hungersnöten geführt. Besonders hoch war die Zahl der Opfer in der Ukraine und in Kasachstan. Während über die Zustände in der Ukraine schon länger Ergebnisse der Forschung vorliegen, hat die Lage in Kasachstan erst in den letzten Jahren Beachtung gefunden.<sup>[94]</sup>

Im Hintergrund der Kollektivierung stand das Bestreben der Führung der Sowjetunion, das Land schnell zu industrialisieren. Die dafür erforderlichen Ressourcen konnten nur aus der Landwirtschaft kommen. Das betraf sowohl Arbeitskräfte als auch Devisen, die man durch Export von Getreide und anderen landwirtschaftlichen Produkten zu erwirtschaften hoffte. Die Kollektivierung war also unter anderem eine riesige Umverteilung zugunsten der Stadt auf Kosten des Landes.

Den Auftakt zur Kollektivierung in Kasachstan bildete die Kampagne gegen die Bajs (*Bis*) (1928), reiche oder vermeintlich reiche Viehzüchter. Eine eingehende Untersuchung hat gezeigt, dass die ökonomischen Umverteilungsaspekte nicht im Vordergrund standen, sondern dass vielmehr Personen betroffen waren, die als Kristallisationspunkte und Führer möglichen Widerstandes in Frage kamen. Außerdem wurden schon in dieser Kampagne die auf Abstammungsgruppen beruhenden Systeme gegenseitiger Hilfe angegriffen, die dann in der schweren Hungersnot nicht mehr zur Verfügung standen. Die darauf folgenden Entscheidungen der Partei-(Vorsitzender Gološčëkin) und Staatsführung in der KASSR setzten eine Spirale in Gang, die zu Viehsterben, Hungersnot und massenhafter Flucht der Nomaden führte. Maßgeblich waren die unrealistischen Auflagen zur Ablieferung von Getreide und Vieh, die mit aller Härte durchgesetzt wurden.

Die Kasachen waren Ende der 1920er Jahre bereits zu einem guten Teil sesshaft (24 Prozent gaben 1928 an, ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch Ackerbau zu bestreiten); weitere betrieben ein wenig Ackerbau. Auch die überwiegend als Viehzüchter (und als Nomaden) lebenden Kasachen brauchten Getreide als Grundnahrungsmittel, der Verbrauch bei Nomaden betrug im Durchschnitt ca. zwei Drittel von dem sesshafter Familien. Denn Milch und Milchprodukte standen im Winter kaum zur Verfügung, geschlachtet wurden nur einige wenige Schafe pro Saison, dazu ein bis zwei Pferde oder Rinder. Im Sommer wurde in der Regel kein Fleisch gegessen. Der Viehbestand unter den kasachischen Nomaden war noch aufgrund der Krisensituationen von 1916 und der Hungersnot während des Bürgerkrieges 1920/1 im Durchschnitt so niedrig, dass er für nomadische Subsistenzwirtschaft nicht ausreichte. Dürren und ein großer *zud* (s.S.96) im Winter 1928/9 verschlechterten die Ausgangssituation weiter.

Nomaden sind von einer Ernährungskrise besonders stark betroffen: In einer Situation der Getreideknappheit müssen sie mehr Tiere verkaufen, um Getreide zu erwerben, was wiederum zu einer Verschärfung der Ernährungssituation führt. Nach Beginn der Kampagne zur Kollektivierung wurden so hohe Quoten der Ablieferung von Tieren durchgesetzt (auch um die hohen Verluste der Ackerbau-Kolchosen an Tieren auszugleichen), dass viele Kasachen alles Vieh einbüßten. Aber auch Getreideablieferungen wurden von den kasachischen Nomaden verlangt, wofür sie dann eben Tiere verkaufen mussten.

Widerstand regte sich an mehreren Stellen (1928–1930), nicht zuletzt dort, wo er 1916 auch stark gewesen war. Die Aufstände wurden rasch militärisch niedergeschlagen.



Eine riesige Fluchtbewegung setzte 1931 ein: Die Kasachen versuchten vor allem entlang der Bahnlinien (Orenburger Eisenbahn und Turksib von Almaty über Semipalatinsk nach Novosibirsk) ihr Heil. Reisende berichteten von erschütternden Szenen hungernder und kranker Kasachen (es gab eine Typhus-Epidemie) in den Bahnhöfen und entlang der Gleise. Nur ein relativ geringer Prozentsatz verließ die UdSSR (nach China).

Der Viehbestand in Kasachstan sank infolge der Krise von über 40 Mio. Stück auf nur noch etwas über 5 Mio., die kasachische Bevölkerung ging von etwas über 4 Mio. Personen 1926 auf 2,213 Mio. im Jahr 1939 zurück. Man schätzt die Verluste durch Hunger und Seuchen auf bis zu 1,4 Mio. Tote, hinzu kommen etwa eine halbe Million Kasachen, die das Land dauerhaft verließen. Die demographischen Verhältnisse in der Republik hatten sich geändert, die Kasachen waren in Kasachstan zu einer Minderheit geworden. Das war auch dadurch bedingt, dass im Januar 1928 die Republik wieder als Ziel für Siedler geöffnet worden war; im weiteren Verlauf kamen viele »Sonder-Siedler« (russ. *specpereselency*, Euphemismus für Verbannte) ins Land. Auch die während des Zweiten Weltkrieges schon 1941 von der Wolga umgesiedelten Deutschen kamen überwiegend nach Kasachstan.

Die überlebenden Kasachen waren nunmehr sesshaft geworden: Es gab dazu keine Alternative mehr. Manche fanden Arbeit in den neuen Industrien und Baustellen der Fünfjahrpläne, die meisten aber in den neuen Tierzucht-Kolchosen, die nun zur sesshaften Tierhaltung bzw. zur Transhumanz übergingen.

Die Vernichtung der kasachischen Nomaden als sozialer Gruppe und weitgehend eben auch physisch war wohl nicht in der gleichen Weise Programm der sowjetischen Führung wie die Vernichtung des Kulakentums als Klasse. Es gab aber von vornherein eine Politik, welche die Nomaden diskriminierte, auch wegen ihrer »Rückständigkeit«: Auf dem Weg zum Sozialismus mussten sie Bauern oder Arbeiter werden. Auch rassistische Diskriminierung kam vor. Zum ändern ging es um die Bereitstellung von Getreide, und das bedeutete die maximale Ausdehnung der Anbaufläche (nach dem Zweiten Weltkrieg in der »Neuland«-Kampagne unter Chruščëv fortgesetzt); außerdem hieß es, dass Menschen, die wohl Getreide verzehren, aber keines herstellen, wie eben die Nomaden, nicht gleiche Rechte genießen können. Kasachstan wurde nach wie vor als »leer« wahrgenommen, ganz ähnlich wie die entsprechenden Instanzen der Zarenzeit es getan hatten. Untätigkeit und Verschließen der Augen vor der herannahenden (selbstproduzierten) Katastrophe, Zank über Zuständigkeiten, unzureichende Mittel auch dort, wo man helfen wollte, kamen hinzu.

In den anderen zentralasiatischen Republiken waren die Folgen der Kollektivierung und der Sesshaftmachung nicht ganz so katastrophal, mit der möglichen Ausnahme Kirgisistans. Dort ging der Viehbestand ebenfalls dramatisch zurück, die Sesshaftmachung dauerte bis ca. 1940. Vielerorts kam es zu auch bewaffneten Widerstandsaktionen, die in der Literatur der *Basmači*-Bewegung zugeordnet werden.

Daneben ist besonders Turkmenistan zu nennen, wo sich der Widerstand gegen den Baumwollanbau richtete; einige der heftigsten anti-sowjetischen Aktionen in dieser Zeit werden von dort berichtet. Sie lösten in den frühen 1930er Jahren kurzfristig die Formen passiven Widerstands ab, die – auch aufgrund der Gewalt, mit welcher die Russen bei der Eroberung vorgegangen waren – gerade für Turkmenistan typisch gewesen waren. Baumwolle war schon in zarischer Zeit ein wichtiges Produkt in Transkaspien. Die Sowjetmacht allerdings setzte den Baumwollanbau dort zusammen mit der Kollektivierung gewaltsam durch.<sup>[95]</sup> Die nomadisch lebenden Turkmenen waren bis ca. 1928 als überwiegend egalitär lebend angesehen worden; im weiteren Verlauf aber führte der in ganz Turkmenistan propagierte Kampf gegen den Tribalismus (d.h. die Forderung, statt innerhalb genealogisch definierter Gruppen nun entlang von Klassegegensätzen zu denken und zu handeln) zu einer Umdefinition der Nomaden: Nur reiche Familien könnten sich den nomadischen Lebensstil leisten. Nomaden waren auch deswegen ein besonderes Ziel der sowjetischen Politik, und der Widerstand war entsprechend heftig; 1932 wurden viele der Zwangsmaßnahmen zurückgenommen, und die Kollektivierung der Herden ging seither langsamer vonstatten. Dennoch verließen viele Turkmenen in dieser Zeit die UdSSR (nach Iran oder nach Afghanistan).

### **Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit**

Zentralasien war bekanntlich nicht Schauplatz von Kampfhandlungen im »Großen Vaterländischen Krieg« (1941–45). Dennoch war die Region stark betroffen. Sie diente einmal als Rückzugsraum für die aus den europäischen Teilen der UdSSR evakuierten Institutionen, zum ändern hatte sie die Aufgabe, die Versorgung der Front und des europäischen Russlands mit Lebensmitteln sicherzustellen. Dabei führte die Knappheit der Ressourcen wieder zu einer sehr angespannten Situation, mancherorts auch zu Hunger.

Die sowjetische Führung schloss bald nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR (Juni 1941) eine Art nationalen Pakt, mit einem Aufruf zur Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes Sowjetunion. Der »Große Vaterländische Krieg« war auch Sache der nicht-russischen Völker. Verbunden damit war eine Änderung der Islampolitik und eine Lockerung der ideologischen Restriktionen. Und in der Tat waren die Bemühungen der deutschen Führung, die Muslime der Sowjetunion mit Parolen von nationaler Befreiung und islamischem Heiligem Krieg für sich zu gewinnen, weitestgehend fruchtlos; an diesen Bemühungen nahmen auch deutsche Orientalisten teil. In den postsowjetischen Republiken allerdings gibt es eine Debatte über die Bewertung der Beteiligung der Söhne und Töchter der neuen Nationen an diesem Krieg, der von manchen Stimmen als ein Krieg der Russen gesehen wird.

In der Chruščëv-Ära kamen in allen zentralasiatischen Unionsrepubliken Parteisekretäre an die Macht, die ihre Ämter außergewöhnlich lange behielten:

Kasachstan	Dinmuchamed Kunaev	1960–1986
Kirgisistan	Turdakun Usualiev	1961–1985
Tadschikistan	Džabar Rasulov	1961–1982
Turkmenistan	Muchamednazar Gapurov	1961–1982
Usbekistan	Šarof Rašidov	1959–1983

Diese Parteisekretäre garantierten dem Zentrum wirtschaftliche Planerfüllung und politische Stabilität. Sie konnten in ihren langen Amtszeiten eigene Netzwerke entwickeln, die oft auf regionalen Kriterien beruhten; diese Netzwerke sind in vielen Fällen die Grundlage für das politische Spiel in den postsowjetischen Republiken. Ihr Ansehen in der eigenen Republik sicherten sie dadurch, dass es ihnen gelang, überproportional Ressourcen aus dem Zentrum zu akquirieren, den Anteil von Angehörigen der Titularnation an den Funktionsträgern zu erhöhen, den Wohlstand in der Republik zu heben und zu sichern. Zwei Ereignisse können zeigen, wie sehr diese Parteisekretäre in die Position nationaler Führungsfiguren hineingewachsen waren: die »usbekische Affäre« und die Ablösung Kunaevs.

Bei der »usbekischen Affäre« (so die Bezeichnung in der Presse des Zentrums) ging es um gefälschte Zahlen von Baumwollanbauflächen und -produktion, die von 1978–1983 an die Zentrale weitergegeben worden waren, und um Lieferungen, für die das Zentrum bezahlt hatte, die aber nicht erfolgt waren. Nach Brežnevs Tod (1982) begann die Moskauer Staatsanwaltschaft mit einer Untersuchung, in deren Verlauf in der usbekischen SSR zehn von 13 Parteisekretären auf Bezirks-(*oblast'*)-Ebene ausgetauscht wurden (einige von ihnen wurden auch verurteilt), außerdem drei Viertel des usbekistanischen ZK. Bei den Neubesetzungen änderte sich die ethnische Zusammensetzung der leitenden Kader zugunsten von Russen. Bevor die Untersuchung sich gegen den Ersten Sekretär Rašidov richten konnte, verstarb dieser. – Der Baumwollskandal wird heute unterschiedlich bewertet; für viele Usbeken ist Rašidov (wieder) ein Nationalheld, dem es gelungen ist, das Spiel der sowjetischen Politik zugunsten Usbekistans umzuschreiben.

Kunaev wurde für die wirtschaftlichen Fortschritte während seiner Amtszeit geschätzt; man sah in ihm einen Schutzherrn, unter dessen Schirm kasachische Interessen gut gediehen. Der Anteil von Kasachen in leitenden Positionen erhöhte sich; allerdings waren viele der Amtsinhaber Verwandte oder Gefolgsleute des Ersten Sekretärs. Seine Loyalität gegenüber Brežnev stand außer Frage, auch als Mitglied des Politbüros der KPdSU. Erst nach Brežnevs Tod und Gorbačëvs Machtantritt änderte sich die Lage. Der neue Generalsekretär stand für ein neues Zentralisierungsprogramm, das sich in Zentralasien dementsprechend als ein Russifizierungsprogramm darstellte. Im Dezember 1986 wurde Kunaev abgelöst; der neue Erste Sekretär der kasachstanischen KP war ein ethnischer Russe, der nicht aus Kasachstan kam, Gennadij Kolbin. Diese Personalie löste in Almaty tagelange Unruhen aus, die einen klar ethnisch-nationalistischen Charakter hatten; bei der Niederschlagung gab es viele Tote, möglicherweise Hunderte.

Die Gorbačëv-Politik mit ihrem Kampf für Transparenz, gegen Korruption und Machtmonopole in den Unionsrepubliken wurde in Zentralasien nur von wenigen als Vorbote einer besseren Sowjetunion wahrgenommen;



*glasnost* (das kann man vielleicht auch als »Transparenz« übersetzen) kam spät dorthin, und *perestrojka* (»Umbau«) bedeutete in erster Linie Umbau zuungunsten des etablierten ethnischen Gleichgewichts.

9.

### Xinjiang nach den Qing

Die Geschichte Xinjiangs nach dem Sturz der Qing-Dynastie bis in die 1990er Jahre lässt sich in zwei große Perioden gliedern: die »republikanische« Periode (auch Warlord-Periode) 1911–1949 und die »maoistische« Periode bis etwa Mitte der 1990er Jahre. Während der republikanischen Periode sind besonders die Beziehungen zu Russland bzw. der Sowjetunion wichtig, die Region war in weiten Teilen bis in den Zweiten Weltkrieg ein sowjetisches Protektorat. Erst danach entwickelte sich im Zuge der verstärkten Sinisierungspolitik das heute vorhandene Konfliktpotential.<sup>[96]</sup>

Nach der Wiederherstellung der Qing-Herrschaft geriet die Provinz zunehmend in die russische Interessenssphäre. Das zeigte sich an der Zunahme der Baumwollproduktion für den Export nach Russland, aber auch an der kulturellen Orientierung muslimischer Eliten an den »Modernisierern« im westlichen Turkestan. Russische Produkte waren in den Märkten Xinjiangs allgegenwärtig. Handelsprivilegien genoss Russland im Ili-Becken und im Raum Kaschgar schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, diese hatte es in den Verhandlungen um das Ili-Gebiet (1871–1881 russisch besetzt) ausbauen können. Die Russisch-Asiatische Bank unterhielt eine Filiale in Kaschgar. Russische Konsulate bestanden in Kaschgar und Kuldscha; ab Mitte der 1920er Jahre waren es fünf nunmehr sowjetische Einrichtungen.

Die republikanische Periode in Xinjiang ist geprägt von drei Gouverneuren: Yang Zengxin (1912–1928), Jin Shuren (1928–1933) und Sheng Shicai (1933–1943). Diese waren vom Zentrum zunehmend unabhängig, hatten eigene Streitkräfte, erhoben eigene Steuern. Sie regelten auch selbst die Beziehungen zu Russland bzw. der Sowjetunion, etwa während der Fluchtbewegung von Kasachen und Kirgisen 1916 und später während des Bürgerkrieges, als sich Truppen der Weißen nach China zurückzogen; in manchen Fällen arbeitete Yang Zengxin auch mit den Bolschewiken zusammen, um ein Ausgreifen des russischen Bürgerkriegs nach Xinjiang zu verhindern.

In den frühen 1930er Jahren brachen eine Reihe von Aufständen der türkisch-muslimischen Bevölkerung los. Die Lage wurde dadurch komplizierter, dass dunganische Warlords aus dem Gansu-Korridor (die »Fünf Mas«) immer wieder in Xinjiang eingriffen. In Qumul (Hami) erhoben sich Dunganen und Uiguren, nachdem die chinesische Provinzverwaltung das bis dahin halbautonome Khanat von Qumul eingegliedert hatte; es gehörte zu denjenigen lokalen Herrschaften, welche die Qing nach 1759 hatten bestehen lassen. Der Aufstand begann im April 1931; im November wurde er überaus blutig niedergeschlagen. In Khotan wurde 1933 ein Emirats begründet. Die Republik Ost-Turkestan (uigurisch *Šarqī Türkistān Jumhūriyeti*) von Kaschgar, deren Politik klar anti-chinesisch und anti-sowjetisch war, nahm Teile des Emirats Khotan auf, orientierte sich aber an Ideen, die der Jadid-Bewegung entstammten. Außenpolitisch suchte man ein Bündnis mit Großbritannien, das aber nicht zustande kam. Aus politisch-strategischen und ökonomischen Gründen unterstützte die UdSSR die Regierung bei der Niederwerfung des Aufstands; diese erfolgte durch dunganische Einheiten, die im Februar 1934 in Kaschgar ein Massaker anrichteten.

Von 1933 an war Gouverneur Sheng Shicai auf sowjetische Hilfe angewiesen, Xinjiang war *de facto* ein sowjetischer Satellit geworden. Dazu trug bei, dass Sheng die Japaner aus Xinjiang heraushalten wollte. Nach der Konsolidierung seiner Macht (ca. 1937) griff Sheng zunehmend zu diktatorischen Maßnahmen (nach dem Muster der stalinschen Säuberungen), die auch die muslimische reformistische Intelligenzija betrafen. Die Gefängnisse füllten sich mit politischen Häftlingen, von denen es am Ende an die 100 000 gegeben haben soll.

Infrastrukturmaßnahmen, insbesondere zur Verbesserung der Verbindungen mit Inner-China, kamen in der Qing-Periode nicht über Planungen hinaus, und die autonomen Gouverneure der Republikzeit hatten kein Interesse daran. Die erste moderne Verbindung für Urumqi war der Flughafen, der von einer deutschen Gesellschaft gebaut und 1932 eingeweiht wurde. Straßenbau diente nicht zuletzt dem Nachschub für die in Xinjiang tätigen sowjetischen Truppen. Erst die VR China setzte den Eisenbahnbau fort, Urumqi wurde 1962 erreicht, die Linie nach Kaschgar 1999 fertiggestellt.

Während des Zweiten Weltkriegs blieben die sowjetischen Hilfsleistungen bald aus; Sheng schloss sich der Guomindang an und verfolgte bis 1943 eine scharf anti-sowjetische Politik. Ein neuer Kurswechsel gelang ihm dann nicht mehr. Mit sowjetischem Hintergrund gründete sich 1944 in der Ili-Region die Ostturkestanische Republik, deren Regierung nationalistisch-progressiv-pantürkische Elemente betonte. Die Ostturkestanische Republik bestand im

Zusammenspiel mit der Guomindang-Verwaltung in Urumqi bis zur Machtübernahme der KPCh im Oktober 1949. Xinjiang wurde in den neuen Staat integriert: Das gelang auch deswegen relativ leicht, weil die neue Führung zu Anfang an die Nationalitätenpolitik unter Sheng Shicai anknüpfte, dem klar gewesen war, dass er seinen Autonomiekurs zwischen der UdSSR, Japan und der Guomindang nur in Zusammenarbeit mit den muslimischen Bevölkerungsgruppen würde durchhalten können. Daher gab es wichtige Vertreter der Uiguren, Kasachen usw., die in einer Autonomie im Rahmen Chinas Vorteile sahen. Im Zuge der Nationalitätenpolitik der VR China wurde 1955 das »Uigurische Autonome Gebiet Xinjiang« gegründet. Diese Bezeichnung trägt die Region bis heute.

Die Geschichte Xinjiangs innerhalb der VR China folgt im Wesentlichen der allgemein-chinesischen Entwicklung, mit den Etappen des »Großen Sprungs nach vorn« (1958–1962) und der Kulturrevolution (1966–1976). Die Politik Beijings in der Region hatte als Ziel, den sowjetischen Einfluss zurückzudrängen und die Grenze zur UdSSR möglichst abzudichten. Die sowjetischen Konsulate wurden schon in den 1950er Jahren geschlossen, die technischen Berater abgezogen, noch bevor es zum Bruch zwischen der VR China und der UdSSR kam. Dennoch flohen während des »Großen Sprungs« 1958 und auch während der Kulturrevolution viele Uiguren und Kasachen in die UdSSR. Die Schließung der Grenzen führte insgesamt zu einer Abschottung der Muslime in Xinjiang von den Debatten der Muslime weltweit, die noch wirksamer war als im Fall der UdSSR. Ein anderes Ergebnis des »Großen Sprungs« in Xinjiang war die Kollektivierung der noch nomadisch wirtschaftenden Kasachen.

Im Übrigen wurde die Sinisierung fortgesetzt, durch die Gründung militärisch-landwirtschaftlicher Kolonien (gesteuert vom »Xinjiang – Produktions- und Bau-Korps«, chin. *bingtuan*) und generell die Förderung der Ansiedlung von Han-Chinesen. Der Anteil von Han-Chinesen an der Bevölkerung der Provinz stieg von 1949 bis 1990 von 6,7 Prozent auf 37,5 Prozent und ist seither weiter angewachsen. Uiguren stellten um die 45 Prozent, Kasachen und andere turksprachige Gruppen weitere 8 Prozent, die überwiegend in der Ili-Region bzw. in den Bergregionen leben. Erwähnenswert sind die Dunganen (Hui), chinesischsprechende Muslime, die aus Gansu und weiter östlich liegenden Provinzen nach Xinjiang eingewandert sind und 1990 4,5 Prozent der Bevölkerung ausmachten.

Die Politik gegenüber dem Islam verhärtete sich bis zur Kulturrevolution entsprechend. Mit den Landreformen wurden auch die Ländereien der Stiftungen enteignet (1950er Jahre); allein die Hauptmoschee in Kaschgar verfügte über 3000 *mu* (ca. 200 ha) Ackerland und sechzig Läden auf dem Markt. Die gleiche Moschee hatte einen Saal, der bis zu 5000 Teilnehmer am Gebet aufnehmen konnte, und beschäftigte 18 hauptamtliche Mitarbeiter (einschließlich der Waqf-Verwaltung). Das alles wurde allmählich reduziert und kam während der Kulturrevolution auf den Nullpunkt. Nach der Kulturrevolution gab es eine Welle von Neubauten und Instandsetzungen von Moscheen (vergleichbar mit der Entwicklung in der UdSSR seit Mitte der 1980er Jahre), die offizielle Ausübung der Religion unter Kontrolle des Chinesischen Muslimischen Verbandes wurde gestärkt. Insgesamt ist die Situation seither gekennzeichnet von dem Versuch, den »Staatsislam« zu betonen, alle »illegalen« religiösen Aktivitäten jedoch mit großer Härte zu unterdrücken. Diese werden mit separatistischen Tendenzen gleichgesetzt, und seit dem Beginn der »Hart zuschlagen«-Kampagne 1996 (die offiziell gegen Kriminalität und Korruption gerichtet ist) sind Separatisten ein beliebtes Ziel. Seit der Einrichtung von Straßen, Bahnstrecken und Fluglinien über die Grenzen hinweg (u.a. nach Kasachstan, Usbekistan und Pakistan) ist die Kontrolle »separatistischer« Tendenzen und »illegaler religiöser Aktivitäten« noch mehr ins Zentrum der Islampolitik gerückt.

Es gibt nur eine staatlich zugelassene Medrese (in Urumqi), Moscheen müssen registriert werden, die Imame der größeren Freitagsmoscheen sind alle staatliche Angestellte. Im ländlichen Raum und in vielen Stadtvierteln gibt es jedoch Imame, die nicht vom Staat bezahlt werden; Moscheen sind zahlreich und oft die wichtigste Institution eines Dorfes.

Die Unterscheidung zwischen Uiguren und Dunganen ist grundlegend für die islamische Praxis in Xinjiang, die beiden Gruppen unterhalten getrennte Moscheen, die sich in der Architektur leicht unterscheiden lassen.

10.

### **Die Mongolei im 20. Jahrhundert**

Die zunehmende Schwäche der Qing ließ China seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem Objekt der imperialen Politik externer Großmächte werden. In der Mongolei konkurrierten Japan und Russland um Interessenssphären; die beiden Länder grenzten ihre Einflusszonen innerhalb Chinas so ab, dass die Äußere Mongolei innerhalb des russischen,



die Innere Mongolei (weitgehend) und die Mandschurei (überwiegend) innerhalb des japanischen Bereichs lagen. Das war die Situation, als 1911 die Qing-Herrschaft endgültig zusammenbrach.

In der Inneren Mongolei hatten sich, obwohl dies erst seit 1906 durch die chinesische Regierung gestattet wurde, zahlreiche Chinesen angesiedelt. Mongolen konnten ihr Land dadurch verlieren, dass sie bei chinesischen Geldverleihern in Verzug gerieten; diese verkauften die verpfändeten Grundstücke dann an chinesische Siedler. So ergab sich bis 1911 ein unterschiedliches demographisches Bild. In der Äußeren Mongolei nämlich kam dieser Prozess nicht in Gang, auch weil das Land viel weniger für Ackerbau geeignet ist und von den Märkten Chinas weit entfernt liegt.

Die Autonomieerklärung der Äußeren Mongolei erfolgte am 30. Dezember 1911 durch den Achten Jibzundamba, der bis zu seinem Tod 1924 das Oberhaupt der Mongolei blieb; nach seinem Tod wurde die Suche nach einer Reinkarnation untersagt. Das Land war also eine Art Theokratie. Im administrativen und politischen Gefüge wurden die Strukturen der Qing-Zeit jedoch beibehalten.

Der Republik China gelang es einerseits, die Innere Mongolei als Bestandteil des eigenen Territoriums zu behalten (und dies auch international anerkennen zu lassen), andererseits auch, die Autonome Mongolei 1919 wieder weitgehend an sich zu binden. Erst die Verwicklungen des russischen Bürgerkrieges führten zur staatlichen Unabhängigkeit der Mongolei: 1921 besiegten mongolische Kräfte zusammen mit Einheiten der Roten Armee den in die Mongolei übergewechselten Weißen-General Baron Ungern-Sternberg und riefen eine neue mongolische Volksregierung aus; 1924 wurde die Mongolische Volksrepublik gegründet. Bald darauf setzten grundlegende Veränderungen in der mongolischen Gesellschaft ein: Grund und Boden wurden nationalisiert und damit die Herrschaft der erblichen Aimaq-Fürsten und der Lamas gebrochen. Die Mongolei wurde zur ersten Volksrepublik sowjetischen Typs außerhalb der UdSSR.

Die Kampagnen zur Sowjetisierung standen unter dem Eindruck des bedrohlichen Vorrückens Japans. 1932 hatte Japan den von ihm abhängigen Staat Mandschukuo gegründet, der auch Teile der Inneren Mongolei einschloss; dort lebten viele der seit 1924 entmachteten alten Familien. Die Japaner gewährten den Mongolen in diesen Provinzen gewisse Autonomierechte. Mongolische Unabhängigkeitskämpfer, darunter der als De Wang (»Fürst De«) bekannte Demchungdongrub, waren nicht abgeneigt, mit den Japanern gemeinsame Sache zu machen; dies führte 1937 zur Begründung eines japanischen Satellitenstaates in der Inneren Mongolei. Gleichzeitig verstärkte sich die sowjetische Präsenz in der Mongolischen Volksrepublik auch militärisch, und durch eine Terrorwelle stalinistischen Typs wurde die politische Kontrolle über das Land gesichert. Die mongolische Parteiführung unter Ch. Choibalsang »säuberte« vor allem die Staats- und Militärzentralen. In der Kampagne kam fast die gesamte bisherige Führungsschicht ums Leben. Gleichzeitig setzte eine Kampagne gegen den tibetischen Buddhismus ein, insbesondere zur Schließung von Klöstern. Die gewaltsam und blutig geführte antireligiöse Kampagne konnte jedoch die Bindung der Mongolen an den Buddhismus nicht brechen; der kulturelle Verlust (an Gebäuden und Schriften) war enorm.

Die Kollektivierung der Landwirtschaft einschließlich der Viehwirtschaft setzte in der Mongolei ernsthaft erst in den 1950er Jahren ein. Ein erster Versuch (1930 begonnen) führte zu einem Rückgang im Viehbestand von ca. 24 Mio. Stück 1930 auf 16,2 Mio. 1932; die Bevölkerungszahl nahm ebenfalls ab, vor allem durch Emigration. Die »Linke Periode« (1929–1932) sah auch die Verstaatlichung der großen Vermögen. Zusammen mit der antireligiösen Kampagne löste diese Politik zwischen 1930 und 1932 mehrere große Revolten aus, die sich durch buddhistische Themen inspirierten. Sie wurden mit aller Härte militärisch niedergeschlagen. Die Verluste an Vieh konnten nach einem Politikwechsel ziemlich schnell ausgeglichen werden, der Viehbestand erreichte schon 1935 wieder über 22 Mio. Stück. Die Verteilung des Viehs auf die Haushalte war nun weit ausgeglichener: Mittlere Besitzer mit zwischen 21 und 100 *bod* stellten 54,3 Prozent der Bevölkerung und hatten 67,2 Prozent des Viehs. (Ein *bod* ist eine Großvieheinheit, es entspricht einem Pferd oder Rind; drei Viertel eines Kamels rechnen als ein *bod* sowie fünf Schafe oder sieben Ziegen.<sup>[97]</sup>)

Trotz der Schwäche der mongolischen und der sowjetischen Armee konnten diese die Japaner in einer Serie von Gefechten in der östlichen Mongolei besiegen (»Schlacht am Khalkhyn Gol«, Sommer 1939). Im Ergebnis kam es zu einer Neutralitätsvereinbarung zwischen der UdSSR und der Mongolei einerseits und Japan und Mandschukuo andererseits, die bis 1945 halten sollte, als die Mongolei und die UdSSR Japan den Krieg erklärten. In einer Volksabstimmung im Oktober 1945 votierten die Mongolen mit 100 Prozent für die Unabhängigkeit, die daraufhin auch von China anerkannt wurde. Allerdings zerschlugen sich die Hoffnungen, die Unabhängigkeit auch auf die Innere



Mongolei auszudehnen. Diese verblieb bei China.

Die mongolische Viehwirtschaft in der Inneren Mongolei blühte in den 1950er Jahren auf, bis unter dem »Großen Sprung nach vorn« wieder eine Krise einsetzte. Vor der in China herrschenden Hungersnot flohen viele Chinesen nach Norden, das demographische Gefüge in der Inneren Mongolei änderte sich endgültig zu ihren Gunsten. Die Kulturrevolution stellte sich in den mongolischen Autonomieprovinzen nicht zuletzt als eine anti-mongolische Kampagne dar, mit Zehntausenden von Toten, die Autonomierechte wurden stark beschnitten. Nach dem Ende der »Viererbande« 1976 wurden die Restriktionen allmählich zurückgenommen.

In der Mongolischen Volksrepublik wurde die Kollektivierung der Vieh- und Ackerwirtschaft in den 1950er Jahren relativ behutsam durchgeführt. Erst 1959 war die Kollektivierung so gut wie abgeschlossen. Der Viehbestand lag kontinuierlich von 1933 an bis in die 1990er bei mehr als 20 Millionen Stück. Dabei war privater Viehbesitz bis zu 100 Stück erlaubt, daher befand sich auch nach 1959 noch fast die Hälfte des Viehs in Privatbesitz; danach allerdings wurden diese Zahlen systematisch gesenkt. Die Produktivität der Herden stieg kaum an. Nur bei den Erträgen in Kaschmir (Unterhaar von Ziegen) konnten signifikante Verbesserungen erreicht werden. Kaschmir ist seit dem Zweiten Weltkrieg und bis heute das landwirtschaftliche Hauptexportgut der Mongolei.

Ab den 1970er Jahren erlebte das Land unter Jumschaagiin Tsendenbal, Choibalsangs Nachfolger nach dessen Tod 1952, der in unterschiedlichen Ämtern bis 1984 an der Macht blieb, eine geplante Industrialisierung im Rahmen der sozialistischen Arbeitsteilung, die zu einer Sesshaftwerdung vieler bisher nomadisch lebender Menschen führte: Um 1980 lebte die Hälfte der Mongolen in Städten und Siedlungen.

## B

**Wirtschaft**

Zentralasien wurde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf eine neue Weise in den Weltmarkt einbezogen. Die Region war zuvor, und zwar auch nachdem der transkontinentale Seidenhandel viel von seiner Bedeutung eingebüßt hatte, Akteur auf den Märkten zumindest der umliegenden Großregionen gewesen, sie exportierte Pferde in großem Maße nach China und Indien sowie andere Tiere und landwirtschaftliche Erzeugnisse, diese meist nach Indien und Russland. Sie hatte eine wichtige Position im Pelzhandel, und zentralasiatische Städte waren eine Drehscheibe im transkontinentalen Sklavenhandel. Die Marktbeziehungen blieben »auf Augenhöhe«, auch wenn die zentralasiatischen Staaten schon nicht mehr so mächtig waren wie zuvor. Noch im 19. Jahrhundert gab es einen florierenden Handel mit Afghanistan und weiter mit Indien. Man schätzt, dass in der Mitte des Jahrhunderts etwa 3000–5000 Kamellasten dorthin verfrachtet wurden. Bemerkenswert war die Position der indischen Diaspora in Buchara und Kokand (sowie in Xinjiang): Shikarpuri-Kaufleute hatten praktisch das Monopol als Geldverleiher. Der Handel zwischen Russland und China verlief zumindest teilweise noch über zentralasiatisches Territorium, und »bucharische« Kaufleute hatten im russischen Sibirien eine starke Position. In Orenburg gab es eine bucharische Kolonie, und seit 1807 waren Bucharer auf dem Jahrmarkt von Nižnij Novgorod vertreten. Die Vertretung russischer Handelshäuser in Zentralasien besorgten allerdings Tataren.

Die Stellung zentralasiatischer Akteure auf den Märkten änderte sich zwischen der Mitte des 18. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts grundlegend. Die Handelsbeziehungen wurden nun von außen dominiert, die Produktion entsprechend gelegentlich auch gegen die Bedürfnisse der regionalen Bevölkerungen umorientiert. Lokale gewerbliche Produktion begann unter den industriell hergestellten importierten Waren zu leiden. Zum hauptsächlichen Exportprodukt stieg die Baumwolle auf. In Buchara folgten Karakulfelle bis zum Ersten Weltkrieg im Wert der Baumwolle dicht. Die Fähigkeit der Region, sich mit Lebensmitteln selbst zu versorgen, nahm nun in Teilbereichen dramatisch ab. Die wissenschaftliche Prospektion der Region durch russische, später sowjetische und chinesische Geologen ergab Kenntnisse von Bodenschätzen, deren Abbau lokal zum bedeutendsten Wirtschaftszweig wurde.

Die Wirtschaftsbeziehungen wurden einseitig auf das Zentrum der jeweils dominierenden Macht ausgerichtet. Das änderte sich nach den Umstürzen zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht. Die immer fester und kontrollierter werdenden internationalen Grenzen wurden seit der Mitte der 1930er Jahre fast ganz undurchlässig, was die Außengrenzen der UdSSR angeht, seit 1949 auch diejenigen Xinjiangs, das vorher intensive Wirtschaftsbeziehungen zur Sowjetunion hatte. Verbindungen nach Indien rissen insgesamt ab. Zentralasien hörte als ein eigener Wirtschaftsraum auf zu existieren; die entsprechenden Regionen waren jeweils Teil des sowjetischen und chinesischen Wirtschaftsraums, wobei der sowjetische Wirtschaftsraum die Mongolei und vor dem Zweiten Weltkrieg auch Xinjiang einschloss. Allein Afghanistan blieb in den Weltmarkt integriert.

Baumwolle wird in Zentralasien schon seit der Antike angebaut, und Baumwollstoffe waren ein wichtiges Handelsgut, etwa im Austausch der Städte mit dem nomadischen Umfeld. Aber nie hatte es Baumwollanbau auf Kosten des Getreideanbaus gegeben. Dies begann erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts im russischen, seit den 1950er Jahren im chinesischen Teil Zentralasiens.

Baumwolle ist eine stark zehrende Anbaupflanze (der Boden braucht also entweder viel Zeit, sich zu erholen, oder Düngemittel müssen intensiv eingesetzt werden). Baumwolle benötigt darüber hinaus viel Wasser, und insbesondere muss sie auch im Sommer bewässert werden, wenn das Wasserangebot der Flüsse geringer ist. Traditionell wurde Baumwolle daher nur in geringem Maß kultiviert. Der Bedarf der russischen Textilindustrie an (preisgünstiger) Rohbaumwolle stieg zum Ersten Weltkrieg hin immer mehr an, beginnend mit den Lieferengpässen bei nordamerikanischer Baumwolle, die durch den amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) verursacht waren. Zentralasiatische Baumwolle konnte seit Aufbau der Eisenbahnverbindungen leichter und billiger nach Russland geliefert werden. Ab 1884 wurden bessere amerikanische Sorten eingeführt, die bis 1909 die heimischen Arten fast vollständig verdrängten. Die Lieferungen an die russische Textilindustrie nahmen entsprechend schnell zu: Von nicht

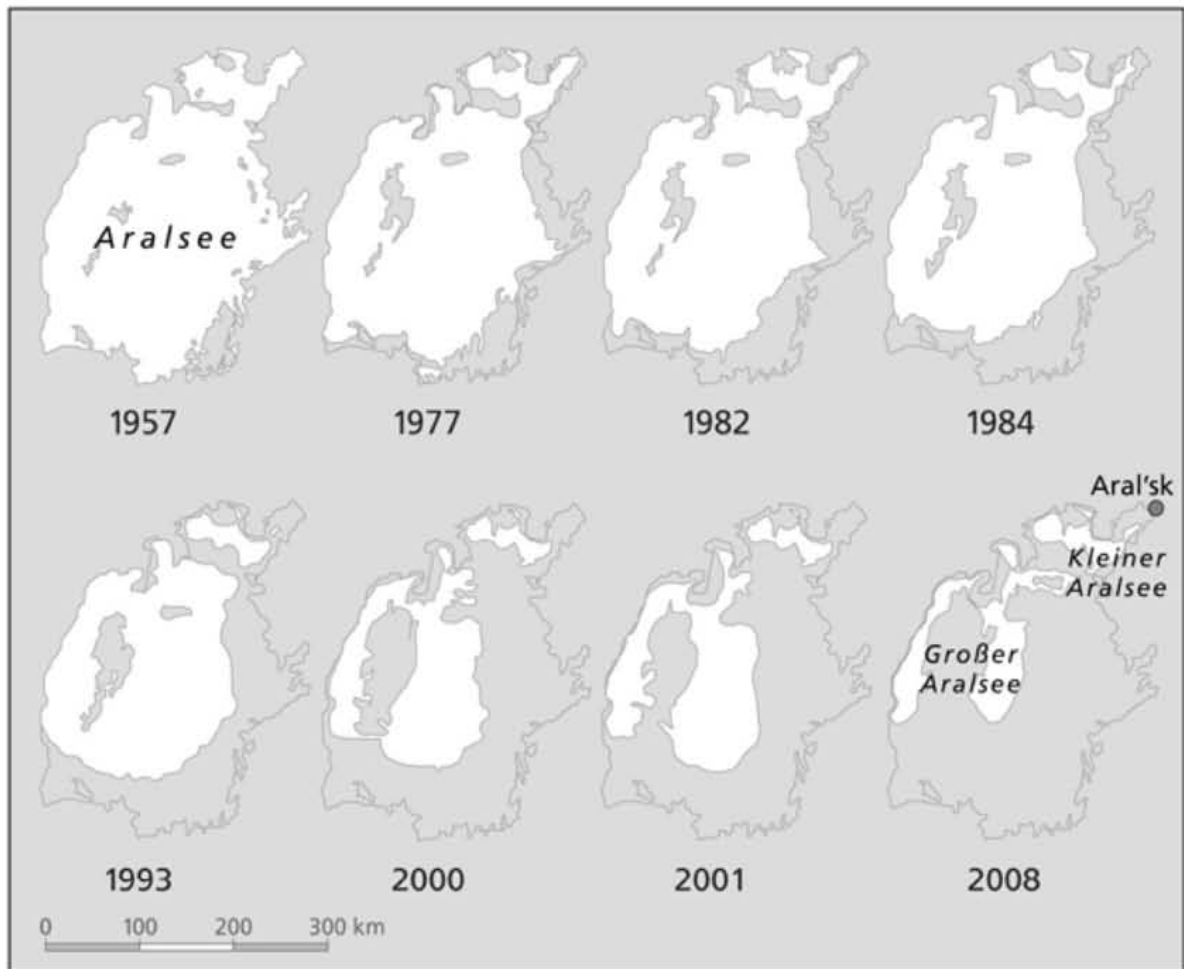
mehr als 11000 Tonnen im Jahr 1877 (vor der Eisenbahn und vor der Einführung der ertragreicheren Sorten) auf 350 000 Tonnen im Jahr 1915. Dabei war der Anteil zentralasiatischer Baumwolle an den in Russland verarbeiteten Rohstoffen zunächst nur gering, er betrug noch im Jahr 1867 kaum über 16 Prozent; erst mit der Eroberung und vor allem dem Bau der Eisenbahn änderte sich das Bild. Das Zentrum des Baumwollanbaus lag in der Vorkriegszeit im Fergana-Becken, wo sich zwei Drittel der mit Baumwolle bestellten Ackerflächen befanden. Dort standen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 44 Prozent der Anbaufläche unter Baumwolle. Aber auch die Bezirke Transkaspien, Syrdarja und Samarkand befanden sich auf dem Weg zur Baumwoll-Monokultur. Die heutige extreme Monokultur ist aber ein Ergebnis der sowjetischen Agrarpolitik.

Bis in das 19. Jahrhundert hatte Zentralasien nach Russland nicht etwa Rohbaumwolle, sondern fertig gewebte Stoffe und Kleider aus Baumwolle geliefert, ebenso in die Steppenregionen. Das änderte sich bald: Rohbaumwolle machte Ende der 1860er Jahre schon mehr als zwei Drittel der russischen Importe aus Zentralasien aus.<sup>[98]</sup>

Die Ausdehnung der Flächen unter Baumwolle geschah vor der Revolution nicht durch Ausdehnung der bewässerten Fläche insgesamt, sondern auf Kosten der übrigen Kulturen. Der Import von Getreide nach Turkestan wurde zur Regel, und er konnte über die Eisenbahnverbindungen von Taschkent nach Orenburg bzw. nach Sibirien auch einfach und preisgünstig bewerkstelligt werden. Die Verwundbarkeit der Region wegen dieser Abhängigkeit zeigte sich während der Revolution und des Bürgerkrieges, als monatelang gar keine Lieferungen Taschkent erreichten und die Versorgung entsprechend zusammenbrach.

Mit Beginn der Fünfjahrpläne 1929 und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Anbaufläche schnell vergrößert. Die verwirklichten Bewässerungsprojekte zur Zarenzeit sind eine kaiserliche Domäne im Raum Marw und ein Projekt in der Hungersteppe, die aber beide hinter den ursprünglichen Erwartungen weit zurückblieben. Die Umsetzung anderer Pläne blieb der Sowjetmacht vorbehalten: Zu den größten Bewässerungsprojekten gehörten der Fergana-Kanal (dieser wurde 1939/40 in einer Stoßarbeiter-Aktion errichtet) und der Karakum-Kanal (1950er bis 1970er Jahre). Gleichzeitig stieg die Wasserentnahme aus den Flüssen Amu Darja und Syr Darja so weit an, dass die bis 1960 jährlich den Aralsee erreichende Wassermenge von ca. 56 km<sup>3</sup> auf ungefähr 10 Prozent dieses Betrags 1980 sank. Die Ausdehnung der Bewässerung für Baumwolle ist der Hauptgrund für das Austrocknen des Aralsees. Direkte Folgen der Baumwoll-Monokultur sind außerdem die Versalzung von bodennahem Wasser und des Bodens selbst. Weiter führte die Baumwoll-Monokultur zu einem Übermaß im Gebrauch von Pestiziden (und Mineraldünger): Während Ende der 1980er Jahre die durchschnittliche Menge Pestizid weltweit pro Hektar 300 g war, lag dieser Wert in Usbekistan bei 54 kg.





**Karte 12** :Das Austrocknen des Aralsees

Die Baumwollproduktion in Xinjiang hat von einem Tiefpunkt 1949 (nicht mehr als 5100 Tonnen, das war sehr wenig selbst gegenüber den 10 000–14 000 Tonnen 1918–1942) vor allem in den Oasen von Turfan und Khotan eine gewaltige Ausdehnung erfahren. 1990 wurden 935 000, im Jahr 2000 schon 1,5 Millionen Tonnen produziert. Die Wasserressourcen werden entsprechend beansprucht.

Das zweite Produkt, das als Exportartikel der zentralasiatischen Landwirtschaft eine große Bedeutung hatte, waren Karakul-Felle (»Persianer«). Das Karakulschaf ist die Kulturform eines Wüstenschafs, es wurde von usbekischen Nomadengruppen vor allem in der Region Buchara gezüchtet; es heißt nach dem Karaköl-See (dem Endsee des Zerafsan südwestlich von Buchara). Für die Fleisch- und Milchproduktion war es weniger gefragt, es ging auch traditionell um die Felle: Die Lämmer wurden und werden kurz nach der Geburt getötet. Die Felle wurden für Krägen an Mänteln und für Kopfbedeckungen verwendet. Schon 1851 bot die Londoner Pelzmesse ein eindrucksvolles Angebot an Karakul. In der Saison 1885 wurde in Paris ein Karakul-Boom kreiert, der die Produktion und die Exporte sprunghaft ansteigen ließ. Buchara exportierte 1833 um die 200 000 Felle, einen großen Teil davon noch nach China, Iran und in das Osmanische Reich. Der russische Anteil am bucharischen Export wuchs über die folgenden Jahrzehnte ständig an: 1879 lieferte Buchara eine halbe, 1903 eine ganze Million Felle, 1912 war mit zwei Millionen Stück in etwa der Höhepunkt erreicht. Karakul-Felle machten damit 40 Prozent der bucharischen Exporte aus, im Wert ebenso viel wie Baumwolle. Einer der wichtigsten Händler im Karakul-Markt war der Amīr selber.

Die Schafe wurden nun auch in Gebieten geweidet, die vorher anderen, vor allem wegen des Fleisches gehaltenen Schafen vorbehalten gewesen waren. Um die Versorgung der Städte Turkestans mit Fleisch sicherzustellen, entstanden neue Handelswege für Schafe, die bis nach Afghanistan reichten, und neue Flächen mussten der Schafzucht gewidmet

werden, das betraf etwa die Bergregionen östlich von Samarkand.

Die neuen Handelswege trugen dazu bei, dass die Exporte lebender Tiere nach Sibirien und Russland ebenfalls steil anstiegen: Wurden aus Kasachstan etwa 1906 über die sibirische Eisenbahn 25 000 Stück Vieh verladen, waren es 1912 bereits 120 000 Stück; über die Taschkenter Eisenbahn kamen 1906 etwa 74 500 Stück Vieh, 1912 schon 120 000 nach Russland.

Mit der russischen Kolonialmacht änderte sich an den Anbaumethoden in Turkestan zunächst wenig. Allerdings kamen neue Anbaupflanzen hinzu, etwa die Kartoffel. Allmählich wurden auch neue, leistungsfähigere Sorten in Gemüse und Obst eingeführt. Eine Grundlage späterer Industrialisierung in der Produktion von Lebensmitteln bildete vor allem in der Sowjetzeit (seit der Kollektivierung) der Anbau von Zuckerrüben und Tabak.

Die Umstellung vieler (auch kleinerer) Wirtschaften auf Baumwolle bedingte einen hohen Kreditbedarf. Dieser wurde nicht durch die jetzt in der Region arbeitenden russischen Banken (die erste Bank in Taschkent eröffnete 1875), sondern in der Hauptsache durch die Baumwollreinigungsunternehmen oder die Aufkäufer von Rohbaumwolle gedeckt, die – mit der kommenden Ernte als Pfand – zu Wucherzinsen Geld verliehen. Die Verschuldung der Landwirte wuchs dramatisch, eine Konzentration des Landbesitzes war die Folge. Diese tü. *čistači* genannten Aufkäufer (das Wort ist eine Kombination des russ. *čistit'* »reinigen« und der tü. Endung *-či*) verdrängten die indischen Geldverleiher. Die Ausdehnung der Baumwollkultur hatte in der Kolonialzeit den Aufstieg einheimischer Handelsfirmen zur Folge; eine städtische Mittelklasse entstand, deren Dynamik von der russischen Intelligenzija Taschkents teilweise mit Neid beobachtet wurde. Diese neue Bourgeoisie beteiligte sich intensiv an der Finanzierung der neuen Aktivitäten in Bildung, Presse und Kultur.

Ein Ergebnis der russischen Machtübernahme in Teilen Zentralasiens war die Beendigung der Sklaverei und des Sklavenhandels dort. Seitdem Indien als Lieferant für Sklaven weitgehend ausgefallen war, war Iran, und insbesondere die Provinz Khurasan, ein Zielgebiet von Sklavenfängern geworden. Daneben kamen die Sklaven auch aus Bergregionen zwischen Pamir und Hindukusch.

Vor allem Turkmenen hatten sich als Sklavenfänger und -händler eine Position erarbeitet. Reiseberichte aus den 1820er Jahren schildern ihre Tätigkeit. Iranische Dörfer wurden überfallen und Menschen und Vieh weggeführt. In den 1860er Jahren lagen große Teile Khurasans verödet. Einen letzten Höhepunkt erreichten die turkmenischen Raubzüge in Khurasan 1870/72, als dort eine Hungersnot herrschte. Der Hauptmarkt für die Beute war wohl Khiva. Aber auch die heute in Afghanistan liegenden usbekischen Kleinstaaten Maimana, Andkhūi, Šibargān und Sar-i Pul waren Handelsplätze für Sklaven aus Iran und schiitische Hazāra aus dem Inneren Afghanistans. In Sarakhs an der Grenze zwischen den Turkmenengebieten und Iran hatten Salor-Turkmenen den Sklavenhandel in der Hand, die Stadt war zwischen Iran und verschiedenen Turkmenen-Gruppen umkämpft.

Die russische Eroberung Khivas 1873 setzte dem Sklavenhandel ein Ende. Zu diesem Zeitpunkt soll es in den Gebieten Khivas, Bucharas und in den Turkmenen-Gebieten mehr als 100 000 Sklaven gegeben haben. 30 000 Sklaven wurden allein in Khiva angetroffen, davon wurden 6300 in kurzer Zeit zurück nach Iran geschickt. Die turkmenischen Raids waren nun seltener, und Menschen wurden kaum noch geraubt.

In Xinjiang hatten die Qing schon unter dem Qianlong-Kaiser formal die Sklaverei abgeschafft. Trotzdem bestanden der Sklaverei vergleichbare Verhältnisse fort. Die Bega in der chinesischen Verwaltung ließen ihre oft ausgedehnten Ländereien von als tü. *injū* bezeichneten Menschen bearbeiten, in ihrer Mehrzahl Bergtadschiken, die als Beute in die Oasen des Tarim-Beckens gebracht wurden. Eine andere Gruppe »unfreier« Arbeiter waren die Dolanen, turkophone Muslime, die zunächst als Gefolgsleute der Khwājas gelebt hatten und unter chinesischer Herrschaft als Landarbeiter an die chinesischen Garnisonen gebunden waren. Auch Schuldknechtschaft und Verkauf von Kindern in Sklaverei aufgrund von Schulden bei Wucherern kamen in Xinjiang vor. Formen der Leibeigenschaft, bei denen Menschen zusammen mit dem Boden, den sie bestellten, verkauft werden konnten, bestanden in Xinjiang bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts.

Die russische und vor allem die sowjetische Zentralregierung ließen in Zentralasien nach Bodenschätzen suchen. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung sind die Gasfelder in Turkmenistan, das Erdöl in Kasachstan. Die Öl- und Gasfelder Zentralasiens wurden unter der Sowjetherrschaft erst unvollständig erschlossen; für Erdöl hatten die sibirischen Felder Priorität, und kasachische Felder kamen erst in den 1960er Jahren an den sowjetischen Markt. Allerdings waren einige Vorkommen schon in den 1930er Jahren bekannt, und erste Förderanlagen datieren bis in die Zeit des ersten Fünfjahrplans.

Erste Ölprospektionen und Förderung in Xinjiang waren in der Zwischenkriegszeit die Aufgabe sowjetischer Firmen in der Ili-Region. Die Experten wurden 1941 abgezogen, die Produktion aber unter der VRCh wiederaufgenommen. Heute befindet sich das Zentrum der Ölindustrie in Xinjiang im Karamay-Ölfeld nördlich von Urumqi.

Karaganda war einer der größten Bergbaukomplexe im sowjetischen Zentralasien. Steinkohle, Kupfer und Mangan wurden hier gefördert. Zusammen mit der Entwicklung der Bergwerke wurde ein landwirtschaftliches Umfeld aufgebaut. Dies alles geschah nicht zuletzt durch Zwangsarbeiter: Von 1930 bis 1959 haben hier über 800000 Häftlinge gearbeitet.

Der industrielle Sektor in Zentralasien blieb unter der Kolonialmacht schwach entwickelt. Überwiegend wurden Anlagen zur Verarbeitung landwirtschaftlicher Rohstoffe, besonders Baumwolle (Entkernung, Gewinnung von Speiseöl) errichtet. Die Sowjetregierung unternahm Anstrengungen zur Industrialisierung im Rahmen der sowjetischen Arbeitsteilung: Die Industrieproduktion Usbekistans etwa hatte vor dem Zweiten Weltkrieg einen Anteil von 70 Prozent am Inlandsprodukt.



## C

**Gesellschaft**

## 1.

**Koloniale Gesellschaft**

Typisch für koloniale Gesellschaften ist ihre Zweiteilung in Kolonisierte und Kolonisierende. Oft tritt die Trennung der beiden Komponenten auch räumlich und architektonisch klar in Erscheinung. Das war auch in Zentralasien unter russischer bzw. chinesischer Herrschaft der Fall. Die Mongolei wies mit der Banner-Verwaltung andere Strukturen auf. Afghanistan ist das einzige Land Zentralasiens, das seine staatliche Eigenständigkeit von der Gründung des Durrānī-Staates in der Mitte des 18. Jahrhunderts an nie ganz verloren hat.

Die russische Verwaltung in Turkestan unterschied die Menschen nach ihrer Standeszugehörigkeit. Für die Einheimischen gab es die besondere Kategorie »fremdstämmig« (russ. *inorodec*, plur. *inorodcy*), die europäische Bevölkerung fiel in mehrere Kategorien wie »Bauer«, »Adliger« oder »(Klein-) Bürger«. Die Verwaltung zielte auch im Rechtswesen und im eigentlichen Verwaltungshandeln auf Trennung ab. Die Städte im russischen Turkestan waren ebenfalls getrennt, nicht nur Taschkent hatte eine europäische und eine asiatische Stadt, das Gleiche galt auch für Samarkand und viele andere Städte. Ein Sonderfall sind die russischen Siedlungen entlang der Eisenbahnlinie.<sup>[99]</sup>

Die europäische Stadt Taschkent entwickelte sich nach einer eher chaotischen Anfangsphase seit 1870 nach einem Gesamtplan, der die Festung als Zentrum eines strahlenförmig von dort ausgehenden Straßensystems vorsah. Das Vorbild der Anlage von St. Petersburg war deutlich genug. Die Stadt wuchs schnell, 1911 wurden 56 000 Einwohner im europäischen Teil gezählt. Die Stadt insgesamt hatte mehr als 230 000 Einwohner, 1870 waren es noch geschätzte 76 000 gewesen. Das war unter anderem ein Ergebnis des Baumwoll-Booms.

Die neue Stadt lag im Osten und damit ein wenig talabwärts der alten asiatischen Stadt, von der sie durch den Hauptkanal (den Anhār-Kanal, heute usb. *Anhor*) getrennt war. Die Verwendung von örtlich üblichen Bauformen war zu Anfang verpönt, auch war es unerwünscht, dass Einheimische sich in der europäischen Stadt niederließen (in anderen Städten war es verboten). Das aber konnte nicht durchgehalten werden. Die Lehmbauweise hielt auch bei den Russen Einzug, und bald gab es auch »sartische« Bewohner; schon 1870 machten sie ein Fünftel der Bevölkerung aus. Die europäische Stadt hatte 1913 sechzehn Moscheen, daneben fünfzehn Kirchen und zwei Synagogen.

Auch sonst haben die Europäer manches übernommen, etwa in der Kleidung (eine besondere Hose zum Reiten in der Steppe) und beim Essen (russische Soldaten baten darum, ihre Rationen als Plov, ein landestypisches Reisgericht, zu erhalten).

Mischungen ergaben sich, gewollt und ungewollt, auch an anderen Stellen. Besonders auf den Märkten der europäischen Stadt herrschten asiatische Händler vor. Während des Ersten Weltkrieges wurden diese Händler zum Ziel von Verdächtigungen, sie würden Lebensmittel horten; die Figur des »gierigen Sarten« entwickelte sich weiter. Plünderungsaktionen (Februar–März 1916), an denen vor allem russische Frauen aus der Unterschicht beteiligt waren, nahmen ethnische Züge an. In der Folge verließen die »sartischen« Händler die europäische Stadt.

Bald gab es nicht nur eine, sondern mehrere europäische Städte: Eine Arbeiter- und Migrantenvorstadt (»Jenseits des Čaul-Kanals«, der Začaulinskij-Distrikt) bildete sich. Dort befanden sich neben den Behausungen für arme Europäer auch Kaschemmen und Bordelle, von denen ein beträchtlicher Teil von »Sarten« betrieben wurde. Dort lernten die Europäer Haschisch und Opium, »Sarten« und andere Zentralasiaten den Wodka kennen. Angaben über Mischehen und Kinder aus gemischten Verbindungen fehlen. – Für Xinjiang gilt, dass die Muslime besonders die Verbindungen muslimischer Frauen mit chinesischen Männern nicht anerkannten – diese kamen aber dennoch vor, weil sie für die Frauen nicht nur Nachteile boten. Sexuelle Übergriffe von Chinesen waren gelegentlich Anlass für Unruhen.

Mit den Eisenbahnen kamen auch europäische Formen der klassenspezifischen Organisation, Gewerkschaften und politische Parteien, nach Zentralasien. Ihre Wirksamkeit blieb lange auf die Europäer beschränkt: Wegen der handwerklich-patriarchalischen Organisation der Arbeit war die asiatische Stadt für europäisch denkende

Gewerkschaften schwer zu erschließen.

Besonders deutlich zeigten sich die Mischungen zwischen europäischer und asiatischer Stadt in der Wasserversorgung. Weil die europäische Stadt Unterlieger der asiatischen Stadt war, war dies ein ständiges Thema in Taschkent. Versuche, einen eigenen Kanal zur europäischen Stadt zu bauen, scheiterten kläglich. Bei dem Cholera-Ausbruch 1892 – die ersten Krankheitsfälle betrafen die europäische Stadt – gewann die Abhängigkeit der Europäer von Wasser, das zuvor durch die asiatische Stadt geflossen war, sehr an Dramatik. Bei aller Vorsicht kann man davon ausgehen, dass die Cholera in beiden Teilen Taschkents in etwa die gleiche Rate von Todesopfern forderte; die russischen Bemerkungen über den unsäglichen Schmutz und mangelnde Hygiene in der asiatischen Stadt müssen auch in diesem Licht gesehen werden.

Die Russen hatten sich früh für eine eher direkte Verwaltung Turkestans entschieden. Amtsträger und regionale Herren der alten Macht kamen also als Vektoren der kolonialen Herrschaft nicht in Frage. Stattdessen versuchten die Russen, zu einer Zusammenarbeit mit örtlichen Notabeln zu kommen. In Taschkent bedeutete das, Notabeln aus der asiatischen Stadt zu kooptieren. Das betraf eine kleine Gruppe von Würdenträgern, darunter Qadis und Stadtviertelälteste (usb. *oqsoqol*) und Bewässerungsexperten (*ariq oqsoqol*), ein Beispiel ist Muhyiddin Khwāja, der Sohn des letzten Großqadis (usb. und pers. *qāzī-yi kalān*) von Kokand und langjähriger Qadi im Bezirk Sībzar. Solche Würdenträger erhielten russische Medaillen, sie wurden zu offiziellen Anlässen eingeladen, sie nahmen bis zu einem bestimmten Maß am gesellschaftlichen Leben der europäischen Stadt teil. Zu den Repräsentanten der asiatischen Stadt kamen wichtige und einflussreiche Kaufmannsfamilien hinzu, die gleichfalls im Umkreis der russischen Verwaltung tätig waren. Diese Personen lernten Russisch, sie schickten auch zumindest einen ihrer Söhne auf russische Schulen (russ. *gimnazija*). Auf der anderen Seite benötigten die Russen weitere Vermittler. Dolmetscher und Übersetzer waren zu einem großen Teil Tataren und Kasachen (weil diese kein Persisch konnten, ging es als Amtssprache im russischen Turkestan zurück), später auch Absolventen der *russko-tuzemnye školy* (»russisch-eingeborene Schulen«). Regionalsprachliche Kenntnisse russischer Amtspersonen waren nur in Einzelfällen ausreichend, um ohne Dolmetscher auszukommen. Zwei wichtige Amtsträger im russischen Turkestan waren Orientalisten, V. P. Nalivkin und N. P. Ostroumov, Letzterer von 1883 bis 1917 Herausgeber der turksprachigen Amtszeitung »Turkestan Vilāyeting Gazeti« (»Amtsblatt der Provinz Turkestan«).

Insgesamt bleibt es dabei, dass die asiatische und die europäische Stadt nicht nur in Taschkent zwei getrennte soziale Räume waren. Das zeigte sich nicht zuletzt während der Revolution und des Bürgerkriegs: Der Taschkenter Sowjet, wie generell die Sowjets der ersten Jahre, war sehr darauf bedacht, die imperialen Privilegien der von ihm vertretenen Arbeiter und Soldaten zu bewahren. Die annähernd gleichberechtigte Repräsentation von Muslimen in den Organen der Sowjetmacht musste von »Moskau« durchgesetzt werden. Während der Sowjetzeit blieb es bekanntlich sehr weitgehend bei der Trennung von Russen und »Asiaten« zumindest im privaten Bereich. Selten nahmen und nehmen Russen an Lebenszyklus-Festen der »Einheimischen« teil.

Die asiatische Stadt Taschkent ist heute bis auf museale Reste verschwunden. Ein Faktor waren die Umbauten, die Taschkent nach dem großen Erdbeben von 1966 erlebte; die letzten Reste der asiatischen Stadt wurden in den Jahren nach der Unabhängigkeit abgerissen.

Überall griff die Sowjetmacht in die Gestalt der asiatischen Städte tief ein. In Buchara verschwanden die Dächer der Basarstraßen schon in den 1920er Jahren, offenbar weil man Beschuss durch Heckenschützen der *Basmači* von dort fürchtete. Gleichzeitig wurden Kasernen in die Altstadt hineingesetzt. Mit dem Ausbau sowjettypischer Versorgungs- und Dienstleistungssysteme verloren die Basare überall viele Funktionen, sie wurden auf Kolchos- und Lebensmittelmärkte beschränkt, sofern diese zugelassen waren. Daneben gab es Reste örtlichen (Kunst-) Handwerks, das für die Nachfrage von Touristen produzierte. In der Ära Chruščëv begann der Neubau von Plattenbausiedlungen, die heute das Bild postsowjetischer Städte weitgehend bestimmen.

Auch in Xinjiang haben sich die autochthone Bevölkerung und die zugewanderten Chinesen separat gehalten. Die Vermittlung zwischen den Repräsentanten der Zentralregierung und den Oasenstädten war bis 1884 Aufgabe der traditionellen Beg-Familien, die in das chinesische hierarchische System integriert waren. Sie sprachen Chinesisch und trugen zwar die »muslimische« Kleidung, aber mit sinisierenden Elementen. Nur wenige Chinesen lernten mittelasiatisches Turki, das galt nach 1884, als eine direktere Form der Verwaltung eingeführt wurde, weiter.

Die Städte Xinjiangs waren fast durchweg Doppelstädte, wobei in der chinesischen Stadt außer der Garnison auch chinesische Händler lebten. Mischungen waren selten. Auch auf den Märkten bildeten (und bilden) Chinesen und



Uiguren (und andere) zwar eine einheitliche Masse von Käufern, sie kaufen aber bei Händlern ihrer jeweils eigenen Gruppe. Kommensalität ist kaum bekannt. So verzehren viele Muslime kein Essen, das von Chinesen zubereitet wurde, auch wenn die Speise islamrechtlich unproblematisch wäre. Seit dem Ende der Kulturrevolution hat sich auch das Stadtbild der Oasenstädte Xinjiangs grundlegend geändert.

2.

### Alltagskultur im islamischen Zentralasien

Für die islamische Praxis im sowjetischen und vor allem postsowjetischen Zentralasien gibt es in mehreren Regionalsprachen zwei Begriffe. Die Unterscheidung besteht auch in Xinjiang und kann für Teile Afghanistans unterstellt werden. *Islām* ist die universelle rituelle Praxis, die auf den »Fünf Säulen« aufbaut. Jemand, der *islām* hat, hält also die entsprechenden Vorschriften jedenfalls dem Anspruch nach ein, er oder sie betet fünf Mal am Tag zu den vorgeschriebenen Zeiten, fastet im Ramadan auf die vorgeschriebene Weise usw. Außerdem gehört dazu eine genauere Einhaltung von Meidungs- und Kleidungsgeboten: Sie oder er meidet Alkohol, praktiziert oder propagiert eine bestimmte Form der weiblichen Verschleierung und achtet bei festlichen Anlässen (und auch sonst) auf Geschlechtertrennung. Diese Form des Islams ist universalistisch, global, auf die weltweite schriftliche und praktische Tradition des Islams ausgerichtet. Die meisten Muslime in Zentralasien sehen sich nicht in der Lage, diese Form zu praktizieren: Sie können das Gebet und in der Regel auch die Formel des islamischen Glaubensbekenntnisses nicht auf Arabisch rezitieren, was aber »eigentlich« so sein sollte. Weiter wird es vielen Männern schwer, zusammen mit der Übernahme der Pflicht des fünffachen Tagesgebets ganz auf alkoholische Getränke zu verzichten.

Die andere Form heißt *musulmanchilik* (so auf Usbekisch), »Muslimsein«.<sup>[100]</sup> Sie wird, gelegentlich auch in der offiziellen Propaganda (z.B. in Usbekistan), so eng mit nationalen Traditionen in Verbindung gebracht, dass die Menschen nicht immer einen Unterschied zwischen »Usbeke sein« (und dem, was dazu gehört) und »Muslim sein« (und dem, was dazu gehört) erkennen.

Die konzeptuelle Trennung der beiden Formen religiöser Praxis setzt voraus, dass beiden ein distinktes Repertoire von Überzeugungen und Praktiken zugeordnet werden kann. Das ist auch heute nur teilweise der Fall und war es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gar nicht. Vielmehr waren die entsprechenden Verhaltensweisen in einen sozialen Kontext eingebettet, der nicht zuletzt durch die Arten der Weitergabe des Wissens determiniert war; das Ziel dabei war weniger das Wissen als Objekt, sondern vielmehr ein Verhalten der Lernenden (*adab*) zusammen mit den übrigen, die Gemeinschaft konstituierenden Werten.

Die erste Form (*islām*) war unter der Sowjetmacht zumeist unter relativ strenger staatlicher Kontrolle, und abgesehen von einer nicht sehr langen Phase in der postsowjetischen Zeit ist sie das in vielen Republiken auch heute. Aus der Sicht zumindest einiger Regierungen ist die universalistische Ausrichtung von *islām* verdächtig: Sie ist für politische, auch extremistische Formen, für einen »reformierten« Islam mit politischen Ambitionen, zumindest anschlussfähig. Daher steht sie – in Abhängigkeit von der politischen Konjunktur – unter »Wahhabismus«-Verdacht. Die zweite Form, besonders die prägenden Lebenszyklusfeste, war dagegen jedenfalls meistens freier.

Die verbreitete Selbstwahrnehmung (keineswegs nur unter den »Stippvölkern«), nicht besonders religiös zu sein, die durchaus auch eine Abstufung in der Wertigkeit der beiden Formen islamischer Praxis beinhaltet, bezieht sich allein auf die erste Form, den universalistischen Islam und die in ihm formulierten rituellen Pflichten.

Gemeinschaft ist das zentrale Anliegen der islamischen Alltagskultur in Zentralasien. Dem dienen eine ganze Menge von kultischen und rituellen Handlungen sowohl auf der Männer- als auch auf der Frauenseite. Dabei ist Gemeinschaft vor allem in der überschaubaren Gruppe der Verwandtschaft und Nachbarschaft in Stadt, Land und Steppe zu sehen, weniger in den übergreifenden »imaginierten« Gemeinschaften Nation und »Gemeinschaft der Gläubigen« (ar. *umma*). Viele der als »Volksislam« bezeichneten Praktiken dienen der Produktion, der Vergewisserung, der Bestätigung von Gemeinschaft.

Die Gemeinschaft, zunächst einmal die Familie, hat Ahnengeister (kas. *aruaq*, andere Formen in anderen Sprachen). Diese halten sich in der Nähe der Tür oder des Herdes auf; eine Verwandtschaft mit vorislamischen Vorstellungen lässt sich vermuten, die Ahnen werden aber als Muslime vorgestellt. Auch dort, wo man nicht denkt, dass sie das Haus weiter bewohnen, herrscht die Überzeugung vor, sie würden mindestens eine Zeit lang nach ihrem Tod regelmäßig ihre Familie aufsuchen, und zwar besonders zwischen Donnerstag und Freitag. Sie wünschen, dass die Lebenden zu dieser



Zeit einen Duft erzeugen, von dem sie sich nähren. Es handelt sich um den Duft von Öl, in dem Teig ausgebacken wird, oder eine andere Form, den Hof des Hauses mit dem Duft von erhitztem Öl anzufüllen. Die Zeremonie heißt »den Duft hervorbringen« (kas. *iyis šiġaru*, usb. *is chiqormoq*). Das Gebäck wird dann in der Regel an Nachbarn verteilt.

Die Geister der Ahnen verlangen außerdem danach, den Koran rezitiert zu hören. Dafür benötigen die meisten Menschen in Zentralasien religiöse Spezialisten, da nur die wenigsten auch nur ein paar Verse (auf Arabisch) vortragen können. Unterlässt man die Fürsorge für die Geister der Ahnen, droht manches Unheil.

Lebenszyklusfeste betonen ebenso die Gemeinschaft. Viele Gäste werden eingeladen, sie helfen auch bei den Vorbereitungen. So wird das Fest zu einer Angelegenheit der Nachbarschaft und der Verwandtschaft. Beschneidungen, Hochzeiten, Begräbnisse sind daher sehr kostspielig, ein Maßstab auch für den sozialen Rang, den die Familie beanspruchen kann. Rituale bei Begräbnissen betonen die Verantwortlichkeit der Gemeinschaft für das Jenseitsschicksal des oder der Verstorbenen. Trauerfeiern finden nicht nur beim Begräbnis statt, sondern auch in einem festgelegten Zyklus, in dem die Feier nach sieben bzw. 40 Tagen sowie nach einem Jahr die wichtigsten sind. Erst nach einem Jahr endet die Trauerzeit. Alle diese Feiern beziehen die Gemeinschaft mit ein.

Auch die islamische rituelle Praxis wird an die Gemeinschaft gebunden. Am wichtigsten unter den »Fünf Säulen« ist in manchen Gegenden das Ramadan-Fasten, das von denjenigen, die sich überhaupt daran beteiligen, in der Regel nicht vollständig, sondern nur tageweise eingehalten wird. Zum abendlichen Fastenbrechen werden oft Nachbarn und Verwandte eingeladen, auch solche, die diesen Tag nicht gefastet haben.

Die Moscheegemeinde war in vorsowjetischer Zeit in vielen Gegenden neben der Familie die Grundeinheit der sozialen Vergemeinschaftung, etwa für die Grundschulen (ar. *maktab*, »Koranschule«). In Xinjiang ist auch heute noch die Nachbarschaftsmoschee (in Stadt und Land) eine zentrale Einrichtung, während im postsowjetischen Zentralasien die Zahl der »arbeitenden« Moscheen nach einem Bau- und Restaurierungsboom in den ersten Jahren der Unabhängigkeit wieder zurückgegangen ist. Im 19. Jahrhundert verfügten Moscheegemeinden bzw. Nachbarschaftsmoscheen über zahlreiche Stiftungen, mit denen auch nicht-religiöse Aufgaben kommunaler Art finanziert werden konnten, dazu konnten Bewässerung und Brücken- bzw. Straßenbau gehören.

Das »Gebet in der Gemeinschaft« zu verrichten (anstatt, wie es islamrechtlich durchaus möglich ist, zu Hause und allein) galt schon den Naqšbandī-Autoren des Mittelalters als besonders verdienstvoll. Es ist besonders das Frühgebet, auf welches dabei verwiesen wird; heute ist es bei zentralasiatischen Muslimen, die überhaupt der islamrechtlichen Verpflichtung zum Gebet nachkommen, eine Möglichkeit, von den fünf Tagesgebeten jedenfalls das Morgengebet einzuhalten. Allerdings ist dies im sowjetischen und postsowjetischen Kontext eher eine Angelegenheit älterer Menschen (die im Ruhestand mehr Zeit dafür haben).

Die Nachbarschaft, das Stadtviertel (*mahalla*), war auch außerhalb der Moschee eine zentrale Form der sozialen Organisation. Buchara etwa war in Hunderte von *guzār* genannten Nachbarschaften aufgeteilt. Diese Nachbarschaften waren gegenüber den benachbarten Vierteln abgetrennt. Die Nachbarschaft übte soziale Kontrolle aus und sorgte gleichzeitig für Sicherheit. Sie war in der kolonialen Zeit auch die Basis für die Wahlen der Repräsentanten gegenüber der Kolonialmacht (die tü. *elligboşi* genannten Wahlmänner vertraten jeweils »fünfzig« Personen, daher der Name »Chef von Fünfzig«). Autoritäten in den *mahalla*-Bezirken waren die »Weißbärte«, der Imam der Nachbarschaftsmoschee und auf der Frauenseite die *ātün-bibī*.

Die *mahalla* ist in den Städten des postsowjetischen Zentralasiens nach wie vor eine der wichtigsten sozialen Orientierungsgrößen. Sie ist nicht zuletzt der Bezugsrahmen für die Lebenszyklusfeste (usb. *to'y*), zu denen – je nach der wirtschaftlichen Lage der ausrichtenden Familie – mehrere hundert Personen eingeladen werden.

Die Häuser der Nachbarschaft sind traditionell die »Höfe« (usb. *hovli*), deren Lehmmauern zur Straße geschlossen sind; um einen Innenhof gruppieren sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Diese Grundform haben auch viele »Höfe« in den »europäischen« Städten. Der in den 1960er Jahren massiv einsetzende Bau von Plattenbausiedlungen führte dazu, dass heute die meisten Familien sowohl in den Hochhäusern dieser Siedlungen als auch in den »traditionellen« Höfen Angehörige haben. Die *mahalla*-Struktur hat sich dadurch ebenfalls aufgeteilt in eine »offizielle« – die *mahalla* ist in Usbekistan ein Organ der Verwaltung geworden – und eine »gefühlte«, eine Mischung aus der alten Nachbarschaft und den dazu gehörenden Menschen in den Neubausiedlungen.

Die Männer einer Nachbarschaft versammeln sich gelegentlich zu Gastmählern, im Sommer in den frühen Morgenstunden im Freien. Andere männliche Formen der Gemeinschaftlichkeit finden im Teehaus oder im privaten Rahmen statt, etwa die tadsch. und usb. *gap* (»Sprechen«) genannten Runden, die sich – nicht nur im

nachbarschaftlichen, sondern auch im beruflichen Kontext – treffen, um alle möglichen anfallenden Fragen zu besprechen. Diese Treffen konnten die Form eines politisch-literarischen Salons annehmen.

Ein weiterer Aspekt der Gemeinschaft sind die Besuche (ar. *ziyāra*, pers. *ziyārat*) bei Schreinen. Diese Besuche werden von vielen Muslimen als eine der hauptsächlichen Formen des »Muslim-Seins« angegeben. Sie finden aus gegebenem Anlass statt (wenn eine Familie oder eine Person ein Anliegen hat, bei Krankheit, Kinderwunsch o.Ä.), aber auch ohne solche Anlässe. Besuche bei einem Schrein können daher auch Ausflüge sein, Picknick inklusive. Wer in der Nähe eines Schreins wohnt, kann diesen auch mehrmals täglich aufsuchen, ohne dass dies mit elaborierten Ritualen verbunden wäre. Schreine waren manchmal für bestimmte Bevölkerungsgruppen, etwa Handwerker eines bestimmten Gewerks, spezialisiert oder galten als bei bestimmten Krankheiten besonders wirksam.

Schreine können unterschiedlich große »Einzugsgebiete« haben, von der Nachbarschaft bis hin zu den modernen Territorialstaaten; Besuche reaktualisieren also die jeweiligen Gemeinschaften. Dazu gehört, dass Schreine oft Mittelpunkt (oder Ausgangspunkt) von Friedhöfen sind. An vielen Schreinen leben »Wächter« des Schreins, nicht selten religiöse Spezialisten, die für die Besucher Gebete sprechen.

Religiöse Spezialisten sind natürlich auf der einen Seite die staatlich bestellten Imame der großen Freitagsmoscheen, die Muftis der Geistlichen Verwaltungen usw. Die Rituale des »Muslimseins« werden darüber hinaus von einer Vielzahl von Spezialisten verwaltet, für die in den Regionalsprachen Begriffe verwendet werden, die sich von *mullā* herleiten. Sie können ausreichend Arabisch lesen und rezitieren, um bei Lebenszyklusfesten, bei Schreinbesuchen usw. entsprechend wirken zu können, und verfügen über ein Repertoire von Rezitationstexten in der Regionalsprache, das sie bei diesen Anlässen einsetzen: Dieses »Lesen« gehört zu den festen Bestandteilen der entsprechenden Feiern. Dabei stammen ihre Kenntnisse oft nicht aus dem »formalen« System islamischer Bildung, sondern aus der Übermittlung innerhalb der Familie. In manchen Gegenden sind sie auch die Träger skripturaler islamischer Bildung, einschließlich privater Bibliotheken, nicht selten in Form von Handschriften oder Lithographien.

Mancherorts sind Abstammungsgruppen zu beobachten, die ein besonderes Prestige genießen. Sie leiten sich vom Propheten Muhammad ab (dann sind sie Saiyid) oder von einem der ersten vier Kalifen oder von einer anderen bedeutenden Figur der islamischen Geschichte, vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, einer arabischen. Die entsprechenden Abstammungsgruppen stehen, wo sie im tribalen Kontext leben, außerhalb der tribalen Ordnung; in Turkmenistan etwa, wo sie insgesamt als *övlät* (von ar. *awlād*, »Nachkommen«; es gibt mehrere Gruppen mit unterschiedlichen Namen) bezeichnet werden, galten sie nicht als Turkmenen (und waren daher bei der Bestimmung der turkmenischen Nation ein Problem). In Kasachstan sind Qoža- (von pers. *khwāja* »Lehrer«) Gruppen prominent, die offenbar in der Vergangenheit als Wächter von Schreinen bzw. als Nachkommen sufischer Meister bekannt waren (und daher als religiöse Spezialisten wirken konnten). Auch sie führten später ihre Abstammung auf den Kalifen Alī b. Abī Tālib (656–661) zurück und galten daher nicht als Kasachen; ähnlich wie die Abkömmlinge Činggis Khans standen sie als »Weißer Knochen« außerhalb der tribalen Ordnung. Dabei unterscheiden sich diese Abstammungsgruppen in der Sprache und auch sonst nicht von den übrigen Turkmenen, Kasachen usw. Alle diese Abstammungsgruppen führten Genealogien in schriftlicher Form und tun dies teilweise heute noch (in arabischer Schrift). Sie waren weitgehend endogam, sie gaben ihre Töchter nicht an Außenstehende. Heute genießen sie teilweise noch einen gewissen Respekt, man fürchtet ihren Zorn und traut ihnen eher als anderen religiöses Charisma zu. In Afghanistan war bis in die 1970er Jahre religiöses Charisma ebenso häufig in bestimmten Abstammungsgruppen konzentriert, die sich entweder vom Propheten selbst (als Saiyid) oder von berühmten Sufi-Meistern herleiteten. Die von ihnen gebildeten Netzwerke überspannten das ganze Land und griffen darüber hinaus in Nachbarländer aus, vor allem Pakistan.

Religiöse Spezialistinnen gab und gibt es ebenso auf der Frauenseite. Für sie sind mehrere Bezeichnungen üblich, hier soll nur *otin* verwendet werden. In vorkolonialer Zeit war es eine ihrer Aufgaben, Grundschulen für Mädchen zu führen. Dort wurde neben der Rezitation des Korans, Lesen und Schreiben in der Regionalsprache auch richtiges Betragen und Praktisches unterrichtet. Nicht selten war die *otin* die Ehefrau des Imams. Für jede *mahalla* sollte es idealerweise eine Mädchenschule geben. Allerdings weiß man nicht, wie weit die entsprechende Alphabetisierung der Mädchen reichte. Für Xinjiang gibt es nur wenige Informationen über Mädchenschulen; Frauen, die lesen und schreiben konnten, waren dort möglicherweise noch seltener als in den westlicheren Regionen. Man hat für das westliche Mittelasien seit dem späten Mittelalter Zeugnisse von dichtenden Frauen, nicht nur aus dem höfischen Umkreis. Für die Steppengebiete und generell für Nomaden gilt, dass auch bei Männern Kenntnisse im Lesen und

Schreiben ausgesprochen selten waren, reisende Lehrer (Mullās), die den Nomaden auf die Sommerweidegebiete folgten, sind aus dem 19. Jahrhundert belegt.

Andere Frauen wirkten als Sufi-Meisterinnen, führten mit Gruppen von Adeptinnen das rituelle Gottesgedenken (ar. *dīkr*) durch (diese Rituale sind im postsowjetischen Zentralasien selten geworden). Dies ist auch für Xinjiang gut belegt, wo es eigene Versammlungshäuser für weibliche Sufis gegeben hat, worüber man wiederum weiter westlich wenig weiß. Die *otin*-Grundschulen für Mädchen bestanden bis weit in die sowjetische Periode, und man kann davon ausgehen, dass es halblegale Formen immer gab.

Die religiösen Spezialistinnen kommen oft, aber nicht immer aus einer der erwähnten Abstammungsgruppen. Allgemein durchlaufen sie einen Weg des Berufenwerdens. Die Berufung führt zu einer Ausbildung bei einer praktizierenden *otin*, die am Ende durch eine besondere Zeremonie die Schülerin zum Dienst an der Gemeinschaft entlässt; ein Selbstverständnis als Dienende ist vielen *otin* eigen.

Die Arbeit der *otin* besteht im Vortragen (»Lesen«) bestimmter Texte, meist aus Anlass von Lebenszyklusfeiern; einige Stücke werden auch gesungen. Die Bücher, die dabei benutzt werden, schreiben sie in der Regel selbst ab, und es ist ein großer Unterschied, ob dabei die arabische oder die kyrillische Schrift verwendet wird. Arabische Schrift gilt an sich als sakral. Manche Rituale sollen auch der Heilung (oder der Hilfe bei Problemen) dienen.

Eine weitere Form von Gemeinschaft bezieht sich auf die berufliche Tätigkeit. Auch Gewerbe hatten eine religiöse Unterfütterung, die ebenso wie die »Lese«-Praxis der *otin* und der Mullās aus dem Abschreiben (oder Abschreiben-Lassen) und dem regelmäßigen Vortrag bestimmter Texte bestand. Diese Texte, *risāla* (ar. »Sendschreiben«) genannt, gab es für eine große Anzahl von Berufen, viele städtische Gewerbe, aber auch Bauern, Gewehrshützen und Bettler. Sie waren zur legitimen Ausübung des Berufs (als islamrechtlich und moralisch legitimer Broterwerb, ar. *kasb*) erforderlich; der Meister hatte sie an der Kleidung zu befestigen oder in der Werkstatt aufzuhängen. Sie nennen den Schutzheiligen des Gewerbes und geben vor allem moralische und ritualistische Vorschriften. Darin sind sie den »Büchern« der *otin* verwandt, die ebenfalls in der Hauptsache erbaulichen Charakters sind. Die Nähe der beiden Textgruppen zeigt sich auch darin, dass *risāla*-Texte und *otin*-typische Texte zusammen in Handschriften und Lithographien auftauchen, auch zusammen mit weiteren Texten, die in der moralischen Bildung u.a. der Grundschule verwendet wurden. Besonders die *risāla*-Texte vermitteln ein moralisches Ideal, das durchaus mit Arbeitsethik zu tun hat, das Gewinnstreben aber nicht schätzt, sondern Sauberkeit und Aufrichtigkeit im äußerlichen wie im geistigen Verständnis. Gegenstand ist also das richtige Verhalten (*adab*). Bemerkenswert ist, dass es die *risāla*-Texte nur im islamischen Zentralasien gibt (bis einschließlich Afghanistan), sie aber in Iran und im Osmanischen Reich unbekannt sind. Heute gibt es sie noch in Xinjiang, in Afghanistan sind sie bis in die 1970er Jahre belegt, im postsowjetischen Bereich sind sie so gut wie verschwunden.

Die Verbindungen aller Gemeinschaften mit den sufischen Bruderschaften sind offensichtlich; die Literatur der *otin* und die *risāla*-Texte der Handwerker sind von sufischen Vorstellungen durchdrungen. Die Schreine und teilweise die Moscheen sind ebenso Orte der sufisch geprägten Frömmigkeit. Es war nicht selten, dass ganze Gemeinschaften (Nachbarschaften, Dörfer und tribale Gruppen) sich als solche einem sufischen Meister als Adepten anschlossen. Alle Gemeinschaften vertraten gleiche Vorstellungen vom richtigen Verhalten (*adab*), von dessen Regeln nur wenige Gruppen ausgenommen waren, deren Verhalten als antinomisch galt: Dazu gehörten Schausteller, Gaukler und andere Peripatetiker, die nicht selten *luli* waren, ein Begriff, mit dem die zentralasiatischen Zigeuner bezeichnet werden.

Zwischen den beiden Formen islamischer ritueller Praxis besteht keine tiefe Kluft. Denn einmal ist der Übergang zur Observanz in der *islām*-Form fließend, etwa in dem Maß, in dem das Fasten eingehalten oder die Tagesgebete verrichtet werden. Weiter sind viele Formen der rituellen Praxis des *musulmanchilik*, etwa die Besuche bei den Heiligengräbern, auch von den Repräsentanten des offiziellen Islams anerkannt, sie gerieten erst in neuester Zeit in die Kritik (auch durch die Vorstellungen des Reform-Islam und der Wahnabiyya beeinflusst); andere Formen, etwa das Gottesgedenken mit vernehmlicher Stimme, waren seit ihrem Bestehen umstritten. Dies entspricht der bis in das 20. Jahrhundert hinein symbiotischen Beziehung von »Moschee«- und »Schrein-Islam« in Zentralasien. Eine Aufteilung in »Schriftislam« und »Volksislam« (oder eine andere dichotomische Aufteilung) ist daher nicht sinnvoll; sie ist für die vorkoloniale Zeit in Zentralasien gar nicht möglich. Es gibt aber in Zentralasien schon seit der Kolonialzeit Polemik gegen rituelle Praktiken und Überzeugungen, die als abergläubisch bezeichnet werden; Aufrufe zu einer mehr am universalistischen Islam ausgerichteten Praxis gehen einher mit Kritik an den manchmal ruinösen Kosten für Lebenszyklusfeiern. An dieser Kritik beteiligen sich seit der Unabhängigkeit nicht zuletzt solche Muslime,



die ein politisches Programm verfolgen, das eine insgesamt stärkere islamische Prägung der Republiken und ihrer Rechtsordnungen fordert.

3.

### **Geistige Entwicklungen in Zentralasien seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert**

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich in der islamischen Welt Reformbewegungen herausgebildet, die in unterschiedlicher Weise einmal auf die nunmehr offenkundige militärische, wirtschaftliche und politische Überlegenheit der europäischen Großmächte reagierten, die technischen Neuerungen (wie das Dampfschiff, die Eisenbahn, den Telegraphen und die moderne Post, den Druck einschließlich der Lithographie) und aus Europa stammende Ausdrucksformen (das Drama, den Roman, das Feuilleton und überhaupt die periodische Presse) nutzten und so bislang unbekannte Formen der Öffentlichkeit, der Vergemeinschaftung und der Identifikation hervorbrachten. Sie bezogen sich dabei, ebenfalls in unterschiedlicher Weise, auf globale Systeme (die nun erst als solche sichtbar wurden) wie den Islam oder die großen Sprachfamilien, etwa die türkische. Die wichtigsten Impulse gingen dabei von Denkern aus, die im Osmanischen Reich wirkten; Istanbul wurde zu einem Zentrum in Netzwerken verschiedener Art (Politik, Bildung). Auch Indien war ein Bezugspunkt bei der Herausbildung von Reformbewegungen.

Die Muslime des Russländischen Reiches und Chinas unter den Qing sind ebenso wie diejenigen Afghanistans erst relativ spät in diese Bewegungen einbezogen worden. Unter den Muslimen des Russländischen Reiches waren die Tataren auf der Krim und in der Wolga-Region führend, in Turkestan ergaben sich, zeitlich folgend, abweichende Formen.

#### ***In den kasachischen Steppen***

Die Steppenregionen waren kulturell stärker nach Russland (und in islamischen Dingen nach Kazan<sup>7</sup>) orientiert als die südlichen Oasen, deren Verbindungen eher nach Iran, in das Osmanische Reich oder nach Indien gingen. Die Sprache der kasachischen Intellektuellen war eher Tatarisch, bald auch Russisch, neben dem zentralasiatischen Schrift-Turki. Da die Russen in der Steppe früher präsent waren als in der südlichen Oasenregion, kamen Kasachen auch früher mit russischer Bildung und russischen Karrieremöglichkeiten in Verbindung. Die Loslösung der Kasachen aus der kulturellen Dominanz der Wolgatataren dauerte eine ganze Weile; dabei ging es – erst am Ende des 19. Jahrhunderts – auch um die Begründung des Kasachischen als eigener Schriftsprache (s.u. zu Ahmet Bajtursynov). Die folgenden biographischen Notizen geben unterschiedliche Profile von kasachischen bzw. turkestanischen Intellektuellen an.

Čokan Valichanov (Šoqan Valikhan) (1835–1865), geboren als Spross der činggisidischen Khans-Sippe der Mittleren Horde (er war ein Urenkel des Khans Ablai), absolvierte das Sibirische Kadettenkorps und war Offizier der russischen Armee. Er ist durch seine Schriften über die Kasachen und besonders auch einen Reisebericht durch Xinjiang bekannt geworden. Er hielt den Islam für insgesamt fortschrittshemmend und war deswegen für die Eingrenzung des tatarischen Einflusses in der Steppe; die entsprechende Politik der russischen Verwaltung hat er mitformuliert. Er war in russische Intellektuellen-Netzwerke integriert und repräsentiert das Stadium der Befürwortung einer sehr weitgehenden Übernahme der Kultur der Kolonialherren.

Ibrāhīm Altynsaryn (1841–1889) kam aus Nordwest-Kasachstan. Auch er hatte eine russische Ausbildung, arbeitete als Schulinspektor im Bezirk Turgai. Er war ein Schüler des Missionars Nikolaj Il'minskij, war aber gegen die Christianisierung der Kasachen, die jener für wünschenswert und auf längere Sicht auch für möglich hielt. Altynsaryn gilt als der Begründer eines eigenen – weltlichen – kasachischen Schulwesens, für welches er die Abkopplung vom Tatarischen betrieb.

Mir-Ya'qūb (Mirzaqip) Dulatov (1885–1935), ebenfalls aus dem Bezirk Turgai, besuchte zunächst eine *maktab*-Grundschule. Er wechselte dann in eine russisch-kasachische Schule und arbeitete danach als Lehrer in Omsk. In seinen Gedichten beklagt er die Zerrissenheit der Kasachen und warnt vor der zunehmenden Bedrängung durch russische Siedler. Anders als Valichanov und Altynsaryn sah er den kasachischen Nomadismus nicht als überholt an. Er gilt als der Autor des ersten kasachischen Romans, *Baqytsyz Žamal* (1912, »Unglückliche Žamal«), in dem er das Schicksal eines gegen seinen Willen verheirateten kasachischen Mädchens schildert. 1917 war er einer der Anführer

von Alaš-Orda; später arbeitete er innerhalb der Kommunistischen Partei im Bildungsbereich. Seit Ende der 1920er Jahre unterlag er politischer Verfolgung; er starb 1935 in Haft.

Ahmet (Aqymet) Bajtursynov (1873–1937) durchlief eine Ausbildung als Lehrer und wirkte sehr intensiv für die kasachische Schulbildung. Er arbeitete für die Zeitschrift »Ai-qap«, die in Troick 1911 von Muhammadžan Seralin gegründet worden war und 1915 eingestellt wurde. »Ai-qap« wurde ab 1913 von Bajtursynovs eigener Zeitschrift »Qazaq« überlagert. Beide Zeitschriften schrieben ausführlich über die Bedrohung der kasachischen Nation durch die große Zahl europäischer Siedler; als Gegenmittel empfahlen sie kulturelle Stärkung der Kasachen. Bajtursynov ist mit seinen Gedichten und Prosatexten einer der Begründer der modernen kasachischen Literatur. Besonders erwähnenswert ist das von ihm geschaffene reformierte arabischbasierte Alphabet für das Kasachische, das sich noch vor dem Ersten Weltkrieg weitgehend durchgesetzt hatte. Bajtursynov war Mitglied der (bürgerlich-liberalen) »Kadet«-Partei und später eine zentrale Figur in der Leitung von Alaš-Orda, und wie viele andere schloss er sich den Bolschewiken an. Ab 1929 wurde auch er politisch verfolgt und 1937 hingerichtet.

Die wichtigsten Männer aus dem Führungszirkel von Alaš-Orda wurden erst sehr lange Zeit nach ihrer Hinrichtung wieder rehabilitiert, einige, so Bajtursynov, erst in den letzten Jahren der Sowjetmacht. Heute werden sie als Nationalhelden und Gründerväter gefeiert.

### **Die turkestanischen *Jadīd-Intellektuellen***

1883 gründete Ismail Beg Gasprinskij (Gaspīrali Ismā'īl Beg) in Bachčisaraj auf der Krim die russisch-tatarische Zeitschrift *Terjūman* (»der Dolmetscher«).<sup>[101]</sup> Das Blatt hatte schon bald auch in Turkestan 200 Abonnenten und somit ein Vielfaches davon an Lesern bzw. Hörern. *Terjūman* setzte sich für eine neue Form von Schulbildung ein, die unter dem Stichwort »neue Methode« (*usūl-i jadīd*) bekannt wurde. Vordergründig handelte es sich um eine neue Methode beim Unterrichten von Lesen und Schreiben, bei der die Buchstaben der arabischen Schrift nach ihrem Lautwert behandelt wurden, und außerdem um eine Ergänzung des Lehrplans durch »moderne« Fächer, darunter Rechnen, Geographie und Geschichte der islamischen Welt. Das Ziel war aber weitergehender. Die neue Methode strebte »funktionale« Alphabetisierung an, Lesen und Schreiben wurden als eigenständige Kulturtechniken aufgefasst, von den kanonischen Texten und ihrem Vortrag abgelöst. In Turkestan hatte man bisher in den Grundschulen neben dem Koran, dessen arabischer Rezitationstext auswendig gelernt wurde, eben weil es ein Rezitationstext ist, anhand von einem festgelegten Kanon von Texten, deren Hauptinhalt die rituell-moralische Unterweisung war, insbesondere das richtige Verhalten, *adab*, eingeübt. Dabei kam die eigentliche Alphabetisierung oft zu kurz, sie war im Grunde gar nicht das Ziel der Schule: Lesen von anderen als den rezitierten Texten und das Verfassen eigener Texte bildeten letztlich eine Berufsqualifikation, die nur wenige benötigten. Diesen Zustand machten die Reformer, ausgehend von Debatten im Osmanischen Reich, für die »Rückständigkeit« der Muslime weltweit, eben auch der russländischen Muslime, verantwortlich.

Die Bezeichnung »Jadīd« für die turkestanischen Reformer leitet sich von der »neuen Methode« her, es handelt sich um eine Fremdbezeichnung; die Jadīd-Intellektuellen selbst nannten sich lieber (tü. und pers.) *taraqqīparvar*, »Fortschrittsfreunde«, oder (tü.) *yaşlar*, »die Jungen«. Die Reformer sind eine verhältnismäßig kleine Gruppe von Intellektuellen, in der ersten Generation nicht selten mit einem Hintergrund in der traditionellen Medrese, die mit Hilfe der von ihnen begründeten und betriebenen Schulen, mit Hilfe der von ihnen herausgegebenen Zeitungen, durch Veröffentlichungen in der turksprachigen Amtszeitung *Turkestan Vilāyetining Gazeti* sowie durch literarische Tätigkeit, besonders auf dem Theater, Bildung, Wissen, Kenntnisse unter den zentralasiatischen Muslimen verbreiten wollten. So hofften sie, durch Ermahnung und Belehrung, durch die Moral aus guten, oft europäischen, und schlechten, fast immer asiatischen Beispielen, die Nation (tü. und pers. *millat*) voranzubringen. Zur Finanzierung hauptsächlich der Schulen, aber auch anderer Aktivitäten begründeten sie wohlthätige Vereine, veranstalteten Konzerte; auch der Erlös von Theatervorstellungen floss nicht selten zu einem großen Teil in die Finanzierung von Schulen. Durch diese Aktivitäten entstand ein öffentlicher Raum, den es zuvor in Zentralasien so nicht gegeben hatte, der aber gleichzeitig Teil eines viel weiteren, tendenziell globalen diskursiven Raums war. Durch eine weitverzweigte Korrespondenz, durch den Austausch von Zeitschriften, durch ausgedehnte Reisen schufen die zentralasiatischen Jadīd-Intellektuellen persönliche Netzwerke, die Partner in anderen Regionen des russländischen Reiches, aber auch in Iran, Indien, dem Osmanischen Reich und Xinjiang einschlossen. (Welchen Stellenwert die zentralasiatischen Kontakte

wiederum für die iranisch-osmanisch-indischen Partner hatten, ist eine andere Frage.) Die Jadid-Reformer – vor allem diejenigen der ersten Generation – waren gleichzeitig die letzte Generation, die mit ihren Gegenübern in der gesamten islamischen Welt auf Arabisch, Persisch bzw. Türkisch kommunizieren konnte, ohne eine europäische Sprache zu Hilfe nehmen zu müssen.



Abb. 25 :Muslimische Grundschule

Durch die Entstehung einer »neuen« oder »jungen« Strömung wurde gleichzeitig eine »alte« definiert. Von den »alten« (tü. *qadīmçīlar*) haben wir bislang nur ungenaue Vorstellungen; im Schulwesen waren es diejenigen, die einfach im *maktab*- und *madrasa*-Betrieb weitermachten (also die große Mehrheit). Daneben ist eine Strömung erwähnenswert, die sich um das Stichwort *islāh* (»Korrektur«) sammelte. Diese wollten nichts Neues, sondern die Rückkehr zu einem Alten, das sie als rein, korrekt, der ursprünglichen Lehre entsprechend ansahen. Vieles von dem, was die »Neuen« kritisierten, führten sie auf verderbliche Abweichungen davon zurück. Diese Vertreter einer »Korrektur-Reform« begründeten ebenfalls Periodika, sie beteiligten sich also an den Diskursen in den neugeschaffenen öffentlichen Räumen. Eine Zeitschrift trug direkt den Titel *Islāh*. Unter ihren Autoren und Abonnenten dürften *madrasa*-gebildete Ulama die Mehrheit gestellt haben.

Die Jadid-Reformer, sowohl die »Politiker« als auch die »Literaten« unter ihnen (die Grenze ist künstlich), schlossen sich 1905 bzw. 1917 mehr oder weniger alle den Revolutionären an, viele auch den Bolschewiken, behielten aber ihr eher nationalistisch-föderales Konzept im Grunde bei.

Mahmūd Khwāja Behbūdī (Behbudiy, 1875–1919) aus Samarkand betätigte sich in allen Feldern, die für die Jadid-Bewegung typisch waren; er schrieb in der *Turkestān Vilāyətining Gazeti*, gründete eine eigene Zeitschrift (*Āyina*, »der Spiegel«), beteiligte sich an einer Schule, er betrieb einen Buchladen, in dem es osmanische und tatarische Bücher gab, und er ist der erste zentralasiatische Drama-Autor: Sein Stück *Pidarkūš* (»der Vatermörder«) kam 1913 heraus. Darin geht es um einen jungen Mann, der, weil sein Vater ihn nicht zur Schule hat schicken wollen, kein moralisches Urteilsvermögen entwickelt, auf die schiefe Bahn gerät und am Ende, um Schulden in einem Bordell



zu bezahlen, in das Haus seines Vaters einbricht und diesen tötet. Das Stück war ein großer Erfolg und wurde in vielen Städten Turkestans gezeigt. Typisch an Behbūdis Lebenslauf ist auch, dass er mindestens eine große Reise unternahm, die ihn bis nach Kairo führte.

Das Zentrum der Taschkenter Jadīd-Kreise war Munavvar Qārī (Qori, 1878–1931), ebenso in der traditionellen Medrese-Kultur verwurzelt. Die von ihm 1901 gegründete Schule war eine der ersten »neuen« Schulen in Turkestan, sie blieb eine der größten. Qārī war an der Herausgabe mehrerer Zeitschriften beteiligt, im Buchhandel tätig, und er war der Autor einer Reihe von Fibeln und Schulbüchern – die »neuen« Schulen konnten weder die alten Texte noch die tatarischen Unterrichtshilfen benutzen. Qārī war ferner der Mittelpunkt eines politisch-literarischen Salons (*gap*), der die Taschkenter Jadīd-Intellektuellen zusammenbrachte und außerdem von vielen anderen Männern besucht wurde.

In Buchara begann die Jadīd-Bewegung später, sie hatte aber einen sehr bekannten Protagonisten: Abdarra'ūf Fitrat (1886–1938). Fitrat hatte lange Zeit (1909–1914) in Istanbul gelebt, wo er zwei seiner wichtigsten Werke verfasste, die *Munāzara* (»Debatte zwischen einem Bucharer Medrese-Lehrer und einem Europäer«) und die »Erzählungen eines Reisenden nach Indien«. In beiden prangert er die Rückständigkeit Bucharas an. Fitrat begründete 1917 die Jungbucharische Partei und war in der Bucharischen Volks-Sowjetrepublik Erziehungsminister. Nach 1924 widmete er sich turkologischen Studien. Er gilt als einer der Begründer der modernen usbekischen Literatur – die beiden genannten Texte allerdings sind auf Persisch geschrieben. Er repräsentiert die bewusste Entscheidung auch persophoner Intellektueller für ein turksprachiges Turkestan.

Im Umkreis der Jadīd-Bewegung sind die Ursprünge der modernen usbekischen und tadschikischen Literatur zu suchen, mit neuen Literaturgattungen und einer Auflösung des Monopols der aus der arabischen und persischen Dichtung stammenden Formen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg entstanden zahlreiche Dramen; neue Formen der Kunstprosa sind die kurze Erzählung, der Roman, der Essay.

Hamza Hakīmzāda Niyāzī aus Kokand (1889–1929) hatte eine Medrese in Kokand besucht, später Russisch gelernt; eine ausgedehnte Reise führte ihn über Afghanistan und Indien nach Mekka und über Istanbul und Odessa wieder zurück nach Zentralasien. Er war an mehreren Schulen beteiligt, wo er wohl auch unterrichtet hat. Er schrieb eine Sammlung von Gedichten zum Gebrauch in »neuen« Schulen, aber er ist vor allem für sein Theaterstück »Vergiftetes Leben« (*Zaharli Hayāt*, 1915) und seinen Roman »Neues Glück« (*Yangi Sa'ādat*, 1915) bekannt. Mit diesem Buch wollte er einen Anfang machen, die bis dahin vorhandene Unterhaltungsliteratur, die in den Augen der Jadīd-Reformer aus überflüssigen und schädlichen Legenden und Märchen bestand, zu verdrängen.

Abdalahmīd Sulaimān, bekannt als Čolpān (Cho'lpon, 1893–1938), kam aus einer wohlhabenden Familie in Andijan im Fergana-Tal. Er besuchte eine der *Russko-tuzemnye školy*. Sein *Doktor Muhammadyār* (1914 in Fortsetzungen im Feuilleton der Zeitschrift *Sadā-yi Turkistān*, »Stimme Turkestans« erschienen) gilt als die erste Prosaerzählung im modernen Usbekisch. Nach der Revolution wurde er als lyrischer Dichter bekannt, er verweigerte sich den Vorgaben des sowjetischen Literaturbetriebs, wurde mehrfach festgenommen und in den Säuberungen von 1938 ermordet. Die Rehabilitierung seiner Werke ließ bis in die 1980er Jahre auf sich warten.

Auch Abdallāh Qādirī (Qodiriy, 1894–1938) besuchte eine der *Russko-tuzemnye školy* (in Taschkent). Seine Anfänge als Schriftsteller machte er schon früh mit Theaterstücken; seinen literarischen Ruhm begründete er mit dem Roman »Vergangene Tage« (*O'tgan Kunlar*, 1922–1926). Er wurde 1937 verhaftet und später hingerichtet, in der Chruščëv-Periode rehabilitiert und zum Begründer der modernen usbekischen Prosa erklärt.

Sadriddīn Ainī (1878–1954) kam aus einem ländlich-bäuerlichen Milieu. Er besuchte zunächst eine Mädchenschule, dann eine Medrese in Buchara. Er machte Bekanntschaft mit den Gefängnissen des Emirats, und er schloss sich 1920 den Revolutionären an. In seinen Schriften tadelte er die »alte« Ausbildung, sein Urteil hat die Darstellung der »traditionellen« Medrese nachhaltig geprägt. Er repräsentierte Tadschikistan auf dem Schriftstellerkongress 1934 (bei dem der Sozialistische Realismus ausgerufen wurde). Er bekleidete hohe Ämter in der Tadschikischen SSR, unter anderem war er Präsident der Akademie der Wissenschaften. Seine Memoiren (tadschikisch *Yāddāsthā*) sind sein Hauptwerk.

Der Einfluss der Jadīd-Reformer wird unterschiedlich eingeschätzt. Während sie sicher in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit (bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg) nur eine marginale Gruppe waren, kann man dies, insbesondere wegen des großen Erfolges ihrer Theaterstücke, für die Zeit ab 1913 anders sehen. Mit Sicherheit aber kann ihre Auswirkung auf das Bildungswesen und auf die Rhetorik der frühen Sowjetzeit nicht überschätzt werden. Ebenso spielten sie selbst

und ihre Vorstellungen eine wichtige Rolle bei der Formulierung der nationalen Politik nach der Oktoberrevolution und später im Rahmen der »sowjetischen Autonomie«. Da sie ganz selbstverständlich davon ausgingen, dass sie selbst und ihr Land Teil sowohl der islamischen Welt insgesamt als auch der türkischen Welt insbesondere waren und bleiben sollten, kamen die meisten von ihnen nach dem Ende der *korenizacija*-Politik (also der zweiten Hälfte der 1920er Jahre) in Konflikt mit der politischen Führung, aus der diejenigen von ihnen, die hohe Ämter innehatten, dann allmählich entfernt wurden. Kaum jemand von ihnen hat die stalinistischen Verfolgungswellen der 1930er Jahre überlebt; 1938 kann als das Jahr gelten, in dem die meisten zentralasiatisch-sowjetischen Intellektuellen ermordet worden sind.

Zwischen den *maktab*-Grundschulen in (West-) Turkestan und Xinjiang gab es kaum Unterschiede, allerdings dürfte die Analphabetenrate am Ende der Qing-Periode mit über 95 Prozent noch höher als in den westlichen Teilen gelegen haben. Sehr negative Berichte gibt es über die Medrese-Ausbildung in Xinjiang nach dem Emirat Ya'qub Begs, sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Versuche der Qing, eine Schulbildung im chinesischen Stil einzuführen, scheiterten, und auch die ersten Reformschulen (nach osmanischem Vorbild) waren kein Erfolg; die erste Schule der »neuen Methode« wurde 1885 in der Nähe von Kaschgar von den Musabaev-Brüdern gegründet, reichen Kaufleuten, die Reisen in das Osmanische Reich, nach Deutschland und Russland unternommen hatten. Weitere Schulen gab es im Raum Turfan. Die Gouverneure der Warlord-Zeit sahen diese Versuche aber mit Misstrauen, bis am Ende unter Sheng Shicai eine Alphabetisierungs- und Schulbildungskampagne nach sowjetischem Muster eingeläutet wurde. Erst seit Ende der 1930er Jahre gibt es in Xinjiang also ein nennenswertes »modernes« Schulsystem, die *maktab*-Grundschulen wurden aber auch seither nur allmählich verdrängt.

### **Reformierte Schulen bei den Mongolen**

Unter den mongolischen Völkern des Russländischen Reiches (Burjaten, Kalmücken) und in der Inneren Mongolei arbeiteten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ähnlich wie bei den muslimischen Völkern Männer aus den gebildeten (Ober-) Schichten für die Einführung neuer Schulen, an denen außer Lesen und Schreiben (im Sinne der funktionalen Alphabetisierung) auch Rechnen, Geographie und Russisch bzw. Chinesisch unterrichtet wurde. Sie setzten sich so von den herkömmlichen Banner-Schulen ab, an denen für den Dienst als Schreiber bei der mandschurisch-mongolischen Verwaltung ausgebildet wurde – Absolventen hatten für drei Monate im Jahr Dienstpflicht in der Verwaltung. Die herkömmlichen Schulen betonten vor allem Kalligraphie; Textverständnis war weniger wichtig. Die Klöster bildeten junge Mönche in tibetischen Texten aus. Die Alphabetisierung kann schlecht abgeschätzt werden, dürfte aber klar unter 10 Prozent gelegen haben, bei Frauen kaum mehr als 1 Prozent.

Vor allem bei den Burjaten hatten die neuen Schulen Erfolg, so dass nach der Autonomie-Erklärung 1912 die erste Schule in der Mongolei ausschließlich burjatische Lehrer hatte. Die neuen Schulen waren überall Ausgangspunkte nationalen und sozialistischen Denkens, gelegentlich gerieten sie daher in Konflikt mit dem buddhistischen Klerus. Die Anfänge der modernen mongolischen Literatur sind gleichfalls mit der Schulbewegung verbunden und weisen eine ähnliche Tendenz auf wie im russischen Turkestan: Die erste Novelle auf Mongolisch erschien 1940, ihr Autor war Rinchinkhorlo (1904–1963), der in ihr das lamaistische Klosterwesen kritisierte und die säkulare, in diesem Fall chinesisch-mongolische Schulbildung feierte.

### **Nationalismus**

Die Entstehung der zentralasiatischen Nationen, besonders derjenigen der früheren Sowjetunion, aber auch Xinjiangs und Afghanistans, ist eine überaus komplexe Frage. In Zentralasien hat sich überall der aus der deutschen Romantik stammende Nationbegriff durchgesetzt, der von der Nation als einer Gemeinschaft von Menschen gleicher Sprache, gleicher Kultur, möglicherweise gleicher Abstammung ausgeht, die ein gemeinsames Territorium bewohnen. Einer Nation, so sahen es die Begründer des Konzepts, wohnte ein dieser Nation eigener Geist inne, der im Prozess der Selbstfindung die Nation als politische und gesellschaftliche Einheit hervortreibt. Dabei waren die Nationen präexistente Einheiten; die Menschheit gliedert sich also, dieser Auffassung zufolge, ohne Rest in eine endliche Anzahl von Nationen, wobei jedes Individuum nur einer Nation wirklich angehören kann. Andere Begriffe von Nation sind in Zentralasien zwar diskutiert worden, wurden aber nie Grundlage staatlicher Politik.

Dieser Begriff von »Nation« war in Zentralasien vor der Mitte des 19. Jahrhunderts unbekannt. Der Begriff *millat*, der heute »Nation« bedeutet, war vorher als »Gemeinschaft, insbesondere religiöse oder rituelle« semantisiert. Bis zu den russischen Revolutionen hatte sich in den entsprechenden Kreisen ein Bewusstsein einer turkestanischen *millat* herausgebildet, deren Sprache *turkī* war. Die Bezugnahme auf »Turkestan« wurde später als »Pantürkismus« geißelt, ab Mitte der 1920er Jahre wurde dieser Vorwurf ebenso wie »Panislamismus« zunehmend lebensgefährlich. Eine ganze Menge der heute üblichen und selbstverständlichen Ethnonyme wurden damals zusammen mit den Nationen, deren Namen sie sein sollten, erst geschaffen. In der frühen Sowjetzeit entschieden sich dann viele Intellektuelle zunächst für *turk*, später für *o'zbek* als ethnische Selbstbezeichnung; »usbekisch« war dabei keineswegs schon die Bezeichnung für eine »Nation« im angegebenen Sinn, sondern durchaus noch zu verstehen als »Turkestaner« einschließlich »Bucharer«.

Inbesondere kam es im Kontext der frühen Sowjetunion nicht zur Herausbildung einer die neugeschaffenen Unionsrepubliken übergreifenden Ebene zwischen der einzelnen Republik und der Gesamtunion. Der einzig zugelassene Bezugsrahmen war die Nation, im Sinne der »Titelnation« auf Replikenebene. Der bekannte Slogan »national in der Form, proletarisch im Inhalt«, von Stalin zuerst im Mai 1925 vorgetragen, wies dabei schon früh darauf hin, dass die Politik der *korenizacija* (»Indigenisierung«) nicht dauerhaft Bestand haben würde und dass nunmehr national eigenständige Entwicklungen nicht mehr geduldet werden würden. Diejenigen Akteure, die sich in der »sowjetischen Autonomie« Chancen auf eine ebensolche Entwicklung ausgerechnet hatten, wurden zunehmend beiseitegedrängt, bis in den 1930er Jahren die infolge der *korenizacija* hervorgebrachte »nationale« sowjetische Intelligenz in den stalinschen Säuberungskampagnen physisch vernichtet wurde. Das betraf neben den vorrevolutionären Jadid-Reformern auch die muslimischen Kommunisten, die in den 1920er Jahren wichtige Positionen eingenommen und für die Errichtung der Sowjetmacht in Zentralasien große Verdienste erworben hatten.

Faizullāh Khojaev (Xo'jayev, 1896–1938), in Buchara als Spross einer reichen Kaufmannsfamilie geboren, verbrachte in der Jugend lange Zeit in Russland, anders als viele Jadid-Intellektuelle, die mehr nach Istanbul orientiert waren. Er spielte eine entscheidende Rolle beim Sturz des Emirats und wurde Präsident der neugegründeten bucharischen Volks-Sowjetrepublik. Nach der *razmeževanie* (»nationale Aufteilung«) wurde Khojaev Präsident der Usbekischen SSR, das blieb er bis 1937. Seine »ethnische« Zuordnung ist, wie bei vielen Bucharern, als »usbekisch« vorwiegend politisch zu verstehen. Er wurde 1938 hingerichtet.

Alikhan Bokeikhanov (1866 oder 1870–1937) wurde im Bezirk Semipalatinsk geboren; er kam aus einer činggisidischen Familie. Ausgebildet wurde er am Forstwirtschaftlichen Institut der Universität St. Petersburg. 1905 schloss er sich der bürgerlich-liberalen »Kadet«-Partei an und war Abgeordneter der 1. Staatsduma. Er publizierte umfangreich auf Russisch und Kasachisch. 1917 war er für die Provisorische Regierung in Kasachstan tätig, später wurde er Mitbegründer und Chef von Alaš-Orda. In den 1920er Jahren wurde er wiederholt verhaftet, 1937 erschossen.

Turar Ryskulov (Rysqulov) (1894–1938/1943?) wurde im Bezirk Semirečensk als Sohn ärmerer Eltern geboren. Er besuchte eine *russko-tuzemnaja škola* und trat dann in eine Landwirtschafts-Fachschule ein. 1918 war er einer der Hauptverantwortlichen im Taschkenter Sovnarkom im Kampf gegen den Hunger; für das Sredazbjuro arbeitete er für die Einbeziehung einheimischer Kader in den Partei- und Sowjetapparat und war eine der Figuren hinter der Resolution, eine besondere »Kommunistische Partei der Türkischen Völker« zu gründen. Er hatte später Ämter auf Unionsebene inne; während der Kollektivierung versuchte er, als stellvertretender Präsident der UdSSR (Präsident war Kalinin) die katastrophalen Folgen für Kasachstan abzumildern. Nach seiner Verhaftung verschwand er im Gulag.

Andere »Nationalisten« verließen die UdSSR und begründeten im Ausland emigrantische Zirkel. Für sie soll hier Mustafa Čokaev (Šoqai) (1890–1941) stehen. Er kam aus einer aristokratischen Familie; Vorfahren seiner Mutter waren činggisidisch-kasachische Khane von Khiva gewesen. Er studierte Jura in St. Petersburg, war Sekretär der muslimischen Fraktion der 4. Staatsduma. Nach der Revolution wurde er Präsident der Kokander Autonomie. Nach deren Niederschlagung und nach dem Ende der Alaš-Orda ging er ins Ausland, erst in die Türkei, später nach Frankreich und Deutschland, wo er an den Versuchen der Hitlerregierung, Muslime der Sowjetunion für sich zu gewinnen, beteiligt gewesen sein soll. In Berlin ist er gestorben.

Ahmet Zeki Velidi Togan (türkische Namensform, 1890–1970), Baschkire, hatte eine traditionelle Medrese-Ausbildung. Er war für die muslimische Fraktion der 4. Staatsduma tätig. In der Revolutionszeit wurde er zum Führer der Baschkirischen Autonomie und ging, ähnlich wie Alaš-Orda, auf die Angebote der »sowjetischen Autonomie« ein. Als er sah, dass die damit verknüpften Hoffnungen sich nicht erfüllen würden, ging er nach



Turkestan, wo er sich den *Basmači*-Kämpfern anschloss. 1923 verließ er die UdSSR. In der Folgezeit widmete er sich islamwissenschaftlichen und turkologischen Studien in der Türkei und in Deutschland, wo er vom Nationalsozialismus beeinflusst wurde. Seine politischen Positionen lassen sich am besten als türkistisch bezeichnen; er trat für einen auch rassisch definierten gesamt türkischen Staat ein. Gestorben ist er in Istanbul.

Vor allem das Territorialprinzip und das Konzept der Nation als einer im Grunde präexistenten Entität haben für eine Erscheinung gesorgt, die man »sowjetischen Nationalismus« genannt hat. Die Kombination der beiden Ideen führte dazu, dass alle Kulturheroen der Vergangenheit eindeutig einer der zeitgenössischen sowjetischen Nationen zugeordnet werden mussten; die sowjetischen Nationen hatten überdies eine jede ihre jeweils unverwechselbare Kultur (bzw. hatten den Auftrag, eine solche zu definieren). Dabei blieb die politische Vorrangstellung der Russen unberührt, was sich auch daran zeigte, dass historische Figuren wie Činggis Khan oder Timur nicht positiv dargestellt werden durften. Insgesamt unterlag das kulturelle Erbe einer Selektion, die türkischen Epen wie das »Manas« (vor allem bei den Kirgisen) oder das »Alpamiš« (bei den Kasachen; die »Nationalisierung« der Epen ist ein Ergebnis der Aufteilung der zentralasiatischen Turkvölker in Nationen) waren Anfang der 50er Jahre Ziel einer gegen sie gerichteten Kampagne, weil sie den Widerstand der Turkvölker gegen fremde Eroberer verherrlichten.

Der Wettstreit der sowjetischen Kulturnationen nahm oft die Form eines Wettlaufs um das Zuerst an – es war (und ist) selbstverständlich, dass die bronzezeitlichen Siedlungen im heutigen Turkmenistan »turkmenische« Siedlungen waren. Schwerer wiegt vielleicht, dass in Fragen von Ressourcen- und anderen Konflikten das Zentrum eine Schiedsrichterrolle beanspruchte, die Konflikte wurden als »nationale« Konflikte formuliert. Innerhalb der Unionsrepubliken formierten sich spätestens in der Zeit der »patrimonialen« Parteisekretäre Netzwerke, die sich ebenfalls als nationale Netzwerke definierten. Insgesamt sind die Wurzeln der heutigen Nationalismen und Ultrationalismen, wie sie in den postsowjetischen Republiken herrschen, recht deutlich in der Sowjetzeit zu verorten.

### **Schriften**

Die Schaffung »moderner« Nationen bedingte fast überall auch die Definition moderner Schriftsprachen. Geschrieben wurde im islamischen Zentralasien Persisch und Turki, daneben kam in den islamischen Wissenschaften Arabisch zur Geltung. Turki verfügte über Schreibkonventionen, die keinem der zahlreichen gesprochenen Dialekte genau entsprachen; die arabische Schrift hat bekanntlich nicht mehr als drei Vokalzeichen, die nur die langen Vokale des Arabischen notieren. Turksprachen haben deutlich mehr als drei Vokale, aber lange und kurze Vokale werden nicht unterschieden; für das Persische und Tadschikische gilt Ähnliches. Die Schaffung nationaler Sprachen und Schreibsysteme stand also vor zwei miteinander verbundenen Fragen: Erstens, was sollen wir schreiben, d.h. welche Sprache oder welchen Dialekt? Zweitens, wie sollen wir dies schreiben?<sup>[102]</sup>

Es gab für die Schrift zwei Optionen: ein reformiertes arabisches Alphabet und einen Schriftwechsel, als Schriftwechsel zu lateinbasierten Alphabeten diskutiert. Der arabischen Schrift wurden allerhand Nachteile zugeschrieben, die sie für die moderne Verwaltung und mediale Öffentlichkeit ungeeignet machen: Sie ist eine Kursive, man kann in ihr schlechter drucken (man braucht mehr Typen als in Lateinschrift, auch deswegen, weil arabische Buchstaben mehr als eine oder zwei Formen haben können), man kann in ihr nicht stenographieren, Schreibmaschinen sind komplizierter usw. Kyrilliza schied aus, weil sie – auch in der Selbstsicht der russischen Verwaltung – mit der orthodoxen Kirche konnotiert war (es gab eine kyrillische Schrift für Tatarisch, mit der die getauften Tataren schrieben). Die Alternative war, die arabische Schrift so zu reformieren, dass sie für die Wiedergabe von Turksprachen besser taugte und auch für »moderne« Verwendungen dienen konnte. Die »Latinisten« hatten ihre Hochburg in Aserbaidschan; dort war offenbar die Übermacht des benachbarten Osmanisch so groß, dass sich keine eigene Tradition dagegen hätte behaupten können. Die »Arabisten« hatten ein Zentrum in Kazan', und unter den Tataren hielten sich Bestrebungen, eine »Mittlere Sprache«, die einen möglichst großen Kreis türkischer Idiome, darunter am besten auch das Osmanische, einbeziehen sollte, am längsten (dafür wäre die arabische Schrift eben wegen der möglichen Uneindeutigkeit in der Wiedergabe von Vokalen geeigneter gewesen). Die Entscheidung fiel am Ende für »Nationalsprachen«, die aus der dialektalen Gemengelage erst geschaffen werden mussten. Die früheren Schriftsprachen mussten ebenfalls in dieses neue Nationalsystem eingegliedert werden: Das Čağataiische bzw. mittelasiatische Turki hieß nun »Altusbekisch«, und Persisch geschriebene Texte hatten nun »Tadschikisch« zu sein.

Am leichtesten und frühesten gelang die Lösung der beiden Fragen: Was schreiben wir, und wie schreiben wir das?, in Kasachstan, wo Bajtursynov zum einen das Schreiben auf Kasachisch (und in der kasachischen Presse auch eine Schriftnorm) durchsetzen half und zum andern ein reformiertes arabisches Alphabet entwickelte, das sich bis zum Ersten Weltkrieg als Standard bewährte. Kasachisch hatte in diesem Prozess den Vorteil, auf keine eigene Schreibtradition Rücksicht nehmen zu müssen. In Turkestan hatte sich nach der Revolution eine reformierte arabische Schrift weitgehend als Norm etabliert, und das Interesse an Latinisierung war nicht sonderlich ausgeprägt.

Mitte der 1920er Jahre entschied die sowjetische Führung die Schriftfrage politisch: Auf dem Turkologie-Kongress 1926 in Baku wurden die Weichen für den Schriftwechsel zum Lateinischen gestellt. Im Hintergrund stand der Gedanke, die arabische Schrift sei wegen ihrer Konnotation mit dem Islam ungeeignet für fortschrittliche Nationen, wogegen die Lateinschrift mit der internationalen proletarischen Revolution in Verbindung gebracht wurde. Die Lateinschrift wurde 1929 in den turksprachigen Republiken als amtliches Alphabet eingeführt, ein wenig später auch in Tadschikistan.

Die Kampagnen zur Überwindung des Analphabetentums (russ. *likbez*, von *likvidacija bezgramotnosti*) fanden regional bereits auf der Grundlage des Lateinalphabets statt; sie hatten beachtliche Erfolge, auch wenn sie nicht zum proklamierten Ziel, der vollständigen Alphabetisierung, geführt haben dürften und man die entsprechenden Zahlen mit Vorsicht lesen muss.

Ende der 1930er Jahre wurde dann flächendeckend ein weiterer Schriftwechsel vollzogen, diesmal zur Kyrilliza. Dies war auch ein Ausdruck der zentralisierenden Politik der Moskauer Führung. Die kyrillische Schrift hatte ihre Konnotation »orthodoxe Kirche« und »Missionierung« verloren und sollte nun alle mit dem »großen russischen Brudervolk« verbinden. Das Russische wurde zunehmend zur Gemeinsprache der UdSSR und in vielen Bereichen (Technik, Naturwissenschaften, Medizin, Politik usw.) annähernd ausschließlich verwendet, was auch als ein Schritt zur allmählichen Annäherung (russ. *sblizhenie*) und späteren Verschmelzung (russ. *slijanie*) der Völker der UdSSR begriffen wurde. In der Tat begann in den Folgejahrzehnten zumindest in den Führungseliten, aber in einigen Regionen auch darüber hinaus ein Sprachwechsel hin zum Russischen. Unabhängig davon drangen viele russische Wörter und Begriffe in die zentralasiatischen Sprachen als Lehnwörter ein, die politische und wissenschaftliche Terminologie war ausschließlich russisch.

Dessen ungeachtet verfolgte die UdSSR auch weiter die Definition und die Verschriftlichung weiterer Sprachen, nun nicht mehr auf Unions-, sondern auf Nationalitätenebene. Es war z.B. lange nicht klar, ob Baschkirisch als eine eigene Sprache neben Tatarisch verschriftlicht werden sollte; Ähnliches gilt für Karakalpakisch. Am Ende hatten auch die nur wenige hundert oder tausend Sprecher zählenden (iranischen) Pamirsprachen eigene Alphabete und Druckerzeugnisse.

Eine Auswirkung des Schriftwechsels, ob intendiert oder nicht, war die Abtrennung der muslimischen Völker der UdSSR zum einen von ihrer eigenen kulturellen Vergangenheit, ein »Gedächtnisverlust«, der zu den Schreib-, Sprech- und Denkverboten der Stalinära und der Sowjetzeit insgesamt trat, denen alle Völker der UdSSR unterlagen. Die zweite Abkopplung war diejenige von den Entwicklungen in turkophonen oder iranophonen Ländern außerhalb der Sowjetunion, der Türkei, Iran, Afghanistan, aber auch den uigurischen Gebieten unter chinesischer Herrschaft; Schriftgrenzen verstärkten die politischen Grenzen.

Xinjiang war bis zur Revolution Teil des Turki (und teilweise Persisch) schreibenden Raums gewesen. Im 20. Jahrhundert wurde auch für Uigurisch mit latein- und kyrillizabasierten Alphabeten experimentiert. Nach Gründung der VR China wurde in Xinjiang zunächst ein lateinbasiertes Alphabet eingeführt, 1987 aber kehrte man zu einem arabischbasierten Alphabet zurück, das alle Vokale berücksichtigt und außerdem alle diejenigen Konsonantenzeichen der arabischen Schrift getilgt hat, denen im Uigurischen keine Laute entsprechen.

In Afghanistan wurde überwiegend Persisch geschrieben. Paschtu ist erst seit dem 16. Jahrhundert schriftlich belegt und hatte bis in das 20. Jahrhundert keine große Bedeutung als Schriftsprache. 1936 wurde es durch königlichen Erlass zur Staatssprache gemacht, heute teilt es diesen Status mit Dari, der Sprache der afghanischen Tadschiken. Paschtu hat im arabischen Alphabet eine Anzahl von eigenen Buchstaben, um die im Arabischen und Persischen nicht vorhandenen Laute der Sprache wiederzugeben. Dari unterscheidet sich in der Schrift nicht vom Persischen.

Mongolisch geriet seit dem 13. Jahrhundert in der »uigurischen« Schrift geschrieben. Für Oiratisch gab es seit dem 17. Jahrhundert ein eigenes Alphabet, die »Klare Schrift«, als Reaktion auf die Unzulänglichkeiten der allgemein-mongolischen Schrift. In der Qing-Periode wurde das vorher übliche Schreibrohr durch den Pinsel als Schreibgerät abgelöst (bis 1929). Mongolische Texte wurden (wie tibetische) als Blockdrucke vervielfältigt; erst im

19. Jahrhundert brachten Missionare den Druck mit beweglichen Lettern in die mongolisch schreibenden Gebiete. Ähnlich wie die arabische Schrift ist die uigurisch-mongolische eine Kursive, was das Drucken erschwerte.

Mongolisch geriet wie die in arabischer Schrift geschriebenen Sprachen der UdSSR in die Schriftreform-Debatte; die mongolophonen Burjaten erhielten 1931 ein lateinbasiertes Alphabet, mit dem auch in der Mongolei experimentiert wurde. Die Einführung der Kyrilliza erfolgte dann 1941 im gesamten mongolischen Sprachraum unter sowjetischer Oberhoheit, nachdem die zuvor in »Klarer Schrift« schreibenden Wolga-Kalmücken schon 1925 ein kyrillischbasiertes Alphabet bekommen hatten. Gleichzeitig begann die Einbeziehung der Mongolei in den russophonen Raum der politischen Sprache und der Wissenschaftskommunikation, die Eliten der Mongolei waren größtenteils in der UdSSR ausgebildet und sprachen auch »zu Hause« vielfach Russisch. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR erlebte die uigurische Schrift eine Renaissance. In der Inneren Mongolei wird eine Variante der uigurischen Schrift verwendet.



## V

**Von 1991 bis zur Gegenwart**

## A

**Das Erbe der Sowjetunion**

In diesem Kapitel kann keine kohärente Darstellung gegeben werden, weil sich in der postsowjetischen Gegenwart der Region zwar Trendlinien abzeichnen, aber viele Entwicklungen noch offen sind. Das Kapitel widmet sich daher in einem ersten Teil den allgemeinen Trends, den zweiten Teil bilden Länderdarstellungen. Die Gemeinsamkeiten der übriggebliebenen Länder und Regionen, also der fünf zentralasiatischen GUS-Republiken, der Mongolei und der Region Xinjiang, haben ihren Grund nicht zuletzt darin, dass sie alle einen großen Teil des 20. Jahrhunderts periphere Regionen großer Imperien gewesen sind bzw. im Falle Xinjiangs dieser Zustand bis heute andauert. Afghanistan nimmt diesbezüglich eine besondere Position ein.

Das Erbe der Sowjetunion stellt sich in Zentralasien dar als eine Menge von Problemen, daneben einer Reihe von Vorteilen. Zu den Vorteilen gehören die sehr weitgehende Alphabetisierung der Bevölkerung, eine relativ gut ausgebaute (wenn auch in vielen Teilen veraltete und störanfällige) Infrastruktur, mit Russland ein wichtiger Partner. Problematisch sind die Ausrichtung der Verkehrswege und insgesamt des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens auf Russland, die ökologischen Hinterlassenschaften der sowjetischen Wirtschaft und des Militärapparats, die politischen Strukturen und vieles andere mehr. Von diesen Problemen ist die Mongolei teilweise mitbetroffen, Xinjiang hat in Einzelbereichen mit vergleichbaren Entwicklungen zu tun.

## 1.

**Der Weg in die Unabhängigkeit**

Die zentralasiatischen Sowjetrepubliken sind, anders als die baltischen, nicht Schauplatz früher nationalistischer Bewegungen gewesen, die dann zum Ende der UdSSR beigetragen haben. Sie haben vielmehr lange Zeit auf den Fortbestand der Union gesetzt und den Weg in die Unabhängigkeit erst beschritten, als er alternativlos geworden war. Noch nach den Unabhängigkeitserklärungen haben manche Länder insbesondere die Bindungen in der zerbrochenen Union betont.

In den 1980er Jahren entstanden in Zentralasien vielerorts Vereinigungen, die kulturelle Gleichberechtigung der Sprache und Kultur der jeweiligen Titularrepublik mit dem Russischen forderten. Aus diesen Vereinigungen gingen Ende der 1980er / Anfang der 1990er Jahre Gruppen wie die »Partei der Islamischen Wiedergeburt« hervor, die vergleichbare Anliegen mit islamischem bzw. islamistischem Hintergrund formulierten. Hinzu kamen die usbekistanischen Gruppen »Birlik« (»Einheit«) und »Erk« (»Wille«). »Erk« wurde bekannt, weil es die Partei des einzigen Gegenkandidaten war, der jemals Islom Karimov in halbwegs freien Wahlen gegenüberstand, Muhammad Solih, der in den ersten Präsidentschaftswahlen ungefähr 16 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen konnte. In anderen Republiken gab es vergleichbare Initiativen, deren soziale Basis meist in der einheimischen Intelligenzija lag.

Die formale Unabhängigkeit verkündeten die zentralasiatischen Republiken alle relativ spät, nämlich erst nach dem Putschversuch in Moskau im August 1991, und erst als klar wurde, dass die pro-sowjetischen Putschisten von den Kräften um Boris El'cin (Jelzin) geschlagen werden würden. Auch das auf die gesamte Union bezogene Reformprogramm Gorbatschows fand nun ein Ende, es wich auf Russland allein orientierten Politikvorstellungen.

Unabhängigkeitstage:

Kirgisistan	01. 09. 1991
Usbekistan	01. 09. 1991
Tadschikistan	09. 09. 1991
Turkmenistan	27. 10. 1991
Kasachstan	16. 12. 1991

Die zentralasiatischen Republiken, vor allem Kasachstan, reagierten auf die Auflösung der UdSSR und die Gründung der GUS durch Russland, Belarus und die Ukraine am 8. 12. 1991 (Kasachstan hatte zu diesem Zeitpunkt seine Unabhängigkeit noch nicht erklärt, s.o.) mit dem Plan, die neuen Strukturen auszuweiten und so möglichst viel von den Gemeinsamkeiten der Union zu retten. Eine entsprechende Erklärung wurde in Almaty am 21. 12. 1991 abgegeben. Kasachstan blieb auch in den folgenden Jahren ein sehr aktives Mitglied der GUS, während Turkmenistan etwa sich früh auf bilaterale Abkommen konzentrierte. Die zentralasiatischen Republiken gingen nun auch in der Russland- und der übrigen Außenpolitik getrennte Wege.

In den letzten Jahren der UdSSR war es in Zentralasien wiederholt zu ethnischen Konflikten gekommen; viele Beobachter haben damals befürchtet, diese würden stark zunehmen und die Zukunft prägen. Dies hat sich nicht bestätigt; seit Mitte der 1990er Jahre ist das Niveau ethnischer Konflikte im postsowjetischen Zentralasien eher gering, sehr hoch ist dagegen das ethnische Konfliktpotential in Xinjiang. – 1990 kam es im östlichen Fergana-Tal, vor allem auf kirgisistanischer Seite in der Region Oš, zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen Kirgisen und Usbeken. Etwa 200 Menschen sollen dabei ums Leben gekommen sein. Der Hintergrund wird in einem Konflikt um Land und Wasser gesehen. Bereits 1989 gab es, ebenfalls im Fergana-Becken, Ausschreitungen gegen die türkischsprachigen Meschketen, die während des Zweiten Weltkriegs aus dem Kaukasus dorthin deportiert worden waren, mit möglicherweise 100 Opfern. Die Hintergründe werden wiederum in Konflikten um Land und Wasser gesehen. Ebenfalls 1989 stießen in Novyj Uzgen in der Nähe des Kaspischen Meeres Kasachen und arbeitslos gewordene Wanderarbeiter aus dem Kaukasus aufeinander. Ein Grund für die seither friedlicher verlaufende Entwicklung wird in einer fallweise eher inklusiven Nationalitätenpolitik gesehen, um die sich etwa Kasachstan bei der Entwicklung solcher nationaler Symbole wie der Nationalflagge und des Staatswappens bemüht. Ein anderer Faktor ist, dass z.B. Usbekistan bislang darauf verzichtet hat, die in allen Nachbarländern lebenden usbekischen Minderheiten zu mobilisieren, und etwa die Unterstützung der Taschkenter Regierung für die Forderungen der usbekischen Minderheit in Kirgisistan gering bleibt.

Die zentralasiatischen Republiken verblieben auch nach der Unabhängigkeit alle zunächst in der Rubel-Zone, d.h., dass die alte Währung genau wie in Russland weiter das einzige legale Zahlungsmittel war. Dies änderte sich erst etwa zwei Jahre später: Am 26. Juli 1993 führte Russland eine Währungsreform durch, die dem alten sowjetischen Rubel die Grundlage entzog. Trotz anderslautender Abmachungen wurden keine neuen Rubel nach Kasachstan geliefert: Kasachstan hatte also, wie auch Turkmenistan und Usbekistan, keine andere Wahl mehr, als eigene nationale Währungen einzuführen. Kirgisistan hatte diesen Schritt schon früher, nämlich im Mai 1993, vollzogen und damit die Chancen zur Entwicklung eines regionalen Wirtschaftsraums nachhaltig verschlechtert. Zu den Entscheidungen hatte sowohl in Russland als auch in Kirgisistan die in den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit allorts vorherrschende Hyperinflation beigetragen. Die wirtschaftlichen und politischen Abgrenzungen der zentralasiatischen Republiken voneinander haben seither deutlich zugenommen.

2.

### **Ethnische Konflikte in Xinjiang**

Im Juli 2009 kam es in Xinjiang, vor allem in der Hauptstadt Urumqi, zu gewaltsamen Zusammenstößen zwischen Uiguren und Chinesen. Der Auslöser war die Nachricht, Chinesen hätten in einer südlichen Provinz zwei uigurische

Wanderarbeiter getötet; dieser Tat wurde offenbar ein ethnisch-rassistischer Hintergrund zugeschrieben. In Urumqi gingen dann Demonstranten dazu über, Chinesen wahllos anzugreifen; dabei soll es mindestens 140 Tote gegeben haben; offizielle Quellen sprechen von 197 Todesopfern. Zahlreiche Autos und Geschäfte gingen in Flammen auf. In den folgenden Tagen nahmen die Sicherheitskräfte zahlreiche Uiguren fest, Hunderte wurden verhaftet. Während der nachfolgenden Prozesse wurden auch Todesurteile verhängt und vollstreckt. Zwei Tage nach den Ausschreitungen gegen Chinesen brachen chinesische Bürgerwehren zu Gegenaktionen auf; die Zahl der Opfer dieser Aktionen ist nicht bekannt.

Diese Zusammenstöße setzen eine Serie von Gewalttaten fort. Schon 1990 gab es bei der polizeilichen Unterdrückung von Protestaktionen über 20 Tote; 1997 kam es zu einer Welle der Gewalt, bei der die Repression von Protesten gegen die Einschränkung religiöser (islamischer) Betätigung mindestens zehn Todesopfer forderte. Angaben von Amnesty International zufolge sind seit dem Ende der Kulturrevolution mindestens 3000 Uiguren verhaftet und 200 hingerichtet worden unter dem Vorwurf separatistischer und terroristischer Aktivitäten.

China begründet das harte Vorgehen gegen uigurische Demonstranten mit einer terroristischen Gefahr: Uigurische islamistische Kämpfer sollen an diversen Aktionen rund um den 11. September und später in Afghanistan beteiligt gewesen sein. Ferner vertritt China eine Position, die jeden Nationalismus einer ethnischen Minderheit sogleich als Separatismus geißelt. In den letzten Jahren ist auf diese Weise in Xinjiang eine uigurische nationalistische Bewegung entstanden, die zumindest im Exil (mit einer wichtigen Zentrale in München) klar separatistische Züge hat. Im Hintergrund der Auseinandersetzung steht die rasche Zunahme des han-chinesischen Bevölkerungsanteils bis zum Ende der Kulturrevolution (von einer kleinen Minderheit bei Gründung der VR China 1949 bis zu etwa 40 Prozent um das Jahr 2000, wobei die Angehörigen der Streitkräfte noch nicht mitgezählt sind). Die rasante ökonomische Entwicklung seit dem Ende der Kulturrevolution hat ebenso zu verschärften Widersprüchen zwischen Uiguren und Han-Chinesen geführt.

3.

### **Ökologische Situation, Globale Erwärmung**

Die sowjetzeitliche Landwirtschaft (und auch die postsowjetische) war und ist durch intensive Bewässerung, insbesondere für den Anbau von Baumwolle, geprägt. Hauptproduzenten von Baumwolle waren und sind Usbekistan, Turkmenistan, Tadschikistan; Baumwolle wird ferner im Süden Kasachstans und in Xinjiang angebaut.

Die Bewässerungsanlagen in Zentralasien, insbesondere in den GUS-Republiken, sind weit weniger effektiv, als sie sein könnten: Es gibt große Versickerungs- und Verdunstungsverluste, weil die Kanäle nicht befestigt, sondern in den Sand hineingebaut worden sind. Auch fehlt an vielen Strecken die Uferbepflanzung, etwa mit Maulbeerbäumen. Leckagen sind nicht selten. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion hat sich der technische Zustand der Anlagen verschlechtert. Baumwolle wird herkömmlich mit der aufwendigen Furchenbewässerung angebaut. Über den Anteil des entnommenen Wassers, der am Ende tatsächlich bei den Pflanzen ankommt, gibt es unterschiedliche Angaben; die Verluste werden mancherorts mit über 50 Prozent angegeben. Die intensive Bewässerung führt in einigen Gebieten zu starker Versalzung des Bodens, wogegen wiederum mit Auswaschungen angegangen wird. Die Wasserressourcen der Region werden so überstrapaziert.

Die bekannteste Folge ist die Austrocknung des Aralsees. Maßnahmen zur Rettung des Sees sind weitgehend fehlgeschlagen, Salzwüste, die neuentstandene Aralkum, nimmt jetzt den größten Teil der einstigen Wasserfläche ein. Der nördliche, zu Kasachstan gehörende und aus dem Syr Darja gespeiste »kleinere« Aralsee ist seit 2005 durch einen Damm abgeteilt und erholt sich seither; der größere südliche Teil, aus dem Amu Darja gespeist, verschwindet dagegen zunehmend bis auf einen Rest im Westen (s. Karte 12, S. 429).

Nicht nur die Katastrophe rund um den Aralsee ist durch die Vergeudung von Wasser hervorgerufen worden; auch in Xinjiang drohen ähnliche Zustände. Der Tarim-Fluss erreicht seinen Endsee, den Lob Nuur, seit Beginn der 1970er Jahre nicht mehr, allerdings soll es seit dem Jahr 2000 wieder einen kleinen See mit ca. 200 km<sup>2</sup> Oberfläche geben. Nicht nur die Wassermenge, sondern auch die Wasserqualität stellt Zentralasien vor Probleme. Der Einsatz von Pestiziden und mineralischen Düngemitteln war kaum irgendwo in der Welt höher als in der zentralasiatischen Baumwollproduktion. Unterlieger, zum Beispiel in der Region Kzyl Orda (Kasachstan), in Karakalpakistan oder in der Region Khiva, leiden signifikant öfter an Blutarmut, Erkrankungen der Atemwege und Nierenleiden; Typhus und



Tuberkulose dringen vor. Die Kindersterblichkeit im Katastrophengebiet ist eine der höchsten weltweit. Die Salzverwehungen aus der Aral-Salzwüste enthalten ebenfalls größere Mengen toxischer Substanzen; diese werden durch den Wind stark verteilt und können global nachgewiesen werden. Vor allem das karakalpakische Gebiet in Usbekistan ist betroffen.

Wasser ist nicht allein für die Bewässerung unentbehrlich; in den bergigen Republiken Kirgisistan und Tadschikistan sind Wasserkraftwerke eine wichtige Energiequelle. Die beiden Nutzungsformen Energiegewinnung und Bewässerung widersprechen sich aber, da zur Energiegewinnung auch im Winter große Wassermengen aus den Stauseen abgelassen werden müssen, die dann für die Bewässerung nicht mehr zur Verfügung stehen.

Die Konfliktsituation wird dadurch komplizierter, dass die zentralasiatischen Ströme nun transnational geworden sind und eine Schlichtungsinstanz, wie sie bis 1991 das zuständige Moskauer Ministerium für Melioration und Wasserwirtschaft darstellte, heute fehlt. Die Situation könnte sich zuspitzen, wenn Afghanistan die Zuflüsse in den Amu Darja oder diesen selbst stärker als bisher für Bewässerung nutzen möchte.

Im Zuge der globalen Erwärmung schmelzen auch in Zentralasien die Gletscher. Diese sind eine, oft die wichtigste, Quelle für die Flüsse, ohne die wiederum die bewässerte Landwirtschaft nicht möglich ist. Zunächst steigt durch das Abschmelzen der Gletscher das Wasserangebot in den Flüssen, die Wasserknappheit wird dadurch gelindert – aber dies kann nicht von Dauer sein. Die Modellrechnungen gehen davon aus, dass die globale Erwärmung in Zentralasien eher schneller vor sich geht als anderswo. Bis 2025 könnte die Gesamtmasse der Gletscher um mehr als ein Drittel geschwunden sein; zahlreiche kleinere Gletscher hätten sich bis dahin aufgelöst.

Die Erforschung der Klimageschichte Zentralasiens mit naturwissenschaftlichen Methoden steckt noch in den Anfängen. Es scheint sich zu ergeben, dass die bislang wärmsten Abschnitte zwischen 800 und 1000 n.Chr. lagen. Man rechnet auch in Zentralasien mit einer mittelalterlichen Warmzeit, die allerdings von ca. 1050 bis ca. 1150 von kälteren Perioden unterbrochen wurde. Das spätere Mittelalter und die Neuzeit bis ca. 1900 sind dann kühler.

Ob zusammen mit der Erwärmung des Klimas in Zentralasien auch mit zunehmender Feuchte gerechnet werden kann, scheint ungewiss; wenn steigende Niederschläge prognostiziert werden, dann nur in einem so geringen Ausmaß, dass bei eben auch steigender Verdunstung die Aussichten für nicht-bewässerte Landwirtschaft nicht besser werden dürften, als sie heute sind. Manche Prognosen gehen auch von einer größeren Trockenheit vor allem in den Sommermonaten bei leicht höheren Niederschlägen im Winter aus.

Am Prozess der globalen Erwärmung sind die Länder Zentralasiens nur marginal beteiligt mit der Ausnahme Kasachstans, das im Ausstoß von Kohlendioxid und anderen Treibhausgasen weltweit zwischen dem 30. und dem 36. Platz rangiert, was mit dem schnell wachsenden Energiesektor zu tun hat.

Radioaktive Gefahren gehen einmal von den sowjetischen und chinesischen Atomwaffen-Testgeländen, zum andern von den Hinterlassenschaften des sowjetischen Uranbergbaus aus. Die UdSSR unterhielt ein großes Testgelände für Nuklearwaffen in der Nähe von Semipalatinsk (Semej) in Kasachstan. Dort wurden von 1949 bis 1989 insgesamt 456 Atomwaffen gezündet, davon 116 überirdisch, weitere Versuche fanden im Westen des Landes statt. Die Zahl der Personen, die dadurch radioaktiv belastet worden sind, die Zahl der Kranken und Toten aufgrund von radioaktiver Verseuchung ist nicht bekannt, man geht aber von mehr als 100000 Personen aus, die hohen Dosen ausgesetzt waren. Das chinesische Testwaffengelände in der Nähe des Lob Nur war von 1964 bis 1996 in Betrieb, dort wurden insgesamt 45 Tests durchgeführt. Über die Zahl der Kontaminierten liegen ebenfalls keine Angaben vor; die uigurische nationalistische Bewegung spricht von durch radioaktive Strahlung hervorgerufenen Erkrankungen in der Region.

1989 entstand in Semipalatinsk die Anti-Nuklear-Bewegung »Semipalatinsk-Nevada« auf Initiative des kasachischen Dichters O. Suleymenov; auf ihr Betreiben hin wurde das »Polygon«, das Testgelände von Semipalatinsk, am 29. August 1991 offiziell geschlossen. Kasachstan hatte sich vorher entschieden, die auf seinem Territorium stationierten Atomwaffen mit amerikanischer Hilfe vernichten zu lassen. 1995 war Kasachstan dann atomwaffenfrei. Allerdings lagern radioaktive Abfälle in großen Mengen in Kasachstan, darunter eine Mio. Tonnen hochaktive.

Uran wurde in Zentralasien in Usbekistan und Kirgisistan abgebaut, in beiden Fällen mit radioaktiven Halden als Hinterlassenschaft. Uran wird heute u.a. in Usbekistan und Kasachstan gefördert, dabei ist Kasachstan einer der wichtigsten Anbieter weltweit.

Der sowjetzeitliche Ressourcenverbrauch setzt sich in der postsowjetischen Zeit in der Landwirtschaft und im Bergbau weitgehend fort. Die Baumwollmonokultur besteht nach wie vor, wenn auch abgeschwächt. Als Beispiele für umweltpolitisch problematische Bergbauvorhaben seien Goldminen in Kirgisistan und der Mongolei genannt: In

Kirgisistan produziert die Kumtor-Mine in 4000 m Höhe im Tagebau, von 1997 bis 2006 wurden etwa 180 Tonnen Gold gewonnen. Die Mongolei verfügt über große Lagerstätten vor allem von Kupfer und Gold, aber auch Silber; Kupferkonzentrat und Gold machen einen wesentlichen Teil der mongolischen Exporte aus. Auch in der Mongolei wird Gold im Tagebau gewonnen. Die Boroo-Mine etwa produzierte von 2004 bis 2006 etwa 25 Tonnen Gold.

4.

#### **Demographische Situation, Migration**

Ab- und Zuwanderungsbewegungen haben in den postsowjetischen Republiken und auch in der Mongolei zu einer stärkeren Homogenität der Bevölkerungen in ethnischer Hinsicht geführt. Besonders die slavischen (russischen, ukrainischen) und deutschen Bevölkerungsanteile sind schon seit längerem, spätestens seit Mitte der 1980er Jahre im Sinken begriffen. Das betrifft in erster Linie diejenigen Länder, in denen diese Anteile besonders hoch waren, also Kasachstan und Kirgisistan. Die Migration zentralasiatischer Minoritäten innerhalb der Region war und ist demgegenüber weit schwächer ausgeprägt; so neigen usbekische Minderheiten kaum dazu, etwa aus Tadschikistan oder Kirgisistan nach Usbekistan überzusiedeln.

Die Bevölkerungen der zentralasiatischen Länder wachsen unterschiedlich schnell, manche Länder gehörten lange zu denjenigen mit den höchsten Wachstumsraten weltweit; allerdings sind die Geburtenraten auch dort inzwischen gesunken. Nur Afghanistan hält noch einen der oberen Plätze. Die Arbeitsmigration aus den ländlichen Regionen Zentralasiens hat gegenüber der Sowjetperiode, als die Ortsfestigkeit gerade der ruralen Bevölkerung Zentralasiens hervorgehoben wurde, deutlich zugenommen, sie bezieht in manchen Gegenden Kirgisistans, Tadschikistans und Usbekistans bis zu 50 Prozent der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung ein. Zielgebiet der Arbeitsmigranten ist in erster Linie Russland. Zunehmend migrieren auch Frauen, und zwar in den schnell wachsenden russischen Dienstleistungssektor. Vor allem Migranten, die niedrigqualifizierte Tätigkeiten etwa im Bausektor ausüben, treffen in Russland auf ausgesprochen schwierige Bedingungen, wozu auch latenter und offener Rassismus gehört. Die Überweisungen der Migranten in ihre Herkunftsländer sind ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, nach Tadschikistan beispielsweise wurden um 2005 jährlich etwa eine Milliarde US-Dollar transferiert. Auf der Grundlage des Schrumpfens der russländischen Bevölkerung wird mit einer Zunahme der Arbeitsmigration und auch endgültigen Zuwanderung gerechnet, wobei die zentralasiatischen Länder nach wie vor eine wichtige Ursprungsregion sein werden (daneben wird auch China genannt). Alle postsowjetischen Republiken haben einen negativen Migrationssaldo, der bis zu drei pro tausend ausmachen kann.

Kasachstan verzeichnete seit der Unabhängigkeit eine der stärksten Abwanderungsbewegungen aller zentralasiatischen Länder, über drei Mio. Personen (von einer Bevölkerung von 16,5 Mio.) haben das Land verlassen. Der wirtschaftliche Aufschwung, den Kasachstan seinem Energiesektor verdankt, hat aber zu einem erhöhten Bedarf gerade an qualifizierten Arbeitskräften geführt. Daher wurde Kasachstan gleichzeitig zu einem Ziel für Arbeitsmigration, aus Russland, China und anderen Ländern. Daneben hat die Regierung in mehreren Kampagnen ethnische Kasachen zur Übersiedlung in ihr »angestammtes Heimatland« aufgerufen und dafür erhebliche Mittel bereitgestellt. Aus China sind auf diese Weise zwischen 1991 und 2005 fast eine halbe Million ethnische Kasachen nach Kasachstan gekommen, aus der Mongolei eine kleine Gruppe, etwa 60000 Personen, die aber die Hälfte der kasachischen Minderheit in der Mongolei ausmachten. Die Tendenz ist, nachdem eine anfängliche Euphorie zunehmend Skepsis gewichen war und die Zahlen wieder zurückgegangen waren, seit etwa 2004 wegen der verbesserten wirtschaftlichen Lage in Kasachstan wieder steigend. Die Lage dieser Migranten (kas. *oralmandar*) ist nicht unproblematisch, da sie oft kein Russisch können und im Fall von Migranten aus China das Kasachische nicht wie in Kasachstan üblich in Kyrilliza, sondern in einer arabischbasierten Schrift schreiben. Weiter kritisieren die Migranten, die Kasachen in Kasachstan seien russifiziert, und andersherum gelten sie selbst als rückständig. Durch die Kombination beider Wanderungsbewegungen und durch die Überalterung der verbliebenen slavischen Bevölkerung hat sich der Anteil ethnischer Kasachen erhöht, und zwar von 40 Prozent im Jahr 1989 auf über 60 Prozent heute.

Die weitestgehende Änderung in der Struktur der Bevölkerung erlebte Xinjiang durch die Zuwanderung von Han-Chinesen. Deren Anteil an der Bevölkerung der Region stieg von sieben Prozent im Jahr 1949 auf 38 Prozent im Jahr 2002, und das bei einem Anwachsen der Gesamtbevölkerung von 4,33 Mio. 1949 auf 19,25 Mio. 2002 und 20,1 Mio. 2006. Die vor allem von den Uiguren wahrgenommene geteilte Entwicklung der Region – mit deutlich

besseren Chancen für Han-Chinesen, besonders solchen, die im *bingtuan*-Corps organisiert sind – ist einer der Hauptgründe für die periodisch ausbrechenden Unruhen. Der Anteil der Han-Chinesen stieg besonders durch Deportationen während der Kulturrevolution, aber auch durch Zuwanderung Arbeitsuchender sowie durch staatliche Förderung. Er ist seit einiger Zeit mehr oder weniger stabil, was mit der strikteren Anwendung der Familienplanungs-Politik auf han-chinesische Familien und einem daraus resultierenden höheren demographischen Wachstum der Uiguren und anderer Gruppen zu tun hat.

5.

### **Wirtschaftliche Entwicklung**

Die Wirtschaften der fünf zentralasiatischen Sowjetrepubliken sowie diejenige der Mongolei waren in die »sozialistische Arbeitsteilung« eingebunden, mit jeweils spezifischen Aufgaben vor allem in der Landwirtschaft und der Rohstoffgewinnung. Industrialisierung spielte seit dem Zweiten Weltkrieg in manchen Regionen ebenfalls eine gewisse Rolle. Der Dienstleistungssektor war im sowjetischen Machtbereich generell unterentwickelt. Die Handels- und Verkehrsverbindungen waren auf das europäische Russland, teilweise auf die industriellen Zentren Sibiriens ausgerichtet; zu manchen Nachbarländern, etwa Iran, waren die Grenzen so gut wie ganz undurchlässig. Heute bestehen Flugverbindungen in die Zentren der zentralasiatischen Republiken wie nach Almaty oder Taschkent von vielen Städten weltweit; neue Bahn- und Straßenverbindungen gibt es nach Iran und China.

Nach einem deutlichen Einbruch der Produktion in allen Bereichen in den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit und nach einer Phase der Hyperinflation mit 1000 Prozent und mehr haben sich alle postsowjetischen Republiken einigermaßen stabilisieren können, allerdings sind Rechts- und Wirtschaftsformen unterschiedlich dicht an marktwirtschaftlichen und rechtsstaatlichen Vorstellungen orientiert.

### **Landwirtschaft**

Der Zusammenbruch der UdSSR führte in allen Ländern zunächst zu einem starken Rückgang der Wirtschaft, insbesondere des industriellen Sektors, aber auch der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft ist in vielen Ländern nach wie vor das entscheidende wirtschaftliche Feld. In der Landwirtschaft wurden die sowjet-typischen Großbetriebe (Kolchosen und Sowchosen) in der Transformationsphase zunächst weitgehend beibehalten, allerdings in geänderten Rechtsformen. Unterschiedlich stark wuchs der Anteil privater Betriebe, aber in den meisten postsowjetischen Staaten kam das Land nicht in »echtes« Privateigentum. In Usbekistan begannen Landreformen zögerlich, nur etwa 10 Prozent des Landes, allerdings die meisten Herden, befinden sich in Privatbesitz. Besonders die großen Baumwollbetriebe bestehen weiter fort. Manche Beobachter sehen eines der Hauptprobleme in Usbekistan in der unterschiedlichen Entwicklung der privaten bäuerlichen Klein- und Mittelbetriebe (mit Getreideproduktion und einem sehr hohen Anteil bei Gemüse, Obst, Eiern, Milch usw.) und den staatlichen Großbetrieben des Baumwollsektors. In Kirgisistan kamen bis Ende der 1990er Jahre mehr als 50 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche in Privateigentum, und zwar volles Privateigentum. Kasachstan führte eine beschleunigte Privatisierung durch, bis 1996 war das Kolchosen-System aufgelöst, die Flächen wurden in langfristigen Pachtverträgen an neue Betriebe vergeben. Allerdings haben die neuen Betriebe in allen Ländern, teilweise gleichfalls Genossenschaften, mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen: Veraltete oder nicht vorhandene technische Ausrüstung, fehlender Zugang zu Märkten (allein schon wegen fehlender Transportmöglichkeiten), fehlende fachliche Qualifikation und mangelnde Kapitalausstattung bei privaten Landwirten.

Die Mongolei privatisierte die Staatsbetriebe in Gewerbe und Landwirtschaft durch die Vergabe von Vouchern (1992), die jeder Bürger erhielt. Dies führte einerseits zu einer relativ gleichen Verteilung der Güter, andererseits aber nicht zu einer marktwirtschaftlichen Unternehmensstruktur. Die Wirtschaft der Mongolei schrumpfte bis Mitte der 1990er Jahre bei hoher Inflation. Eine Umstrukturierung der Besitzverhältnisse sorgte dann für neue Bedingungen und gute Wachstumsdaten.

Die Baumwollwirtschaft ist vor allem in Usbekistan nach wie vor zentral, daneben hat sie auch in Tadschikistan und Turkmenistan ihre Bedeutung behalten. Zwar ist der Getreideanbau seit der Mitte der 1990er Jahre gefördert worden, und zwar hat es Versuche der landwirtschaftlichen Diversifikation durch die Betonung anderer Nutzpflanzen, etwa Tabak, gegeben, aber Baumwolle ist immer noch das wichtigste Exportprodukt des Landes.



1985 ca. 2 Mio. ha Baumwollfelder in Usbekistan

2002 ca. 1,4 Mio. ha Baumwollfelder in Usbekistan

Usbekistan exportiert Baumwollfasern in der Hauptsache nach China, Bangladesch, Iran, Russland und die Länder der EU. Das Land ist in der Weltrangliste der führenden Baumwollproduzenten zurückgefallen und befindet sich nicht mehr unter den ersten vier. Die einheimische Textilindustrie hat sich seit der Unabhängigkeit nicht sehr rasch entwickelt, da es an Investitionen und an Investoren fehlt; hier macht sich das politische Klima im Land negativ bemerkbar. Wichtige Textilproduzenten und Händler im Westen haben einen Boykott gegen Baumwolle aus Usbekistan ausgerufen, weil die Baumwollernte dort nicht mit Maschinen, sondern durch Arbeitseinsätze von Studenten, Angestellten im öffentlichen Dienst und eben auch Schülern, also mit Kinderarbeit, erfolgt. Die Baumwolle aus Usbekistan gelangt seither auch über Umwege auf den Weltmarkt.

Der wichtigste Baumwollproduzent der Welt ist China; von der chinesischen Produktion entfällt etwa ein Drittel auf Xinjiang. 2009 wurden in Xinjiang 1,34 Mio. ha mit Baumwolle bepflanzt, das waren 19 Prozent weniger als im Vorjahr. Ein weiterer Rückgang der Anbaufläche ist geplant. Auch die übrigen zentralasiatischen Baumwollproduzenten haben die Anbaufläche zurückgeführt. Seit 2003 sind die Preise für Baumwolle auf den Weltmärkten rückläufig.

Kasachstan ist der einzige Getreideexporteur in Zentralasien, die Weizenfelder liegen in den Steppengebieten im Norden des Landes. Kasachstan ist heute schon unter den zehn wichtigsten Exportländern von Weizen weltweit und strebt einen Rang unter den ersten fünf an. Neben den Absatzmärkten, die es aus der »sozialistischen Arbeitsteilung« übernommen hat, darunter auch die Baumwolle produzierenden Länder, verkauft Kasachstan Weizen u.a. nach Ägypten, Iran und China. Ein Hindernis sind die bislang noch fehlenden billigen Transportmöglichkeiten; Hafenskapazitäten am Kaspischen Meer werden entwickelt.

Nach dem Ende der nomadischen Weidewirtschaft in der Sowjetunion wurde Vieh in Großbetrieben in Ställen gehalten, teilweise kam Transhumanz vor. Die Stückzahlen erholten sich nur langsam, erst in den 1960er Jahren wurden die Bestände vor der Kollektivierung und Sesshaftmachung der Nomaden erreicht. Danach wurden die Herden weiter stark vergrößert bis hin zu Monokultur-Formen (des Schafs) und dramatischer Überweidung, etwa in Kirgisistan. Dieses System von Großbetrieben wurde, mit geringeren Verlusten in der Übergangsphase, auch in der Mongolei eingeführt, wobei dort zunächst Privateigentum an Vieh noch bis zu einem Maß möglich blieb, das in der UdSSR schon nicht mehr vorkam. Nach dem Ende der Sowjetunion brachen diese Großbetriebe zusammen. Insbesondere die Futterbeschaffung für den Winter konnte von den Betrieben nicht mehr gewährleistet werden. Wie die Krise zu Beginn der 1930er Jahre führte auch dieser politische Umbruch zu einem starken Rückgang des Viehbestandes. In Kasachstan gab es bis 1993 Kleinvieh-Herden von etwa 50 Millionen Stück, Rinder zählten an zehn Millionen. Bis zum Ende des Jahrzehnts war der Bestand an Kleinvieh auf etwa zehn Millionen, derjenige an Rindern auf vier Millionen gesunken. Pferde gingen von 1,7 Millionen auf unter eine Million zurück. Seither steigen die Bestände langsam wieder an. Dabei ist zu bemerken, dass der Anteil der kleinen Betriebe weit überdurchschnittlich angestiegen ist. Damit wird in gewisser Weise eine sowjetische Tradition fortgesetzt: Die Erzeugnisse der kleinen privaten Hofgrundstücke leisteten vor allem bei Milch, Eiern und Gemüse einen großen Teil der Versorgung. Heute halten solche Betriebe in Kasachstan 80 Prozent der Rinder, produzieren 87 Prozent des Fleisches, 91 Prozent der Milch und etwa die Hälfte der Eier. Der Viehwirtschaft in Kasachstan wird ein großes Potential zugetraut, wenn es dem Land gelingt, die Möglichkeiten zu extensiver Weidewirtschaft zu nutzen und entsprechende Marktzugänge zu erschließen.

In Kirgisistan verlief die Entwicklung ähnlich. Tendenzen zu einer Rückkehr zu mobiler Weidewirtschaft kamen schnell an ihre Grenzen, vor allem weil das entsprechende Wissen nicht vorhanden ist und weil es keine Koordination der Weidenutzungen gibt. Administrative Hindernisse treten hinzu. Eine Dürreperiode in den Jahren seit 2006 hat in Kasachstan und Kirgisistan zu Futterknappheit und hohen Preisen für Winterfutter und damit zu schweren Problemen bei kleinen Viehhaltern geführt.

Die Mongolei verlor in der ersten Hälfte der 1990er Jahre ihre Exportmöglichkeiten für Tierprodukte wie Garn, Filz und Filzprodukte, aber auch Fleisch und lebende Tiere; Fleischexporte haben seither wieder zugenommen. Allein die

Produktion von Kaschmir (aus dem Unterhaar von Ziegen) blieb stabil und konnte noch ausgeweitet werden. Daher wuchs der Anteil von Ziegen am Viehbestand der Mongolei signifikant. Kaschmir-Produktion wird auch für Kirgisistan als eine erfolgsversprechende Perspektive benannt.

Zwei große Žut/Zud-Katastrophen 2000 und 2001 reduzierten die schnell gewachsenen mongolischen Herden, die sich seither aber auf das Rekordniveau von 40 Mio. Stück im Jahr 2007 vermehrt haben, mit weiteren Zuwächsen 2008. Die Herden befinden sich fast ausschließlich in Privatbesitz, besonders im mittleren Segment haben sie sich seit der Privatisierung deutlich vergrößert. Die Bedeutung der Viehwirtschaft für die Mongolei lässt sich daran ablesen, dass etwa ein Drittel der Bevölkerung ihr Haupteinkommen aus diesem Sektor bezieht, doppelt so viele wie 1990.

### **Energiesektor**

Die ehemals sowjetischen zentralasiatischen Länder verfügen über bedeutende Reserven an Erdöl und Erdgas; die Angaben darüber schwanken allerdings und sind in einer Euphoriephase in den 1990er Jahren sehr hoch ausgefallen. Die Schätzungen wurden zurückgenommen, für einen Vergleich des Kaspischen Raums mit der Golfregion gibt es in dieser Hinsicht gegenwärtig keine Grundlage. Allerdings sind die Prospektionen keineswegs abgeschlossen, und immer wieder werden neue Öl- und Gasfelder entdeckt, darunter auch sehr große. Für Kasachstan nimmt man heute an, dass das Land ca. 30 Mrd. Barrel nachgewiesene Ölreserven hat, womit es auf Rang elf der Ölländer der Welt käme. Im Land wurden 2008 ca. 1,4 Mio. Barrel/Tag gefördert. Die Ölreserven in Usbekistan und Turkmenistan sind viel geringer, sie liegen bei jeweils etwa 600 Mio. Barrel (Turkmenistan Platz 43, Usbekistan Platz 45 der Weltrangliste). Bei Erdgas führt Turkmenistan; hier gehen die Aussagen über nachgewiesene Reserven besonders weit auseinander. Es scheint aber so zu sein, dass durch Funde Mitte der 2000er Jahre das Land wieder einen recht hohen Rang beanspruchen kann (Anfang 2009 Platz zwölf; 2,66 Billionen m<sup>3</sup>). Oft liest man aber auch, Turkmenistan sei an vierter oder fünfter Stelle weltweit, was die Erdgasreserven angeht. Diese Angaben müssen gegenwärtig als überholt gelten. Über bedeutende Erdgasreserven verfügt auch Usbekistan, allerdings sind die Lagerstätten schon in sowjetischer Zeit stark beansprucht worden. Dennoch behauptet Usbekistan einen recht ansehnlichen Platz in der Weltliste der Gasexporteure (15; Reserven 1,84 Billionen m<sup>3</sup>, Rang 18). Auch Kasachstan hat bedeutende Gasreserven (Weltrang 13; 2,4 Billionen m<sup>3</sup>). Tadschikistan und Kirgisistan weisen nur geringe Öl- und Gasvorkommen auf.

Neben den Reserven an Öl und Gas gibt es in Zentralasien auch Uranvorkommen, die nach wie vor abgebaut werden, vor allem in Kasachstan, das zu den wichtigsten Anbietern weltweit gehört. Kasachstan hat ebenso viel Kohle (im Gebiet von Karaganda u.a.), die heute nicht mehr im gleichen Ausmaß relevant ist wie in der sowjetischen Wirtschaft. Neben den mineralischen Energieträgern muss auch das Potential für Wasserkraft erwähnt werden, das besonders für die beiden Gebirgsrepubliken Kirgisistan und Tadschikistan hoch ist. Tadschikistan erwirtschaftet heute schon etwa ein Viertel seiner Exporterlöse durch elektrischen Strom, der aus Wasserkraftwerken stammt. Beide Länder sind entschlossen, dieses Potential auszubauen, und geraten dabei in Konflikt mit den Unterliegern, besonders Usbekistan, die das Wasser für die Bewässerung benötigen.

Die Ölförderung in Kasachstan war in der Sowjetperiode nicht intensiv entwickelt worden. Aber noch vor dem Zusammenbruch der UdSSR begann die kasachstanische Führung, mit dem US-Konzern Chevron über die Erschließung des Tengiz-Feldes in Nordwesten des Landes zu verhandeln. Weitere Vereinbarungen folgten. Die Ölindustrie Kasachstans besteht heute aus einem komplexen Geflecht der staatlichen Gesellschaft Kazmunajgaz und internationaler Partner.

Für die Verarbeitung und den Export von Energierohstoffen sehen sich die zentralasiatischen Länder einer Reihe von Hindernissen gegenüber. Zum einen befindet sich die Raffineriekapazität in Kasachstan erst noch im Aufbau; bislang wird vor allem Rohöl exportiert. Zweitens leiden alle zentralasiatischen Länder in diesem Sektor unter einem Mangel an qualifizierten Arbeitskräften, sowohl technisch als auch kaufmännisch. Drittens ist das bestehende Netz von Pipelines für Öl und Gas, soweit es aus der Sowjetperiode stammt, veraltet und störanfällig. Das bekannteste Hindernis ist jedoch das vierte: Kein Land in Zentralasien verfügt über einen eigenen Zugang zum Weltmeer, der Export von Öl und Gas kann daher nur über Pipelines erfolgen, die durch benachbarte Länder führen müssen. Hier nun spielt die Frage der Trassenführung eine entscheidende Rolle: Über das Territorium welches Nachbarstaats oder welcher Nachbarstaaten sollen die Rohrleitungen verlegt werden und, besonders wichtig, über welches Territorium auf keinen Fall? Das sowjetische Erbe bedingte, dass zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit alle Verbindungen nach Russland

fürten. Kasachstan und Turkmenistan legten daher Wert auf eine Diversifizierung, um die Abhängigkeit von Russland abzumildern. Diese Abhängigkeit trat im April 2009 infolge einer Explosion an einer der Pipelines von Turkmenistan nach Russland noch einmal klar hervor, für welche die turkmenische Seite Gazprom verantwortlich machte. Auch infolge der Finanz- und Wirtschaftskrise versuchte Gazprom, die Preise für aus Turkmenistan übernommenes Gas zu drücken.

Für eine Diversifizierung der Transportwege gibt es im Prinzip zwei Lösungen, wenn man die geographisch nächstliegende über iranisches Territorium ausschließt: Ein möglicher Partner ist China, der andere Westeuropa. Eine Pipeline für Öl aus Kasachstan nach China ist bereits in Betrieb, hat aber ihre volle Kapazität noch nicht erreicht. Leitungen für Gas aus Kasachstan und Turkmenistan sollen 2010 bis 2012 folgen. Die europäisch inspirierten Projekte beziehen einmal das BTC-Projekt ein, eine bereits fertiggestellte Ölpipeline von Baku über Tblisi zum türkischen Mittelmeerhafen Ceyhan; kasachisches Öl wird per Tanker über das Kaspische Meer an die Terminals in Aserbaidschan gebracht. Das zweite Projekt trägt den lyrischen Namen Nabucco, eine Gasleitung, die in ihrer aufwendigsten Variante unter dem Kaspischen Meer hindurchgeführt werden und schließlich durch die Türkei und Südosteuropa Wien erreichen soll. Neben den enormen Kosten für den Bau der Leitung stehen der Realisierung weitere Hindernisse entgegen: Die rechtlichen Verhältnisse in Bezug auf Boden und Wasser des Kaspischen Meers sind bis heute ungeklärt, und eine Lösung ist nicht in Sicht. Ferner werden Zweifel angemeldet, ob die turkmenistanischen Gasfelder die Mengen, die für einen wirtschaftlichen Betrieb der Pipeline erforderlich sind, überhaupt liefern können: Bei einer geschätzten Exportkapazität von 130 Mrd. m<sup>3</sup>/Jahr (gegenwärtig 70 Mrd. m<sup>3</sup>) müssen zunächst die langfristigen Lieferverpflichtungen berücksichtigt werden, die Turkmenistan mit Gazprom eingegangen ist, das sind 90 Mrd. m<sup>3</sup> im Jahr 2020.

Immer wieder ist auch eine Pipeline durch Afghanistan nach Pakistan und Indien im Gespräch (TAPI-Projekt, Turkmenistan, Afghanistan, Pakistan, Indien). Es ist seinerzeit gelegentlich gemutmaßt worden, einer der Gründe für das Engagement Pakistans auf der Seite der Taliban im afghanischen Bürgerkrieg Mitte der 1990er Jahre habe mit der Erwartung zu tun gehabt, diese Gruppe könnte Afghanistan ausreichend Stabilität garantieren, dass der Bau und Betrieb einer solchen Leitung denkbar wären.

Die Exporte von Energierohstoffen haben in Kasachstan und auch in Turkmenistan von 2000 bis 2008 für weit überdurchschnittliche Wachstumsraten gesorgt. Ebenso wie diese beiden Länder sind auch die anderen Länder Zentralasiens von den bisweilen stark schwankenden Preisen für mineralische und agrarische Rohstoffe auf den Weltmärkten abhängig: Für Usbekistan geht es um Baumwolle, für Kirgisistan um Gold, für Tadschikistan um Aluminium und für die Mongolei um Kupfer, Gold und Kaschmir.

6.

### **Politische Entwicklung. Menschenrechte**

Die Staaten Zentralasiens sind – mit Ausnahme der Mongolei – demokratisch nicht oder kaum legitimierte Kommandostaaten. Menschenrechte werden regelmäßig verletzt, die Unabhängigkeit der Justiz steht in Frage, es gibt teilweise sehr zahlreiche Inhaftierungen, ohne dass es in der Folge zu einem Prozess käme. Die Pressefreiheit ist unterschiedlich stark eingeschränkt: Turkmenistan, China und Usbekistan treten hier besonders in Erscheinung. In Kasachstan und Kirgisistan hat sich die Lage der Journalisten in den letzten Jahren weiter verschlechtert. In Usbekistan, Turkmenistan und natürlich in China herrscht die Zensur. Die Freiheit der Religionsausübung ist ebenfalls mehr oder weniger stark eingeschränkt. In manchen Ländern, so in Usbekistan, gibt es trotz vielfacher Behinderungen kleine, aber mutige Menschenrechtsorganisationen.

In allen Ländern ist Korruption weit verbreitet, hier belegt Afghanistan einen Spitzenplatz, aber auch die anderen Länder (wieder mit der relativen Ausnahme der Mongolei) weisen sehr hohe Korruptionsraten auf. Bei Präsidentschafts- und Parlamentswahlen werden regelmäßig durch OSZE-Wahlbeobachter schwere Mängel attestiert; Präsidenten werden mit Mehrheiten wiedergewählt, die gelegentlich an sowjetische Verhältnisse erinnern. Die Mongolei war bis 2010/11 das einzige Land in Zentralasien, das einen demokratischen Machtwechsel erlebt hat, 2010/11 konnte dies auch bei Parlaments- und Präsidentschaftswahlen in Kirgisistan gesagt werden.

Nach allen Rankings gehören zentralasiatische Staaten zu denjenigen, in denen die demokratischen Transformationen am wenigsten gelungen sind, die Korruption am weitesten verbreitet und die Pressefreiheit am



wenigsten garantiert ist.

Die Staaten Zentralasiens nach Demokratie-Indikatoren

	<b>Demokratische und marktwirtschaftliche Transformation (Bertelsmann-Transformations-Index) ( 119 Länder) 2006</b>	<b>Korruption, nach »Transparency International« ( 180 Länder) 2008</b>	<b>Pressefreiheit, nach »Reporter ohne Grenzen« ( 175 Länder) 2009</b>
Afghanistan	112	176	149
China			168
Kasachstan	66	145	142
Kirgisistan	78	166	125
Mongolei	43	102	91
Tadschikistan	102	151	113
Turkmenistan	109	166	173
Usbekistan	103	166	160

Politische Aushandlungsprozesse verlaufen in Kommandostaaten nicht über demokratisch legitimierte Institutionen. Die Allokation von Ressourcen geschieht auf Weisung von oben, an der Spitze des Staates steht in den fünf postsowjetischen Republiken ein Präsident, dessen Machtfülle kaum eingeschränkt ist. In zwei Ländern, nämlich Usbekistan (Islam Karimov) und in Kasachstan (Nursultan Nazarbaev) regieren 2012 noch die Männer der ersten Stunde; beide kommen aus der Nomenklatura der Kommunistischen Partei und waren vor der Unabhängigkeit deren Erste Sekretäre. In Turkmenistan wurde der erste Präsident, Saparmurat Niyazov, ebenfalls vor der Unabhängigkeit Erster Sekretär der Kommunistischen Partei, als »Türkmenbaši« (Haupt der Turkmenen) Gegenstand eines Personenkults, der nach seinem plötzlichen Tod im Dezember 2006 durch seinen Nachfolger, Gurbanguli Berdimuhamedov, nur langsam zurückgeführt wird. In Kirgisistan regiert seit der »Tulpenrevolution« Mai 2005 Kurmanbek Bakiev, der sich fortan bemühte, seine Stellung als Präsident derjenigen seiner Amtskollegen in den anderen zentralasiatischen Ländern anzugleichen (und der deswegen auch im April 2010 gestürzt wurde). In Tadschikistan regiert seit dem Bürgerkrieg Emomali Rahmon (früher Rahmonov).

Die politischen Verhältnisse in den fünf postsowjetischen Republiken werden oft mit dem Begriff »Clanpolitik« bezeichnet. Das ist insofern irreführend, als »Clans« als Verbände mit echter oder vermeintlicher gemeinsamer Abstammung nur in wenigen Fällen eine Rolle spielen. In diesem Sinn sind Clans in Usbekistan und Tadschikistan so gut wie gar nicht, in den übrigen Ländern nur mit Einschränkungen relevant. Geeigneter ist der Begriff »strategische Allianzen«. Bei den strategischen Allianzen handelt es sich um informelle Netzwerke politischer und wirtschaftlicher Akteure, die für sich und ihre Klienten ein Maximum an Ressourcen sichern wollen. Die Allianzen können auf sehr unterschiedlichen Kriterien beruhen. Die Herkunft, ob in genealogischer oder regionaler Hinsicht, ist nur eines unter mehreren. Auch institutionelle Merkmale sind möglich, wenn etwa das Innenministerium oder der Geheimdienst als eigenständige Konkurrenten um Ressourcen auftreten. Gemeinsame Ausbildung, Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation (etwa derjenigen, die in den Perestrojka-Jahren studiert haben, oder derjenigen, die ihre Ausbildung bereits zum Teil im westlichen Ausland absolviert haben) scheinen an Bedeutung zu gewinnen. Fragen der

politischen Programmatik treten demgegenüber in der Regel in den Hintergrund. Auf dem Land sind es die Direktoren der früheren Kolchosen und Sowchosen, die vielerorts den Zugang zu Ressourcen regeln (und andererseits benötigt werden, wenn eine Massenmobilisierung stattfinden soll). Den Präsidenten kommt die Aufgabe zu, zwischen den bestehenden strategischen Allianzen eine Balance herzustellen und zu wahren; gelingt dies nicht, droht, so wird Isom Karimov zitiert, eine »Tadschikisierung« des jeweiligen Landes. In der Tat wird als Hintergrund sowohl für den Bürgerkrieg in Tadschikistan (1992–7) als auch für die »Tulpenrevolution« in Kirgisistan (Mai 2005) ein nicht mehr ausbalanciertes Verhältnis zwischen regional definierten strategischen Allianzen genannt.

Die aus der Sowjetunion ererbte Zentralisierung der politischen Entscheidungsprozesse ist so in vielen Fällen noch verstärkt worden. Ein institutionelles Programm von »Checks and Balances« gibt es nicht. Der autoritative Regierungsstil trifft bei großen Teilen der Bevölkerung allerdings auf Zustimmung, von der Staatsgewalt wird erwartet, für Ordnung und Entwicklung zu sorgen.

B

**Unruheherd Zentralasien**

1.

**Der Bürgerkrieg in Tadschikistan**

Tadschikistan hatte einen besonders schweren Weg in die Unabhängigkeit. Während der Sowjetperiode hatte sich in der Republik, auch mit Unterstützung durch die Moskauer Zentrale, eine Gruppe durchgesetzt, die im Wesentlichen die regional definierte strategische Allianz der nördlichen Provinz Khujand repräsentierte; Khujand, damals Leninabad, liegt im tadschikischen Teil des Fergana-Beckens. Zu dieser Allianz gehörte auch, als Juniorpartner, eine Gruppe aus der Region Kulob. Andere Regionen, vor allem der gebirgige Osten, waren unterrepräsentiert. Daneben hatte sich schon in den Jahren der Perestrojka eine Opposition formiert, die ähnlich wie in anderen Republiken auch für die Betonung des Tadschikischen als Sprache und für eine »Islamische Wiedergeburt« eintrat, also für eine »Normalisierung« der Stellung der Religion in der Gesellschaft einschließlich der Aufwertung des islamischen kulturellen Erbes. Die in den tadschikischen Bürgerkrieg mündende Konfrontation beruhte also einmal auf den regionalen strategischen Allianzen, war aber überlagert durch programmatische Differenzen zur kommunistischen, später postkommunistischen Regierung. Für Tadschikistan gilt noch mehr als für andere zentralasiatische Sowjetrepubliken, dass es nach der Unabhängigkeit nicht gestrebt hat, sondern in sie hineingetrieben wurde.

Nach einer handstreichartigen Machtübernahme durch den KP-Mann R. Nabiev im Herbst 1991, der durch Wahlen bestätigt wurde, kam es ab März 1992 zu Massendemonstrationen in Duschanbe und in den Provinzen, teilweise zu blutigen Auseinandersetzungen. Bürgerkriegsparteien waren die »Vereinigte Tadschikische Opposition«, in der die »Partei der Islamischen Wiedergeburt« eine führende Stellung hatte und die besonders im Zentrum und im Osten einflussreich war, und die mit russischer Unterstützung agierende Volksfront, aus der die heutige Präsidenten-Partei »Volksdemokratische Partei« hervorgegangen ist. Der Bürgerkrieg sah eine große Anzahl von regionalen Kommandanten, die sich untereinander bekämpften. Chef der »Volksfront« und damit der strategischen Netzwerke aus Khujand und Kulob war seit 1992 Emomali Rahmonov; seither ist in der Allianz die Kulober Gruppe führend. Durch russische Vermittlung, später unter den Auspizien der UN wurde 1994 ein Waffenstillstand, 1997 ein Aussöhnungsabkommen geschlossen, das der Opposition eine Quote an Regierungs- und anderen Posten zusicherte (30 Prozent, diese Quote ist nie erreicht worden) und den Feldkommandanten erlaubte, sich in die neu zu bildenden nationalen Streitkräfte zu integrieren. Dabei waren Kontakte nach Afghanistan häufig, und manche Gruppen benutzten afghanisches Territorium als Basis.

In den auf den Bürgerkrieg folgenden Wahlen ist regelmäßig der Block des Präsidenten bestätigt worden; die Wahlen wurden ebenso regelmäßig von OSZE-Beobachtern als mit Mängeln behaftet bezeichnet.

Die Außengrenzen Tadschikistans besonders nach Afghanistan zu sichern übernahm Russland (mit der 201. Division). Erst 2005 wurde der letzte Grenzabschnitt am Pjandž tadschikischen Einheiten übergeben, allerdings blieben Einheiten des russischen Grenzschutzes auf tadschikischem Territorium stationiert.

2.

**Die »Tulpenrevolution« in Kirgisistan**

Kirgisistan ist das einzige Land im postsowjetischen Zentralasien, dessen erster Präsident nicht nur ein Parteifunktionär war: Askar Akaev war Präsident der Akademie der Wissenschaften. Die institutionelle Landschaft entwickelte sich in Kirgisistan zunächst so positiv, dass Beobachter das Land eine »Insel der Demokratie« nannten und ihm attestierten, es könne zur »Schweiz Zentralasiens« werden. Nach dem ersten Jahrzehnt der Unabhängigkeit trübten sich diese Hoffnungen. Akaev bemühte sich zunehmend, seine Position derjenigen der Präsidenten in den übrigen postsowjetischen Republiken anzugleichen.

Die Spannungen im Land artikulieren sich nach Meinung mancher Beobachtung vor allem entlang dem kulturellen



Gegensatz zwischen dem Norden mit nomadischer Vergangenheit und einem hohen Grad von Russifizierung und dem Süden, in dem die bedeutende usbekische Minderheit lebt und wo, vor allem im kirgisischen Anteil des Fergana-Beckens, die Islamorientierung tiefer geht. Eine systematische Bevorzugung der Kräfte des Nordens zu Sowjetzeiten oder zu Zeiten von Präsident Akaev kann jedoch nicht schlüssig nachgewiesen werden. Richtig ist allerdings, dass das Usbekische bis heute anders als das Russische keinen offiziellen Status genießt.

Präsident Akaev wurde im Frühjahr 2005 während der sogenannten Tulpenrevolution gestürzt. Sie begann nach den Parlamentswahlen vom 27. Februar und 13. März; viele Wähler, vor allem in den südlichen Städten und Provinzen Oš und Jalalabad, waren überzeugt, die Abstimmungen seien gefälscht worden. Demonstrationen breiteten sich vom 18. März an zuerst im Süden aus; Polizeistationen, Verwaltungsgebäude und am 20. März auch der Flughafen von Oš wurden besetzt. Ab dem 24. März erreichten die Proteste die Hauptstadt Biškek. Die Demonstranten besetzten Regierungsgebäude und Fernsehsender, wobei es zu Plünderungen und Vandalismus kam. Präsident Akaev floh zunächst nach Kasachstan, von wo aus er nach Moskau weiterreiste. Nachdem Regierungstruppen vergeblich versucht hatten, die Lage unter Kontrolle zu bringen und Oppositionspolitiker sich auf eine Zeit nach Akaev vorbereitet hatten, erklärte der Präsident am 4. April in der kirgisischen Botschaft in Moskau seinen Rücktritt. In Neuwahlen wurde Kurmanbek Bakiev, einer der Oppositionsführer, mit großer Mehrheit zum Präsidenten gewählt. Die folgenden Jahre sahen Versuche Bakievs, eine ähnliche Machtfülle zu erlangen, wie sie Akaev gegen Ende seiner Amtszeit innegehabt hatte. Eine Periode von Instabilität dauerte bis zu den Wahlen vom 23. Juli 2009, bei denen Bakiev mit 76 Prozent der Stimmen wiedergewählt wurde. Sein Gegenkandidat Almaz Atambaev hatte seine Kandidatur am Wahltag zurückgezogen, mit dem Vorwurf massiver Wahlfälschung.

Die Tulpenrevolution in Kirgisistan hatte also nicht zu einem neuen politischen System geführt. Schließlich wurde auch Bakiev im April 2010 nach blutigen Unruhen gestürzt. Die Interimsregierung unter Roza Otunbaeva (einer Vertreterin des Nordens) konnte nicht verhindern, dass es im Juni 2010 zu heftigen Auseinandersetzungen im Süden kam, bei denen offenbar ethnische Konfliktlinien eine Rolle spielten: Die kirgisische Mehrheit trat gegen die usbekische Minderheit an, viele ethnische Usbeken ergriffen die Flucht. Ein Verfassungsreferendum bestätigte Ende Juni 2010 Otunbaeva im Amt. Die folgenden Parlamentswahlen am 6. Oktober 2010 erbrachten einen demokratischen Machtwechsel; eine Koalition unter Leitung von Almaz Atambaev konnte die Regierung stellen. Atambaev gewann auch die folgenden Präsidentschaftswahlen im Oktober 2011.

3.

### **Personenkult in Turkmenistan**

Die Unabhängigkeit Turkmenistans wurde von der Führung der Kommunistischen Partei in institutioneller und persönlicher Kontinuität orchestriert; der Erste Sekretär der Partei, Saparmurat Niyazov, wurde auch der erste Präsident der unabhängigen Republik. Bekanntlich ließ Niyazov recht bald einen Personenkult um seine Person und um diejenige von Familienangehörigen entwickeln. Bei den ohne Frage grotesken Zügen diente dieser Personenkult aber der »Erfindung« einer turkmenischen Nation, unter anderem der Überwindung noch vorhandener tribaler (subnationaler) Identifikationsmuster. Das Land wurde sehr schnell zu einer Präsidialherrschaft, Opposition war und ist nicht zugelassen, die Presse unterliegt der Zensur. Die auch in Turkmenistan während der Perestrojka entstandenen intellektuellen Gruppen mit (kultur-) politischem Programm fanden sich bald in der Illegalität, wichtige Vertreter im Exil wieder. Gleichzeitig stellte Niyazov den Kult um das unter seinem Namen veröffentlichte *Rühnāme* (»Buch des Geistes«) so unmittelbar neben die Verehrung, welche der Koran unter Muslimen genießt, dass die Schlussfolgerung naheliegt, es sei ihm um die Eindämmung des Islams durch Aufbau einer »zivilen Religion« gegangen. Im *Rühnāme* wird die Geschichte des turkmenischen Volkes in direkter Linie auf den Stammvater aller Turkvölker, Oğuz Khan, zurückgeführt, und die Weisung, das Werk zu verfassen, erging unmittelbar vom Ahnherrn der Turkmenen an deren gegenwärtiges Haupt, den Türkmenbaši; dabei wählt der Text Wendungen, die an die Überlieferung erinnern, mit der Muslime vom Beginn der Offenbarung an den Propheten Muhammad berichten.

In der Außenpolitik verfolgte Turkmenistan sehr bald einen Kurs strikter Neutralität, die zum Staatsprinzip erhoben wurde. Turkmenistan schloss lediglich bilaterale Abkommen und tat sich schwer mit multinationalen Verträgen. Auf diese Art konnte sich das Land auch mit den Taliban einigermaßen gutstellen, gewiss auch in der Hoffnung, es könne doch eine Gaspipeline durch afghanisches Territorium geben, um so die Abhängigkeit von Russland zu mildern.

Niyazov starb im Dezember 2006 recht plötzlich. Unter seinem Nachfolger Gurbanguli Berdimuhamedov hat der Personenkult ein wenig nachgelassen, wichtige Institutionen wie die Akademie der Wissenschaften sind wieder eingerichtet worden. Falls es aber eine Öffnung geben sollte, so verläuft diese sehr langsam.

4.

#### **Islamische Debatten, Islamismus, »War on Terror« (außerhalb Afghanistans)**

Islamische Praxis in Zentralasien ist durch zwei wesentliche Profile gekennzeichnet. Die hergebrachte Praxis des »Muslimseins«, gemeinschaftsbildend und in der Gemeinschaft ausgeübt, verschmilzt weitgehend mit ethnischen Identitäten, so dass »Muslimsein« und »Usbeke sein« oder »Kirgise sein« usw. kaum unterschieden werden können. Diese Alltagspraxis stand in vorkolonialer Zeit in keinem unüberbrückbaren Gegensatz zum Schriftislam, dessen Vertreter sich vielmehr an den entsprechenden Ritualen durchaus beteiligten.

In den 1970er Jahren begannen Debatten unter muslimischen Gelehrten und auch im breiteren Publikum, vor allem im Fergana-Tal, die um zwei Fragenkomplexe kreisten. Erstens: Ist die sowjetische Regierung aus muslimischer Sicht legitim, und wie müssen Muslime sich zur Sowjetmacht verhalten? Zweitens: Ist der althergebrachte rituelle Komplex (des »Muslimseins«) mit seinen Schreinbesuchen, Gebeten für die Ahnen usw. islamisch korrekte Praxis? In der ersten Frage hatten die bisherigen offiziellen Gelehrten (die Vertreter der SADUM) und viele weniger offizielle Imame und Älteste die Position vertreten, dass Muslime der Sowjetmacht loyal gegenüberstehen müssten, solange diese den islamischen Kultus gestatte und fördere, wie es eben auch sei. Diese Position hatten zentralasiatische islamische Gelehrte bereits gegenüber der Kolonialmacht eingenommen und ihre Kooperation so begründet. Noch vor Beginn der sowjetischen Intervention in Afghanistan 1979 – die Interventionsarmee bestand in einer ersten Phase zu einem überproportionalen Anteil aus Soldaten aus zentralasiatischen Republiken – gab es Zweifel an dieser Position. Muslime, so die Kritiker, sollten das Politische nicht einfach den Staatsorganen überlassen. In der zweiten Frage wurde ebenfalls eine alte Kritik wiederaufgenommen. Schon Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts hatten sich, unter Einflüssen aus dem Osmanischen Reich und aus Indien, Stimmen erhoben, die vor allem den Kult an den Schreinen und den Übertrag von (Jenseits-) Lohn für gute Werke, etwa Koranrezitation, auf Verstorbene tadelten. Ein jeder sei für sich und sein Seelenheil allein verantwortlich, und Gott lasse sich nicht beeinflussen, so die individualistische Position der Kritiker in der Opposition gegen den gemeinschaftlichen Charakter des »Muslimseins«. Im Übrigen bedeute es, Gott Teilhaber beizugesellen, wenn man Bitten direkt an die in den Schreinen vermuteten Heiligen richte, Bitten dürften allein an Gott gerichtet werden. Für diesen Tadel wurde bereits in vorsowjetischer Zeit der Terminus »Wahhabitentum« gebraucht, und zwar in abwertender Absicht: Die im 18. Jahrhundert auf der Arabischen Halbinsel entstandene und in Saudi-Arabien heute herrschende Richtung hatte sich, in heftiger, auch gewaltsamer Auseinandersetzung mit den Vertretern der herkömmlichen Rechtsschulen, ebenso gegen volkstümliche Praktiken des Schreinkults usw. gewandt. »Wahhabiten« ist eine polemische Fremdbezeichnung für diese von Muhammad b. Abd al-Wahhāb (1703–92) begründete Richtung, die Selbstbezeichnung lautet »Einheitsbekenner« (ar. *muwahhidūn*).

Im heutigen Sprachgebrauch zentralasiatischer Länder bezeichnet »Wahhabitentum« keine definierte theologische Richtung oder rituelle Ausrichtung, sondern ist ein Sammelbegriff für Überzeugungen und Formen religiöser Praxis, von denen man nicht weiß, ob sie von Staats wegen oder sonst zugelassen und korrekt sind. Menschen, die sich vom rituellen Komplex des »Muslimseins« abwenden, setzen sich damit dem Verdacht aus, »Wahhabiten« zu sein. In die Nähe des »Wahhabitentums« gerückt sind ebenso »Aufruf« (ar. *da'wa*) -Programme: Dazu gehört, die täglichen Pflichtgebete zu verrichten und ferner, etwa bei Hochzeiten, den üblichen Aufwand zu meiden, keinen Alkohol anzubieten, Geschlechtertrennung zu beachten usw. und insgesamt ein »reineres« Konzept islamischer Praxis zu befolgen. Dies findet man als eine Bewegung auch unter weiblichen religiösen Spezialistinnen; auf der Männerseite können Beziehungen zur Bewegung »Tablighi Jamaat« vermutet werden. Diese Bestrebungen lassen sich in das Spektrum des salafitischen Islams einordnen, einer inzwischen breit mehrheitsfähigen Tendenz im Islam weltweit, der Lehre und Praxis der »frommen Altvorderen« (ar. *as-salaf as-sālih*) gegen die Verunreinigungen durch die jahrhundertlange Tradition wieder zur Geltung zu verhelfen; gerade diese Traditionen werden dann als unerlaubte Neuerung geißelt.

Dies Gedankengut ist wohl schon vor der Oktoberrevolution nach Zentralasien gelangt, aber es waren die illegal in die Sowjetunion gebrachten Schriften von prominenten »Fundamentalisten« des 20. Jahrhunderts wie des Ägypters

Saiyid Qutb, auf die sich die zentralasiatischen ersten Salafiten berufen. Weiter ist eine Multiplikatorenwirkung solcher Männer festzustellen, die als Studenten (ob in islamischen Wissenschaften oder nicht) in arabische Länder geschickt wurden und dort zwangsläufig mit den Muslimbrüdern und anderen Organisationen des politischen Islams in Berührung kamen. Trotz der Abschottung der UdSSR gegen Einflüsse aus Kreisen des politischen Islams in der arabischen Welt, in Pakistan oder sonst auf dem indischen Subkontinent sind diese Verbindungen klar festzustellen. Die politische Orientierung vieler Muslime in Zentralasien wurde daneben auch durch ihre Erfahrung im Afghanistan-Krieg beeinflusst. Viele Soldaten der Sowjet-Armee waren von den Mujahidin nicht nur militärisch, sondern auch in moralischer und religiöser Hinsicht beeindruckt. Der Gedankenaustausch war keine Schwierigkeit: Für Soldaten aus Zentralasien gab es in Afghanistan immer dann keine Kommunikationsprobleme, wenn Tadschikisch oder Dari, manchmal auch Usbekisch gesprochen werden konnte. Die Zahl der Sowjetsoldaten, die zu den Mujahidin übergelaufen sind, ist nicht bekannt, kann aber nicht ganz unbedeutend gewesen sein.

Noch während der Endphase der UdSSR begann die »islamische Wiedergeburt«, ein intensiver Neubau von Moscheen setzte ein. Auch politische Parteien mit islamischem Hintergrund traten in Erscheinung, darunter die 1990 in Astrachan' gegründete, noch unionsweite »Partei der islamischen Wiedergeburt«, die dann in auf die Einzelrepubliken bezogene Sektionen zerfiel; sie spielt heute nur in Tadschikistan noch eine Rolle, wo sie bei Wahlen regelmäßig ins Parlament einzieht, aber unter 10 Prozent bleibt. Tadschikistan ist gleichwohl das einzige Land im postsowjetischen Zentralasien, in dem eine islamische Partei überhaupt eine legale Existenz hat. Im Fergana-Tal gründete sich die Partei »Adolat« (»Gerechtigkeit«), die 1992 für kurze Zeit die Stadtverwaltung in Namangan übernehmen konnte.

Die zunächst in vielen Ländern (auch in Usbekistan) recht liberale Gesetzgebung hinsichtlich der Registrierung von religiösen Gemeinschaften wie Moscheen und der Zulassung politischer Parteien wich zunehmender Restriktion und Repression; in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ging die Zahl der Moscheen wieder stark zurück, und die Kontrolle über religiöse Aktivitäten wurde übermächtig.

Die Anschläge in Taschkent am 16. Februar 1999, bei denen 16 Personen ums Leben kamen, rechnete die usbekische Regierung der Islamischen Bewegung Usbekistans zu. Diese Gruppe war aus »Adolat« hervorgegangen und hatte im Bürgerkrieg in Tadschikistan an der Seite der »Partei der islamischen Wiedergeburt« gekämpft. Sie hatte nach dem Ende des Bürgerkriegs 1997 ihre Basen in Tadschikistan behalten. Auch wenn die Zuschreibung der Attentate an die Islamische Bewegung nie schlüssig bewiesen wurde, so stand diese Gruppe sicher hinter militärischen Operationen in Kirgisistan, Tadschikistan und Usbekistan, jeweils in den Sommermonaten 1999, 2000 und 2001. Ihr Rückzugsraum war nun das von den Taliban kontrollierte nördliche Afghanistan. Die Islamische Bewegung wurde in den Kämpfen in Afghanistan Oktober–Dezember 2001 annähernd aufgerieben; einer ihrer Führer, Juma Namangani, wurde zu diesem Zeitpunkt vermutlich getötet. Der andere Begründer der Bewegung, Tohir Juldašev (Yo'ldosh), ist offenbar Ende August 2009 bei einem amerikanischen Luftangriff im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet ums Leben gekommen. Seit 2001 ist die Islamische Bewegung in den postsowjetischen Republiken wenn überhaupt, dann nur noch sehr sporadisch aktiv gewesen. Ihre Verbindung zur »Islamischen Bewegung Turkestans«, die ihre Nachfolgerin sein soll, ist ebenso wie das Aktionspotential dieser Gruppe ungeklärt.

Die Partei Hizb at-Tahrir (»Partei der [islamischen] Befreiung«), gegründet 1952 in Ost-Jerusalem und seither in der arabischen Welt eine von vielen islamistischen Parteien, ist seit Anfang der 1990er Jahre in Zentralasien aktiv, besonders im Fergana-Becken. Sie ist überall illegal, seit 2003 auch in Kirgisistan. Sie arbeitet in Zentralasien nicht mit gewaltsamen Methoden, die sie jedoch auf dem Weg zu ihrem politischen Ziel, einem Kalifatsstaat, nicht ausschließt. Über ihre Anhängerschaft und die Art ihrer Organisiertheit ist wenig sicher zu sagen. Ihre Aktionen bestehen in der Hauptsache in der Herstellung und Verbreitung von Flugblättern.

Die Regierungen der postsowjetischen zentralasiatischen Republiken benutzen einen anti-islamistischen Diskurs, um politische Gegner in Misskredit zu bringen, politische Initiativen zu unterbinden, die Herausbildung religiöser Autoritäten zu verhindern, die den staatlichen gefährlich werden könnten, und sie benutzen den Vorwurf der Tätigkeit für illegale Organisationen, in erster Linie für Hizb at-Tahrir, um Personen, manchmal viele Personen, ohne Prozess inhaftieren zu können. Dabei sehen sie sich durch ihre Position im »Kampf gegen den Terror« gerechtfertigt. Auch die Regierung der VR China versucht, den Kampf der Uiguren für nationale Autonomie unter Terrorismusverdacht zu stellen und dafür internationale Anerkennung zu erhalten.

Nach den Bombenanschlägen vom Februar 1999, die offenbar dem Leben Karimovs galten und welche die



usbekische Regierung islamistisch-terroristischen Kräften anlastet, und nach den wiederholten Angriffen der Islamischen Bewegung Usbekistans zwischen 1999 und 2001 hat die Regierung gegenüber Oppositionellen und gegenüber organisierten islamischen Kräften einen Kurs ungebremster Repression eingeschlagen. Für diesen Kurs erhielt Usbekistan nach dem 11. September 2001 und dem Beginn der Operation »Enduring Freedom« im Oktober Unterstützung durch die USA und andere Länder der Anti-Terror-Koalition. Usbekistan unterstützte die Kampfhandlungen in Afghanistan durch die Gewährung von Nutzungsrechten für eine Basis in Khanabad bei Karši, die im Sommer 2005 zurückgezogen wurde; im November 2005 hat die US-Luftwaffe die Basis geräumt. Der einzige amerikanische Stützpunkt in Zentralasien befindet sich heute in Biškek, wo ein Teil des internationalen Flughafens amerikanischen Militärmaschinen zur Verfügung steht. Die deutschen Truppen in Afghanistan erhalten ihren Nachschub gleichfalls über Usbekistan, und zwar über den deutschen Stützpunkt in Termez. Usbekistan hat in der Außenpolitik bald den Westen, bald Russland oder China als hauptsächliche Partner ins Auge gefasst.

Im Mai 2005 kam es in Andijan im Fergana-Tal zu Zusammenstößen zwischen Sicherheitskräften und Demonstranten, bei denen eine unbekannte Anzahl von Menschen (unabhängige Beobachter sprechen von bis zu 700 Personen, Sicherheitskräfte eingeschlossen) das Leben verloren. Die Hintergründe der Ereignisse von Andijan sind bis heute nicht geklärt und Gegenstand einer Kontroverse, bei der insbesondere die Existenz und die Bedeutung einer islamischen oder islamistischen Organisation mit dem Namen Akromiyya zur Debatte steht. – Dieser Name bezieht sich auf Akrom Yo'ldoshev, einen Ex-Aktivisten von Hizb at-Tahrir, dem eine Schrift von 1992 zugeordnet wird, die in mehreren Versionen im Untergrund zirkulierte und zirkuliert. Hier geht es um die Frage, inwieweit diese Schrift zum bewaffneten Kampf aufruft. Es ist nicht klar, ob eine Untergrundorganisation mit diesem Namen je bestanden hat und, wenn ja, was sie mit den Zusammenstößen im Mai 2005 zu tun hatte.

Auslöser der Demonstrationen war ein Prozess gegen 23 Geschäftsleute aus Andijan, die sich zu einem islamischen Netzwerk zusammengeschlossen hatten. Sie waren, so einige Beobachter, Exponenten einer moralischen Wirtschaftsordnung, die sie vorleben wollten, indem sie sich für wohltätige Zwecke einsetzten, Arbeitnehmerrechte achteten usw. Ihnen wurde Mitgliedschaft in einer islamistischen Organisation, eben der Akromiyya, vorgeworfen. Da sie in der Stadt sehr bekannt und populär waren, kam es zu Demonstrationen vor dem Gericht; die Sicherheitskräfte, die den Auftrag hatten, die Demonstrationen aufzulösen, haben offenbar ohne Vorwarnung scharf in die Menschenmenge geschossen.

Der Zusammenhang zwischen diesen Demonstrationen, dem Prozess und der Akromiyya ist unklar, ebenso wie der Zusammenhang mit einer bewaffneten Widerstandsaktion, die in der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 2005 stattfand: Ein Verwaltungsgebäude wurde besetzt, Gefangene befreit und Geiseln genommen. Hier vermuten einige Beobachter, auch in Anbetracht der organisatorischen Schwäche der Widerstandskräfte in Usbekistan, eine Inszenierung seitens des Sicherheitsapparats. Dies alles lässt sich beim heutigen Erkenntnisstand nicht endgültig klären. Die Ereignisse in Andijan haben dennoch tiefe Spuren im öffentlichen Leben des Landes hinterlassen.

5.

### **Krieg und Bürgerkrieg in Afghanistan (1979–2009)**

Afghanistan erholt sich nur langsam von den Folgen jahrzehntelangen Krieges und Bürgerkrieges; Kampfhandlungen konzentrieren sich heute auf den Osten und Süden des Landes, viele Regionen sind von ihnen relativ unberührt.

Der Konflikt geht (mindestens) bis in die 1970er Jahre zurück. Nach einem Putsch des starken Mannes Da'ud gegen seinen Cousin, den König Zahir Šah, wurde auch er 1978 durch einen weiteren Putsch, diesmal der prokommunistischen Afghanischen Volkspartei (PDPA), beseitigt. Dieser Putsch vom 27. April 1978 wurde als »Saur-Revolution« (von der pers. Bezeichnung für das Sternzeichen Stier) bekannt. Die PDPA zerfiel in zwei Fraktionen, »Khalq« (»Volk«) mit Taraki und Amin an der Spitze und »Parčam« (»Banner«) mit Babrak Karmal als Chef. Zunächst hatte Khalq das Sagen. Die Gruppe versuchte eine rasche Reform, auch auf dem Land, für die es aber keine Zustimmung gab. Schon in dieser Phase gab es erheblichen Widerstand und Aufstände, in deren Verlauf z.B. die Stadt Herat schwerem Beschuss ausgesetzt war.

In den letzten Tagen des Jahres 1979 intervenierte die sowjetische Armee in Afghanistan, offenbar auf der Grundlage eines Hilfsersuchens der afghanischen Regierung. Die sowjetische Führung arbeitete mit Parčam zusammen. Bald nach der Intervention wurde deutlich, dass die afghanischen Regierungstruppen auch zusammen mit

der sowjetischen Armee das Land nicht so einfach würden kontrollieren können: Bis Ende 1980 dezimierte sich die Regierungsarmee von ca. 90 000 auf nicht mehr als 30 000 Mann; die Übrigen desertierten oder liefen zu den Mujāhidīn über. Bald kontrollierte die Regierung nur noch die Hauptstraßen und Hauptorte, auf dem Land und im Gebirge waren dagegen die Mujāhidīn maßgeblich. Ein prekäres Gleichgewicht entstand, das erst ab 1986 infolge einer neuen Doktrin der Sowjetführung geändert wurde. Die neue Führung unter Gorbačëv hatte beschlossen, ihr Engagement in Afghanistan zu reduzieren, das hat sie bis zum endgültigen Abzug durchgehalten: Am 15. Februar 1989 verließ die letzte Kolonne, mit General Gromov als letztem Mann, afghanisches Territorium. Die sowjetischen Verluste werden offiziell mit 13833 Gefallenen beziffert; die Zahl ist mit Sicherheit deutlich höher. Auf der afghanischen Seite sind in dieser Phase zwischen einer und 1,5 Millionen Menschen ums Leben gekommen. Viele Afghanen verließen das Land: Bis zu vier Millionen sollen nach Pakistan, weitere zwei nach Iran gegangen sein. Die Zahl der Binnenflüchtlinge ist unbekannt, geht aber gleichfalls in die Millionen.

Die Träger des Widerstandes gegen die sowjetische Intervention und des Kampfes gegen die prokommunistische Regierung erst von Babrak Karmal, dann von Präsident Najībullāh (bis 1992) waren die Mujāhidīn. Der Begriff kommt von der arabischen Wurzel her, die auch *jihād* (Heiliger Kampf) bildet, und bezeichnet daher einen Kämpfer gegen ein unislamisches Regime. Die afghanischen Mujāhidīn waren keine einheitliche Gruppe, sie zerfielen vielmehr in zahlreiche Parteien und regionale Blöcke, von denen nur einige ein politisches Profil hatten, das man dem globalen politischen Islam zurechnen könnte. Die regionalen Kommandanten, die bis zu den großen Offensiven der Taliban 1996–1998 praktisch unabhängig regierten, waren zumeist keine Islamisten, auch wenn ihre Parteien islamistische Bezeichnungen hatten. Besonders wichtig sind Ismā'īl Khan von Herat, Ahmad Šāh Mas'ūd, der »Löwe vom Panjšīr« (nach einem Tal im Nordosten von Kabul), im Nordosten und Rašīd Dostum, der Führer der afghanischen Usbeken, mit Zentrum in Mazār-i Šarīf. Das Zentrum des Landes war Domäne der schiitischen Hazāra-Miliz und ihrer »Partei der Einheit«. Ahmad Šāh Mas'ūd fiel wenige Tage vor dem 11. September 2001 einem Selbstmordattentat zum Opfer. In der Nach-Taliban-Ära hat sich ein Kult um ihn entwickelt, in den besonders die afghanischen Tadschiken einbezogen sind. Die Paschtunen-Gebiete im Süden und Osten des Landes haben in der Mujāhidīn-Periode keine vergleichbaren regionalen Staaten hervorgebracht, dort agierte u.a. der von Pakistan seinerzeit favorisierte Gulbuddīn Hekmatyār, persönlich ein erbitterter Gegner Mas'ūds.

Nach ihrem Sieg über Najībullāh und dessen Regierung waren die Mujāhidīn nicht in der Lage, eine arbeitsfähige Regierung zu bilden und das Land zu stabilisieren. Ein Bürgerkrieg begann (1992–1996), den viele Afghanen als die bislang schlimmste Phase des Krieges in Erinnerung haben. Der Krieg tobte im ganzen Land, aber besonders rings um die Hauptstadt. Diese Instabilität ist einer der Gründe für den raschen Aufstieg der Taliban. Die Taliban traten zuerst im November 1994 in der Region Qandahār auf. (Der Name kommt vom ar. *tālib*, »Suchender« [nach Wissen], daher ist die Übersetzung »Koranschüler« nur teilweise richtig; die Endung *-ān* ist ein persischer Plural.) Es handelte sich unter anderem um Adepten aus einem bestimmten Medrese-Netzwerk, das vor allem in Afghanistan und Pakistan im paschtunischen Milieu tätig ist und seine Wurzeln in einer Strömung des südasiatischen Reformislams hat. Diese Bewegung vertritt ein Konzept von Islam, das mit den ländlichen Vorstellungen von Ehre und Reinheit unter Paschtunen gut vereinbar ist und daher in diesem Milieu mehrheitsfähig war und ist. Ein zweiter Faktor beim Aufstieg der Taliban zwischen 1994 und 1998, als sie die Eroberung Afghanistans bis auf einen Rest im Nordosten abgeschlossen hatten, ist die Unterstützung durch Pakistan, insbesondere den Geheimdienst ISI (Inter Services Intelligence); dahinter wird von einigen Beobachtern zumindest eine Duldung durch die CIA vermutet. Dazu gehört, dass den Taliban zugetraut wurde, das Land so weit zu stabilisieren, dass eine Gaspipeline von Turkmenistan nach Karachi durch ein bereitstehendes amerikanisches Konsortium gebaut werden könnte.

Im September 1996 eroberten die Taliban Kabul, schon vorher hatten sie Herat eingenommen. Mazār-i Šarīf und das Hazāra-Gebiet folgten 1998. Insbesondere die schiitischen Hazāra wurden wiederholt Opfer von Massakern. In die anti-schiitische Politik der Taliban gehört auch die Sprengung der beiden Kolossal-Buddhas von Bāmiyān im März 2001, die nicht nur auf Hazāra-Gebiet liegen: Den Schiiten wird Abgötterei vorgeworfen, und die Abgötterei schlechthin ist Buddhismus. Die Taliban führten ein Regime ein, das ihr Konzept vom richtigen islamischen Leben gewaltsam durchsetzte: keine Mädchenschulen, keine berufstätigen Frauen, keine medizinische Versorgung für Frauen, keine Musik, kein Fernsehen usw. – alles Dinge, die es in den ländlichen Zonen Afghanistans auch vorher nur sehr bedingt gegeben hatte.

Bei den Kämpfen innerhalb Afghanistans hatten die Taliban Verbündete, die sie aus der Mujāhidīn-Periode

übernommen hatten. Das waren »internationale Brigaden«, die in das Land gekommen waren, um am Jihād gegen die sowjetische Armee entweder militärisch aktiv oder sonstwie unterstützend teilzunehmen. Viele dieser Männer kamen aus arabischen Ländern, nicht zuletzt aus Saudi-Arabien, welches die Mujāhidīn noch zu einem Zeitpunkt unterstützt hatte, als die USA sich bereits zurückzogen. Zu diesen »Brigaden« gehörte auch die Gruppe um Usāma b. Lādin, »die Basis« genannt (ar. *al-qā'ida*), die sich zunächst als Unterstützerguppe mit logistischen Aufgaben verstand, bald aber auch direkt militärisch einzugreifen bestrebt war. Afghanistan galt daher schon vor dem 11. September 2001 als ein Rückzugs- und Vorbereitungsraum des internationalen islamistischen Terrorismus; so wurden die verheerenden Anschläge auf die US-Botschaften in Nairobi und Dar es-salām 1998 al-Qā'ida zugeordnet.

Am 7. Oktober 2001 begann die »Operation Enduring Freedom«, mit der die Zusammenarbeit von Taliban und al-Qā'ida geahndet und beendet werden sollte. Das Taliban-Regime brach innerhalb weniger Wochen zusammen. Der »harte Kern« von al-Qā'ida zog sich, wie man heute weiß, bald in das pakistanisch-afghanische Grenzgebiet zurück. In Afghanistan wurde eine Übergangsregierung unter Hamid Karzai eingesetzt, der für dieses Amt qualifiziert, wenn nicht prädestiniert war, weil er aus einer Nebenlinie des alten afghanischen Königshauses stammt. Er war der Chef der paschtunischen Popalzai, sein Vater war 1998 vermutlich von Taliban ermordet worden.

Die Übergangsregierung berief eine Ratsversammlung der Afghanen, eine Loya Jirga, ein, die im Juni 2002 stattfand. Sie eröffnete den Weg zur Verkündung einer Verfassung, zu Parlaments- und Präsidentschaftswahlen, die Karzai für sich entscheiden konnte. Erst bei der zweiten Präsidentschaftswahl im Spätsommer 2009 gab es Probleme mit der Legitimation: Diesem Wahlvorgang bescheinigte die internationale Beobachterkommission erhebliche Mängel, die nicht dadurch ausgeräumt wurden, dass der im ersten Wahlgang unterlegene Kandidat, Abdullāh, seine Bewerbung später zurückzog.

Die Regierung Karzai hat die regionalen Staaten aufgelöst. 2004 wurde auch Ismā'il Khan als Gouverneur von Herat abgelöst und mit einem Ministerposten versehen; Dostum war schon vorher in das Kabinett eingetreten. Beide Männer bleiben aber in der Politik ihrer Regionen einflussreich; ihr Verhältnis zur Zentralregierung ist nicht ohne Spannungen. Probleme hat die Regierung in der Hauptsache in den Paschtunengebieten: Dort ist es ihr nicht gelungen, die Ältesten ganz oder überwiegend auf ihre Seite zu bringen. Der andauernde Krieg der Koalitionstruppen im Rahmen von »Enduring Freedom«, der vor allem im Osten und Süden des Landes stattfindet, hat zu weiterer Entfremdung zwischen den lokalen Chiefs und der Zentralregierung geführt, was es den von Pakistan aus agierenden Taliban leichter macht, dort wieder Boden zu gewinnen. Im ganzen Land ist die Regierung auf UN-Unterstützung angewiesen, die im Rahmen des Mandats der ISAF (International Security Assistance Force) seit Dezember 2001 gewährt wird.

Die Zentralregierung hat bislang nur wenige der dringendsten Probleme beim Wiederaufbau des Landes lösen können. Die Flüchtlinge sind in großen Zahlen zurückgekehrt, die Schwierigkeiten bestehen aber fort: Rückkehrer finden nur schwer Arbeit. Immer noch kehren über 200 000 Personen jährlich nach Afghanistan zurück, und das UN-Flüchtlingshilfswerk UNHCR gibt die Zahl der afghanischen Flüchtlinge zu Beginn 2009 mit 2,8 Millionen Personen an (überwiegend in Pakistan).

Zu den ungelösten Problemen gehört als Hinterlassenschaft des Krieges und des Bürgerkrieges eine weiträumige Verseuchung des Territoriums mit Landminen (einschließlich der 2001 und später durch die Koalition eingesetzten Streubomben); der Wiederaufbau der Infrastruktur hängt zurück, etwa was die Stromversorgung der Hauptstadt angeht – im Straßenbau sind wichtige Schritte getan.

Eines der Hauptprobleme des wirtschaftlichen Wiederaufbaus ist der Mohnanbau und generell die Drogenökonomie. Afghanistan liefert deutlich über 90 Prozent des weltweit verfügbaren Rohopiums, wobei sich der Anbau sehr ungleich über das Land verteilt, mit Konzentrationen vor allem in marktfernen Gebieten. Zunehmend exportiert Afghanistan nicht nur Rohopium, sondern auch Opiate wie Heroin. Die Exportwege gehen in alle Richtungen, nicht zuletzt durch Tadschikistan nach Russland und Europa und über Pakistan; auch Iran, ein Land mit einer besonders harten Anti-Drogen-Gesetzgebung, weist einen breiten Binnenmarkt auf und ist keineswegs nur Transitland.





Abb. 26 :Mohnanbau in Afghanistan, 2007

Dabei hat Afghanistan keine lange Tradition im Mohnanbau; Schlafmohn ist nur in manchen Gegenden, darunter der Nordosten (Provinz Badachschan), vor allem für den Eigenbedarf kultiviert worden. Zu einem Hauptexporteur von Rohopium stieg das Land erst während des Krieges und Bürgerkrieges auf. Die Taliban verhängten 2001 ein Anbauverbot, woraufhin die Anbaufläche auf den niedrigsten Wert sank. Bei dem Erfolg des Verbots spielten religiöse Gründe eine Rolle, aber auch die Stimme der Dorfältesten. Seit 2007 kann auch die Regierung Karzai auf Erfolge bei der Eindämmung der Drogenökonomie verweisen, die aber noch lange nicht durchgreifend sind. Für Opium spricht neben dem etwa zehnfach höheren Verkaufspreis gegenüber Weizen auch der viel geringere Wasserbedarf des Schlafmohns, der also in Dürrejahre die einzige Feldfrucht sein kann, mit der Bauern Geld verdienen können.

Außer bei Opium hat Afghanistan inzwischen auch eine weltweit führende Position im Anbau von Cannabis und bei der Herstellung von Cannabis-Produkten errungen, es heißt, das Land habe Marokko als Hauptquelle für Cannabis abgelöst.

6.

### **Geschichte als Ressource**

Alle zentralasiatischen Länder, sofern sie unabhängig sind, sind »junge« Nationen, auch wenn sie eine reiche Geschichte haben. Die Regierungen aller Länder unternehmen daher, oft mit Unterstützung der einheimischen Intelligenzija, den Versuch, die ethnischen Identifikationsprozesse durch mehr oder weniger plausible Konstruktionen zu fördern. Ethnizität war schon während der Sowjetunion eine der wichtigsten Identifikationsmöglichkeiten. Nicht zuletzt hatten alle Sowjetbürger ihre *nacional'nost'* im Pass stehen: Alle waren sowjetische Staatsbürger, aber eben als solche ethnisch als Kasachen, Russen, Juden oder Tataren, Usbeken oder Burjaten usw. identifiziert. Die Gleichsetzung von Ethnizität und Territorium war ebenfalls eine sowjetzeitliche Entwicklung: Zu einer ethnischen Gruppe gehörte zwingend nicht nur eine eigene Sprache, sondern auch ein eigenes Territorium. Das hat dazu geführt, dass – auch dies

geht bis weit in die sowjetische Periode zurück – alle kulturellen Errungenschaften, die sich mit einem gewissen Territorium verknüpfen, nun derjenigen ethnischen Gruppe zugeordnet werden, die dieses Territorium offiziell behaupten kann. Diese Errungenschaften werden dann als das kulturelle Erbe (usb. *meros* von ar. *mīrāo*) reklamiert, woraus der Begriff »Mirasismus« entstanden ist, ein Begriff, mit dem seit den 1960er Jahren in sowjetischen Debatten die Bezugnahme auf das »Erbe der Ahnen« oder auch das »nationale Erbe« bezeichnet wird. Dabei können die Bezugnahmen durchaus transregional sein und auch den institutionellen Rahmen der jeweiligen Titularrepubliken überschreiten, wie dies im Werk des kirgisisch-russischen Dichters Čingis Ajtmatov der Fall ist – sein zentrales Werk »Der Tag zieht den Jahrhundertweg« (russ. *I bol'she veka dlitsja den'*) diskutiert die Situation der Steppenvölker, und nicht nur dieser, in der Sowjetunion. In der Regel aber, und heute so gut wie ausschließlich, werden die territorialen Grenzziehungen der Sowjetzeit für primordial genommen, als Markierungen von Kulturgrenzen, die ebenso präexistent sind. Daher sind die frühen bronzezeitlichen Kulturen in der Nähe von Ashgabat (Namāzgāh) selbstverständlich turkmenische Kulturen und somit ein Beweis für die frühe Hochkultur der Turkmenen. Der skythenzeitliche »Goldene Mann« zielt heute als Symbol kasachischer Verwurzelung auf dem Territorium des heutigen Kasachstan das Zentrum von Almaty. Die bis zu 4000 Jahre alten Mumien, die sich im Sand der Takla-Makan-Wüste von Xinjiang so hervorragend gehalten haben, geben nur ein Rätsel auf: Waren das Uiguren oder Chinesen? Personen, die nie davon gehört haben können, dass es so etwas wie Kasachen oder Usbeken einmal geben würde, werden als geistige Heroen der Kasachen und Usbeken in Anspruch genommen, weil sie auf dem Territorium des heutigen Kasachstans bzw. Usbekistans geboren sind: der Philosoph Fārābī (gest. 950) etwa, der in der arabischen Welt lebte und ausschließlich arabisch schrieb, dessen Geburtsort aber heute in Kasachstan liegt, oder der weltberühmte Avicenna (Ibn Sīnā, gest. 1037), den Usbekistan beansprucht. Um den Dichter des persischen Epos *Šāhnāme* (»Königsbuch«), Firdausī (gest. nach 1010), gibt es ebenso einen Streit, ob er wohl Iraner oder Tadschike gewesen sei. Diese Männer und ihre Werke gehören aber der islamischen Geistesgeschichte insgesamt an und können nicht als Kasachen, Usbeken oder Tadschiken ethnisiert werden. Der ganz beträchtliche und oft entscheidende Beitrag zentralasiatischer Denker und Wissenschaftler zur Entwicklung der islamischen Kultur, der Dichtung, des Rechts, der Mystik, der Architektur und der Malerei, auch der buddhistischen Kultur in Wort und Bild, Skulptur und Baukunst sowie vieler anderer kultureller Zeugnisse kann nicht auf die heutigen Nationalstaaten »aufgeteilt« werden.



**Abb. 27** :Der Goldene Mann. Rekonstruktion nach einem Grabfund der Saka-Zeit, ca. 500 v.Chr. (Größe des Mannes: 165 cm)

In allen postsowjetischen Ländern sind die Symbole der Sowjetmacht durch Helden und Symbole der neuen Staatlichkeit ersetzt worden. In Ulaan Baator thronen nun Činggis Khan, wo einst Lenin stand; in Almaty ist es wie gesagt der »Goldene Mann«. In Taschkent ist Marx durch Timur ersetzt worden, in Duschanbe Lenin durch den neuen Nationalhelden Ismā'īl-i Sāmānī (892–907). In Turkmenistan ist der neue Nationalheld (noch) der erste Präsident des unabhängigen Turkmenistans, Saparmurat Niyazov, genannt Türkmenbaši (gest. 2006). Parallel dazu werden Memorialorte der neuen ethnischen Identität eingerichtet, besonders auffällig wieder in Taschkent, wo das Museum für Timur und die Timuriden ein Pflichtziel für Schulklassen ist. Timur ist dabei als Nationalheld für Usbekistan eine eher exkludierende Wahl: Nicht nur Menschen aus Nachbarländern und nicht-usbekische Bürger Usbekistans, Tadschiken oder Russen etwa, könnten bei Timur eher an die zerstörerischen Kriege denken, mit denen sich sein Name verbindet, auch für die Region Khwārazm läge dies nahe, die er mehrfach mit Krieg überzogen und verwüstet hat.

Hinzu kommt in vielen Fällen die Definition eines »Goldenen Zeitalters«, in dem, so die heutigen Protagonisten des entsprechenden Geschichtsbildes, der Geist der jeweiligen Nation besonders wirksam war und die Lage dieser Nation daher besonders erfreulich. Ein Beispiel ist das Zeitalter der Sāmāniden, für das man in Tadschikistan optiert hat, also im Groben das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung: Das Reich der Sāmāniden war auf Buchara und Samarkand zentriert, die Sāmāniden sind die letzte bedeutende iranischsprechende Dynastie der Region. Es mag sein, dass die Wahl der Regierungszeit dieser Dynastie als Goldenes Zeitalter auch die Ansprüche der Tadschiken auf Buchara und Samarkand bekräftigen und am Leben halten soll. Auf der anderen Seite werden die persischen Bestandteile in der Schriftkultur Zentralasiens durch die nationalistischen Kräfte Usbekistans kleingeredet, und die türkische Schriftsprache, das Čagataiische, das ebenso ein Vektor einer transregionalen Hochkultur im gesamten turksprachigen Zentralasien war, wird auf seine Position als Vorläufer des geschriebenen Usbekisch reduziert. Als nationaler Exponent der entsprechenden Tradition galt schon in der Sowjetunion und gilt auch heute Alīšīr Nawā'ī (»Begründer der altusbekischen Literatur«), der aber nicht auf dem Territorium des heutigen Usbekistans, sondern überwiegend in Herat lebte und sich gewiss nicht als »Usbeke« hätte ansprechen lassen.

Diese jeweiligen »mirasistischen« Ansprüche sind aber nicht einfach unwissenschaftlich, sie sind auch nicht lächerlich, sondern sie sind wichtige Mittel eines politischen Konzepts, nämlich der Ethnisierung der regionalen Kultur, der Nationalisierung der Beiträge Zentralasiens zu globalen Kulturen. Insofern ist die »Vergangenheitspolitik« der postsowjetischen Republiken ein integraler Bestandteil ihrer Identitätskonstruktionen im nationalistischen und ultranationalistischen Sinn.



## Schluss

### Zentralasien in der Weltgeschichte

Zentralasien hat in der Interaktion mit den benachbarten Großräumen – Ostasien, Südasien, dem Mittelmeerraum und dem Nahen Osten sowie Osteuropa – eine ganz eigenständige Rolle gespielt. Zentralasien hat keineswegs nur Impulse aus den ringsum liegenden Großregionen aufgenommen, sondern die Nachbarregionen mit geprägt.

In mehreren Perioden, von der Antike bis in die frühe Neuzeit, wird die Zentralität Zentralasiens besonders deutlich: Einmal zur Entstehungs- und Blütezeit der »Seidenstraße«, von der Han-Zeit bis in die Tang-Periode (etwa vom ersten vorchristlichen Jahrhundert bis ca. 800 n.Chr.), später nicht zuletzt während der Mongolenzeit, der sogenannten *pax mongolica*, die von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts andauerte, und schließlich noch einmal während der Neuzeit, als sich zwar eine Umorientierung der Handelsströme von einer Ost-West-Achse zu einer eher nord-südlichen Ausrichtung ergeben hatte, die Intensität der Handels- und Kulturkontakte aber nicht geringer war als in früheren Jahrhunderten. Erst mit der Errichtung kontinentaler und maritimer Empires, besonders des chinesischen, des britischen und des russländischen, im 18. und 19. Jahrhundert hat Zentralasien diese verbindende Position verloren, es ist, in Einflusszonen aufgeteilt, zum Bestandteil dieser Imperien geworden. Im Zuge dieser Marginalisierung sind politische wie kulturelle Grenzen errichtet und durchgesetzt worden, die gleichzeitig auch Handelsgrenzen wurden. Der Höhepunkt der Verfestigung dieser Grenzen wurde während des Kalten Krieges erreicht, in dem nicht nur die Grenze zwischen der Sowjetunion und Iran (und oft auch Afghanistan), sondern auch diejenige zwischen der Sowjetunion und der VR China schier unüberwindliche Hindernisse darstellten, zumindest für normale Sterbliche. (Dass die Grenzen der UdSSR dennoch nicht hermetisch geschlossen waren, konnte an den islamischen Debatten gezeigt werden.)

Bei einem Fokus auf die Kulturräume an der Peripherie der eurasischen Landmasse, China, den Nahen Osten, Indien und Europa, gerät Zentralasien leicht in die Position einer bloßen Durchgangsstation, eines Transitraums, in dem mit den hindurchgehenden und hindurchgeführten Menschen, Gütern, Ideen nichts weiter geschieht, ganz als wäre es ein leerer Raum. Das ist natürlich ein Irrtum, wie nicht zuletzt die Beispiele der großen Religionen zeigen, welche die Geistesgeschichte Zentralasiens seit der Antike geprägt haben. Vielmehr finden bei der Wanderung von Ideen und Artefakten die Veränderungen gerade in den Zwischenräumen statt, die übrigens, abhängig von dem Blickwinkel, auch keine Zwischenräume sind, sondern Stationen. Der Buddhismus veränderte sich auf seinem Weg von Indien nach Ostasien gerade in den zentralasiatischen Stationen dieser Wanderung; der Islam bildete in Zentralasien ganz eigentümliche Formen aus: In diesen Formen wanderte er dann nach China weiter. Der tibetisch-mongolische Buddhismus ist heute eine der buddhistischen Hauptprovinzen und hat ein ganz eigenes Gepräge. Der zentralasiatische Islam hat durch die langjährige Herrschaft der Sowjetunion und Chinas zwar an Kraft verloren, blickt aber auf ein im Rahmen der islamischen Weltkultur zentrales Erbe zurück. Gerade für den Islam gilt, dass Zentralasien sowohl im gelehrten Islam, im Recht, der Theologie usw. keineswegs als peripher gelten kann, und die zentralasiatischen Gründungen mystischer Bruderschaften sind keineswegs nur in der Region und dem zentralasiatischen rituellen Komplex von Schreinkult, Ahnenverehrung usw. von Bedeutung. Dabei lassen sich die islamischen Teile Zentralasiens nicht von den angrenzenden islamischen Regionen klar abgrenzen; sowohl zu Iran als auch zum indischen Subkontinent und zum ostasiatischen Islam sind die Übergänge fließend, und dasselbe gilt auch für die Übergänge vom zentralasiatischen Islam zu den islamischen Gebieten Osteuropas an der Wolga und auf der Krim. Es führt zu weit, die zentralasiatischen Beiträge zu den Weltkulturen des Buddhismus, des Islams oder des Manichäismus im Einzelnen aufzuführen.

Viele Techniken und Produkte, die im Westen als »chinesisch« aufgefasst wurden, hatten zuvor eine Veränderung in Zentralasien erfahren. Die Papierherstellung etwa kam über Zentralasien nach Westeuropa, aber was die Menschen im Mittelmeerraum ab dem 8. Jahrhundert n.Chr. kennenlernten, war kein chinesisches, sondern Samarkander Papier. Besonders war es die Mongolenzeit, die durch die – wenn auch häufig nicht ganz freiwillige – transkontinentale Mobilität von Menschen auch die Wanderung von Ideen, kulturellem Wissen und Artefakten ermöglichte; dies

berührte eine große Menge von Bereichen, von der Geschichtsschreibung über die Malerei und Architektur bis zu Astronomie und Medizin, aber auch Techniken in der Herstellung von Textilien und Waffen und vieles andere mehr. Der kulturelle Transfer wurde dabei in wichtigen Teilen von der politisch-militärischen Führung der mongolischen Staaten initiiert und gefördert.<sup>[103]</sup>

Zentralasien ist von der Eisenzeit bis in die Moderne gekennzeichnet durch die Interaktion von Städtern, sesshaften Ackerbauern und viehzüchtenden Nomaden. Dabei ist die mobile Weidewanderwirtschaft als eine hochspezialisierte Wirtschaftsform zu verstehen, die ohne mehr oder weniger intensiven Austausch mit Ackerbauern und Städtern nicht auskommt. Es ist aber gerade für Zentralasien auch erwiesen, dass Nomaden nur selten ausschließlich Viehzüchter sind, sehr oft betreiben sie selbst zumindest ein wenig Ackerbau, in anderen Fällen lassen sie durch abhängige Bauern Felder bewirtschaften. Selbst in der Mongolei ist diese Form der Mischwirtschaft inzwischen gut belegt. Nomaden sind es auch, die durch die Bereitstellung von Lasttieren, Geleitschutz, durch ihre Kenntnis der Wege den Karawanenhandel ermöglichen – auch wenn nomadische Überfälle auf Handelskarawanen vorkamen.

Eine Besonderheit des zentralasiatischen Nomadismus ist die Bedeutung der Pferdezucht. Keine andere nomadische Großregion hatte je so große Pferdeherden. Man schätzt, dass noch vor dem mongolischen Weltreich die Hälfte des globalen Pferdebestandes in Zentralasien lebte. Dieser Reichtum an Pferden war zusammen mit gewissen Zügen der sozialen Organisation die Grundlage für die politische Form des Steppenreichs – daher ist Zentralasien diejenige Großregion, in der Nomaden am intensivsten und historisch am längsten politisch mächtig waren. Sogar die Großmacht China hatte in der Regel keine Alternative zu einer Politik, mit der die Ansprüche der Nomaden befriedigt wurden, eine Politik, die zuerst in der Han-Periode noch vor der Zeitenwende formuliert und mit Abwandlungen immer wieder praktiziert wurde, bis mit der Qing-Dynastie im 17. Jahrhundert eine innerasiatisch-chinesische Herrschaftsform gefunden wurde, bei der die Reiternomaden der Steppe an Macht und Ressourcen partizipierten, aber nicht mehr allein und nicht mehr tonangebend.

Die Steppenreiche hatten ihre Zentren meistens in der turko-mongolischen Welt, der Großen Steppe von der Mandschurei bis an den Ural (und weiter westlich in den Grasland-Zonen Osteuropas), insbesondere in dem Raum, der am meisten mit China verflochten ist, der heutigen Inneren und Äußeren Mongolei, vor allem aber nördlich der Gobi. In der turko-iranischen Welt, die nur teilweise zu Zentralasien zu zählen ist, nämlich in Xinjiang, Transoxanien und Afghanistan nördlich des Hindukuschs (Iran und Anatolien sowie Teile des Kaukasus gehören gleichfalls zur turko-iranischen Welt), haben aus reiternomadischen Verbänden hervorgegangene Herrschaften ebenfalls mindestens für die Periode vom Jahr 1000 bis in das 17. oder 18. Jahrhundert das Bild bestimmt. Politische und militärische Muster, die aus der Großen Steppe stammen, kommen daneben auch in Südasien vor (im Delhi-Sultanat und während der Herrschaft der indischen Timuriden). Steppenreiche entstanden oft in der Auseinandersetzung mit sesshaften Mächten, in erster Linie China, und befanden sich mit ihnen in einem komplexen Verhältnis von Kooperation und Konkurrenz. Die Eroberung Chinas ist in der Regel kein Ziel von Steppenreichen gewesen.

Die soziale Struktur in der Steppe ist weit weniger von genealogisch definierten großen Verbänden (»Stämmen«) bestimmt, als man bislang dachte. Die entscheidende Rolle kommt politisch bestimmten Gruppen zu, Gefolgschaften mehr oder weniger charismatisch begabter Männer oder der Erben von Charisma, die allerdings daher oft aus einer bestimmten genealogischen Gruppe kommen (müssen), wie die Ašina bei den frühen Türk und die Činggisiden vom 13. bis ins 18. oder sogar 19. Jahrhundert. Die Verbindung eines Trägers eines solcherart erblichen Charismas mit einer militärischen Gefolgschaft, die oft nach dem Dezimalsystem (oder einer anderen arithmetischen Form) organisiert ist, scheint das Grundgerüst eines Steppenreichs zu sein.<sup>[104]</sup> Entscheidend ist dann allerdings, dass dieser Verband sich Zugang zu Ressourcen aus der sesshaften Ökonomie verschafft, so dass ein Umverteilungsmechanismus in Gang kommen kann, über den die Gefolgschaft finanziert und ausgeweitet wird. Die Herrschaft innerhalb von Steppenreichen, auch ihren Nachfolgestaaten und anderen Zerfallsprodukten, die Khanswürde also, kommt dabei legitimerweise nur denjenigen zu, die sich der jeweiligen herrschenden Sippe zuordnen können. Zentralasien könnte daher eine derjenigen Regionen sein, in denen sich aristokratische Ordnungen und entsprechende politische Vorstellungen am prägendsten herausgebildet haben. Aristokratische Vorstellungen verbinden sich mit genealogisch sehr genau definierten Gruppen, zu denen neben den Abkommen politisch-militärischer Gründungsheroen auch Nachfahren, wirkliche oder vermeintliche, religiöser Heroen gehören, so die »heiligen Lineages«, die ihre Abkunft auf den Propheten Muhammad oder doch einen der frühen Kalifen zurückführen. Daneben stehen breite Schichten mit oft deutlich flacheren Genealogien, die sich einer solchen Abkunft nicht rühmen können. Viele derjenigen Bezeichnungen,



die auf den ersten Blick wie Namen genealogischer Gruppen wirken, sind bei näherer Betrachtung Bezeichnungen für politische Verbände, die eine gemeinsame Abstammung für sich gar nicht in Anspruch nehmen. Daneben finden sich nicht wenige Gruppen, die durch politisch-militärische Verfügungen von Khanen entstanden sind. Der seit neuestem für diese Gruppen benutzte Vergleich mit den »Nationen« der nordamerikanischen Indianer muss seine Tragfähigkeit allerdings erst noch erweisen.<sup>[105]</sup>

Zentralasien kann weltgeschichtlich bestimmt werden als die Region, in der gewisse Formen der Interaktion von Nomaden und Sesshaften historisch prägend waren. In diesem Sinn wäre Zentralasien keine geographisch, sondern eine kulturell definierte Region, die sich also von Epoche zu Epoche in unterschiedlicher Ausdehnung darstellt. Nomadische Reiche, die aus der Großen Steppe kamen oder dort ihre Ursprünge hatten, gab es weit über die Grenzen Zentralasiens hinaus, wie sie diesem Band zugrunde liegen. Ost- und Mitteleuropa etwa kamen mit Eroberern mit Steppen hintergrund zwischen dem 4. und dem 13. Jahrhundert n.Chr., also von den Hunnen über die Ungarn bis zu den Mongolen, in Berührung, und man kann sagen, dass die osteuropäischen Steppen, die geographische Verlängerung der zentralasiatischen Steppe westlich des Urals, in dieser Zeit und noch bis in die frühe Neuzeit kulturell zu Zentralasien gehörten. Das gilt im Übrigen auch in ethnischer und sogar teilweise in religiöser Hinsicht: Türkische und mongolische Völkerschaften, mit der auch weiter östlich typischen Aufteilung, bei der die Turkvölker Muslime, die mongolischen Völker Buddhisten sind, prägen das Bild in den osteuropäischen Steppen, von den turkophonen Qipčaq, Nogaiern und Tataren zu den mongolophonen Kalmücken. Die tatarischen Khanate von Kazan' und der Krim etwa sind genauso Nachfolgestaaten des Ulus Joči wie die weiter östlich gelegenen Khanate der Kasachen und Usbeken.

Auch die Grenze zwischen der Steppe und China ist nicht ganz eindeutig zu ziehen. Es scheint klar, dass die chinesischen Autoren die Steppenleute »barbarisiert« und »nomadisiert« haben und dass die in Wirklichkeit vorliegenden gemischten Verhältnisse dadurch überdeckt wurden. Die politischen Verhältnisse in China sind dabei über lange Zeit durch die Auseinandersetzung mit Steppenvölkern geprägt, und Dynastien mit einem Hintergrund nördlich oder nordöstlich des »eigentlichen« Chinas überwiegen das Mittelalter hindurch.

Die Formen und Tempi der »Sinisierung« oder der »Iranisierung« nach China bzw. Iran eingewanderter Türken bzw. Mongolen werden in der neuesten Forschung anders, nämlich langsamer und komplexer gesehen als früher, und es wird betont, dass in jedem Fall die Akkulturation in beiden Richtungen verläuft: Iraner und Chinesen übernehmen nicht wenig auch von den Steppenleuten, und dies keinesfalls nur im Militärwesen. Auch außerhalb von Zentralasien als geographischer Großregion im Sinne dieses Bandes kann von »Turkisierung« oder »Mongolisierung« gesprochen werden. Das Phänomen der »türkisch-iranischen Welt« bildet sich ja erst durch das politisch-militärische Übergewicht der aus der Steppe kommenden Turkvölker heraus: Die türkisch-iranische kulturelle Synthese beginnt möglicherweise mit der engen Kooperation sogdischer Kleinstaaten und sogdischer Kaufleute und deren Kolonien entlang der »Seidenstraße« mit türkischen Herrschern, der Raum dieser Synthese wäre recht weit gespannt, zwischen den sogdischen Siedlungen in Transoxanien bis grob gerechnet in das Ordos-Gebiet am Gelben Fluss, und außer den alttürkischen Reichen wäre auch das spätere uigurische Kaganat einbezogen. Die mit der Eroberung Transoxaniens durch die türkischen Qarakhaniden um das Jahr 1000 entstehende politische Ordnung im westlichen Zentralasien schuf die Grundlage für die Ausweitung der türkisch-iranischen Welt weit nach Westen, bis nach Aserbaidschan und Anatolien, eine Entwicklung, die im 11. Jahrhundert beginnt. Die Turkisierung weiterer Regionen in Zentralasien und in der weiteren türkisch-iranischen Welt ist dabei keineswegs nur das Ergebnis von Migration, sondern auch von Akkulturation. Andererseits hängt die Verbreitung des Persischen als Kultursprache ebenso mit der Ausdehnung der Steppenreiche weit in die ackerbäuerlichen Gebiete, die Oasen Zentralasiens von Transoxanien und Xinjiang, zusammen. Dass sich das Mongolische in der türkisch-mongolischen Welt letztlich nicht durchgesetzt hat, mag mit der geringen Anzahl der Mongolisch-Sprecher zu tun haben – als *lingua franca* kamen auch in diesem Bereich am ehesten türkische Idiome in Betracht, bis die Turkophonie durch die Sprachen der vordringenden sesshaften Reiche Russland und China überlagert wurde.

Die Periode der Steppenreiche geht im 18. Jahrhundert zu Ende, dasjenige der Dsungaren war wohl der letzte großangelegte Versuch, eine Steppenregion zum Kern eines imperialen Unternehmens zu machen. Seither erst, und in der Phase der Unterwerfung Zentralasiens unter die externen Imperien, hört auch die prägende Wirkung der zentralasiatischen politischen Strukturen auf. Die Großregion teilt dieses Schicksal der Marginalisierung mit mehreren anderen Großregionen, die seit Beginn der Neuzeit kolonialen und imperialen Bestrebungen, zumeist europäischen, ausgesetzt waren, hat aber, anders als etwa der indische Subkontinent, noch nicht annähernd wieder die Bedeutung



zurückgewonnen, die sie zuvor hatte.

## Anhang

### Dank

Die Geschichte Zentralasiens aus einer Feder, von der Bronzezeit bis zur Gegenwart – das ist ein leichtfertiges Unterfangen. Niemand kann für all diese Gebiete kundig sein, und der Autor dieser Zeilen ist es gewiss nicht. Meine eigene Forschungskompetenz beschränkt sich auf Aspekte der mittelalterlichen islamischen Geschichte der Region und die dafür erforderlichen Sprachen.

Ein Band dieser Art kann daher nur der Versuch sein, zusammenzufassen und zusammenzustellen, was andere Forscherinnen und Forscher an Ergebnissen ihrer quellengestützten Untersuchungen veröffentlicht haben. Dabei kam mir als ein Glücksfall zugute, dass in einer Menge von Feldern in den letzten fünf bis zehn Jahren neue, teilweise bahnbrechende Forschungen geleistet wurden. Dazu rechne ich die Mongolenzeit, die frühe Neuzeit, aber auch und insbesondere die Periode der externen Herrschaft über Zentralasien und vielleicht in allererster Linie die Geschichte Zentralasiens unter der Sowjetmacht. Neues Licht haben Forschungen auch auf die Alltagsreligion der Muslime Zentralasiens geworfen, das gilt sowohl für die Männer- als auch für die Frauenseite; Islamisierungsprozesse sind neu untersucht worden. Von diesen neuen Erkenntnissen leben große Teile der entsprechenden Kapitel.

Vieles aus dem theoretischen Grundgerüst, nicht zuletzt die Interaktionen zwischen Nomaden und Sesshaften betreffend, verdanke ich jahrelangen Diskussionen, die im und rund um den Sonderforschungsbereich (SFB) 586 »Differenz und Integration: Nomaden und Sesshafte im Trockengürtel der Alten Welt« an den Universitäten Halle/Saale und Leipzig stattgefunden haben. Dieser Zusammenhang hat die Arbeit am Buch wohl tiefer beeinflusst, als das aus der zitierten Literatur hervorging, und unmöglich kann ich alle nennen, deren Vorträge, Präsentationen und Diskussionsbeiträge im Kontext des SFB mich beeindruckt und beeinflusst haben. Einzelne Kapitel haben Kolleginnen und Kollegen gelesen: Sören Stark, Wolfgang Holzwarth, Anke von Kügelgen, Ildikó Bellér-Hann. Viel verdanke ich auch Diskussionen mit Paolo Sartori, Philipp Reichmuth, Thomas Welsford und vielen anderen. Ihnen allen sei an dieser Stelle noch einmal gedankt. Thomas Fritzsche hat mich bei der Vereinheitlichung der Schreibung und auch sonst in vielfältiger Hinsicht unterstützt. Natürlich gehen alle Fehler und Ungenauigkeiten ausschließlich zu meinen Lasten.

*Jürgen Paul*

### Zur Transkription

Für die Geschichte Zentralasiens liegen Quellen in einer Unmenge von Sprachen vor, von denen nur wenige in Lateinschrift geschrieben werden. Das bringt enorme Umschriftprobleme mit sich. Eine rein wissenschaftliche Lösung war nicht praktikabel. Die Vorgabe der Serie war, Chinesisch in der *pinyin*-Form zu latinisieren. Für das Russische habe ich die wissenschaftliche slawistische Umschrift gewählt, auch bei Namen, die ansonsten in der deutschsprachigen Presse eingedeutscht erscheinen. Die wenigen Namen und Begriffe, die aus dem Sanskrit oder dem Tibetischen kommen, sind in den für diese Sprachen gültigen wissenschaftlichen Umschriftformen aufgenommen worden, zusätzlich gelegentlich mit die Aussprache erleichternden Formen. Für das Mongolische habe ich mich der leichteren Auffindbarkeit der Namen und Begriffe wegen an einem Standardwerk orientiert: Christopher Atwood, *Encyclopedia of Mongolia and the Mongolian Empire*, New York 2004, allerdings mit den gleichen Zeichen wie in den übrigen Systemen auch (also č, š, ž, außerdem ġ). Für Arabisch und Persisch folge ich weitgehend dem System des *International Journal for Middle East Studies*: Daraus ergibt sich, dass in arabischen und persischen Namen und Begriffen die diakritischen Punkte *unter* den Buchstaben fehlen. Die Laute š, č und ž sowie ġ kommen allerdings mit dem diakritischen Zeichen über dem Buchstaben, nicht als Digraph (sh, ch, zh, gh). Ferner ist für das arabische *jīm* der Buchstabe j geschrieben worden. Ain und Hamza entfallen am Wortanfang, erscheinen aber in der Wortmitte und am Ende (als Apostroph). Der kh-Laut (wie in *Bach*) hat in arabischen, persischen und türkischen Wörtern durchgehend die Form kh. Das moderne Usbekisch erscheint in der offiziellen Lateinschrift. Natürlich weist der Text eine Unmenge an Inkonsequenzen und stillschweigenden Ausnahmen auf, für die der Autor nur um Entschuldigung bitten kann.



## Ausgewählte Literatur

### Gesamtdarstellungen

Das umfangreichste bisher erschienene Werk ist die siebenbändige UNESCO-Geschichte Zentralasiens mit dem Titel »History of Civilizations of Central Asia«. Nach den Prinzipien der UNESCO sind besonders Autoren aus der Region beteiligt worden. In der Definition der UNESCO schließt Zentralasien außer den Ländern, die auch in diesem Band dazu gehören, auch noch Teile Irans und Pakistans ein, aber nicht Tibet. Politische Rücksichtnahmen sind in manchen Beiträgen spürbar. Durch die vielfach aufgegliederte Struktur kommt es zu Überschneidungen und Wiederholungen. Dennoch handelt es sich um ein wichtiges Werk.

An zweiter Stelle ist die noch nicht vollständig erschienene »Cambridge History of Inner Asia« zu nennen. Sie beginnt mit der einbändigen *Cambridge History of Early Inner Asia*, Hg. Denis Sinor (Cambridge 1990) und ist jüngst mit einem Band über die Mongolenzeit fortgesetzt worden: Nicola Di Cosmo, Allen Frank, Peter Golden (Hg.), *The Cambridge History of Inner Asia. The Chinggisid Age*, Cambridge 2009. Der Band behandelt die Zeit von ca. 1200 bis in das 19. Jahrhundert. Hier haben sich führende Fachleute versammelt, so dass die *Cambridge History* auch in diesem Teilgebiet ein Standardwerk ist; allerdings in diesem Fall mit deutlich geringeren Anteilen für Wirtschafts- und Sozialgeschichte oder Kulturgeschichte. Für den vorliegenden Band der NFWG wurden außerdem die *Cambridge History of China* und die *Cambridge History of Iran* herangezogen.

Einen individuellen Ansatz vertritt David Christian in seiner zweibändigen *A History of Russia, Central Asia and Mongolia*, von der bisher *Volume I: Inner Eurasia from Prehistory to the Mongol Empire* vorliegt (Oxford 1998). – eine Geschichte der zentralen eurasischen Landmasse, die durch eine Januartemperatur von unter 0° C definiert ist. Der Schwerpunkt des publizierten Bandes liegt eindeutig auf den früheren Perioden.

Eine handliche Darstellung bietet Svat Soucek in *A History of Inner Asia*, Cambridge 2000. Soucek verzichtet weitgehend auf eine durchgehende Erzählung, wählt stattdessen einzelne Epochen und Zusammenhänge aus. Dadurch hat er die Möglichkeit, (übersetzte) Quellen zu Wort kommen zu lassen; dies gibt seinem Buch eine besondere Lebendigkeit. Peter Golden, *Central Asia in World History*, Oxford 2011 ist eine sehr gute, lesbare, aber sehr kurze Darstellung, mit Schwerpunkt auf den älteren Perioden.

In deutscher Sprache liegt an neueren Veröffentlichungen vor: Bert Fagner/Andreas Kappeler (Hg.), *Zentralasien. 13.–20. Jahrhundert. Geschichte und Gesellschaft*, Wien 2006. Der Band geht auf eine Ringvorlesung zurück und behandelt einige Aspekte in recht allgemeiner Weise.

Zum Begriff Zentralasien und seiner Geschichte ist erwähnenswert: Bahodir Sidikov, »Eine unermessliche Region«. *Deutsche Bilder und Zerrbilder von Mittelasien (1852–1914)*, Berlin 2003.

### Nachschlagewerke

Marie-Carin v. Gumpfenberg/Udo Steinbach (Hg.), *Zentralasien. Geschichte, Politik, Wirtschaft. Ein Lexikon*, München 2004.

Ausgezeichnete Darstellung vor allem für gegenwartsbezogene Fragen.

Den Charakter eines Nachschlagewerkes hat auch der Sonderband der Zeitschrift »Osteuropa« 57, 8–9 (2007), *Machtmosaik Zentralasien. Traditionen, Restriktionen, Aspirationen*, ebenfalls in erster Linie für die Gegenwart.

Für die Mongolei: Christopher Atwood, *Encyclopedia of Mongolia and the Mongolian Empire*, New York 2004.

Zentral für die historische Geographie ist Yuri Bregel, *An Historical Atlas of Central Asia*, Leiden 2003; Bregel behandelt darin vor allem die muslimischen Teile Zentralasiens.

Clifford Edmund Bosworth, *The New Islamic Dynasties*, Edinburgh 1996, gibt Regierungsdaten von islamischen Dynastien, auch Regionaldynastien, u.a. auf der Basis von Münzen.

Für die ältere Literatur, vor allem das islamische Zentralasien betreffend, ist zu konsultieren Yuri Bregel, *A Bibliography of Islamic Central Asia*, 3 Bde., Bloomington 1995.

### **Ausstellungskataloge, kunsthistorische Werke**

*Dschingis Khan und seine Erben. Das Weltreich der Mongolen*, München 2005.

*Königsgräber der Skythen. Im Zeichen des goldenen Greifen*, München 2007.

Pierre Chuvin (Hg.), *Les arts de l'Asie centrale*, Paris 1999. Das ist die wohl umfassendste und kenntnisreichste Darstellung der Kunstgeschichte Zentralasiens (schließt Tibet ein).

Annette L. Julian & Judith A. Lerner, *Monks and Merchants. Silk Road Treasures from Northern China*, New York 2001.

*Steppenkrieger. Reiternomaden des 7.–14. Jahrhunderts aus der Mongolei*. Hg. von Jan Bemann. Katalog der Ausstellung im LVR-Landesmuseum Bonn, 2012.

---

### **Große Zeiträume, mehr als eine Epoche; frühe Kulturen**

Für die Frühzeit bis in das Mittelalter liegt ein monumentales Werk vor, das über lange Zeit hin Standard bleiben wird:

Hermann Parzinger, *Die frühen Völker Eurasiens. Vom Neolithikum bis zum Mittelalter*, München 2006. Dies Werk bildet die Summe der archäologischen Forschung für die gesamte Region (außer Afghanistan) und bezieht weite Teile des übrigen Russlands noch mit ein.

---

Das Standardwerk für die Geschichte der frühen Turkvölker ist:

Peter Golden, *An Introduction to the History of the Turkic Peoples*, Wiesbaden 1992.

---

Die Besonderheiten der nomadischen Staatenbildung diskutieren:

Thomas Barfield, *Perilous Frontier: Nomadic Empires and China*, Cambridge 1989.

Anatoli Khazanov, *Nomads and the Outside World*, Madison 21994.

S. G. Kljaštornyj, T.I. Sultanov, *Gosudarstva i narody evrazijskich stepej. Drevnost' i srednevekov'e*, Sankt Peterburg 2000.

Übersetzt als: *Staaten und Völker in den Steppen Eurasiens: Altertum und Mittelalter*, Berlin 22006.

E. Kyčanov, *Kočevye gosudarstva ot gunnov do mančžurov*, Moskau 1997.

David Sneath (Hg.), *Imperial Statecraft. Political Forms and Techniques of Governance in Inner Asia, Sixth–Twentieth Centuries*, Bellingham 2006, versammelt eine Reihe von grundlegenden Beiträgen zum Thema der nomadischen Herrschaft.

David Sneath, *The Headless State: Aristocratic Orders, Kinship Society, and Misrepresentations of Nomadic Inner Asia*, New York 2007.

---

Besonders das zuletzt genannte Buch von David Sneath bietet eine sehr nützliche Darstellung des Forschungsstandes über Steppenreiche, wobei Sneath eine sehr kritische Position gegenüber Teilen der älteren Forschung bezieht. Dies Buch ist möglicherweise der Beginn einer neuen Debatte über Herrschaft in der Steppe.

### **Von 750 bis zur mongolischen Eroberung**

Für die islamischen Teile Zentralasiens ist grundlegend: John Andrew Boyle (Hg.), *The Cambridge History of Iran, Vol. 5: The Seljuq and Mongol Periods*, Cambridge 1968. Nicht für alle Dynastien gibt es monographische Arbeiten.

Exemplarisch zu nennen sind C. E. Bosworth, *The Ghaznavids. Their Empire in Afghanistan and Eastern Iran, 994–1040*, Edinburgh 1963 und Michal Biran, *The Empire of the Qarakhitai in Eurasian History: Between China and the Islamic World*, Cambridge 2005.

Der Aspekt der islamischen Kämpfer und der »privaten Gewalttätigkeit« wird eingehend diskutiert von Deborah Tor, *Violent Order: Religious Warfare, Chivalry, and the Ayyār Phenomenon in the Medieval Islamic World*, Würzburg

2007.

Elemente der politischen Ordnung in der islamischen Welt sind dargestellt in Jürgen Paul, *Herrscher, Gemeinwesen, Vermittler: Ostiran und Transoxanien in vormongolischer Zeit*, Stuttgart & Beirut 1996.

Die städtischen Notabeln sind exemplarisch vorgestellt (Beispiel Herat) in Jürgen Paul, »The Histories of Herat«, in: *Iranian Studies* 33, 1–2 (1999), S.93–115.

Die Religionen entlang der Seidenstraßen behandelt Richard Foltz, *Religions of the Silk Road: Overland Trade and Cultural Exchange from Antiquity to the Fifteenth Century*, Basingstoke 1999. Das Christentum, auch für die mongolische Zeit, ist auf der Grundlage von Texten und archäologischen Funden präsentiert bei Wassilios Klein, *Das nestorianische Christentum an den Handelswegen durch Kirgisistan bis zum 14. Jahrhundert*, Brepols 2000.

Für das Judentum ist insbesondere herangezogen worden Michael Zand, »En Asie centrale«, in: Shmuel Trigano (Hg.), *Le monde sépharade. Vol. I: Histoire*, Paris 2006, S.517–73.

Zum Buddhismus, auch zu den monumentalen Statuen von Bamiyan: Pierre Centlivres, *Les Bouddhas d'Afghanistan*, Lausanne 2001, und Deborah Klimburg-Salter, *The Kingdom of Bāmiyān: Buddhist Art and Culture of the Hindu Kush*, Neapel 1989.

Aspekte der frühen Islamisierung werden diskutiert in Etienne de la Vaissière (Hg.), *Islamisation de l'Asie centrale. Processus locaux d'acculturation du VIII<sup>e</sup> au XI<sup>e</sup> siècle*, Paris 2008.

### Das mongolische Zeitalter

Eine der besten Gesamtdarstellungen des mongolischen Weltreichs ist immer noch David O. Morgan, *The Mongols*, Oxford 1987 (mehrere Nachdrucke).

Wirtschaftliche Aspekte berücksichtigt Bat Ochir Bold, *Mongolian Nomadic Society. A Reconstruction of the »Medieval« History of Mongolia*, Richmond 1999.

Insbesondere auf die Mongolen in Zentralasien geht ein: Michal Biran, *Qaidu and the Rise of the Independent Mongol State in Central Asia*, Richmond 1997.

Die Auflösung der gemeinschaftlichen Verwaltung beschreibt Peter Jackson, »The Dissolution of the Mongol Empire«, in: *Central Asian Journal* 22 (1978), S.186–244.

Für den Ulus Čagatai und die Herater Vasallen ist grundlegend Jean Aubin, »Le khanat de Čagatai et le Khorassan (1334–1380)«, in: *Turcica* 8 (1976), S.16–59.

Die religiöse und geistige Situation in den Steppengebieten beleuchtet Devin DeWeese, *Islamization and Native Religion in the Golden Horde. Baba Tükles and Conversion to Islam in Historical and Epic Tradition*, University Park PA 1994.

Die transkontinentalen Kulturkontakte in der mongolischen Periode zeigt auf Thomas Allsen, *Culture and Conquest in Mongol Eurasia*, Cambridge 2001.

Insbesondere auf die Interaktion mit Russland geht ein Donald Ostrowski, *Muscovy and the Mongols. Cross-Cultural Influences on the Steppe Frontier (1304–1589)*, Cambridge 2000.

Kulturelle, militärische und wirtschaftliche Aspekte der Mongolenzeit diskutieren die Beiträge in Reuven Amitai (Hg.), *Mongols, Turks and Others. Eurasian Nomads and the Sedentary World*, Leiden 2005.

Die Geschichte der oiratischen Staaten einschließlich der Dsungarei ist grundlegend behandelt bei Peter Perdue, *China Marches West. The Qing Conquest of Central Eurasia*, Cambridge 2005.

Für Timur und die Timuriden heute maßgeblich: Beatrice Manz, *The Rise and Rule of Tamerlane*, Cambridge 1989; Beatrice Manz, *Power, Politics and Religion in Timurid Iran*, Cambridge 2007; Maria Subtelny, *Timurids in Transition. Turko-Persian Politics and Acculturation in Medieval Iran*, Leiden 2007.

Auf die Weltsicht der timuridischen Zeit konzentriert sich Tilman Nagel, *Timur der Eroberer und die islamische Welt des späten Mittelalters*, München 1993.

Eine Gesamtdarstellung zur Entwicklung des transkontinentalen Handels auf der Grundlage der neueren Forschung gibt es noch nicht. Verwiesen wird auf die in den Anmerkungen zitierten Arbeiten von Burton, Levi, Foltz, Rossabi und anderen.



Die Entwicklung des mongolischen historischen Schreibens behandelt u.a. Michael Weiers, *Geschichte der Mongolen*, Stuttgart 2004. Dieses Werk bietet auch eine Einführung in die Geschichte der Ausbreitung des Buddhismus bei den Mongolen.

Die persische Historiographie wird in ihren älteren Perioden behandelt von Julie Meisami, *Persian Historiography: To the End of the Twelfth Century*, Edinburgh 1999; die Ausführungen zur »ethisch-rhetorischen« Geschichtsschreibung sind auch für die spätere Zeit gültig.

Die Werke der timuridischen Historiographie in ihrer Entwicklung und ihren Abhängigkeiten bespricht John Woods, »The Rise of Tīmūrid Historiography«, in: *Journal of Near Eastern Studies* 46,2 (1987), S.81–108.

Für die Entstehung und frühere Geschichte der islamischen mystischen Bruderschaften, besonders in Zentralasien, gibt es noch keine gute Gesamtdarstellung. Nur für die Naqšbandiyya liegt eine gute Überblicksdarstellung vor: Itzhak Weismann, *The Naqshbandiyya. Orthodoxy and Activism in a Worldwide Sufi Tradition*, Abingdon & New York 2007. Für die Kubrawiyya ist zu verweisen auf Devin DeWeese, »The Eclipse of the Kubrawiyah in Central Asia«, in: *Iranian Studies* 21 (1988), S.45–83.

### Zentralasien unter fremder Herrschaft

Für die Neuzeit wird die Forschungsliteratur von Darstellungen bestimmt, die sich auf einzelne Länder beziehen.

Für Afghanistan sind außer den in den Anmerkungen zitierten Arbeiten von Noelle-Karimi erwähnenswert: Jonathan Lee, *The »Ancient Supremacy«. Bukhara, Afghanistan & the Battle for Balkh, 1731–1901*, Leiden 1996; zum Great Game: Peter Hopkirk, *The Great Game. On Secret Service in High Asia*, London 1990.

Für die Mongolei, besonders in der Neuzeit: Udo Barkmann, *Geschichte der Mongolei oder die »Mongolische Frage«. Die Mongolen auf ihrem Weg zum eigenen Nationalstaat*, Bonn 1999. Daneben ist zu verweisen auf Christopher Atwood, *Encyclopedia of Mongolia and the Mongolian Empire*, New York 2004.

Die Forschung zur Geschichte Zentralasiens als einem Teil des russischen bzw. chinesischen Imperiums steht noch am Anfang. Grundlegend für Russland: Andreas Kappeler, *Russland als Vielvölkerreich. Entstehung – Geschichte – Zerfall*, München 2008. Für die Geschichte Xinjiangs ist eine gute Gesamtdarstellung: James Millward, *Eurasian Crossroads. A History of Xinjiang*, New York & London 2007.

Für die Geschichte der Sowjetunion war, solange die UdSSR bestand, ein »sowjetologisches« Herangehen typisch. Besonders für die Untersuchung des Islams und seiner Bedeutung musste auf sowjetische Publikationen zurückgegriffen werden, die dann »gegen den Strich« gelesen wurden. Gute Beispiele für diese Herangehensweise sind die Arbeiten von Alexandre Bennigsen, etwa das zusammen mit Enders Wimbush publizierte *Mystics and Commissars: Sufism in the Soviet Union*, London 1985. Erst nach der (zumindest teilweisen) Öffnung der sowjetischen Archive, verbesserten Reisemöglichkeiten und der Begründung einer regional gestützten Forschung in Zentralasien hat sich die Lage verändert. Das gilt besonders für die Arbeiten über den alltäglichen Islam, die in den Anmerkungen zitiert werden. Ya'akov Ro'i, *Islam in the Soviet Union: From the Second World War to Gorbachev*, London 2000, stellt viel eher die Kenntnisse und Unterlagen in sowjetischen Amtsstuben dar als muslimische Praxis in der UdSSR.

### Von 1991 bis zur Gegenwart

Für die gegenwärtigen Entwicklungen und Probleme bieten die eingangs erwähnten Nachschlagewerke einen guten ersten Zugang. Für Afghanistan ist weiter zu nennen Bernhard Chiari (Hg.), *Afghanistan*, Paderborn 2009. Für Usbekistan: Bernhard Chiari (Hg.), *Usbekistan*, Paderborn 2009; beide Bände berücksichtigen deutsche Interessen und deutsche Politik in den jeweiligen Ländern.

Zur Lage des Islams und besonders der islamischen Bildungsinstitutionen im postsowjetischen Raum: Michael Kemper, Raoul Motika, Stefan Reichmuth (Hgg.), *Islamic Education in the Soviet Union and its Successor States*,

London 2010.

Zur Entwicklung im Energiesektor: Indra Overland (Hg.), *Caspian Energy Politics. Azerbaijan, Kazakhstan and Turkmenistan*, London 2010.

**Glossar**

Abkürzungen: ar. arabisch; chin. chinesisch; kas. kasachisch; mo. mongolisch; mod. usb. modernes Usbekisch; pers. persisch; ru. russisch; skt. Sanskrit; tadsch. tadschikisch; tü. türkisch; turkm. turkmenisch

adab

(ar.) richtiges Benehmen, auch: Literatur

ādat

(ar.) Gewohnheit, Gewohnheitsrecht

aimaq, ayimaq, aimag

(mo.) Einheit von Territorium und Personen, später Verwaltungseinheit unter der Leitung eines Khans oder Bannerfürsten

alaman

(turkm.) Raubzüge (zu Fuß oder beritten), u.a. mit dem Ziel des Sklavenfangs

altan oruġ

(mo.) »Goldenes Geschlecht«, Činggisiden

amir al-mu'minīn

(ar.) »Beherrscher der Gläubigen«, Titel, ursprünglich für den Kalifen

ariq

(tü.) Bewässerungskanal

ariq aqsaqal

(tü., usb. *ariq oqsoqol*) Aufseher über Bewässerungskanäle

aruaq

(kas., von ar. *arwāh* »Geister«, Sg. *rūh*) Ahnengeister

ataliq

(tü.) Hofamt, »Mann hinter dem Thron« in der frühen Mangiten-Zeit; ursprünglich: Prinzenzieher, »der Vaterstelle einnimmt«

ātūn-bībī

(tü. und tadsch.), mod. usb. *otin* gelehrte »lesende« und unterrichtende Frau

aul

(kas.) Weidegemeinschaft, Zeltlager

aulād

(ar., daher turkm. *övlad*) »Nachkommen« (sc. herausragender Figuren der isl. Geschichte wie der ersten drei Kalifen oder wichtiger sufischer Meister, s. *khwāja*)

auqāf

(ar., Sg. *waqf*) fromme Stiftung

bäg

(tü., auch *beg*, *bīk*, *bī*) Edle im Gegensatz zu niedrig Geborenen

beglerbegi

(tü.) oberster Würdenträger nach dem činggisidischen Khan in manchen mo. Staaten, anderswo auch *ulusbegi*

bingtuan

(chin.) Produktions- und Baukorps in Xinjiang

čäkar

(pers.) persönlicher Gefolgsmann

cakra

(skt.) »Rad«

cakravartin



- (skt). Herrscher, der das Rad des Gesetzes dreht, Weltherrscher  
chanyu  
(chin. Wiedergabe eines Stepentitels) Herrscher der Xiongnu  
da'wa  
(ar.) Aufruf (zum Islam zu kommen)  
dahāqīn  
(ar.-pers., Sg. *dihqān*) Landadliger; heute mod. usb. *dehqon* »Bauer«  
darūbast  
(pers.) Vergabe von Einkünften aus Landwirtschaft (u.a.) gegen Dienst. Synonyme oder Fast-Synonyme: ar. *iqṭā'*;  
mo. *soyurǰal*; pers. *tankhwāh*  
dihqān  
s. *dahāqīn*  
ḍikr  
(ar.) Gottesgedenken (sufische Übung)  
dīwān  
(ar., pers.) Abteilung in der Staatsverwaltung  
el  
(mo., tü. auch *il*) Gruppe von Personen, die einem Khan (o.Ä.) unterstehen, Personenverband  
gap  
(tü., tadsch.) »Sprechen«, regelmäßiges Treffen von Männern; politisch-literarischer Salon  
ǧāzī  
(ar.) Kämpfer gegen Nichtmuslime; Titel für solche Kämpfer  
heqin-Verträge  
(chin.) Verträge zur Regelung von Tribut-Austausch zwischen Han und Xiongnu, als System bis in die Ming-Zeit  
präsent  
himāyat  
(ar., pers.) »Schutz«, Schutzversprechen eines Herrn gegenüber Bauern  
inorodcy  
(ru., Sg. *inorodec*) »Andersstämmige«, Einheimische  
iqṭā'  
(ar.) s. *darūbast*  
islāh  
(ar.) »Korrektur«. Reformbewegung unter Berufung auf »alte« Zustände  
jadīd  
(ar. »neu«) Reformbewegung unter muslimischen Intellektuellen, s. *usūl-i jadīd*  
jasag, jasaq  
(mo., tü., ru.) herrscherlicher Erlass; Tributabgaben von Waldvölkern  
jihād  
(ar.) »Heiliger Kampf« (oft: militärisches Vorgehen gegen Nichtmuslime)  
kāriz  
(pers., ar. *qanāt*) unterirdische Anlage zur Gewinnung und zum Transport von Wasser  
kešig  
(mo.) »Leibgarde«; Gefolgschaft mo. Herrscher (seit Činggis)  
khan  
(tü., auch *khaqan*, mo. auch *qaan*) Herrschertitel, bei den Mo. den Činggisiden vorbehalten  
khānaqāh  
(pers.) »Konvent«; Gebäude, in dem Sufis zusammenkommen (und leben)  
kharāj  
(ar.) Erntesteuer  
khwāja

- (pers.) »Lehrer«. Titel für sufische Meister; Bezeichnung für genealogische Gruppen, die sich von Figuren der frühen islamischen Geschichte herleiten; kas. *qoža*. s.a. *aulād*
- korenizacija  
(ru.) »Einwurzelung«, Indigenisierung
- lifanyüan  
(chin.) Amt für außenliegende Reichsteile, »Kolonialamt«
- madrasa  
(ar.) Medrese, höhere islamische Lehranstalt
- mahalla  
(ar.) Stadtviertel
- maktab  
(ar.) Grundschule
- mamlaka  
(ar.) Staatsland
- mazār  
(ar.) »Ort, der besucht wird«, Schrein
- millat  
(ar., pers.) Gemeinschaft von Menschen, später: Nation
- musulmančilik  
(mod. usb.) »Muslimsein«
- mutawallī  
(ar.) Verwalter einer frommen Stiftung (*waqf*)
- noyan  
(mo.) Befehlshaber (über tausend Mann oder mehr)
- oblast'  
(ru.) Bezirk (größere Verwaltungseinheit)
- oqsoqol  
s. *aqsaqal*
- ordu  
(mo., tü.) (herrscherliches) Heerlager
- otin  
(mod. usb.) s. *ātün-bībī*
- poddanstvo  
(ru.) Eigenschaft als Untertan
- qadīmčılar  
(tü.) »die auf das Alte pochen«, Gegenströmung zu den *jadīd*-Intellektuellen
- qanāt  
s. *kārīz*
- quriltai  
(mo.) Ratsversammlung der Aristokratie in mo. und nachmo. Staaten
- qut  
(tü.) vererbbares Charisma eines Dynastie-Gründers; *qutluq* »der mit *qut* Begabte«
- razmeževanie  
(ru.) nationale Abgrenzung, Abstecken von nationalen Territorien
- risāla  
(ar.) »Sendschreiben«, Textgattung bei Gewerbetreibenden
- russko-tuzemnaja škola  
(ru.) Schule für russische und einheimische Knaben
- SADUM  
(ru. für *Sredneaziatskoe duchovnoe upravlenie musul'man*), »Zentralasiatische Geistliche Islamische Verwaltung«

al-salaf al-sālih

(ar.) die »frommen Altvorderen«, Bezugspunkt des salafitischen Islam

sovnarkom

(ru. für *sovet narodnyh komissarov*) »Rat der Volkskommissare«

soyurgal

(mo.) s. *darūbast*

Sredazbjuro

(ru. für *Sredneaziatskoe bjuro*), »Zentralasiatisches Büro«, Leitungsorgan der KP für Zentralasien

tamga

(tü.) Brandzeichen für Tiere

tamma

(mo.) Truppen, die aus den Gefolgschaften und Kontingenten verschiedener činggisidischer Prinzen zusammengestellt wurden

taiji

(mo.) Titel, ursprünglich chin. »Kronprinz«

taiši

(mo.) Titel, ursprünglich chin. »Regent«, bei Mo. mit der Aufgabe, für den Khan zu handeln. Titel bei (kalmückischen) Oiraten vergleichbar mit tü. *bäg*

tankhwäh

s. *darūbast*

töre

(mo.) gewohnheitsrechtliche Regelung; tü.: nicht-regierender Činggiside

tümen

(mo.) Zehntausendschaft; später: Verwaltungseinheit

tuzemcy

(ru., Sg. *tuzemec*) Einheimische

ulamā'

(ar., Sg. *ālim*) islamische Gelehrte

ulus

(mo.) Einheit von Territorium und Personen in der Verfügung eines činggisidischen Prinzen

ulusbegi

s. *beglerbegi*

umma

(ar.) Gemeinschaft der Gläubigen (Muslime)

ušr

(ar.) Erntesteuer, Zehent

usūl-i jadīd

(pers.) »neue Methode«, Basis des Reformprogramms der Jadīd-Intellektuellen

waqf

s. *auqāf*

yabgu

(?) Titel für tü. Herrscher

yasa

(mo.) herrscherlicher Erlass (besonders Činggis Khans)

yurt

(mo., tü.) Gebiet, das einem Beg oder Khan als Weidegrund zur Verfügung steht

zud

(mo.), *žut* (kas.) winterliche Wetterlage, die dazu führt, dass das Vieh das Gras nicht unter dem Schnee freikratzen kann

žuz



(kas.) »Hundert«, eine der drei bzw. vier großen Gruppen (»Horden«) der Kasachen

**Zeittafel**

vor 1000 v.Chr.	Frühe agropastorale Kulturen, Kombination von Ackerbau und Viehzucht
vor 1000 v.Chr.	Erste Reiternomaden
8. bis 4. Jh. v.Chr.	Skythen, »skythische Trias« weit länger nachgewiesen
ab 3. Jh. v.Chr.	Buddhismus breitet sich von Indien aus nach ZA aus. Rege Übersetzungstätigkeit im Tarim-Becken und der Region Turfan
ca. 330 v.Chr.	Alexanderzug. Bis kurz vor der Zeitenwende: hellenistische Kulturen in ZA
209 v.Chr. bis 4. Jh. n.Chr.	Xiongnu-Herrschaft
2. Jh. v.Chr.	Beginn der Seidenstraßen
5. Jh. n.Chr.	Aufblühen sogdischer Städte und Kolonien. In der Folge Herausbildung einer sogdisch-türkischen Synthese
552–587	Erstes Türk-Kaganat
582–630	Westliches Türk-Kaganat
ab 630	Vordringen der Tang in die »Westgebiete«
670–672	Tibet kontrolliert das Tarim-Becken
682–744	Zweites Türk-Kaganat
705–15	Qutaiba b. Muslim, kalifaler Gouverneur in Khurasan, erobert Transoxanien. Beginn der Islamisierung
744–840	Uigurisches Kaganat
751	Niederlage der Tang gegen die Araber bei Talas
756–7	An-Lushan-Aufstand; Tang zieht sich aus ZA zurück
Ende 8. Jh.–842	Tibet dringt bis nach Hami und Turfan vor

875–1005	Sāmāniden-Dynastie (Zentrum Buchara)
bis ca. 1000	Ende des Buddhismus im östl. Iran, Afghanistan und dem Tarim-Becken (bis nach Turfan)
9.–12. Jh.	Transoxanien wird zentrale Region in vielen Gebieten der islamischen Wissenschaften
997–1040	Ġaznawiden als Großmacht in der östl. islamischen Welt
1040	Niederlage der Ġaznawiden gegen die Seldschuken bei Dandānaqān
999–1212	Dynastie der Qarakhaniden, erste türkisch-tribale Dynastie in der islamischen Welt
10. und 11. Jh.	Große Ost-West-Wanderung in der Steppe
1141	Niederlage der Seldschuken gegen die Qarakhitai bei Qatwān
1153–1157	Ende der seldschukischen Herrschaft in Khurasan
924/947–1125	Liao-Dynastie in Nordchina und Teilen der Mongolei
1141–1211 (1213)	Herrschaft der Qarakhitai (Westl. Liao). Beginn der Oberherrschaft von Nicht-Muslimen im westlichen ZA
12. Jh.	Ackerbau und Urbanisierung in vielen Bereichen auf einem Höhepunkt
1115–1235	Jin-Dynastie in Nordchina und der Mandschurei
1032–1227	Tangutische Xixia-Herrschaft im Gansu-Korridor
1072–1220	Dynastie der Khwārazmšāhs (Anušteginiden)
1206	Temüjin zum Činggis Khan ernannt
1206–1227	Mongolische Eroberungen unter Činggis Khan: Nordchina, Steppengebiete Kasachstans, Tarim-Becken, Khwārazm, Teile Irans
1227	Tod Činggis Khans
bis 1260er Jahre	Mongolisches Gesamtreich von Osteuropa bis Korea
1260er Jahre bis 1300	»Kollegiale Verwaltung« der eroberten Gebiete durch innerdynastische Kriege beendet
bis 1368	Yüan-Dynastie



bis ca. 1330	Ulus Čaġatai
bis ca. 1395	Ulus Joči («Goldene Horde«)
13. und 14. Jh.	Islamisierung der Steppenregionen. Bildung sufischer Bruderschaften im westl. ZA
nach 1240	Tätigkeit des Saskya-Pandita. Beginn der buddhistischen Mission unter den Mongolen
1368–1634	Zahlreiche territorialisierte činggisidische Herrschaften in der Mongolei
1571	Altan Khan und der Dritte Dalai Lama besiegeln die Vorherrschaft der Gelbmützensekte in der Mongolei
1375–1512/3	Geregelter Handel »Tee gegen Pferde« zwischen China und den Mongolen
1370–1405	Timur
1405–1506	Timuriden. Blütezeit persischer und türkischer Literatur, der Buchmalerei, der Historiographie, der Architektur. Zentren Samarkand und Herat
1464–1465	Abtrennung der Kasachen von der usbekischen Konföderation
1498	Vasco da Gama erreicht Indien auf dem Seeweg um Afrika
1500–1598	Abulhairidische Dynastie (Činggisiden) in Transoxanien
ab Mitte 16. Jh.	Russland dringt in der Waldzone nach Osten vor und greift zunehmend in der Steppe ein
1570	Neuer Aufschwung des mongolisch-chinesischen Handels
1635–1758	Reich der oiratischen Dsungaren
1638	Gründung des Lifanyüan. Zunehmende Integration von Mongolen in die Herrschaftsstruktur der entstehenden Qing
1644–1911	Qing-Dynastie in China, der Mongolei, der Mandschurei, Tibet und den »Westgebieten«
1689 und 1727	Grenzverträge von Nerčinsk und Kjachta zwischen Russland und China
17. und 18. Jh.	Höhepunkt des Pferdehandels zwischen ZA und Indien
1723	Niederlage der Kasachen gegen die Dsungaren. »Barfüßiger Fluchtmarsch«
1731	Bitte des kasachischen Khans, als russischer Untertan aufgenommen zu werden. Beginn des »freiwilligen Anschlusses« an Russland

Mitte 18. Jh.	Tiefpunkt städtischer Kultur im südwestl. ZA
1740–1747	Nādir Šāh. Ende der činggisidischen Periode im südwestl. ZA
1747	Gründung des Durrānī-Reichs von Afghanistan
1771	Rückmarsch der kalmückischen Oiraten von der Wolga in das Ili-Gebiet
1839–1842; 1878–1879	Britisch-afghanische Kriege. Afghanistan wird brit. Einflusszone
bis 1848	Auflösung der kasachischen Horden
1865–1873	Russische Eroberungen: Kokand, Buchara, Khiva. Khiva und Buchara bestehen als russ. Protektorate fort
1865–1877	Herrschaft Ya'qūb Begs im Tarim-Becken
1881	Russen erobern turkmenische Festung Gök-Tepe
ca. 1865–1900	»Great Game«
1881	Baubeginn der Transkaspischen Eisenbahn
1906	Eröffnung der Bahnlinie Taschkent-Orenburg
Ende 19./Anfang 20. Jh.	Baumwollboom in Russisch-Turkestan
ab 1880er Jahre	Massiver Zustrom russ. Siedler in die Kasachengebiete
1911–1941	Xinjiang gerät in die Einflusszone erst Russlands, dann der UdSSR
1911–1924	Theokratische Regierung in der Mongolei
1916	Zentralasiatischer Aufstand (»Steppenaufstand«)
1917	Revolutionen im Russländischen Reich
Nov. 1917–Feb. 1918	Kokander Autonomie
1918–Mitte der 1920er Jahre, örtlich auch länger	
Juli 1919–Ende 1920er Jahre	

1920–1924	»Nationale Grenzziehung« ( <i>razmeževanie</i> ) in der UdSSR
1924	Gründung der Mongolischen Volksrepublik
1927	
1928–1931	Zwangswise Sesshaftmachung der Nomaden in der UdSSR
1933–1934	Muslimische »Republik Ostturkestan«
1938	Höhepunkt der stalinistischen Säuberungen
1941–1945	Zweiter Weltkrieg
1943	Gründung SADUM, offizielle Islam-Vertretung der UdSSR
1949	Sieg der KPCh im chinesischen Bürgerkrieg
ab 1949 bis ca. 1990	Starker Anstieg des han-chinesischen Anteils an der Bevölkerung Xinjiangs
1955	Gründung des »Uigurischen Autonomen Gebiets Xinjiang« als Teil der Volksrepublik China
1959–1986	Stabilisierung strategischer Allianzen in den zentralasiatischen Sowjetrepubliken
Dez. 1986	Unruhen in Almaty wegen der Ernennung Kolbins zum Ersten Sekretär der Kasachischen KP
27. 4. 1978	»Saur-Revolution«. Kommunistischer Putsch in Afghanistan
Jahresende 1979	Sowjetische Intervention in Afghanistan
bis 15. 2. 1989	Sowjet-Armee verlässt Afghanistan
August–Dezember 1991	Unabhängigkeitserklärungen der zentralasiatischen Sowjetrepubliken
1992–1996	Mujāhidīn-Bürgerkrieg in Afghanistan
1992–1997	Bürgerkrieg in Tadschikistan
1993	Einführung nationaler Währungen in den postsowjetischen Republiken
Sept. 1996	Taliban erobern Kabul



Feb. 1999	Anschläge in Taschkent
Okt. 2001	Beginn von »Enduring Freedom«
März 2005	»Tulpenrevolution« in Kirgisistan
Mai 2005	Zusammenstöße in Andijan, usbekisches Fergana-Gebiet
Juli 2009	Ethnische Zusammenstöße zwischen Uiguren und Han-Chinesen in Urumqi

## Abbildungsnachweis

akg-images: Abb. 13 (Electa), Abb. 14 (Erich Lessing),  
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Turfan-Archiv: Abb. 7  
Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: Abb. 17  
Deutsche Nationalbibliothek: Abb. 2, 15, 27  
dpa/picture-alliance: Abb. 8, 9, 24  
Library of Congress, Washington D.C.: Abb. 6, 10, 18, 20, 21, 23, 25  
ullstein bild: Abb. 1, 11, 26

---

Trotz sorgfältiger Recherche konnten möglicherweise nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Berechtigte Ansprüche können beim Verlag angemeldet werden und werden im üblichen Rahmen abgegolten.

**Personen- und Ortsregister****Personenregister**

Abaoji  
 157, 177  
 Abaqa Khan  
 290  
 Abbasiden (Dynastie, 750–1258)  
 131, 141f., 192  
 Abd al-Latif (Timuride)  
 267  
 Abd al-Mu'min Khan (Šaibanide)  
 278  
 Abd al-Rahmān Khan (Afghanen-Herrscher)  
 375  
 Abd ar-Razzāq Samarqandī (Historiker)  
 341  
 Abdālī (Paschtunen-Gruppe)  
 355f.  
 Abdallāh (Abdālī-Chief)  
 355  
 Abdallāh Khan (Šaibanide, 1583–1598)  
 276–280, 283, 347  
 Abdallāh Ansārī (Sufi-Meister)  
 332, 347  
 Ablai Khan (1771–1781, Mittlere Horde)  
 259, 284, 364, 451  
 Abū Ja'far al-Ma'mūn (813–833, Kalif)  
 140  
 Abū l-Faiz Khan (Tuqai-Temüride)  
 356, 358f., 381  
 Abū l-Ġāzī Bahādur Khan (1645–1662/3)  
 338, 342  
 Abū l-Khair Khan (Šaibanide)  
 242, 243, 267ff., 274f., 281f.,  
 Abū l-Khair Khan (Jüngere Horde)  
 284, 330  
 Abū l-Qāsim Bābur (Timuride)  
 267  
 Abū Muslim  
 191f.  
 Abū Muzāhim (tü. Su-lu)  
 78  
 Abū Sa'īd Sultan (Timuride)  
 268, 274  
 Achämeniden



55, 57–61  
 Āfāq Khwāja s. Hidāyatullāh  
 Afšār (Turkmenen-Gruppe)  
 355  
 Afšīn (Heerführer)  
 142, 193  
 Aga Khan  
 190  
 Ahmad Šāh (Afghanen-Herrscher)  
 356f., 377,  
 Ahmad Šāh Mas'ūd (Warlord in NO-Afghanistan)  
 511f.  
 Ahmad Yasawī (Sufi-Meister)  
 332, 334, 347  
 Ainī, Sadriddīn  
 458  
 Aizong (Kaiser)  
 77, 79, 222  
 Ajtmatov, Čingis  
 517  
 Akaev, Askar  
 500f.  
 Akhal-Tekke (Turkmenen-Gruppe)  
 385  
 Akromiyya  
 509  
 Alan Gho'a  
 115  
 Alexander (Makedone)  
 22, 59f.  
 Alǧu  
 231ff.  
 Alī b. Abi Tālib (Kalif)  
 325, 331f., 445  
 Alī Hamadānī (Sufi-Meister)  
 334  
 Ālim Khan (Bucharā)  
 398  
 Ālim Khan (Kokand)  
 377  
 Ališīr Nawā'ī (Dichter)  
 343, 520  
 Alptegin  
 143  
 Altan Khan  
 245f., 318, 336, 338,  
 »Ältere Horde« (Ulu Žuz)  
 283, 363  
 Altynsaryn, Ibrāhīm  
 451,

Amānallāh (Afghanen-Herrscher, 1919–1929)  
 376, 398  
 Amin, H.  
 510  
 Amir Haidar (Mangit, 1800–1826)  
 381  
 Amir Husain (Qara'unas)  
 262,  
 Amursanaa (1722–1757)  
 258f., 284  
 An Lushan (755–757)  
 79, 87, 102, 131f., 134, 139  
 Anagui  
 76  
 Anna Ioannovna (Zarin)  
 284  
 Anūša Khan  
 280  
 Anuschirwan, Chosro (iranischer Großkönig, 531–557)  
 74  
 Anuštegin  
 166  
 Aqqoyunlu  
 268  
 Arabšāhiden (Dynastie)  
 279f.  
 Ardašīr (226–240)  
 71  
 Argun Aqa  
 246  
 Ariğ Böke (1260–1264)  
 223, 229–232  
 Ashina (Türk-Clan)  
 76, 80, 108, 110, 133, 147  
 Ashina She-er  
 79  
 Aśoka (268–237 v.Chr.)  
 61, 118  
 Ašraf (Ġilzai-Chief)  
 355  
 Ašras b. Abdallāh as-Sulamī  
 86  
 Aštarkhaniden (Dynastie)  
 277  
 Atambaev, Almaz  
 501  
 Atatürk  
 376  
 Atsız (1127–1256)  
 166

Avicenna (Ibn Sinā)

202, 501

Ayuuki Khan

252

Baatur Khung-Taiji (1635–1653)

248, 255f.

Bābā Rahīm Mašrab (Dichter)

345

Bābak-i Khurramdīn

193

Babakhan (Gelehrtenfamilie)

408

Bābur (Timuride, 1483–1530)

237, 275, 279, 335, 344

Bača-yi Saqao

376

Bahā ad-dīn Naqšband (Sufi-Meister)

332, 334

Baisungur (Timuride)

267, 341, 345

Bajtursynov, Ahmet

451f., 466

Bakiev, Kurmanbek

496, 501

Bal'amī (Wesir, Historiker)

201

Barakzai-Muhammadzai

357

Barāq Khan (Čağataier, 1266–1271)

233f.

Barāq Hājib (Qarakhitai-Amir)

164

Barāzbanda

192

Barlas (genealogische Gruppe)

260

Barmakiden (Wesirsfamilie)

260ff., 346

Barsaentes

59f.

Baschkiren

44, 253, 284, 364

Basmači

395–399, 412, 438, 463

Basmil (Konföderation)

133

Batu Khan (1205–1255)

223, 239, 290, 328



Baya'ut (genealogische Gruppe)  
 167  
 Bāyezīd I. (Sultan)  
 264  
 Behbūdī, Mahmūd Khwāja  
 455f.  
 Bekovič-Čerkasskij (Fürst)  
 296, 362  
 Belutschen  
 145  
 Berdimuhamedov, Gurbanguli  
 496, 503  
 Berke Khan (1257–1267)  
 233, 239, 328, 330, 333  
 Bessos v. Baktrien  
 59  
 Bidil (Dichter, 1644–1720)  
 345  
 Bihzād (Maler, 1460–1535)  
 345, 350  
 Bilge Kagan  
 81f., 115  
 bin Lādin  
 s. a. Usāma  
 Bīrūnī (Wissenschaftler)  
 150, 202  
 Bokeikhanov, Alikhan  
 462  
 Bo'orči  
 211, 262  
 Borjigid (genealogische Gruppe)  
 115, 209, 221  
 Börte  
 209, 221, 225, 232  
 bSod-nams-rgya-mcho (Sonam Gamcho, III. Dalai Lama, 1543–1588)  
 336  
 Brežnev, Leonid I.  
 414f.  
 Buchgol'c (Buchholtz), Ivan (General)  
 362  
 Bukeische Horde  
 365  
 Bumin Khan  
 76  
 Burhān (regierende Familie in Buchara)  
 168, 187, 195  
 Büri  
 225  
 Burjaten  
 27, 246, 407, 459f., 469, 517

Burqut (Usbeken-Gruppe)

357

Buzurg Khan (Khwāja v. Weißen Berg)

372

Čagatai/Čagataier

224f., 230–238, 242, 257, 260–264, 276, 282, 292, 328, 336, 344ff.

Čahar/Čakhar (Khalkha-Gruppe)

244, 325, 368

Čaku Barlas

262

Candragupta

61

Čangda Khutugtu

337

Čaudor (Turkmenen-Gruppe)

383

Černjaev, M. (General)

384

Chao (Dynastie)

69,

Chechen (Sečen) Khan

245, 367

Chioniten

71, 73, 101

Choibalsang, Ch.

422, 424

Chosro Anuširwan

74

Chruščëv, Nikita S.

411, 413, 438, 458

Činggis Khan

107, 108, 113, 115f., 138, 182, 207, 209–213, 216, 218–223, 225, 229, 232, 237, 244, 246, 248, 262, 264, 272, 287, 289, 292, 315f.,

318, 336, 339f., 366, 446, 464, 518

Clavijo, Ruy González de

320, 349

Čolpān (Cho'lpon, Dichter, 1893–1938)

457

Čoqaev, M.

394

Čoros (oiratische Gruppe)

246ff., 258

Čuras (oiratische Gruppe)

246

---

Dalai Lama

248f., 256f., 318, 336f., 369

Dareios

59

Dā'ūd (Muhammad Dā'ūd Khan)

510  
 Dayan Khan (1488–1533)  
 244f.  
 Demchungdongrub (»De Wang«)  
 421  
 Devastič  
 85f.  
 Dmitrij Donskoj, Fürst von Moskau  
 241  
 Dolanen  
 432  
 Dörbed (oiratische Gruppe)  
 246ff., 254, 368  
 Dost Muhammad (1826–1863)  
 374  
 Dostum, Rašid  
 512, 524  
 Dsungaren  
 247ff., 253, 255–260, 283ff., 303, 335, 338, 342, 358, 363, 367f., 371, 379, 528  
 Duġlat (genealogische Gruppe)  
 236ff., 263, 282  
 Dükči Išān  
 285, 389  
 Dulatov, Mīr-Ya'qūb (Miržaqip)  
 451  
 Dunganen  
 190, 373, 416, 419f.  
 Durrāni  
 356ff., 374  
 Dutov, A.I. (General)  
 394, 397  
 Džanbojsunov, Abdugafar  
 390  
 Džangildin, Alibi  
 390

---

Edigü (Amir)  
 241f.  
 Ekinči b. Qočqar  
 155, 166  
 Eletmiš Bilge Qagan  
 155  
 Elteriš (682–692)  
 80f.  
 El'cin, Boris N.  
 474  
 Enver Pascha  
 397  
 Erdana Beg



377

Ermak Timofeevič

361

Ersari (Turkmenen-Gruppe)

383

Esen Khan (1429–1462)

237, 307ff.

---

Fakhr ad-dīn Muhammad

235

Fārābī (Philosoph)

202, 518

Firdausī (Dichter)

147, 202, 518

Fitrat, Abdurra'ūf

398, 456

Frunze, Michail

396

---

Galdan

256ff.

Galdan Tseren

258

Gao Xianzhi (General)

87

Gaozong (Kaiser, 650–683)

79

Gaozu (Kaiser)

65f.

Gapurov, Muchamednazar

413

Gasprinskij, Ismā'īl Beg

452

Gauharšād

267

Ġazan Khan

233

Ġaznawiden (Dynastie)

125, 143–147, 152f., 166, 176, 181, 193, 202

Gelbmützen-Sekte

248, 336f.

Gelugpa (Gelbmützen)

337

Ġilzai

355f.

Girai (Begründer des kasachischen Ulus)

275, 282

Gog und Magog (apokalyptische Völker)

22

Göklen (Turkmenen-Gruppe)

383

»Goldene Horde«

239, 241

Gološčekin, F.I.

409

Gorbačëv, Michail S.

415, 474, 511

Gromov, B.V. (General)

511

Güriden (Dynastie)

146, 165–168, 177, 188, 193, 235, 289

Güüši-Khan

248

Güyük Khan (1246–1248)

223f., 226

Guzz (Konföderation)

156, 167

---

Hāfiz-i Abrū (Historiker)

341

Hamīd Pūr (Qarakhitai-Amir)

164

Hamza b. Āḍarak (khārijitischer Anführer)

195

Han (Dynastie)

64–69, 99

Han-Chinesen

44, 190, 372, 374, 419, 478, 484f.

Han Wudi (Kaiser, 141–87 v.Chr.)

67f., 99

Hārīṭ b. Suraij

84

Hārūn (Khwārazmšāh)

152

Hazāra (Volksgruppe in Afghanistan)

43, 190, 432, 512f.

Heinrich II. der Fromme

222

Hekmatyar, Gulbuddīn

512

Hephthaliten

71, 73f., 78, 80, 101, 117

Herodot

22, 57f.

Hidāyatullāh (Āfāq Khwāja)

238

Hö'elün (Mutter Činggis Khans)

209, 225  
 Hotak-Gilzai  
 355  
 Huang Taiji (1627–1643)  
 368f.  
 Hülegü (1255–1258)  
 223f., 230f., 235, 246, 290  
 Hunnen  
 57, 71ff., 75, 106, 183, 210, 526  
 Husain Baiqara (Timuride, 1469–1506)  
 268f., 275, 324, 344

---

Ibn Battūta (Reisender)  
 97, 290, 300, 333  
 Ibn Fadlān (Reisender)  
 94, 150f., 183, 197  
 Ibn Hauqal (Geograph)  
 201  
 Ibn Sīnā (Avicenna)  
 202, 518  
 Ibn Taimiyya  
 318  
 Ibrāhīm b. Adham (Asket)  
 194  
 Ibrāhīm Bek Loqai  
 397  
 Idrīsī (Geograph)  
 154  
 Ilbars Khan (1727–1740)  
 356, 360  
 Il'minskij, Nikolaj I.  
 451  
 Ilyās Khwāja  
 236  
 Inaqiden (Dynastie)  
 360  
 Inguschen  
 44  
 Irzan Khan (1320–1344/1345)  
 240  
 Ishāq («der Türke»)  
 191f.  
 Iskandar Khan (Šaibanide)  
 277  
 Ismā'īl (Samanide, 802–907)  
 122, 141ff., 197, 519  
 Ismā'īl, Schah (Safawide)  
 275  
 Ismā'īl Khan (Warlord in Herat)



511, 514

Ismāʿīliten (schiiitische Richtung)

190, 193

Issedonen

57

Istemi

76

Ivan IV. Groznyj (»der Schreckliche«)

361

Jadaran (genealogische Gruppe)

210

Jahāngīr (b. Timur)

265

Jahāngīr (Khwāja v. Weißen Berg)

372

Jalāl ad-dīn Mingbirni (Khwārazmšāh)

219

Jalayir (genealogische Gruppe)

260

Jāmī (Dichter)

332, 334, 344

Jamuġa

210, 339

Janibeg (Khan der Goldenen Horde, 1341–1357)

239f.

Janibeg (Begründer des kasachischen Ulus)

275, 282

Janibegiden (dynastischer Clan der Šaibaniden)

277

Janiden (Dynastie)

277

Jaohui (chin. General)

259

Jasaqtu Khan

245, 367

Jebe noyan

164

Jelme

211, 262

Jelzin

s. Elʿcin

Jermak

s. Ermak

Jibzundamba Khutugtu

257, 259, 319, 337, 421

Jin (Dynastie, 1115–1234)

159f., 183, 207, 210, 216, 222, 226, 287, 336, 368f.

Jin Shuren (chin. Gouverneur, 1928–1933)

416

Joči (Qasar)

209, 222ff., 225, 248, 263, 274, 280ff., 328

Joči (Ulus)

226f., 230ff., 238f., 241ff., 290, 328f., 527

Juldašev, Tohir

507

»Jüngere Horde« (Kiši Žuz)

254, 283ff., 330, 364, 382, 384

Jüybāri-Khwājas (Familie von Sufi-Meistern)

296, 306, 321f., 332, 334f.

Kābul-Šāh

198

Kalmücken

27, 242, 246, 249, 252–255, 284f., 296, 319, 361, 407, 459, 469, 527

Kangxi (Kaiser, 1661–1722)

257f., 366, 371

Kanischka

71

Karakalpaken

43, 297, 342, 360, 382, 401

Karimov, Islom

474, 495, 497, 508

Karmal, Babrak

510f.

Kart (Dynastie)

232, 235, 264, 291

Karzai, Hamid

514, 516

Kasachen

22, 43f., 93f., 221, 238, 247ff., 252f., 256–259, 276, 278f., 281–286, 297, 299, 329, 342, 358, 360, 363f., 377ff., 393f., 389–392, 396f., 399, 401, 403f., 409ff., 414ff., 418f., 437, 445f., 450ff., 464, 476, 484, 517f., 527

Kāšgārī, Mahmūd (Autor eines Wörterbuchs)

137, 203

Katharina II. (Zarin, 1762–1796)

402

Kaufmann, K.P. von (Generalgouverneur)

385, 404

Keneges (Usbeken-Gruppe)

357f., 380

Kenesary Kasimov (Sultan)

364f.

Kereyid

122, 208f., 246

Khalkha

245, 247f., 252, 257ff., 319, 337, 367f., 371

Khara-Khula

247

Khidr Khwāja  
 237  
 Khitai-Qipčaq (Usbeken-Gruppe)  
 358, 380  
 Khitan  
 80, 94, 133, 137f., 155–159, 177, 207, 225, 227  
 Khojaev, Faizullāh  
 398, 462  
 Khoo-Örlög  
 249–252  
 Khorchin (Khalkha-Gruppe)  
 370  
 Khošud (oiratische Gruppe)  
 246–249, 256f., 338  
 Khri-srong lde-brtsan (755–797)  
 139  
 Khudāyār Khan  
 373, 380  
 Khwāja Ahrār  
 314, 322, 324f., 335  
 Khwājas »vom Schwarzen Berg«  
 238, 334f., 372  
 Khwājas »vom Weißen Berg«  
 257, 323, 334, 372  
 Khwādamīr (Historiker)  
 341  
 Kidariten  
 71, 73, 101  
 Kimek  
 154ff., 177  
 Kimmerer  
 56, 58  
 Kirgisen  
 22, 237, 272, 278, 285f., 329, 342, 363, 377–380, 389ff., 396, 399, 401, 416, 464, 475  
 Kökečü  
 s. Teb Tenggeri  
 Kolbin, Gennadij  
 415  
 Kolčak, A.V. (Admiral)  
 397  
 Komanen  
 s. Qipčaq  
 Kosaken  
 284, 364, 388f., 391  
 Köten  
 336  
 Krimtataren  
 44, 252  
 Kubrāwiyya (sufische Bruderschaft)  
 290, 330, 333f.



166  
 Mamai (Amir)  
 241  
 Maman, Yūsuf (Rabbiner)  
 126  
 Mandschu  
 249, 254, 319, 366ff.  
 Mangit (usbekische genealogische Gruppe, Dynastie)  
 241f., 274, 359f., 380  
 Maniakh (Gesandter)  
 77  
 Mao-dun (209–174 v.Chr.)  
 65, 70, 108  
 Marco Polo  
 240, 300f.  
 Marwazī (Autor)  
 155  
 Mas'ūd (ġaznawidischer Sultan, 1030–1041)  
 146, 152f  
 Mas'ūd Beg Yalavač  
 232, 289  
 Massageten  
 57f., 60  
 Māturīdī (Theologe)  
 195  
 Meder  
 58  
 Menander (150–135 v.Chr.)  
 61  
 Merkit  
 123, 208f., 213, 217f.  
 Meskheten  
 44, 475  
 Ming (Dynastie in China)  
 229, 244f., 267, 308ff., 318, 369  
 Ming (Dynastie in Kokand)  
 357f., 360, 377  
 Ming (Usbeken-Gruppe)  
 358  
 Mīr Wais  
 355  
 Mīrānšāh (b. Timur)  
 235, 265  
 Mīrkhwānd (Historiker)  
 341  
 »Mittlere Horde« (Orta Žuz)  
 259, 283ff., 364f., 451  
 Mōngke Khan (1251–1259)  
 223–226, 229–235  
 Muhammad (Prophet)

86, 107, 192f., 445, 526  
 Muhammad Alī Khan (Kokand)  
 378  
 Muhammad b. Abd al-Wahhāb  
 504  
 Muhammad b. Ahmad an-Nasafi (Propagandist)  
 193  
 Muhammad b. Ismā'īl al-Bukhārī (Sammler prophetischer Überlieferungen)  
 194  
 Muhammad b. Tekeš (Khwārazmšāh)  
 217, 289  
 Muhammad Haidar Duġlat (Historiker)  
 282  
 Muhammad Hakīm Beg (Mangit-Amir)  
 359  
 Muhammad Rahīm Beg (Mangit-Amir; Khan)  
 359, 380  
 Muhammad Šaibānī Khan  
 269, 275f., 279  
 Muhan  
 76  
 Muhyiddīn Khwāja  
 437  
 Mujāhidīn  
 506, 511ff.  
 Muqali (mo. General)  
 217, 226  
 Muqanna' (Sektenführer)  
 192f.  
 Musabaev-Brüder  
 459  
 Musulmān Qulī  
 380  
 Mu'tasim (Kalif)  
 142

---

Nabiev, R.  
 498  
 Nādir (Nadr) Šāh  
 297, 354ff., 358ff., 376  
 Naiman  
 122f., 160, 164, 168, 208, 212, 216ff.  
 Najibullāh, M.  
 511f.  
 Najm ad-dīn Kubrā (Sufi-Meister)  
 332  
 Najm-i Thānī (General)  
 276  
 Nalivkin, V.P.

393, 437  
 Namangani, J.  
 507  
 Naqšbandiyya (sufische Bruderschaft)  
 238, 330, 335, 389  
 Nāsir-i Khusrau (Dichter und Propagandist)  
 156, 193  
 Nasr b. Ahmad (Sāmānide)  
 141, 193  
 Nasr b. Alī Ilig; Nasr Ilig (Qarakhanide)  
 149  
 Nasr b. Saiyār (Gouverneur)  
 86  
 Nasrallāh (Emir v. Buchara)  
 375, 377, 381  
 Nawāī  
 s. Alīšir Nawāī  
 Nazarbaev, Nursultan  
 495  
 Ngawang Losang Gyamcho (V. Dalai Lama, 1617–1682)  
 337  
 Nivar Kagan  
 77  
 Niyāzī, Hamza Hakīmzāda  
 457  
 Niyazov, S. (»Türkmenbaši«)  
 495, 502f., 519  
 Nizām ad-dīn Šāmī (Historiker)  
 341  
 Nogaier  
 242, 527  
 Nūr ad-dīn (nogaischer Amir)  
 242  
 Nurali Khan  
 254, 285, 364  
 Nurhaci (161–1626)  
 366, 368

---

Oğul-Qaimiš (Regentin, 1248–1251)  
 223, 227  
 Oğuz (Konföderation)  
 80, 94, 133, 143, 150–154, 183, 342  
 Oğuz Khan  
 502  
 Oiraten  
 47, 237f., 242, 247ff., 255, 278f.  
 Öljeitü  
 235  
 Ong-khan



s. Toğril  
 Öölöd (oiratische Gruppe)  
 368  
 Orda  
 223, 240, 397, 452, 463  
 Ostroumov, N.P.  
 437  
 Ötemiš Hājji (Autor)  
 342  
 Otunbaeva, Roza  
 501  
 Özbek Khan (1312–1341)  
 239, 328f.

---

Pahlen, Constantin Graf v. der  
 386  
 Paschtunen  
 105, 355f., 376  
 Perovskij, V.A. (General)  
 384  
 Peroz (iranischer Großkönig)  
 73f.  
 Peter I. (Zar)  
 252, 361f.  
 Phags-pa, d. i. 'Phags-pa Blo-gros-ryal-msthan (Mönch)  
 213, 336  
 Fir Muhammad b. Jahāngīr (Timuride)  
 265  
 Popalzai  
 514  
 Portugiesen  
 301  
 Polovey  
 s. Qipčaq  
 Pugačëv, Emel'jan  
 364

---

Qādirī, Abdallāh  
 458  
 Qaidu  
 231–234, 240, 290  
 Qalmaq  
 s. Kalmücken  
 Qamar ad-dīn (Amir)  
 236f., 244, 263  
 Qangli (Qipčaq-Gruppe)  
 160, 169, 218  
 Qapagan

80f.  
 Qara'unas  
 234, 260  
 Qarakhaniden  
 125, 137, 143–149, 153, 161, 165, 167, 171f., 176, 185, 196f., 202, 528  
 Qarakhitai  
 123, 137, 153, 156, 160f., 164f., 167f., 170, 181, 187, 207, 216f., 288, 327  
 Qārī, Munavvar  
 396, 456  
 Qarluq  
 78, 87, 122, 131ff., 139f., 147f., 153ff., 172, 192, 195, 207, 216f., 224, 292  
 Qatağan (Usbeken-Gruppe)  
 358  
 Qay  
 155  
 Qin (Dynastie)  
 65  
 Qing (Dynastie)  
 145, 147ff., 253–260, 283f., 337f., 366–373, 379, 379, 387, 415f., 420, 432, 450  
 Qipčaq  
 155f., 167, 217ff., 223, 377, 380, 402, 527  
 Qongrat (Usbeken-Gruppe)  
 242, 263, 281, 360  
 Qoniči (1277–1296)  
 240  
 Qubilai  
 213, 223, 228–233, 240, 243, 336  
 Qūn  
 155  
 Qurama  
 278, 402  
 Qutaiba b. Muslim  
 74, 83ff.

---

Rahmon (Rahmonov), Emomali  
 496, 499  
 Rajab Khan  
 358  
 Rašid ad-dīn Fadlallāh (Wesir und Historiker)  
 340ff.  
 Rašidov, Šarof  
 413f.  
 Rasulov, Džabar  
 413  
 Renat, J.G.  
 255  
 Rezā Qulī (b. Nādir Šāh)  
 356  
 Rezā Šāh (Pahlawī-Herrscher)

376

Rinchinkhorlo

460

Rouran (Konföderation)

74ff., 110, 177, 183

Rubruck, Wilhelm V.

228, 300, 328

Rūdakī (Dichter)

201

Ryskulov, Turar

396, 462

Sadozai

357, 374

Sa'īd Khan (Čağataier, 1514–1532)

238

Safawiden

269, 275, 292, 327, 355f.

Saffāriden

195

Šāh Malik

151

Šāh Murād (Mangit)

380f.

Šāh Šujā'

374

Šāhrukh

265f., 268, 317, 341

Šaibānī Khan,

s. Muhammad Šaibānī Khan

Šaibaniden

238, 242, 267ff.

Saif ad-dīn Bākharzī (Sufi-Meister)

328, 333

Saifi (Historiker)

291

Saiyid Ata (Sufi-Meister)

329

Saka

55ff., 59ff., 519

Salindi

224

Salm b. Ziyād

83

Salor (Turkmenen-Gruppe)

383, 432

Sāmāniden

122, 140–145, 147, 149ff., 170, 187, 193, 195, 202, 295, 520

Sanjar



123, 153, 160, 164f., 167, 181  
 Šāpūr I. (240–270)  
 71  
 Šāpūr II. (309–379)  
 73  
 Šaqīq al-Balkhī (Asket)  
 194  
 Šaraf ad-dīn Alī Yazdī (Historiker)  
 340, 349  
 Šārī (Turkmenen-Gruppe)  
 156  
 Sarmaten  
 57f., 97  
 Sarten  
 281, 399, 435  
 Sasaniden  
 72f., 78, 101, 132  
 Satibarzanes  
 59  
 Saiyid Qutb  
 505  
 Sayin Noyan Khan  
 367  
 Schah Tahmasp (Safawide)  
 276  
 Sečen Khan  
 245, 367  
 Seldschuken  
 133, 143, 146, 150–154, 161, 180, 183, 224  
 Seleukiden  
 60  
 Selim III. (Sultan, 1789–1807)  
 377  
 Shatuo (türkische Gruppe)  
 137  
 Sheng Shicai  
 416ff., 459  
 Šigi Qutuqu  
 213, 219  
 Šiban  
 239f., 274, 280ff.  
 Sikhs  
 357  
 Sima Qian (Historiker)  
 104  
 Šimjūrī (Gouverneursdynastie)  
 143  
 Skobelev, M.D. (General)  
 385  
 Skythen

- 47, 55–59, 106, 178, 183, 518  
 Sogder  
 77, 84, 101f., 117., 122, 143, 200  
 Sonam Gamcho,  
 s. bSod-nams-rgya-mcho  
 Song (Dynastie)  
 118, 138, 158f., 161, 222, 224, 229  
 Sorqaqtani Beki  
 123, 223  
 Stalin, Iosif V.  
 397, 461  
 Sübe'edei (mongolischer General)  
 211, 218  
 Sufi (Dynastie)  
 242, 263  
 Sui (Dynastie)  
 76f.  
 Sulaimān (Kalif, 715–717)  
 85  
 Suldus (genealogische Gruppe)  
 260  
 Suleymenov, O. (Dichter und Aktivist)  
 481  
 Sultanšāh b. Astsiz (Khwārazmšāh)  
 182  
 Su-lu  
 78, 85f.  
 Syrym Batyr Datov  
 364f.
- 
- Tabarī (Historiker)  
 201  
 Tāhiriden (Gouverneursdynastie)  
 140f.  
 Taliban  
 28, 119, 493, 503, 507, 511–515  
 Tamīm b. Bahr (Reisender)  
 136  
 Tang  
 74, 78f., 87, 102f., 118, 121, 132–135, 138, 260, 308  
 Tanguten  
 216, 220, 225, 229  
 Tanyšbaev, M.  
 394  
 Taizong (Kaiser)  
 77, 79  
 Tardu-Šad (618–630)  
 78  
 Tarmaširin Khan (1331–1334)

234, 236, 328, 336  
 Tataren  
 21, 44, 249, 252f., 402f., 425, 437, 450, 465f., 517, 527  
 Tauke Khan (1680–1715)  
 279  
 Tawakkul Khan (1586–1598)  
 243, 283  
 Tayang  
 216  
 Taybuğas  
 243  
 Teb Tenggeri (Kökecü, Schamane)  
 113, 210, 213  
 Tekeš  
 166ff., 182  
 Tekke (Turkmenen-Gruppe)  
 383, 385  
 Temüge Otčigin  
 225  
 Temüjin  
 s. Činggis Khan  
 Terken Khatun  
 167, 219  
 Tevkelev, Muhammad  
 284  
 Timur  
 94, 125, 221, 232–235, 237, 240ff., 260–274, 292, 294, 296, 317, 341, 346f., 349, 464, 519  
 Timūr Šāh (Afghanen-Herrscher, 1772–1793)  
 357  
 Timuriden (indische)  
 304, 335, 355f., 525  
 Timuriden (zentralasiatische)  
 237f., 260, 265–269, 275, 278, 291, 304, 334, 516  
 Togan, Ahmet Zeki Velidi  
 397, 463  
 Tuğluq Temür  
 236f., 261, 328  
 Toğril (Ong-khan)  
 209f., 339  
 Togto'a  
 217  
 Tonyuquq  
 81  
 Toqa Temür  
 239f.  
 Toqtamiš Khan (ca. 1377–1395)  
 240ff., 263f., 273f.  
 Toquz Oğuz (Konföderation)  
 80, 133  
 Töregene Khatun



223  
 Torgud (oiratische Gruppe)  
 249  
 Tschetschenen  
 44  
 Tsedenbal, Jumschaagiin  
 424  
 Tsewang Rabdan  
 257f.  
 Tuğluq Temür  
 237f., 261, 328  
 Tuoba Wei (Dynastie)  
 73ff., 121  
 Tuqai-Temüriden (Dynastie, 1599–1747)  
 277ff., 356, 380  
 Tūrgeš  
 78, 83, 85f., 131f.  
 Turk-Šāhī (Dynastie)  
 78, 83  
 Türkmenbaši  
 s. Niyazov  
 Tūšiyetü Khan  
 245, 257, 367

---

Ubaidallāh Khan (1533–1539)  
 275, 280  
 Ūbaši Khan (1744–1774)  
 253f.  
 Üč-Elig  
 78  
 Uiguren (alte Konföderation)  
 76, 82, 87, 102, 117, 122, 132–139, 147, 161, 164, 181, 200, 207, 216f., 224f., 227, 229, 232, 246, 288  
 Uiguren (moderne Nation)  
 44, 53, 399, 416, 418ff., 438, 477f., 484f., 508, 518  
 Ulug Bek  
 266, 268, 347ff.  
 Umayyaden (Dynastie, 744–750)  
 191  
 Umar Khan (Kokand, 1810–1822)  
 378f.  
 Umar Šaikh (Timuride)  
 265  
 Ungern-Sternberg, Baron  
 421  
 Urus Khan  
 240f., 281  
 Usāma b. Lādin  
 513  
 Ustādhšīs

192

Usabaliiev, Turdakun

413

Uwais Khan (Čagataier, ca. 1418–1429)

237

---

Valichanov, Čokan (Šoqan Valikhan)

404, 451

Vasco da Gama

301

»Viererbande«

423

---

Wahhabiten

440, 504f.

Walī Khan (Khwāja v. Weißen Berg)

372

Waqqās Bī

274

Wusun

99

---

Xiao

157

Xienbei

69f., 74, 157, 177

Xiongnu

62, 64–70, 72, 75, 97, 99, 104, 108ff., 133, 149, 181, 207, 210, 272, 294

Xuanzang (Mönch)

120

Xuanzong (Kaiser)

82, 134

---

Yādgāriden (Dynastie)

280

Yağlaqar

133

Yang Zengxin

416

Ya'qūb b. al-Lait

195

Ya'qūb Beg (Herrscher in Xinjiang)

373, 459

Ya'qūbī (Geograph und Historiker)

151

Yasawiyya (sufische Bruderschaft)

329f., 334

Yelü (herrscher Clan der Liao)

157

Yelü Chucai

227

Yelü Dashi

159ff.

Yelü Zhilugu

217

Yesüi Khatun

225

Yinal Khan

218

Yisügei Ba'tur

209

Yo'ldoshev, Akrom

509

Yomut (Turkmenen-Gruppe)

363, 382–385

Yongle (Kaiser, 1402–1426)

244, 310

Yuezhi (Konföderation)

61, 70f., 99, 105

Yünus Khan (1472–1289)

237f.

Yüsuf Qadir Khan (Qarakhanide)

176

Yüz (Usbeken-Gruppe)

358

---

Zahîr ad-dîn Muhammad Bâbur (1483–1530)

269, 278, 344

Zâhir Šâh (1933–1973)

36, 510

Zangî Ata (Sufi-Meister)

332

Zarathustra

116, 192

Ziyād b. Sâlih

87, 192

Zuo Zongtang (General)

373

---

## Ortsregister

Abîward

152

Afghanistan

15f., 19, 24, 27f., 30ff., 37, 43, 52, 60f., 70f., 89f., 93, 116, 131, 143f., 146, 165f., 190, 220, 328, 354, 356, 358, 365, 374ff., 379, 398,



412, 426, 430, 432, 434, 439, 446, 448, 450, 457, 468, 473, 477, 493, 499, 503–516, 522, 524

Agra  
279

Ai Khanum  
61f.

Akbaital-Pass  
31

Akmolinsk  
386

Alakol-See  
240

Alexandria ad Caucasum (Begram)  
60

Almaliq  
233, 292

Almaty (Vernoe, Alma-Ata)  
31, 384, 410, 415, 475, 485, 518f.

Altai (Mongolischer Altai, Gobi-Altai)  
30–33, 39, 51, 55, 72, 76f., 96, 105, 133, 154, 156, 160, 176ff., 225, 230f., 236f., 245f., 253, 258

Amu Darja  
20, 22, 29, 38, 51, 52, 62, 70, 85f., 91, 118, 144, 145, 149, 152f., 219, 231, 260, 269, 26, 280, 359, 374, 382, 385, 428, 479f.

Andijan  
264, 389, 457, 509f.

Angara  
30

Anhār-Kanal (Taschkent)  
435

Aq Masjid (heute Kzyl Orda)  
378, 384

Aqsu  
238

Arabische Halbinsel  
504

Arachosien  
59

Aralkum  
479

Aralsee  
29f., 150, 155, 167, 241f., 274, 297, 360, 384, 428f., 479

Aral'skoe  
384

Ashgabat  
27, 31, 89, 385, 394, 518

Aserbaidshan  
42, 246, 268, 405, 465, 528

Astrachan'  
249, 275, 277, 282, 304f., 361, 363, 387, 506

Äußere Mongolei  
420f., 524

Ažina-Tepe

## Badachschan

100, 193, 379, 516

## Bädġis

192, 291

## Baikal-See

30f., 208

## Baktrien

22, 60f., 71, 73f., 100f., 198f.

## Baku

387, 466, 492

## Balāsāġūn

149, 160, 202f.

## Balchaš-See

29, 35, 160, 254, 282

## Balkhān-Kūh

152

## Bāmiyān

119f., 165f., 198, 513

## Baraba-Steppe

296

## Bedel-Pass

31

## Beijing

216f., 228, 239, 244, 257, 371, 418

## Beiting (Bešbaliq)

137, 139

## Betpak-Dala («Hungersteppe»)

35

## Biškek (Frunze, Piškek)

390, 500, 508

## Bolad

225

## Bole

255

## Buchara

23, 26, 29, 83f., 90f., 111, 125ff., 140f., 143, 149, 152, 167f., 194, 201f., 218, 230ff., 235, 277–280, 282, 284, 288–297, 303, 305, 313, 323, 325, 328f., 332f., 347, 354, 357ff., 374f., 377, 379–388, 396, 398–403, 408, 425, 429f., 432, 438, 443, 456, 458, 462, 520

## Burjatische Autonome SSR

43

## Čadak

358

## Čaġāniyān

260

## Caizhou

222

Chang'an

79

China

15, 20, 24f., 34, 36, 40, 44, 47, 54ff., 64–87, 98ff., 104, 117ff, 121f., 131–141, 155–161, 174–178, 197, 207, 209, 221, 226–231, 244f., 255f., 259f., 265, 267, 299–312, 314, 317, 340, 345, 353, 362, 365f., 370f., 373, 379, 384, 391, 396, 410, 416–425, 430, 450, 468, 477f., 483–488, 492, 494f., 508, 522, 524f., 527f.

China, Volksrepublik

36, 417f., 468, 478, 508, 522

Ču

29, 38, 78, 131, 148, 171, 237, 240, 282

---

Dahbid

334

Dandan-Uyliq

124

Dandānaqān

146, 152

Darġām-Kanal (Samarkand)

171

Datong (Pingcheng)

66, 308f.

Delhi

165f., 264, 269, 279, 296, 355, 525

Dihistān

152

Don

57, 72

Dsungarei

87, 225, 230, 252–256, 260, 303, 307, 353, 372

Dsungarische Wüste

35, 259

Dunhuang

100, 117, 139, 200f., 203

Duschanbe

397, 519

Džejtun

89

---

Emba

242, 249, 254

---

Fārāb

202

Farāwa

152

Fathābād

290, 295, 323f.

Fedčenko-Gletscher



30

Fergana (Stadt)

85, 131, 173, 233

Fergana-Becken, -Tal, -Gebiet

26, 31, 60, 67, 68, 78f., 84f., 99, 131, 139f., 142, 149, 160, 171, 173, 176ff., 198, 233, 260, 264, 267, 269, 278, 357f., 360, 377, 380f., 385, 388, 390, 394–399, 401, 427f., 475, 498, 500, 503, 506–509

Fergana-Kanal

428

Firūzkūh

165f., 202

---

Gandamak

375

Gandhāra

59, 73, 118, 200

Ganges

61, 71, 145, 165

Gansu-Korridor, -Gebiet

27, 35, 52, 65, 70, 76, 79, 84, 100, 122, 132, 138, 187, 293, 336, 373, 416, 419

Ġazna, Ġazni

143f., 165

Ġijduwān

269, 276

Gobi

30, 34–37, 64, 68, 105, 133, 246, 367, 524

Gök-Tepe

385, 387

---

Hami

117, 139, 257f., 310f., 416

Harī-Rūd, Tejen

29, 38, 291

Hazārajāt

375

Hazārasp

242

Helmand

30, 38, 60, 78

Henan

222

Herat

26, 59f., 83, 91, 121, 123, 140, 146, 165, 186ff., 192, 219, 224, 235, 264f., 287–293, 296, 305, 323ff., 327, 332, 334, 340f., 344–350, 355, 374f., 510–514, 520

Hindukusch

22, 30, 33, 38, 59ff., 73, 80, 139, 153, 176, 178, 234, 260, 279, 355, 357, 374, 431

Huanghe (Gelber Fluss)

35, 139

Hoboksar

255

Höhhot

338

---

Ili

29, 77, 172, 254–259, 371, 379, 416ff., 433

Indien

22, 71, 74, 91, 121, 144ff., 165f., 194, 175, 200, 234f., 278f., 294, 296, 301, 303–307, 311f., 328, 335, 345f., 350, 355f., 363, 373f., 383, 405, 425f., 431, 450, 454, 456f., 493, 504, 522

(Britisch)-Indien

195, 365, 373f.

Indus

24, 30, 52, 173, 219, 306, 353

Innere Mongolei

338, 367, 370, 420–423, 459, 524

Iran

19f., 24f., 27, 30, 43–48, 56, 58f., 71, 73, 77, 82f., 91, 93, 97, 117, 125, 132, 141, 150, 167f., 175, 184, 187, 193, 195, 202, 218f., 221, 224, 226, 230, 231–235, 236, 239, 243, 246, 261, 264f., 268, 276, 278, 280, 290, 299–305, 318, 327, 331, 335f., 340, 346, 350, 355f., 363, 374ff., 380–383, 387, 412, 430ff., 448, 450, 454, 467f., 468, 485, 487f., 511, 515, 522ff.

Irkutsk

361

Irtyš

23, 29, 148, 154, 217, 232, 237, 239, 241, 243, 246f., 282, 362f.

Isfahan

264, 346, 355

Išim

252, 363

Issyk-Köl

29, 172, 203, 378

---

Jaik (Ural-Fluss)

249, 254

Jalalabad

500

Jamyševo-See

249, 255, 362f.

Jand

240

Jao Modo

258

Jenissej

23, 29f., 51, 132, 137, 208, 246

Jizzax

84

---

Kabul

26, 37, 60, 78, 80, 83, 219, 260, 269, 279, 294, 306, 335, 357f., 374ff., 512f.

Kaifeng

216

Kāfiristān

375

Kalmückische Autonome SSR

43

Karachi

513

Karaganda

36, 433

Karakalpakistan

43, 479

Karaköl-See

29, 429

Karakorum (Stadt)

88, 220, 228f., 295, 337

Karakorum-Gebirge

30

Karakum-Kanal

428

Karakum-Wüste

35, 37f., 152, 240, 382

Karatau-Gebirge

172

Karši

234, 292, 508

Kasachstan

15, 27, 34, 36, 40, 44, 53, 88f., 95, 124, 156, 170, 173, 202, 221, 225, 238, 240, 332, 390, 409ff., 413, 419, 430, 432, 445, 463, 475f., 478f., 481–495, 501, 518

Kaschgar

27, 31, 78f., 122, 131, 139f., 186, 196, 200, 217, 238, 257, 260, 264, 267, 279, 331, 335, 373, 416f., 419, 459

Kaschmir

119, 145, 235, 238, 314, 334, 346, 356, 423, 489, 493

Kaška-Darja

192, 234, 292

Kaspisches Meer

23, 35, 44, 53, 95, 152, 218f., 241f., 387, 476, 488, 490, 492f.

Kat

174, 242

Kaukasus

219, 230, 242, 264, 359, 402f., 475f., 524

Kazan'

249, 361, 450, 466, 527

Khalkhyn Gol

422

Khan Ariq

379

Khanabad

508

Khangai-Gebirge

31, 34, 77, 244, 246



- Khentii-Berge  
220
- Kherlen/Kerulen  
209
- Khiva  
278, 280, 284, 292, 354, 359, 360, 362, 364, 374, 377, 381ff., 385f., 398, 431f., 463, 479
- Khujand  
60, 233, 260, 358, 360, 390, 498
- Khurasan  
82f., 86, 140f., 143f., 146, 150, 152f., 156, 165ff., 185, 181f., 194, 201f., 219, 230, 246, 265, 268f., 275ff., 287, 297, 356, 360, 382, 431
- Khwārazm  
58, 85, 98, 116, 123, 151f., 165ff., 217, 241f., 249, 263, 266–269, 279–282, 292, 294, 297, 299, 332, 342, 359f., 364, 382, 401, 520
- Khyber-Pass  
374
- Kirmān  
164, 224
- Kirgisistan  
15, 27, 29, 31, 37, 43f., 79, 87, 124, 172, 225, 231, 332, 365, 378, 400, 412f., 475–479, 482f., 486, 488–497, 500f., 507
- Kiš  
s. Šahr-i sabz
- Kjachta  
258, 362f.
- Köhne-Urganč  
332
- Kokand  
279, 285, 354, 357, 360, 364, 372f., 377ff., 381, 384f., 394f., 397, 404, 425, 438, 457
- Kokča  
61
- Kökenuur  
248, 258, 310f.
- Köpet-Dağ  
30, 33, 52, 280, 382
- Khotan  
36, 59, 79, 100, 102, 118ff., 122, 131, 137, 139f., 176, 195, 199, 217, 233, 238, 372, 416f., 429
- Krasnovodsk  
387
- Kuča  
79, 102, 118, 120, 198, 238, 373
- Kuldscha  
26, 416
- Kulob  
498f.
- Kungur  
30
- Kun-lun-Gebirge  
30
- Kuva  
198
- Kyzylkum-Wüste  
35

Kzyl Orda  
36, 378, 479

---

Ladakh  
379  
Lahore  
146, 165, 357  
Lhasa  
248ff., 337  
Lob Nuur  
29, 53, 479, 481  
Loulan  
53  
Luoyang  
69, 72, 134f.

---

Maimana  
358, 431  
Mandschukuo  
421, 423  
Mandschurei  
77, 133, 156, 176f., 216f., 371, 420, 524  
Manqışlaq (Halbinsel)  
167, 275, 363  
Marakanda (Samarkand)  
60  
Margiana  
52, 58  
Marw (heute Mary)  
26, 29, 60, 83, 91, 117, 121f., 124, 146, 153, 155, 173, 177f., 186, 191, 196, 219, 275, 280, 287, 292, 365, 381f., 385, 388, 428  
Mašhad  
355  
Māzandarān  
269  
Mazār-i Šarīf  
324ff., 331f., 354, 512f.  
Miyānkāl  
277  
Mogolistan  
236f., 244, 246f., 260f., 263, 267, 275f., 282, 285, 328  
Mongolei  
15f., 23, 27–43, 54f., 67, 77, 88, 94f., 97, 116, 133, 137, 159, 176, 207ff., 220, 228, 230f., 243–246, 257, 283, 293, 314, 328, 336f.,  
353, 366f., 370f., 392, 420–423, 434, 459f., 469, 473, 482, 484–490, 493ff., 524  
Moskau  
238, 241, 393, 395, 437, 474, 480, 501  
Mukden  
369  
Multan

193, 305  
Murğāb  
29, 38, 52  
Muyunkum-Wüste  
35

---

Namangan  
506f.  
Namāzgāh  
52, 518  
Naryn  
37  
Nasaf  
186  
Nerčinsk  
258, 353, 361f.  
Ningxia  
216  
Nišāpūr  
83, 219  
Nižnij Novgorod  
361  
Novyj Uzgen  
476  
Nurata (Stadt)  
358  
Nurata-Gebirge  
171

---

Ob  
247  
Omsk  
249, 363, 451  
Onon  
30, 164, 209, 217  
Ordubaliq  
157  
Orenburg  
305, 360, 363, 388, 394, 396, 403, 410, 425, 428  
Ordos-Gebiet  
35, 77, 87, 102, 138f., 220, 527  
Orkhon  
30, 75, 80, 88, 228f.  
Orsk  
254  
Oš  
500  
Otrar



122, 171, 197, 218, 233, 240, 265, 293

Ötüken-Gebirge

77, 80, 134, 228

Özgend

149, 224

---

Paikent

171

Pakistan

71, 356, 365, 419, 446, 493, 506, 511f., 514f.

Pamir

30f., 33, 38, 43, 54, 131, 139f., 148, 176, 178, 190, 193, 217, 260, 286, 365, 379, 385, 431

Panjāb

61, 118, 165

Parwān

219

Pendžikent

85, 111

Pik Kommunizma (Garmo)

30

Pik Pobedy (Žengiš Čokusu)

30

Pingcheng (Datong)

66

Pišpek (heute Biškek)

500, 508

Pjandž

61, 499

Prževal'sk

378, 390

---

Qandahār

59f., 279, 355f., 374, 512

Qarašahr

79, 118, 120, 199

Qatwān (Steppe)

123, 153, 160

Qayaliq

172f., 216

Qinghai

247f., 249

Qunduz (Kundus)

74, 78, 260, 358

---

Raimovskoe (Aral'skoe)

384

Rajasthan

145

## Russland

15, 20f., 25, 27, 31, 43f., 47, 124, 127, 221, 226f., 243, 247, 252–256, 284f., 296, 302–306, 311f., 314, 353f., 360–365, 372ff., 374, 376, 379f., 384–390, 392, 394, 396f., 404–407, 412–416, 420, 425, 427, 430, 435–438, 450, 457–460, 462, 467, 469, 473–476, 483ff., 487, 492, 499, 500, 503, 508, 515, 517, 519, 528

## Šāh-i Zinda

347

## Šahr-i sabz (Kiš)

236, 260f., 292, 294, 346, 349, 357, 380

## Sajan-Gebirge

31

## Sajnshand

37

## Salang-Pass

31

## Samarkand

84, 122, 124f., 149, 160, 173, 192, 218, 230, 232, 235, 264, 266, 269, 289, 292f., 305, 312f., 320, 324, 322, 334, 346–349, 358f., 388, 390, 427, 434, 520

## Sar-i Pul

432

## Sarakhs

29, 146

## Saratov

252

## Saray

239

## Sarayčik

242

## Sari-Su

240

## Selenga

30

## Semipalatinsk (Semej)

259, 303, 363, 384, 404, 410, 462, 481

## Semireč'e

s. Siebenstromland

## Shanxi

308f.

## Šibarġan

260

## Sibirien

15, 21, 3, 51, 55, 67, 88, 175, 225, 238, 240, 243, 247, 249, 253, 255, 302, 304, 307, 311, 361–364, 397, 403, 425, 428, 430, 485

## Sichuan

310

## Siebenstromland (Semireč'e, Žetisu)

89, 170, 172f., 198, 238, 247, 256, 258, 282f., 293, 299

## Signaq (Chiili)

240f., 267, 274

## Sind

165

Sistān

30, 59, 83, 123, 375

Sogdien

78, 80, 101, 111, 116, 118, 122

Sūyāb

78, 122, 131, 198

Syr Darja

20, 22, 29, 35, 38, 51, 58, 60, 72, 85, 102, 122, 140, 149ff., 155, 167, 170ff., 218, 237, 240f., 247, 257f., 267, 274f., 279, 282, 293, 299, 329, 360, 378, 428, 479

Tabrīz

346

Tadschikistan

15, 27, 30f., 43f., 71, 278, 365, 382, 385, 398, 413, 458, 466, 475, 479, 483, 487, 491, 495f., 498f., 506f., 515, 520

Takla-Makan

35, 37, 100, 102, 131, 138, 518

Talas

84, 87, 147, 178, 182, 197, 225, 231, 233, 233

Tannu-Gebirge

31

Tara

296, 304

Tarbagatai-Gebirge

237, 255

Tarim (Fluss)

29, 38, 479

Tarim-Becken

30, 53, 74, 78ff., 83, 87, 89, 91, 93, 99, 111, 121ff., 125, 132, 137f., 147f., 160, 164, 170, 187, 191, 196, 198ff., 207, 232, 238, 247, 255f., 259, 285, 292, 297, 307, 314, 321, 334, 339, 350, 353, 371, 379, 399

Taschkent (Čāč, Šās)

26, 31, 85, 123, 131, 140, 233, 278, 282f., 314, 324, 332, 378f., 384, 386–389, 393ff., 401, 405, 408, 428, 430f., 134, 436ff., 456, 458, 463, 467, 485, 506, 519

Tejen, Harī-Rūd

29, 38

Termez

36, 86, 118, 168, 198, 508

Tibet

15, 27, 132, 135, 138f., 199, 247ff., 253, 256, 258, 336f., 353, 366, 370

Tienschan

27, 30, 33, 35, 38, 79, 100, 102, 111, 125, 131, 147f., 155, 160, 176, 178, 187, 196, 207, 285f., 288, 282, 292, 397, 378, 384

Tirband-i Turkistān

260

Tjumen'

243, 296, 304

Tobol'sk

243, 296, 303f., 361f.

Tocharistan

80, 131



- Tomsk  
 249  
 Toqmaq  
 79  
 Transbaikalien  
 56  
 Transkaspische Ebene  
 30  
 Transoxanien (Māwarānnahr)  
 20, 58, 60, 70, 74, 78, 86, 91, 93, 103, 111, 141, 143f., 148, 153, 165, 167, 170f., 178, 185, 191f., 195, 197f., 201f., 218, 236f., 268, 275f.,  
 280, 283, 287, 293, 319, 339, 350, 356, 358, 524, 527f.  
 Troick  
 452  
 Tura  
 361  
 Turfan (Qočo, Gaochang)  
 79, 102, 117f., 122, 137, 139, 160, 184, 200, 203, 238, 257, 310, 429, 459  
 Turgai  
 451  
 Turkestan (Stadt; Yasi)  
 332, 379  
 Turkestan (Provinz des Russ. Reiches)  
 376, 385f., 389f., 393–405, 428, 430, 434, 436f., 450, 452f., 456f., 460f., 463,  
 Turkestan (geographischer Begriff)  
 20, 225, 229, 304, 329, 347  
 Turkestanische Autonome SSR  
 400  
 Turkestanskij Kraj  
 127  
 Turkmenistan  
 15, 27, 43f., 52, 83, 89, 95, 143, 146, 185, 332, 345, 412f., 432, 445, 464, 475f., 478, 490, 492–495, 502, 513, 519  
 Turkmenische SSR  
 398, 400
- 
- Ufa  
 403  
 Ulaan Baator (Urga/Örgöö)  
 257, 337, 518  
 Ulaangom  
 37  
 Ura-Tepe  
 142, 358, 381  
 Ural (Jaik, Fluss)  
 240, 242f., 282, 365  
 Ural (Gebirge)  
 18, 51, 150, 154, 156, 223, 524, 526  
 Urganč  
 168, 174, 218f., 242, 263, 274, 280, 292, 332  
 Urgut

358

Urumqi

258, 374, 417f., 420, 433, 477

Usbekistan

15, 27, 36, 43f., 71, 127, 192, 221, 332, 349, 401, 408, 413f., 419, 428, 433, 440, 444, 475f., 478f., 482f., 486f., 490f., 494f., 506ff., 518ff.

Usbekische SSR

354, 398, 400, 462

Usrūšana

142, 171, 177, 193

---

Wolga

21, 24, 44, 72, 150, 197, 222, 238f., 242, 246f., 249, 252f., 255, 285, 361, 365, 402f., 405, 411, 450, 523

---

Xinjiang

15, 21, 27, 29f., 35, 43f., 67, 91, 124, 366, 368, 370f., 374, 392, 402, 415–420, 425f., 428, 432f., 436, 438f., 442, 446ff., 451, 454, 459f., 468, 473, 475, 477ff., 484, 487, 518, 524, 528

Xuanfu

308f.

---

Yärkand

238, 332, 362, 373

Yengikent

151f., 173

---

Zerafsan (Fluss)

29, 51, 60, 8, 101, 111, 76, 178, 283, 288, 358, 380, 401, 429

Zerafsan-Gebirge

171,

Zhongxing (Yinchuan)

216

---

## Endnoten

1. Veronika Veit, »Die Überlegenheit von Pferd und Bogen – die Rolle des Pferdes bei den Mongolen in Frieden und Krieg«, in: *Dschingis Khan und seine Erben. Das Weltreich der Mongolen*, (Ausstellungskatalog), München 2005, S.96–98 .
2. Thomas Barfield, *The Perilous Frontier*, Cambridge MA und Oxford 1989, S.7 .
3. Craig Benjamin, »A Nation of Nomads? The Lifeway of the Yuezhi in the Gansu and Bactria«, in: Michael Gervers, Uradyn E. Bulag, Gillian Long (Hg.), *History and Society in Central and Inner Asia*, Toronto 2005, S.93–122 .
4. H. Falk, »The yuga of Sphujiddvaja and the Era of the Kusānas«, in: *Silk Road Art and Archeology (Kamakura)* 7 (2001), S.121–136 .
5. Etienne de la Vaissière, »Huns et Xiongnu«, in: *Central Asiatic Journal* 49 (2005), S.3–26 .
6. Marcel Erdal, *A Grammar of Old Turkic*, Leiden 2004 .
7. Nicholas Sims-Williams, »Ancient Afghanistan and its Invaders: Linguistic Evidence from the Bactrian Documents and Inscriptions«, in: N. Sims-Williams (Hg.), *Indo-Iranian Languages and Peoples*, Oxford 2002, S.225–242 (235). Die »baktrischen Urkunden« sind rezente Funde (beginnend mit 1990 auf den Markt gebracht), sie sind in einer iranischen Sprache in griechischer Schrift verfasst.
8. V. A. Livšic, *Sogdijskie dokumenty s gory Mug. Vyp. II: Juridičeskie dokumenty i pis'ma*, Moskau 1962, S.78–80 (Dok. A-14) .
9. Anatoly Khazanov, *Nomads and the Outside World*, Cambridge 1984, S.14 .
10. V. I. Kolesnikov, *Podslednee velikoe kočev'e. Perechod kalmykov iz Central'noj Azii v Vostočnuju Evropu i obratno v XVII i XVIII vekach*, Moskau 2003, S.151 .
11. Bat-Ochir Bold, »The Quantity of Livestock Owned by the Mongols in the 13th Century«, in: *Journal of the Royal Asiatic Society Series 3*, (1998), S.237–246 .
12. Nach S. G. Kljaštornyj/T. I. Sultanov, *Gosudarstva i narody evrazijskich stepej. Drevnost' i srednevekov'e*, Sankt Petersburg 2002, S.50 .
13. David Sneath, *The Headless State. Aristocratic Order, Kinship Society, and Misrepresentations of Nomadic Inner Asia*, New York 2007 .
14. Aus dem Liao shi. Hier zitiert nach E. Kyčanov, *Kočevye gosudarstva ot gunnov do mančžurov*, Moskau 1997, S.265 .
15. Jāhiz, »Sendschreiben an Fath b. Khāqān«. Hier nach Kljaštornyj/Sultanov, *Gosudarstva* (Anm. 12), S.98 .
16. Devin DeWeese, *Islamization and Native Religion in the Golden Horde. Baba Tükles and Conversion to Islam in Historical and Epic Tradition*, University Park PA 1994, S.27–51. Das Folgende auch nach Roberte Homayon, *La chasse à l'âme. Esquisse d'une théorie du chamanisme sibérien*, Nanterre 1990 .
17. Wolfgang Scharlipp, *Die frühen Türken in Zentralasien*, Darmstadt 1992, S.60 f.
18. Deborah Klimburg-Salter, *The Kingdom of Bamiyan: Buddhist Art and Culture of the Hindu Kush*, Rom 1989 .
19. Richard Foltz, *Religions of the Silk Road. Overland Trade and Cultural Exchange from Antiquity to the Fifteenth Century*, New York 1999 .
20. Das Folgende nach Michael Zand, »En Asie centrale«, in: Shmuel Trigano (Hg.), *Le monde sépharade*, Vol. I: *Histoire*, Paris 2006, S. 517–573 .
21. Xin Tang-shi. Hier nach Denis Sinor, »The Uighurs in Mongolia and the Kyrgyz«, in: M. S. Asimov, C. E. Bosworth (Hg.), *History of Civilizations of Central Asia. Vol. 4: The Age of Achievement: A. D. 750 to the End of the Fifteenth Century. Part One: The Historical, Social and Economic Setting*, Paris 1998, S.195 .
22. Grundlegend Christopher Beckwith, *The Tibetan Empire in Central Asia*, Princeton 1987 .
23. Peter Golden, *An Introduction to the History of the Turkic Peoples*, Wiesbaden 1992, S.211 .
24. Ibn Fadlān reiste 923 im Auftrag des Kalifen an die Wolga. Ahmet Z. V. Toğan, *Ibn Fadlāns Reisebericht*, Leipzig 1939 .



- 25** Vladimir Minorsky, *Hudūd al-Ālam. The Regions of the World; a Persian Geography, AH 372–982 AD. Translated and Explained by V. Minorsky*, London 1937, S.99–100 .
- 26** Golden, *Introduction* (Anm. 23), S.204 .
- 27** Marwazī über die Türken; hier nach Golden, *Introduction* (Anm. 23), S.274 .
- 28** Barfield, *Perilous Frontier* (Anm. 2), S.168 .
- 29** Kyčanov, *Kočevye gosudarstva* (Anm. 14), S.149 .
- 30** István Vasary, *Geschichte des frühen Zentralasien*, Herne 1999, S.129 .
- 31** Wilfried Menghin, Hermann Parzinger, Anatoli Nagler, Manfred Nawroth (Hg.), *Königsgräber der Skythen. Im Zeichen des goldenen Greifen*, München 2007 (Ausstellungskatalog).
- 32** Yūsuf Khāss Hājib, *Wisdom of Royal Glory*, übersetzt v. Robert Dankoff, Chicago 1983 .
- 33** S. Anm. 24 .
- 34** Michal Biran, *Chinggis Khan*, Oxford 2007 .
- 35** Hans-Georg Hüttel, »Karakorum – eine historische Skizze«, in: *Dschingis Khan und seine Erben* (Anm. 1), S.131–137 .
- 36** Michal Biran, *Qaidu and the Rise of the Independent Mongol State in Central Asia*, Richmond 1997 .
- 37** Thomas Allsen, »The Princes of the Left Hand. An Introduction into the History of the Ulus of Orda in the Thirteenth and Early Fourteenth Centuries«, in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 5 (1985, ersch. 1997), S.5–40. Wegen der Bezeichnung der beiden Flügel mit Farbadjektiven gibt es unterschiedliche Auffassungen. Der Begriff »Goldene Horde« kommt nur in russischen Quellen vor. Ansonsten heißt der westliche Bereich »Weiße«, der östliche »Blaue« Horde. Persische Autoren haben auch die umgekehrte Zuordnung. V. P. Judin, »Ordy: Belaja, sinjaja, seraja, zolotaja«, in: *Kazachstan, srednjaja i central'naja Azija v XVI-XVIII vv.*, Alma-Ata 1983, S.106–165 .
- 38** Kolesnikov, *Poslednee velikoe kočev'e* (Anm. 10) .
- 39** Peter Perdue, *China Marches West*, Cambridge 2005 .
- 40** Zahlen nach ebd., S.285 .
- 41** Das Standardwerk über Timur ist Beatrice Manz, *The Rise and Rule of Tamerlane*, Cambridge 1989 .
- 42** Beatrice Manz, *Power, Politics, and Religion in Timurid Iran*, Cambridge 2007 .
- 43** Maria Subtelny, *Timurids in Transition. Turko-Persian Politics and Acculturation in Medieval Iran*, Leiden 2007 .
- 44** Die Beiträge in Nicola di Cosmo (Hg.), *Warfare in Inner Asian History (500–1800)*, Leiden 2002 (Handbuch der Orientalistik, Abt. 8, Bd. 6) diskutieren hierzu einzelne Perioden und Aspekte, ohne allgemeine Zusammenfassung.
- 45** Ausführliche Darstellung bis 1702 in Audrey Burton, *The Bukharans. A Dynastic, Diplomatic and Commercial History, 1550–1702*, Richmond 1997 .
- 46** Grundlegend für die Zeit zwischen ca. 1680 und ca. 1750: Wolfgang Holzwarth, »Uzbek Central Asia, the Great Steppe and Iran«, in: Stefan Leder, Bernhard Streck (Hg.), *Shifts and Drifts in Nomad-Sedentary Relations*, Wiesbaden 2005, S.179–216 .
- 47** N.E. Bekmachanova (Hg.), *Prisoedinenie Kazachstana i Srednej Azii k Rossii (XVIII-XIX vv.). Dokumenty*, Moskau 2008, Text 4, S.72–73 .
- 48** Urkunde von 1299: A. K. Arends (Hg.), *Bucharskij vakf XIII v.*, Moskau 1979. Urkunde von 1326: O. D. Čechovič (Hg.), *Bucharskie dokumenty XIV v.*, Taschkent 1965 .
- 49** Saif b. Muhammad al-Harawī, *Tārīkh-nāma-yi Harāt*, ed. Ġulāmridā Tabātabā'ī Majd, Teheran 1383 H. S. (2005) .
- 50** Subtelny, *Timurids in Transition* (Anm. 43) .
- 51** Roderich Ptak, *Die maritime Seidenstraße*, München 2007 .
- 52** Thomas Allsen, *Culture and Conquest in Mongol Eurasia*, Cambridge 2001 .
- 53** Perdue, *China Marches West* (Anm. 39), S.306 .
- 54** Zu diesem Forschungsfeld einfürend Scott Levi (Hg.), *India and Central Asia. Commerce and Culture, 1500–1800*, Oxford 2007 .
- 55** Barfield, *Perilous Frontier* (Anm. 2), S.239 .

- 56** Morris Rossabi, *China and Inner Asia*, London 1975, S.72 .
- 57** Barfield, *Perilous Frontier* (Anm. 2), S.246 .
- 58** Sechin Jagchid, Van Jay Symons, *Peace, War, and the Trade along the Great Wall. Nomadic-Chinese Interaction through Two Millennia*, Bloomington 1989, S.107 .
- 59** Zahlen nach Perdue, *China Marches West* (Anm. 39), S.69 .
- 60** R. G. Mukminova, *Očerki po istorii remesla v Samarkande i Buchare v XVI veke*, Taschkent 1976 .
- 61** Denise Aigle, »Loi mongole vs loi islamique. Entre mythe et réalité«, in: *Annales. Histoire, sciences sociales* 59 (2004), S.997–1018; Françoise Aubin, »Some Characteristics of Penal Legislation among the Mongols (13<sup>th</sup>–21<sup>st</sup> Centuries)«, in: Wallace Johnson, Irina Popova (Hg.), *Central Asian Law: An Historical Overview. A Festschrift for the Ninetieth Birthday of Herbert Franke*, Tapoka KS 2004, S.119–151; Dorothea Heuschert-Laage, »Schriftlichkeit und mündliche Rechtstradition. Überlegungen zum Gebrauch mongolischer Rechtsaufzeichnungen im 16.–18. Jahrhundert«, in: *Asiatische Studien* 58 (2004), S.131–162 .
- 62** Alexandre Papas, *Soufisme et politique entre Chine, Tibet et Turkestan*, Paris 2005 .
- 63** Robert McChesney, *Waqf in Central Asia. Four Hundred Years in the History of a Muslim Shrine, 1480–1889*, Princeton 1991 .
- 64** Subtelny, *Timurids in Transition* (Anm. 43), S.171–189 .
- 65** Jürgen Paul, *Die soziale und politische Bedeutung der Naqšbandiyya in Mittelasien im 15. Jahrhundert*, Berlin 1991, S.94–163 .
- 66** Zum Begriff der Persophonie s. Bert Fragner, *Die »Persophonie«. Regionalität, Identität und Sprachkontakt in der Geschichte Asiens*, Berlin 1999 .
- 67** DeWeese, *Islamization* (Anm. 16 ) ist grundlegend für diesen Abschnitt.
- 68** Itzhak Weismann, *The Naqshbandiyya. Orthodoxy and Activism in a Worldwide Sufi Tradition*, Abingdon, New York 2007 .
- 69** Maria Subtelny, *Le monde est un jardin. Aspects de l'histoire culturelle de l'Iran médiéval*, Paris 2002, und ihr *Timurids in Transition* (Anm. 43 ) .
- 70** Fragner, *Die »Persophonie«* (Anm. 66 ) .
- 71** Christine Noelle, *State and Tribe in Nineteenth-Century Afghanistan*, Richmond 1997 .
- 72** Holzwarth, *Uzbek Central Asia* (Anm. 46 ) .
- 73** Bekmachanova, *Prisoedinenie* (Anm. 47), Text 48, S.156–157, und Text 44, S.149–50 .
- 74** Neben Barfield, *Perilous Frontier* (Anm. 2) sind grundlegend Perdue, *China Marches West* (Anm. 39) und Mark Elliott, *The Manchu Way: the Eight Banners and Ethnic Identity in Late Imperial China*, Stanford 2001 .
- 75** Nicola di Cosmo, »Competing Strategies of Great Khan Legitimacy in the Context of the Chaqar-Manchu Wars«, in: David Sneath (Hg.), *Imperial Statecraft. Political Forms and Techniques of Governance in Inner Asia, Sixth–Twentieth Centuries*, Bellingham 2006, S.245–263 .
- 76** Ning Chia, »The Lifanyuan and the Inner Asian Rituals in the Early Qing (1644–1795)«, in: *Late Imperial China* 14 (1993), S.60–93; Veronika Veit, *Die vier Qane von Qalqa*, Bd. 1, Wiesbaden 1990; Nicola di Cosmo, »The Qing and Inner Asia: 1636–1800«, in: *Cambridge History of Inner Asia*, Cambridge 2009, S.333–362 .
- 77** Laura Newby, *The Empire and the Khanate. A Political History of Qing Relations with Khoqand (ca. 1760–1860)*, Leiden 2005 .
- 78** Hodong Kim, *Holy War in China: the Muslim Rebellion and State in Chinese Central Asia, 1855–1877*, Stanford 2004 .
- 79** Noelle, *State and Tribe* (Anm. 71 ) mit einer ausgewogenen Darstellung.
- 80** Anke von Kügelgen, *Die Legitimierung der mittelasiatischen Mangitendynastie*, Würzburg 2002 .
- 81** Alexander Morrison, *Russian Rule in Samarkand 1868–1910. A Comparison with British India*, Oxford 2008 .
- 82** Christine Noelle-Karimi, *The Pearl in its Midst. Herat and the Mapping of Khurāsān from the Fifteenth to the Nineteenth Centuries*, Habilitationsschrift Bamberg 2008 .
- 83** K.K. Palen, *Otčet po revizii Turkestankogo kraja*, 18 Bde., Sankt Petersburg 1910/1911 .
- 84** Niccolò Pianciola, *Stalinismo di frontiera. Colonizzazione agricola, sterminio dei nomadi e costruzione statale in Asia*



centrale (1905–1936), Vicenza 2009 .

**85.** Jörn Happel, *Nomadische Lebenswelten und zarische Politik. Der Aufstand in Zentralasien 1916*, Stuttgart 2010 .

**86.** Steven Sabol, *Russian Colonization and the Genesis of Kazak National Consciousness*, Basingstoke 2003 .

**87.** Marco Buttino, *La rivoluzione capovolta. L'Asia centrale tra il crollo dell'imperio zarista e la formazione dell'Urss*, Neapel 2003 .

**88.** Beatrice Penati, »The Reconquest of East Bukhara: the Struggle against the Basmachi as a Prelude to Sovietization«, in: *Central Asian Survey* 26 (2007), S.521–538 .

**89.** Adeeb Khalid, »The Fascination of Revolution: Central Asian Intellectuals, 1917–1927«, in: Tomohiko Uyama (Hg.), *Empire, Islam, and Politics in Central Eurasia*, Sapporo 2007, S.137–152 .

**90.** Arne Haugen, *The Establishment of National Republics in Soviet Central Asia*, Basingstoke 2003; Francine Hirsch, *Empire of Nations. Ethnographic Knowledge and the Making of the Soviet Union*, Ithaca 2005; Svetlana Gorshenina, *Asie centrale. L'invention des frontières et l'heritage russo-soviétique*. Paris 2012 .

**91.** Virginia Martin, *Law and Custom in the Steppe: The Kazakhs of the Middle Horde and Russian Colonialism in the Nineteenth Century*, Richmond 2001 .

**92.** Robert Crews, *For Prophet and Tsar. Islam and Empire in Russia and Central Asia*, Cambridge (Mass.) 2006; Shoshana Keller, *To Moscow, Not Mecca. The Soviet Campaign against Islam in Central Asia, 1917–1941*, Westport 2001 .

**93.** Marianne Kamp, *The New Woman in Uzbekistan. Islam, Modernity, and Unveiling under Communism*, Seattle, London 2006 .

**94.** Niccolò Pianciola, »Famine in the Steppe. The Collectivization of Agriculture and the Kazak Herdsmen, 1929–1934«, in: *Cahiers du monde russe* 45 (2004), S.137–192, und ders., *Stalinismo di frontiera* (Anm. 84); Isabelle Ohayon, *La sédentarisation des Kazakhs dans l'URSS de Staline. Collectivisation et changement social (1928–1945)*, Paris 2006 .

**95.** Adrienne Edgar, *Tribal Nation: the Making of Soviet Turkmenistan*, Princeton 2004 .

**96.** Ildikó Bellér-Hann, *Community Matters in Xinjiang, 1880–1949. Towards an Historical Anthropology of the Uyghur*, Leiden 2008; James Millward, *Eurasian Crossroads. A History of Xinjiang*, New York 2007 .

**97.** Christopher Atwood, *Encyclopedia of Mongolia and the Mongol Empire*, New York 2004, Sp. 475 a (Art. »Revolutionary Period«).

**98.** *Central'naja Azija v sostave Rossijskoj imperii*, Moskau 2008, S.146 .

**99.** Jeff Sahadeo, *Russian Colonial Society in Tashkent, 1865–1923*, Bloomington 2007 .

**100.** Zum Komplex der islamischen Alltagskultur sind in den letzten Jahren neue Arbeiten erschienen, die das Bild grundlegend ändern. Bruce Privratsky, *Muslim Turkistan. Kazak Religion and Collective Memory*, Richmond 2001; Annette Krämer, *Geistliche Autorität und islamische Gesellschaft im Wandel. Studien über Frauenälteste (otin und xalfa) im unabhängigen Usbekistan*, Berlin 2002; Maria Elisabeth Louw, *Everyday Islam in Post-Soviet Central Asia*, London 2007; Krisztina Kehl-Bodrogi, »Religion is Not so Strong Here«. *Muslim Religious Life in Khorezm after Socialism*, Berlin 2008; Ildikó Bellér-Hann, »Making the Oil Fragrant. Dealings with the Supernatural among the Uighur in Xinjiang«, in: *Asian Ethnicity* 2 (2001), S. 9–23; dies. *Community Matters* (Anm. 96); Till Mostowlansky, *Islam und Kirgisen on Tour. Die Rezeption »nomadischer Religion« und ihre Wirkung*, Wiesbaden 2007; Jeanine Dağyeli, »Gott liebt das Handwerk«. *Moral, Identität und religiöse Legitimierung in der mittelasiatischen Handwerker-risāla*, Wiesbaden 2011; Irene Hilgers, *Why do Uzbeks have to be Muslims? Exploring religiosity in the Ferghana Valley*. Berlin 2009 .

**101.** Grundlegend Adeeb Khalid, *The Politics of Muslim Cultural Reform. Jadidism in Central Asia*, Berkeley 1998 .

**102.** Ingeborg Baldauf, *Schriftreform und Schriftwechsel bei den muslimischen Rußland- und Sowjettürken (1850–1937)*, Budapest 1993; Lutz Rzehak, *Vom Persischen zum Tadschikischen. Sprachliches Handeln und Sprachplanung in Transoxanien zwischen Tradition, Moderne und Sowjetmacht (1900–1956)*, Wiesbaden 2001 .

**103.** Thomas Allsen, »Mongols as Vectors for Cultural Transmission«, in: Nicola di Cosmo, Allen Frank, Peter Golden (Hg.), *The Cambridge History of Inner Asia. The Chinggisid Age*, Cambridge 2009, S.135–154 .

**104.** Sneath, *The Headless State* (Anm. 13) .

**105.** di Cosmo, *The Qing and Inner Asia* (Anm. 76), S.340 .



### **Über Jürgen Paul**

Jürgen Paul ist Professor für Islamwissenschaft am Orientalischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

## **Impressum**

Covergestaltung: Hißmann, Heilmann, Hamburg

Coverabbildung: Reiter auf Löwenjagd, Buchillustration, islamische Schule, aus Buchara oder Tabriz (Usbekistan) / Bridgeman Art Library

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012

ISBN 978-3-10-402410-3

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-402410-3

# Abonnieren Sie Ihren persönlichen Newsletter der Fischer Verlage

## Ihre Vorteile:

### Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen  
Neu-Abonnenten  
verlosen wir  
monatlich  
ein Buchpaket

Melden Sie sich jetzt online an auf  
[www.fischerverlage.de/newsletter](http://www.fischerverlage.de/newsletter)



## LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Neue Fischer Weltgeschichte Band 10‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

**Stöbern Sie in Beiträgen** von anderen Lesern

### **Der Social Reading Stream**

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

*Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten*

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content). Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

## Inhaltsverzeichnis

[Cover]

[Haupttitel]

Zur Neuen Fischer Weltgeschichte

Einleitung: Die Weltregion Zentralasien

A Voraussetzungen

1. Raum
2. Bild
3. Begriff

B Geographische Kennzeichen

1. Topographie
2. Klima und Klimazonen, Vegetation
3. Tierwelt
4. Bevölkerung, Sprachen

C Zentrale Konzepte – Leitfragen

I Frühe Kulturen bis ca. 750 n.Chr.

A Herrschaft und Politik

1. Bronzezeit und Eisenzeit: Frühe agropastorale Kulturen
2. Skythen, Saka, Achämeniden
3. Alexander, Hellenistisches Zentralasien
4. Xiongnu und Han
5. Yuezhi und Kuschanen
6. Hunnen, Chioniten, Kidariten, Hephthaliten
7. Nördliche Wei und Rouran; Türk und Tang
8. Die arabischen Eroberungen in Zentralasien

B Wirtschaft

1. Ackerbau und Weidewirtschaft
2. Handel

C Gesellschaft

1. Tribalismus
2. Oasen und Oasenstädte

D Religion und Kunst

1. Schamanismus und Ahnenverehrung, Tängri
2. Zoroastrismus
3. Manichäismus
4. Buddhismus
5. Christentum
6. Judentum

II Von 750 bis zur mongolischen Eroberung

A Herrschaft und Politik

1. Situation in der Mitte des 8. Jahrhunderts
2. Das Kaganat der Uiguren und die späteren Tang
3. Tibet als Großmacht in Zentralasien
4. Transoxanien: Regionalisierung des Kalifats, Die Sāmāniden
5. Erste türkische Dynastien in der islamischen Welt
6. Kimek, Qipčaq, Große Ost-West-Wanderung
7. Vor der mongolischen Eroberung

B Wirtschaft

1. Landwirtschaft, Städte
2. Nomadischer Handel. »Pelzstraße«
3. Bergbau, Metallverarbeitung

C Gesellschaft

1. Herrschaft, Territorialität, Soziale Hierarchie
2. Städte, städtische Notabeln

D Religion und Literatur

1. Islamisierung in Zentralasien bis zur Mongolenzeit
2. Buddhismus nach ca. 750
3. Iranisch-islamische Synthese

III Das mongolische Zeitalter (Anfang 13. Jahrhundert bis ca. 1750)

A Herrschaft und Politik

1. Die Mongolen vor Činggis Khan. Temüjin-Činggis Khans Aufstieg (bis 1206)
2. Mongolische Eroberungen bis zum Tod Činggis Khans (1206–1227)
3. Die Nachfolger Činggis Khans. Das Gesamtreich
4. Die Teilreiche in Zentralasien; »nach-mongolische« Staaten
5. Oirat (Dsungaren, Qalmaq, Kalmücken)
6. Timur und die Timuriden
7. Usbeken
8. Kasachen
9. Kirgisen

B Wirtschaft,

1. Auswirkungen der mongolischen Eroberung
2. Zunahme des Pastoralnomadismus
3. Entwicklung des Handels, pax mongolica
4. Neue Handelswege
5. Handel zwischen der Dsungarei, »Buchara« und Russland
6. Handel zwischen Zentralasien und Indien
7. Tributmissionen – Handel mit China
8. Produzierendes Gewerbe, regionaler Handel

C Gesellschaft

1. Rechtssysteme im Kontakt
2. Soziale Verhältnisse auf dem Lande
3. Stiftungen als »Agrobusiness«

D Religion, Kunst, Literatur

1. Islamisierung der Steppen
2. Sufische Bruderschaften
3. Buddhismus bei den Mongolen
4. Historiographie
5. »Populäre« narrative Literatur (mit Hagiographie)
6. Dichtung
7. Bildende Kunst und Architektur

IV Zentralasien unter fremder Herrschaft (Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1991)

A Herrschaft und Politik

1. Einleitung
2. Afghanistan bis zur britischen Intervention
3. Die Entstehung der transoxanischen Khanate
4. Das Vordringen Russlands
5. Qing-China in Zentralasien
6. Afghanistan bis ins 20. Jahrhundert – Britische Interessen



7. [Die Khanate und Emirate bis zum Ende ihres Bestehens, Russische Kolonialpolitik](#)
8. [Sowjetische Geschichte Zentralasiens](#)
9. [Xinjiang nach den Qing](#)
10. [Die Mongolei im 20. Jahrhundert](#)

[B Wirtschaft](#)

[C Gesellschaft](#)

1. [Koloniale Gesellschaft](#)
2. [Alltagskultur im islamischen Zentralasien](#)
3. [Geistige Entwicklungen in Zentralasien seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert](#)

[V Von 1991 bis zur Gegenwart](#)

[A Das Erbe der Sowjetunion](#)

1. [Der Weg in die Unabhängigkeit](#)
2. [Ethnische Konflikte in Xinjiang](#)
3. [Ökologische Situation, Globale Erwärmung](#)
4. [Demographische Situation, Migration](#)
5. [Wirtschaftliche Entwicklung](#)
6. [Politische Entwicklung, Menschenrechte](#)

[B Unruheherd Zentralasien](#)

1. [Der Bürgerkrieg in Tadschikistan](#)
2. [Die »Tulpenrevolution« in Kirgisistan](#)
3. [Personenkult in Turkmenistan](#)
4. [Islamische Debatten, Islamismus, »War on Terror« \(außerhalb Afghanistans\)](#)
5. [Krieg und Bürgerkrieg in Afghanistan \(1979–2009\)](#)
6. [Geschichte als Ressource](#)

[Schluss](#)

[Zentralasien in der Weltgeschichte](#)

[Anhang](#)

[Dank](#)

[Zur Transkription](#)

[Ausgewählte Literatur](#)

- [Gesamtdarstellungen](#)
- [Nachschlagewerke](#)
- [Ausstellungskataloge, kunsthistorische Werke](#)
- [Große Zeiträume, mehr als eine Epoche; frühe Kulturen](#)
- [Von 750 bis zur mongolischen Eroberung](#)
- [Das mongolische Zeitalter](#)
- [Zentralasien unter fremder Herrschaft](#)
- [Von 1991 bis zur Gegenwart](#)

[Glossar](#)

[Zeittafel](#)

[Abbildungsnachweis](#)

[Personen- und Ortsregister](#)

[Personenregister](#)

[Ortsregister](#)

[\[Anmerkungen\]](#)

[\[Über Jürgen Paul\]](#)

[\[Impressum\]](#)

[\[www.fischerverlage.de\]](#)

[\[LovelyBooks.Stream\]](#)